ERÂNISCHE
ALTERTHUMSKUNDE

VON

FR. SPIEGEL.

ERSTER BAND.

GEOGRAPHIE, ETHNOGRAPHIE UND ÄLTESTE GESCHICHTE.

LEIPZIG,
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN.
1871.

ERÂNISCHE ALTERTHUMSKUNDE.

ERSTER BAND.

ERÂNISCHE

ALTERTHUMSKUNDE

VON

FR. SPIEGEL.

ERSTER BAND.

GEOGRAPHIE, ETHNOGRAPHIE UND ÄLTESTE GESCHICHTE.

LEIPZIG,

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN.

1871.

Vorwort.

Bei der grossen Erweiterung, welche die orientalische Wissenschaft seit Anfang dieses Jahrhunderts erfahren hat, sind die érânischen Studien von einem eigenthümlichen Schicksale betroffen worden. Die wichtige Weltstellung der Erânier, so wie ihre Berührungen mit den Griechen, hatte schon früher die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und zu dem Studium ihrer Sprache geführt, dieses musste sich aber in früheren Jahrhunderten nothwendig auf die neupersische Sprache und Literatur beschränken. Die neupersischen Studien schlossen sich naturgemäss an die semitischen, namentlich die arabischen an, wie sie ja in der That die arabische Sprache und Literatur zu ihrer nothwendigen Voraussetzung hatten. Dagegen begann die wissenschaftliche Erforschung der altérânischen Sprach- und Literaturzustände recht eigentlich erst in diesem Jahrhundert, sie schloss sich ebenso sachgemäss an das Altindische an wie die neupersischen Studien an das

Arabische. Da nun bei der ausserordentlichen Ausdehnung der orientalischen Studien der semitische und der indogermanische Theil des Orients immer mehr zwei getrennten Studienkreisen zugewiesen wird, so mussten die érânischen Studien in zwei getrennte Hälften zerfallen, von denen die eine als ein Anhang des semitischen, die andere als ein Anhang des indischen Studienkreises gelten konnte und diese beiden Hälften standen unter sich in wenig oder gar keinem Zusammenhange. Das Gedeihen der érânischen Studien fordert nun nach meiner Ansicht, dass man diese Trennung mehr und mehr aufhebe, die neueren Zustände aus den alten, die alten aber durch Vergleichung mit den neuern zu erklären suche und zwar nicht bloss in sprachlicher, sondern auch in sachlicher Hinsicht. Nur die Ueberzeugung, dass eine Darstellung der Alterthumskunde auf möglichst breiter, sprachlicher Grundlage ruhen müsse, hat mich abgehalten, den gegenwärtigen Versuch einer érânischen Alterthumskunde, für den ich seit langer Zeit mit Vorliebe gesammelt habe, früher schon dem Publicum vorzulegen. Dass derselbe in jeder Hinsicht genügen werde, wage ich natürlich nicht zu glauben, doch hoffe ich, dass er diesen Theil der érânischen Studien fördern und ihre Wichtigkeit einem weiteren Kreise anschaulich machen werde.

Das erste und zweite Buch des vorliegenden Werkes versucht eine Darstellung der natürlichen Beschaffenheit Érâns und eine Uebersicht über die dieses Land

bewohnenden Völker zu geben; verwickeltere geographische und ethnographische Untersuchungen über Einzelnheiten sind ausgeschlossen und für spätere Bände vorbehalten, wo sich Gelegenheit genug finden wird, auf diese Dinge zurück zu kommen. Dass in diesen beiden Büchern das grosse geographische Werk von C. Ritter mein Führer gewesen ist, wird man leicht bemerken, ohne dass ich diess besonders hervorzuheben brauchte. Meine Aufgabe war namentlich, indem ich der Darstellung Ritters folgte, die zahlreichen Einzelforschungen nachzutragen, welche seit dem Erscheinen des Ritter'schen Werkes unsre Kenntniss des érânischen Gebietes erweitert haben. Auf die Rechtschreibung der geographischen Eigennamen habe ich ein besonderes Augenmerk gerichtet und glaube in vielen Fällen die richtigeren Formen gegeben zu haben; der consequenten Durchführung einer Rechtschreibung stehen aber leider noch übergrosse Hindernisse entgegen. Die auf den érânischen Gebieten in Frage kommenden Eigennamen gehen nicht nur auf verschiedene Sprachen, sondern selbst auf verschiedene Dialekte zurück, sie schliessen sich durchaus nicht immer an wirkliche Wörter der Sprachen an, sondern sind oft blosse Verstümmelungen älterer Wortformen, die wir in vielen Fällen gar nicht kennen. Auch durften sich in einem nicht ausschliesslich für Orientalisten bestimmten Werke, die Formen der geographischen Namen nicht allzuweit von den auf den Karten gebrauchten entfernen. — Das dritte Buch giebt eine

ganz neue Darstellung der ältesten Geschichte nach den Quellen, welche ich für die besten halte, das vierte und fünfte soll die politische und Religionsgeschichte Erâns bis zum Sturze des Sâsânidenreiches durch den Islâm umfassen, während eine Darstellung der häuslichen und staatlichen Alterthümer im sechsten und siebenten Buche das Ganze beschliessen wird.

Erlangen, im December 1870.

F. Spiegel.

INHALT.

Erstes Buch. Geographie.

ERSTES BUCH.

GEOGRAPHIE.

Vorbemerkungen.

Wenn wir es hier unternehmen, die Alterthümer des êrânischen Volkes in möglichster Vollständigkeit darzulegen, so glauben wir damit uns weder eine undankbare noch auch eine überflüssige Aufgabe zu stellen. Ist uns doch der Name der Hauptvölker êrânischen Stammes von frühe an geläufig durch die Erinnerung an das medische und persische Weltreich, welches sie im grauen Alterthume gestiftet haben, dann durch das wiederholte und bedeutsame Auftauchen des êrânischen Namens im Verlaufe der Geschichte. Der wichtigen politischen Rolle, welche zu spielen den Erâniern gegönnt war, steht eine nicht geringere culturhistorische Bedeutung zur Seite. Mit der ihnen eigenthümlichen Beweglichkeit sind diese Völker von jeher bereit gewesen, Fremdes in sich aufzunehmen, wenn ihnen dasselbe bei ihren Berührungen mit den verschiedenen Culturvölkern der Beachtung würdig erschien; allein sie begnügten sich nicht, das Fremde unvermittelt neben dem Eigenen bestehen zu lassen, sie suchten dasselbe umzubilden und mit ihren übrigen Ansichten zu einem Ganzen zu verschmelzen. Auf diese Art entstand jene eigenthümliche Cultur und vor Allem jene eigenthümliche Religion, welche seit langer Zeit allen Forschern ebenso anziehend als räthselhaft erschienen ist. Wie sich aber die Erânier nicht auf sich selbst beschränkten, sondern das Fremde willig annahmen, wenn es ihnen gut schien, so kann man ihnen auch nicht nachsagen, dass sie mit ihren eigenen Gütern gegen Andere geizten und in scheuer

Abgeschlossenheit ihre Errungenschaften für sich zu wahren suchten. Ihre weithin sich erstreckende politische Bedeutung gab ihnen reichliche Gelegenheit ihre culturhistorischen Kenntnisse in weiten Kreisen mitzutheilen, wir treffen denn auch ihre Spuren im Osten, Westen und Norden und wir können auch heute kaum hoffen, alle die Merkmale ihres Einflusses vollständig zu überblicken, welche gegenwärtig noch erkennbar sind.

Wie es nun gekommen sei, dass den Erâniern eine so wichtige Rolle in der Weltgeschichte zufiel, darüber belehrt uns vor Allem ein Blick auf die Karte und die eigenthümliche Gestaltung und Lage der von den Erâniern bewohnten Landstriche. Mit der für die ganze Cultur des Volkes hochwichtigen äusseren Gestaltung des Landes werden wir uns vor Allem zu beschäftigen haben. Unter Erân versteht man gewöhnlich das grosse Plateau, welches aus 70—80000 Q.-M. besteht und im Norden durch die flachen und breiten Bergzüge des Paropamisus und des nördlichen Taurussystems von dem Tieflande der kaspischen, aralischen und Gihon-Ebenen abgeschieden wird [1]. Erst zwischen dem 66. und 68. Grade ö. L. erfolgt eine allmälige Umgestaltung dieses Plateaus zu höher aufsteigenden Gebirgszügen, welche auf dem Plateau aufgelagert sind und durch Tiefthäler und Alpenseen unterbrochen werden. So bildet sich die Landschaft Armenien, welche mit dem Plateau von Erân im nächsten Zusammenhange steht. Im Osten aber stürzt dieses Plateauland zwischen dem 25 — 37. Grade n. Br. auf eine Länge von 180 Meilen in schmalen unbewässerten Stufenländern steil zum Indus ab. Parallel mit der nördlichen Tauruskette läuft eine südliche am Rande des Meeres ununterbrochen fort, convergirt aber mehr gegen Westen zu und schliesst das érânische Plateau nicht blos gegen Süden, sondern auch gegen Westen von den umgebenden Ländern ab.

Der grösste Theil des érânischen Ländergebietes gehört jenen Gegenden an, die wir unter dem Namen Centralasien zusammenzufassen gewohnt sind. Es ist diese Bezeichnung eine ziemlich neue, die erst durch A. v. Humboldt in Gebrauch gekommen ist und obwol im Allgemeinen kein Zweifel

1) Cf. Ritter, Asien VIII, 4 flg.

besteht, welche Landstriche man unter dem Namen Centralasien zu begreifen hat, so ist doch der Gebrauch des Wortes ein etwas schwankender und der Begriff desselben erst neuerdings fester bestimmt worden [1]). Ein Blick auf die Karte von Asien belehrt uns, dass sich zwar eine grosse Anzahl der Ströme dieses Welttheils theils in das Eismeer, theils in den atlantischen Ocean ergiessen, dagegen aber auch nicht wenige andere in Seebecken einmünden, welche mitten im Lande liegen und mit keinem der grossen Oceane in Verbindung stehen. Verbindet man nun die Quellen der kleineren Flüsse, die in den persischen Ocean fallen und die des Euphrat, des Kur, der Wolga, des Ob, der Lena, des Amur, des gelben Flusses, des Brahmaputra, des Ganges und des Indus durch eine gerade Linie mit einander, so bleibt inmitten dieses grossen Kreises das weite Gebiet, das Centralasien genannt werden muss und dessen Flüsse alle in kleinere Seebecken einmünden, welche weder unter sich in einer Verbindung stehen, noch auch mit den grossen Meeren, welche Asien umgeben und ihre Quellen müssen naturgemäss höher liegen als die Orte ihrer Mündung.

Die frühere Ansicht, dass die Gegenden Centralasiens ein grosses Hochplateau bildeten, hat in neuerer Zeit den eindringenden Forschungen A. v. Humboldts weichen müssen. Es erstreckt sich allerdings ein beträchtlich hohes und wahrscheinlich ununterbrochenes Plateau von Südwesten gegen Nordosten, von der sogenannten kleinen Bucharei bis zu den Ost-Khalkas. Es ist zwischen dem 79. und 116. Längengrad eingeschlossen, sein südlichster und nördlichster Rand befindet sich im 36. und 48. Breitengrade; fügt man hierzu noch das Hochplateau von Tibet, so erhält man allerdings eine ungeheure Hochfläche von 60000 bis 62000 Quadratmeilen [2]). Ausser diesem grossen Plateau giebt es noch verschiedene kleinere, die uns hier nicht näher angehen. Aber ausser diesen Hochflächen gehören zu Centralasien noch gewaltige Gebirgsrücken, die zu den höchsten Er-

1) Ich folge bei der Festsetzung des Begriffs Centralasien den Angaben N. von Khanikofs: *Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale. Paris* 1861. *p.* 205 fg.

2) Cf. A. v. Humboldt, Centralasien I, 31 der deutschen Uebersetzung.

hebungen der Erde gezählt werden müssen; die nördlichsten derselben sind der Altai mit seinen gegen Osten reichenden Verzweigungen, den sajanskischen und daürischen Gebirgszügen, dann der Inschan, Siue-schan und das hohe Gebirg am Koko-nor. Am südlichsten läuft der Himâlaya, der sich im Hindûkush fortsetzt und an den sich auch der Belur-tâgh und Mus-tâgh im Norden und das érânische Land im Süden anschliesst. Nur die Fortsetzung des Himâlaya, der Hindûkush und die an ihn sich anschliessenden Gebirge sind für diejenigen Gegenden von Wichtigkeit, deren Betrachtung das vorliegende Werk gewidmet ist, von ihnen also werden wir ausführlicher zu sprechen haben.

Der Hindûkush wird durch zwei grosse Ketten gebildet, von denen wir nach Lassens Vorgange[1] die nördliche die äussere, die südliche die innere nennen wollen. Die nördliche Kette beginnt an der Westseite der Hochebene Pamer, die einen Knotenpunkt bildet, von welchem hohe Gebirge ausgehen: nach Osten die Tsunglingkette, welche weiter gegen Osten sich in das Kuenlungebirge, gegen Norden in das Belurtâghgebirge fortsetzt. Der höchste Hindûkush steigt unter dem 37. Breitengrade empor, wendet sich dann südwestlich, bis er mit der innern, vom Himâlaya abzweigenden Kette zusammentrifft. Mit ihr vereint streicht er weiter gegen Westen und erreicht gerade oberhalb der Stadt Kâbul seine höchste Erhebung in dem Berge, welcher speciell den Namen Hindû-kush führt, dieser wird auf 18000 F. geschätzt, der Pass, der über ihn hinüber führt, auf 15000 F. (s. u.). Er biegt darauf nach Süd-Südwesten um und erreicht in dem Koh-i-Bâbâ noch einmal die Höhe von 18000 F. Von dieser nördlichen Kette des Hindûkush ist nun, wie gesagt, die innere, südliche zu unterscheiden, welche mit dem Himâlaya in Verbindung steht und ihre Ausläufer bis an den Indus (wo der östlichste derselben bei Torbela sein Ende erreicht) und an das Nordufer des Kâbulflusses entsendet. Aber auch das Südufer des Kâbulflusses ist von Gebirgen umgeben, die sich von da ununterbrochen bis an das Meer ausdehnen, sie gehören nicht mehr zum Himâlaya und von ihnen wird später ausführlich die Rede sein.

1) Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 20. Anm.

ERSTES KAPITEL.

Der Ostrand von Erân.

1. Der Kâbul und seine Nebenflüsse.

Wenden wir uns nun, von dem bekannteren Indien ausgehend, nach Westen gegen Erân, so tritt uns von allen Seiten ein chaotisches Berggewirre entgegen, in das wir nur an den Ufern der Flüsse, welche es entsendet, eintreten, nur durch diese eine Uebersicht über die Gliederung des Gebirges im Einzelnen gewinnen können. Unter diesen Flüssen ist nun der Kâbulstrom der nördlichste und zugleich der wichtigste, da sein Lauf die bedeutendste Strasse nach Westen bildet. Er ist die Hauptader, in welche die Gewässer, welche links und rechts von den Gebirgen herabströmen, sich ergiessen und er ist selbst ein Sohn des Hauptgebirges, dessen Quelle nicht mehr als eine Tagereise oberhalb der Stadt Kâbul, westwärts von ihr gelegen, ihren Ursprung hat, von allen Seiten mit Schneegipfeln umgeben. Von Indien kommend lernt man den Strom zuerst an seiner Mündung kennen, zu welcher er sich zunächst durch die Ebene von Peshâver, in viele Arme gespalten, sieben Tagereisen lang hinzieht. Man befindet sich hier an der Westseite des Indus noch in einem ziemlich indischen Lande, das aber doch schon bedeutend genug vom indischen Tieflande und den Gangesebenen sich unterscheidet. Die Stadt Peshâver liegt 2000—3000 Fuss über dem Meere, also weit höher als etwa Dehli oder Lahore, man kennt dort bereits den Unterschied zwischen Frühling und Herbst, der in Indien nicht zu fühlen ist. Pfirsiche, Granaten, Aepfel, Birnen, Pflaumen und wilde Trauben gedeihen dort in Fülle, dagegen werden die Orangen seltener, noch mehr die Dattelpalmen. Rosen und Veilchen finden sich in grosser Menge, von Bäumen die Platanen, Tamarisken, Cedern und Eichen. Im Sommer ist die Hitze sehr stark und erreicht zuweilen denselben Grad wie in Indien selbst, im Winter dagegen ist es kühl, so dass es selbst Nachtfröste giebt, doch wird die Kälte im Thale selbst nie sehr heftig. Regelmässig giebt es in diesem Lande drei Ernten. Verfolgt man von Peshâver aus den Weg stromaufwärts, so führt uns

derselbe nur wenig in die Berge des Hindûkush, da er sich meist auf dem südlichen Ufer des Stromes hält. Die klimatischen Verhältnisse ändern sich bald bedeutend, Gebirge engen den Strom auf allen Seiten ein und man sieht sich genöthigt zur zweiten Terrasse emporzusteigen. Drei [1]) verschiedene Wege führen durch die Engpässe, welche von den vom Norden und Süden kommenden Gebirgen gebildet werden, die hier am Kâbulstrom zusammentreffen: Khaiber, Âbkhâna und Karrapa. Unter diesen drei Wegen ist derjenige, welcher am rechten Ufer des Flusses durch die Khaiberberge führt, welche vom Nordrand des Saféd-koh ausgehen [2]), der bequemste und der kürzeste, alle grossen Eroberer der Neuzeit wie Sultân Bâber, Nàdir-shâh, sind durch diesen Pass gezogen [3]), der aber an mehreren Stellen so enge ist, dass nur wenige Menschen neben einander gehen können und der darum leicht selbst gegen eine Uebermacht vertheidigt werden kann. Der zweite Weg Âbkhâna, hält sich an den Kâbulfluss und es ist nöthig, denselben zweimal zu übersetzen [4]). Man geht nämlich bei Muehni auf das nördliche Ufer desselben und kommt dann durch einen Pass, der im Besitze des Momandstammes und in seiner Beschaffenheit dem Khaiberpasse sehr ähnlich ist. Hierauf hat man den Fluss zum zweiten Male zu übersetzen, um wieder auf das rechte Ufer desselben zu gelangen, an einer Stelle, wo derselbe bis auf 120 Schritte eingeengt, zwischen 2000 Fuss hohen Bergen dahin rauscht und voller Klippen und Wirbel ist. Es gilt dann noch über Daka und Hazârnoh (d. i. die 1000 Canäle) beschwerliche Bergpässe zu überschreiten, auf deren Höhe sich jedoch eine prachtvolle Aussicht sowol in die

1) Cf. Masson: *Narrative of various journeys in Belochistan, Afghanistan and the Panjab.* I, 147. Burnes (I, 147 der deutschen Uebersetzung) kennt fünf Wege, die er aber nicht nennt. Der Weg durch den Khaiber- und Abkhânapass treffen in Daka zusammen (Masson I, 166). Der Karrapapass mündet weiter westlich bei Goshter (ib. 168).

2) Das Land zwischen dem Khaiberpasse und dem Saféd-koh bis westlich zur Ebene von Kâbul heisst Nang-nahâr, die neun Ströme. Elphinstone Cabul. p. 120 der Ausgabe von 1815.

3) Neuerdings hat ihn Masson (I, 147 ff.) beschrieben, der die einzelnen Stationen angiebt.

4) Diesen Weg beschreibt Burnes in seiner Reise nach Bokhârâ (I, 148 fg. der deutschen Uebersetzung) und nach ihm Ritter VII, 225 fg.

Seitenthäler als auch auf den im Süden sich erhebenden, schneebedeckten Saféd-koh eröffnet, während westlich, dem Strom entlang, am Horizonte die spitzigen Thürme von Jelâlâbâd erscheinen. Von Daka an fällt dieser Weg mit dem ersten zusammen. Ueber den dritten Weg, den Karrapapass, ist noch sehr wenig bekannt geworden. Da er aber in den öden Distrikt Ghoshtar führt, der von der Strasse oberhalb Daka gesehen werden kann, so vereinigt er sich ohne Zweifel gleichfalls mit den beiden andern Wegen noch ehe diese Jelâlâbâd erreichen. Bevor dies geschieht, muss noch die unfruchtbare Ebene Buttakote (bei Burnes, Battikot bei Masson I, 168) durchwandert werden, die berüchtigt ist wegen eines sehr verderblichen Windes, der von Zeit zu Zeit dort weht. Die Stadt Jelâlâbâd liegt in einer Ebene, deren Horizont im Norden und Süden durch Schneeberge begränzt wird, ausser ihrer Lage hat die Stadt nichts Bemerkenswerthes. Das Clima ist verschieden, im Winter am angenehmsten trotz der heftigen Winde die dort wehen, im Sommer wird die Hitze drückend, aber es ist leicht, sich in die benachbarten Berge zurückzuziehen [1]; dazu bietet namentlich das reizende Seitenthal Bâlâbâgh (oberer Garten) eine gute Gelegenheit, welches unmittelbar unter den Schneebergen des Saféd-koh liegt und in das Hauptthal einmündet. Aus ihm kommt der Surkh-rûd (rothe Fluss), der östlich von Bâlâbâgh auch den Qarâsu (Schwarzwasser) in sich aufnimmt [2].

Von Jelâlâbâd führt der Weg weiter gegen Westen am Kâbulflusse dahin. Nur 10 Stunden westlich von dieser Stadt erreicht man das Dorf Gandamak, welches dadurch eine Bedeutung hat, dass sich der Uebergang von dem heissen Klima Indiens zu dem gemässigten von Kâbul hier wirklich vollzieht. Man befindet sich nun 6000 F. über dem Meere und während es im östlichen Theile des Landes regnet, schneit es in dem westlichen. Reisende, welche den Weizen bei Peshâver schon geschnitten gefunden hatten, sahen ihn bei Gandamak nur 3 F. hoch. Die Natur nimmt eine andere Gestalt an und Nadelholzwälder bedecken die Berge bis zur Schneegränze.

1) Masson I, 177.
2) Masson I, 181.

Der Uebergang ist so merklich, dass von hier an eine wärmere Bekleidung nöthig wird. Bis zur Stadt Kâbul steigt man nur noch 200 Fuss und gelangt dahin durch zwei wenig schwierige Pässe: über Jigdillak im Norden oder südlicher über Karkaia, 8000 Fuss hoch[1], beide führen in das Thal von Tezi und von da durch Haft Kotûl (die sieben Pässe) nach Kâbul[2]. Zahlreiche kleine Bäche, die auf Holzbrücken überschritten werden müssen, setzen über den Weg, ein anderer führt längs des Kâbulflusses dahin. Die Hochterrasse von Kâbul, als deren Mittelpunkt die Stadt Kâbul betrachtet werden muss, liegt 6200 Fuss über dem Meere und ist fast von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, während sich innerhalb dieses Kranzes noch andere von geringerer Höhe befinden. Nur gegen Süden und Südwesten geht die Kâbulterrasse in Hochebene über, gegen Süden in die Hochebene von Ghazna, gegen Südwesten in die von Qandahâr, darum erscheint auch nach dieser Richtung hin der Horizont freier und ist durch wellige Hügel von Felsen, Sand und Kies begränzt. Alle diese Theile gehören aber zu derselben Plateaumasse, auch nach Süden hin ist der Boden nicht unfruchtbar, wenn er Wasser hat. Die Stadt Kâbul[3] selbst ist durch ihre geographische Lage von höchster, im Morgen- und Abendlande gleichmässig anerkannter Bedeutung. Vom Norden aus Turân, wie vom Westen aus Erân, münden hier die Wege ein, die nach Indien führen. Klima und Lage ist reizend, ersteres den êrânischen sehr ähnlich, aber nicht so trocken, da die Monsune bis hierher sich fühlbar machen, aber nicht mehr als zerstörende Güsse, sondern als erquickender Regen. Schnee fällt zwar auf den umliegenden Bergen, reicht aber niemals bis in die Ebene herab. Die Kälte Hochasiens, die westlich von Kâbul ihre Wirkung äus-

1) *Cf. Wood Journey to the river Oxus p.* 170.

2) Masson I, 186.

3) Die älteste Erwähnung der Stadt, von welcher wol auch das Land Kâbulistân seinen Namen bat, findet sich bei Ptol. VI, 18. Κάρουρα ἡ καὶ Ὀρτοσπάνα, wo Lassen richtig Κάβουρα verbessert hat, da das Volk Καβολῖται heisst. באפיל findet sich geschrieben in der Huzvâresch-Uebersetzung von Vd. I, 34. Der Bundehesh schreibt באויל und באוילסתאן (41, 12). Ob das altbaktrische Vaekereta wirklich = Kâbul ist, kann nicht mit Sicherheit behauptet werden.

sert, erstreckt ihren Einfluss nicht bis hierher, der Winter ist fühlbar, aber äusserst mild, die Regenzeit fehlt hier bereits und der Regen ist über das ganze Jahr vertheilt, besonders im Mai fallen erquickende Regen, die einen lachenden Frühling hervorrufen, welcher in den östlicher gelegenen Ländern fehlt. Ein reges Treiben zeichnet diese Stadt aus, in der so vielerlei Völker sich begegnen und lebhaften Handel führen. Gleichwol ist die Stadt nicht sehr gross, im Jahre 1832 zählte sie nur 60000 Einwohner. Die Festung, Bâlâ Hisâr genannt, liegt am östlichen Ende auf einem Hügel, etwa 150 Fuss über der Ebene.

Wir müssen nun unsere Blicke vom südlichen Ufer des Kâbul hinweg auf das nördliche wenden, wo, wie wir gesehen haben, der Hindûkush seine Ausläufer bis an den Strom vorschiebt. Auch hier werden uns die Ströme, welche dieses Gebirge südwärts zum Kâbul entsendet, zum Leitfaden dienen, um uns zurecht zu finden. Als Elphinstone bei Kalabâgh den Indus überschritten hatte, konnte er gegen Norden ganz deutlich vier verschiedene Bergketten unterscheiden, von denen er die erste in der Mitte Februars frei von Schnee fand, während die Gipfel der zweiten Kette noch damit bedeckt waren; auf der dritten Kette lag er bis zur Mitte der Berge, während die vierte mit ewigem Schnee gekrönt war. Diese vierfache Reihe von Bergen entsendet eine stattliche Wassermasse, die sich alsbald gegen Süden wendet und den Kâbulstrom an seinem Nordufer erreicht. Ein Meridiangebirge, gewöhnlich Khondgebirge genannt, streicht von Norden nach Süden und nähert sich dem Kâbulstrome bei Jelâlâbâd (von welcher Stadt aus der höchste Gipfel desselben sehr wohl sichtbar ist), gerade da wo auch die Höhen des Safêd-koh von der Südseite an den Kâbul hinantreten, durch dieses Meridiangebirge wird auch auf der nördlichen Seite des Flusses die Scheidung in zwei Terrassen herbeigeführt. Die verschiedenen Berggruppen werden von einander getrennt durch die Flüsse, welche nach dem Kâbul strömen und durch die Thäler, welche sie bilden. Betrachten wir diese Zuflüsse, indem wir, wie oben, vom Indus ausgehen, so finden wir zunächst ganz in der Nähe dieses Flusses den Burrindu in einem sehr fruchtbaren aber nur schmalen Thale. Weit bedeutender ist bereits der zweite Zufluss, der Sevâd,

der aus vielen kleinern Flüssen entsteht, der bedeutendste derselben ist die Panjkora, die aber selbst der Zusammenfluss von nicht weniger als fünf kleinen Flüssen ist; der nördlichste derselben heisst Tâl. Die Panjkora fliesst ziemlich gerade gegen Süden und erhält Zuflüsse von Westen und von Osten, unter letzteren ist der bedeutendste der Lundei oder Sevâd, nach der Einmündung dieses Nebenflusses wird der Name auf den ganzen Strom übertragen, und bleibt ihm bis zu seiner Mündung. Auch der von den Ostabhängen des Khondgebirges herabkommende Strom von Bajur fliesst in den Sevâd. — Der dritte der hier zu nennenden Flüsse kann während des grössten Theils seines Laufes als die Scheidelinie zwischen der östlichen und westlichen Terrasse Kâbulistâns auf der Nordseite des Kâbulstromes angesehen werden. Sein Name ist noch nicht ganz sicher ermittelt, am besten kann man ihn Khonar nennen, häufig wird er auch Kamch genannt. Sein Lauf ist sehr lang, er soll aus einem Gletscher an dem Pusht-i-Ghur (d. i. Bergrücken) genannten Berge in der äusseren Kette des Hindûkush entspringen, der auf der andern Seite sein Wasser in den Oxus sendet. Der Fluss strömt in einem langen und engen Thale dahin, bis er zuletzt zwischen den beiden Bergspitzen Khond und Nargil das Gebirge durchbricht und in das Kâbulthal eindringt, wo er sich dann unweit Jelâlâbâd mit dem Kâbul vereinigt.

Die bisher genannten Zuflüsse des Kâbul auf seiner linken Seite gehören der östlichen Terrasse Kâbulistâns an. Auf der westlichen Terrasse finden wir zunächst, von Indien kommend, den Fluss des Laghmânthales, dessen Wasser sich nach und nach zu einen ansehnlichen Fluss gestalten, der in den Kâbul einströmt. Verfolgt man das Thal stromaufwärts, nach Norden, so findet man, dass sich dasselbe in zwei Theile spaltet, aus jedem derselben kommt ein kleiner Fluss: aus dem westlichen der bei dem Berge Tagow entspringende Alishang, aus dem östlichen der Alinghar; durch die Vereinigung dieser beiden entsteht der Fluss des Laghmânthales, der, wie es scheint, keinen bestimmten Namen führt. — Der mächtigste unter den westlichen Strömen ist jedoch der Panjir, der im Nordwesten an der äussersten Kette des Hindûkush entspringt, mit welchem sich dann der aus Nordosten kommende Ghorband ver-

einigt, der schon vorher den Parvan aufgenommen hat. Der Name des ersten Flusses bleibt auch dem vereinigten Strom. Das Land oberhalb der Mündung des Ghorband heisst Kohestân (Bergland), unterhalb derselben aber Koh-i-Dâman (Berg des Randes). Es ist dies eine ausgedehnte Ebene, die von allen Seiten von Hügeln umgeben ist, 40 engl. Meilen lang, 10—18 Meilen breit [1]). Bergströme kommen von den Bergen herab und vereinigen sich in der Mitte der Ebene, dadurch sind reichliche Mittel zur Bewässerung vorhanden und die schönen Gärten von Shikârdarra, Istalif und Isterkesh, welche durch die Beschreibung Sultân Bâbers und verschiedener neuerer Reisenden bekannt sind, liegen in dieser Ebene. Oestlich von Istalif liegt die Ebene von Begram, bekannt durch die Menge von Münzen, die in ihr gefunden wurden, etwa 24 engl. Q.-M. umfassend und fast ganz eben.

Die grosse Wichtigkeit der Kâbullandschaft für den Handel und Verkehr hat ihren Grund vornehmlich in der Leichtigkeit, mit der man von Osten aus dahin gelangen kann, ferner aber auch in dem Umstande, dass von dort Pässe sowol nach dem Westen als nach dem Norden weiter führen. Sultân Bâber, der diese Gegend genau kannte und sie selbst mehrfach mit Heeren begangen hat, zählt nicht weniger als sieben solcher Pässe, leider ist seine Beschreibung für uns nicht genau genug; einige seiner Pässe dürften blos Fusswege sein. Wir kennen bis jetzt sechs Pässe über den Hindûkush, von denen der östlichste, der von Khawak, über Anderâb nach Kunduz führt, der westlichste über Bâmiân nach Balkh, von beiden wird später noch die Rede sein. Zwischen diesen liegen vier andere, die vom Koh-i-dâman aus bestiegen werden können; sie sind [2]) der Panjir, gerade gegen Norden, Shâheh 15 NW., Parvan oder Ser Alang (der obere Theil des Parvanthales heisst Alang) 25 NW. und Ghorband 50 NW. Ein Versuch, den Parvan-

1) *Cf. Some account of a visit to the plain of Koh-i-Daman, the mining district of Ghorbund and the pass of Hindukush etc. by P. B. Lord. Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. VII.* (1838) *p.* 521 ff. und *Wood Journey p.* 173 fg. Letzterer giebt dem Koh-i-Dâman nur eine Länge von 31 und eine Breite von 7 engl. Meilen.

2) Cf. Lord l. c.

pass zu übersteigen, wurde von Wood gemacht[1]), aber ohne Erfolg, die vorgerückte Jahreszeit (es war der November bereits angebrochen) hinderte das Vordringen. Auf der kâbulischen Seite war zwar der Berg nur etwa 10 engl. M. vom Gipfel aus mit Schnee bedeckt, aber auf der andern Seite lag derselbe 60 engl. M. oder eine ganze Tagreise weit abwärts. Nicht viel günstiger fiel die Ersteigung des Ghorbandpasses aus, welche Lord in Gemeinschaft mit Capt. Leech versuchte. Die Reisenden kamen bis zur Passhöhe, die sie auf 15000 Fuss schätzen, aber nicht genau messen konnten; Schwindel, Müdigkeit und Erbrechen soll dort die Wanderer nicht selten überfallen, obwol die europäischen Reisenden nichts davon verspürten, so braucht doch die Thatsache nicht bezweifelt zu werden. Von der kâbulischen Seite steigt das Thal allmählig, erst 12—15 Meilen vor der Passhöhe fängt es an steil abzufallen. Bereits am 19. October war der Weg durch Schnee für die Karavanen fast unzugänglich gemacht, später soll es nicht mehr möglich sein, ihn zu passiren.

Westlich von der Stadt Kâbul, unweit des Weges nach Balkh, findet man die Quelle des Kâbulflusses und das Ende des Kâbulthales. Wir wenden uns jetzt wieder nach Indien zurück, um die Gränzen des érânischen Hochlandes gegen Indien zu bestimmen.

2. Das Suleimângebirge. Der Kurram- und Gomalfluss.

Unterhalb der Kâbulmündung treten die Gebirge, welche den Indus umgeben, bald in eine grössere Entfernung zurück. Bei Kalabâgh überwindet der Indusstrom die Salzberge und mit ihnen die letzten Hindernisse, welche die von Osten nach Westen streichenden Gebirge ihm zu bereiten suchten. Allein auf seinem rechten Ufer dauert die Umwallung fort, welche Erân von Indien abscheidet; an die Stelle der von Osten nach Westen ziehenden Gebirgsketten treten nun Meridiangebirge, die von Norden nach Süden gehen. Es sind drei Bergzüge, die sich in Parallelketten über einander erheben, von ihnen

1) *Wood Journey p.* 187 fg.

ist die erste nur etwa 4—5 engl. M. vom Indus entfernt, ihre Oberfläche ist nackt und öde, schliesst aber reiche Thäler ein. Die zweite Kette liegt etwa 12 M. vom Indus, ist von mittlerer Höhe, reich mit Olivenbäumen bewaldet und hat gleichfalls breite, wohlbewaldete und quellenreiche Thäler. Hinter diesen beiden Ketten erhebt sich die dritte und höchste, das eigentliche Suleimângebirge, von bedeutender Höhe und mit Nadelhölzern bewaldet. Die Suleimânkette hängt durch die Berge von Othmânkhail mit dem Hindûkush, dann auch mit der Tirhaikette zusammen, als deren höchste Erhebung wir den Safêd-koh gefunden haben, am besten aber ist es, sie als eigene Gebirgskette aufzufassen. Das Suleimângebirge streicht vom Safêd-koh aus südlich und erreicht unter dem 32. und 31. Grade nördl. Br. eine grössere Höhe unter dem Namen Kussai Ghur; der höchste Gipfel Takht-i-Suleimân unter 31° 25′ n. B. wird von Manchen auf 12800, von Andern nur auf 9000 F. geschätzt [1]), genau ist er noch nicht gemessen worden. Von der Indusseite aus gesehen erscheint er als gezahnter Bergrücken, dessen höchste kreisförmige Erhöhung gegen Nordosten liegt. An das Suleimângebirge schliesst sich unter 29° 45′ das Kurlekhigebirge und weiterhin das Brahuigebirge an, von welchen später die Rede sein soll.

Auch die Gebirgswand des Suleimângebirges kann nur an den Ufern der Flüsse überwunden werden, welche es durchbrechen, and im Allgemeinen machen sich hier dieselben klimatischen Verhältnisse geltend wie am Kâbulstrom. Nur allmählig ändert sich das heisse indische Klima in das gemässigtere érânische um, vollständig erst dann, nachdem ein zweiter höherer Bergrücken überstiegen ist.

Der Kurram entspringt in der Nähe von Haryûb, wendet sich dann gegen Osten und durchbricht die Suleimânkette in einem sehr tiefen Thale. Bei Barakhail ändert er, durch die im Norden vorliegende Kette der Salzberge gezwungen, seinen östlichen Lauf und wendet sich gegen Süden und fällt bei Kagalwalla in den Indus. Sein Bett ist sehr breit, aber auch

---

1) Cf. Vigne: *a personal narrative of a visit to Ghazni Kabul and Afghanistan* (*London* 1840). *p.* 60.

sehr seicht[1]). Durch das Thal des Kurram führt ein Weg sowol nach Kâbul als nach Ghazna. Dieser geht entweder vom Indus aus (oder auch von Peshâver, an dem Bâru, einem Zuflusse des Kâbul, aufwärts) nach Kohat und von da nach Hangû im Bangash, einem niedlich zwischen Obstgärten und Feldern liegenden Dorfe, das aber im Sommer sehr heiss und ungesund sein soll. In Thal biland-Khail tritt der Weg in das Kurramthal ein, der Strom ist dort 300 Ellen breit, fliesst über ein steiniges Bette und hat, wenigstens im Frühjahre, viel Wasser. Von Thal zieht sich der Weg am Strom aufwärts meist durch fruchtbare aber auch unfruchtbare Gegenden, wobei man den Safêd-koh gegen Norden immer in Sicht hat. Das Thal des oberen Kurram gehört den Toris. Bei Kurram-Qila ist das Kurramthal 18—20 engl. M. breit, der Strom läuft in der Mitte des Thales. Bei Habîb-Qila, nördlich vom Dorfe Paivar führt der Weg in eine Schlucht, in welcher ein kleiner Nebenfluss des Kurram fliesst, an ihm steigt man den Paivarberg empor. Der Pass heisst Spin gawâi Kôtal (Pass der weissen Kuh) und ist mitunter sehr steil. Von da steigt man wieder abwärts an einem rauschenden Bergstrom, dem Hariyâb, einem Zufluss des Kurram, und gelangt nach Alikhail, das bedeutend höher liegt als das Kurramthal. Dort sind die Felder längst grün, wenn in Alikhail der Same noch nicht gekeimt hat. Eine tiefe Schlucht führt nach Rokiân und von dort der Engpass Hazârdarakht, der meistens nur 200 Ellen breit ist, zum surkh Kôtal (der rothe Pass), so genannt wegen seiner rothen Erde, und von da gelangt man in das Thal des Logarflusses. Der Hauptweg durch das Suleimângebirge führt von Dera Ismâel Khân im Thale des Gomal aufwärts. Sobald man die Indusebene verlässt, welche der Fluss bis zu seiner Mündung in den Indus durchläuft, kommt man in eine enge, sich lange fortsetzende Schlucht, deren Breite von 50—300 Ellen schwankt, während die umgebenden Hügel 50—200 Fuss hoch emporsteigen. Zwei Orte, Sheidân und Koteghey, werden auf diesem Wege genannt. Die Strasse schlängelt sich über Kangûr und Ursuk bald auf dem rechten, bald auf

1) Elphinstone p. 114. Vgl. auch *Journal of a political mission to Afghanistan by H. W. Bellew. London* 1862. 8vo. *p.* 96 fg.

dem linken Ufer dahin, man kommt darauf nach Terapore, wo die Berge von Marawallah gegen Nordosten erscheinen, über diese Berge hinaus, östlich von ihnen, fällt sehr selten mehr Schnee, die höchsten Bergspitzen ausgenommen. Weiter westlich oberhalb Sirmagha mündet der Shei-Gomal oder rechte Gomal auf der Nordwestseite des Flusses ein in einen andern Fluss, den Zhobe, der ihm an Grösse wenig nachsteht; der Ort, wo der Zhobe entspringt, heisst Hindûbâgh und er scheint zuerst unbedeutend zu sein, der obere Lauf desselben führt durch Ebenen, der untere durch Hügel, welche den Suleimânketten angehören[1]. — Der Weg nach Westen führt am linken Gomal (Kena Gomal) weiter, es zweigt sich auch ein Weg ab, der zwar westlich, aber nicht längs des Flusses, nach Qandahâr führt, das man in zehn Tagereisen erreicht, der Weg nach Ghazna folgt dem Strome bis zu seiner Quelle in der Höhe bis auf 7000 Fuss und erst auf dieser Höhe sieht man die eigentliche Gränze zwischen Indien und Erân in der Natur[2]. Gegen Nordwesten erheben sich nun die Berge von Narawal, welche Vigne noch im Juni mit Schnee bedeckt fand. Der weitere Weg nach Westen führt über die Jaraberge, die etwa 25 engl. M. von der Passhöhe entfernt liegen, die Ebene ist hie und da etwas bebaut, meist aber bloss mit glänzendem Sande bedeckt. Auf dem hohen Bergrücken, der Ser-i-koh genannt wird, soll eine Stadt Zohaka in Ruinen liegen, angeblich aus der Zeit vor Einführung des Islâm[3]. Die Jaraberge scheinen etwas niedriger zu sein als die vorher überstiegene Passhöhe, zwischen ihnen und der Narawalkette, die schon zum Lande der Hazâres gehört, liegt eine grosse Ebene, die mit vielen kleinen Festungen aus Lehm bedeckt ist. Ghazna selbst liegt einige hundert Fuss über dieser Ebene an einen Gipshügel gelehnt, im Westen begränzen die Berge der Hazâres den Blick, im Süden scheint eine un-

1) Elphinstone p. 115. 451. Vigne, der den ganzen Weg von Dera Ismâel Khân bis Ghazna zurückgelegt hat, erwähnt diesen Nebenfluss des Gomal gar nicht.

2) Vigne p. 102. Der Berggipfel wird von ihm Ser-i-koh genannt, da diese Worte aber eben „Berggipfel" bedeuten, so bleibt der wahre Name noch zu ermitteln.

3) Vigne p. 109.

absehbare Ebene bis nach Qandahâr zu reichen. Nach Thermometermessungen liegt die Stadt Ghazna 7000 F. über dem Meere, sie ist von einer reichen Korngegend umgeben, auch ist Ueberfluss an Weideland. Ein Fluss, Nâvar geheissen, fliesst dicht an der Stadt vorbei[1], er kommt aus den Bergen der Hazâres und wird fast ganz für die Bewässerung der Felder verbraucht. Mit dem gegen Norden gelegenen Kâbul wird Ghazna durch mehrere Wege verbunden, auf der gewöhnlichen Strasse erreicht man diese Stadt in einer Tagereise, der Weg ist ohne Interesse, man findet kaum eine menschliche Wohnung. Reicher an Abwechslung ist ein zweiter Weg, der in der Nähe des Band-i-Sultân (eines vom Sultan Mahmûd am Strome von Ghazna erbauten Kanals) dahinführt und neuerdings begangen worden ist[2]. Auch er führt anfangs durch ausgedehnte Wüsteneien, die von kahlen Bergen eingefasst sind, nur hier und da zeigen sich grüne Strecken, wo ein kleiner Bach die Mittel zur Bewässeruug verleiht. Erst in der Nähe von Kâbul, im Gebiete des Logarflusses, wird die Vegetation üppiger. Der Logar entspringt in der Nähe eines Kupferbergwerkes unfern des Wegs nach Kâbul[3] und bewässert den südlichen Theil der reichen Landschaft, in welcher Kâbul liegt. — Oestlich von der Ebene, welche von Ghazna nach Kâbul führt, liegen verschiedene Berge, die man als Ausläufer der Suleimânkette betrachten darf, zwischen ihnen finden wir kleine Thäler mit Flüssen, unter welchen die Thäler des Logar, dann Speigha, Khervân und Zurmul zu nennen sind, die drei erstern neigen sich gegen Ghazna, währen das Wasser von Zurmul in den Abistâdesee abfliesst. Alle Flüsse westlich des Bergzuges von Mammai, nördlich vom Ghwasta, südlich vom Ghazna und östlich vom Meridian von Makkar laufen in diesen See. Zwischen dem Abistâdesee und Makkar ist keine Senkung sichtbar, eine solche findet aber dennoch statt[4]. Das Zurmulthal ist von Sirofza durch einen Berg-

---

1) Cf. Masson II, 221. Im älteren Theile des Shâhnâme erscheint غزنين Ghaznîn nur einmal (810, 2) obenhin erwähnt.

2) Cf. Vigne p. 135. 136.

3) Cf. Vigne p. 136. 154 ff.

4) Elphinstone p. 121.

rücken abgeschieden, der vom Suleimângebirge ausgeht, Sirofza, Urghun und Waneh fallen in Terrassen gegen den Gomal ab, der gegen Westen ihre Gränze bildet, sie sind durch Bergrücken von einander getrennt, welche mit Wäldern bedeckt sind. Westlich von Waneh ist die bergige Gegend von Mammai, die östlich gegen den Gomal abfällt, sie ist durch einen Bergrücken vom Âbistâdesee getrennt. In den Bergen südlich von Mammai sind verschiedene Thäler wie Uzdeh, Kundur, sowie Ebenen, die alle östlich gegen den Gomal abfallen[1], westlich eine Hochebene, die ganz gegen Westen abfällt.

3. Das Brahui- und Halagebirge mit seinen Pässen.

Es ist bereits gesagt worden, dass das Kurlekhigebirge, das unter 29° 45′ nordnordostwärts streicht, den südwestlichen Rand des Suleimângebirges bilde. Dieses Gebirge wird durch den Bolânpass von dem hohen Gebirgszuge getrennt, der den Ostrand von Kelât bildet und — etwas weiter gegen Westen als das Suleimângebirge — in ununterbrochenem Laufe sich südlich bis an die Meeresküste hinzicht. Man pflegt dasselbe nach Pottingers Vorgang das Brahuigebirge zu nennen, weil es von dem Stamme der Brahuis bewohnt wird. Das ebene Land im Osten des Brahuigebirges, im Süden von dem hohen Tsupper, im Osten von den Vorbergen des Suleimângebirges begränzt, heisst Sevistân und ist rein indisches Land, ebenso die südlich daran stossende Ebene Kacca Gandava. Südlich von Shikârpur erhält das Brahuigebirge den Namen Halagebirge und unter 26° 15′ den Namen des Lakkigebirges. Der Indus nähert sich im Süden wieder mehr den Bergen, so dass zwischen dem Flusse und den Bergen nur ein enger Streifen bleibt, welcher Tschand-koh genannt wird. Mit dem Cap Muwârik endigt dieses Gebirge erst am Rande der See.

Unter den Wegen nun, welche von Indien aus in dies südliche Hochland hinaufführen, ist ohne Zweifel der Bolânpass der wichtigste[2]. Auch diese Strasse schlägt man von Indien aus am Rande eines kleinen das Gebirge durchbrechenden

1) Elphinstone p. 124.

2) Ueber diesen Weg vgl. man Ritter VIII, 153 fg. Masson I. 331 fg.

Stromes ein; die indische Stadt Bâgh und das noch mehr gegen Westen gelegene Dadar in Kacca Gandava bilden den Ausgangspunkt. Die schwüle Luft, die doppelten Ernten von Reis und Gerste, die dunkle Farbe der Bewohner, Alles beweist, dass man sich hier noch auf indischem Boden befindet, während jedoch gegen Westen und Nordwesten bedeutende Bergzüge sichtbar sind. Ein Felspass führt in diese hinein, zuerst auf beschwerlichen Umwegen durch die Klippen des Passes, da der ebene Theil desselben nicht selten durch zwei Seen zum grössten Theile ausgefüllt wird, von welchen der erste zu tief ist, um durchritten zu werden; beide Seen sind Wirkung der hier noch mit grosser Macht niederfallenden Monsunregen, die weiterhin keinen Einfluss mehr äussern und schon in Kvetta kaum mehr gefühlt werden. Die erste Station ist Kirta, eine weit ausgedehnte Ebene [1]), oberhalb welcher sich ein zweiter Weg abzweigt, der aber seiner Schwierigkeit wegen nur selten begangen wird. Bei Bibi-nàni mündet ein Flüsschen in das Thal, das von den Höhen von Kelât kommen soll, von da an verengt sich das Thal immer mehr und wird zuletzt so schmal, dass kaum ein Dutzend Reiter neben einander Raum haben. Das Kurlekhigebirge, welches hier als Gränze zwischen Indien und Erân angesehen werden kann, senkt sich nun gegen Westen und der Weg führt durch die sogenannte unglückliche Ebene (desht-i-bidaulat), deren Durchwanderung einen ganzen Tag in Anspruch nimmt, in das Thal, in dem Shâla oder Kvetta liegt. Diese Stadt hat etwa 300 Häuser und treibt viel Handel, wozu sie sehr geeignet ist, da nicht blos eine Hauptstrasse von Indien nach Erân durch sie hindurch führt, sondern auch seitwärts ein Weg nach Kelât sich abzweigt. Das Thal, in welchem Shâla liegt, ist 12 engl. M. lang und 3—4 Meilen breit, es ist gut mit Wasser versehen und bringt Weizen, Gerste und vielen Klee hervor. Die benachbarten Hügel geben eine reiche Weide für Schafe, Shâla ist berühmt wegen seiner ausgezeichneten Lämmer. Die Hitze ist in dem geschützten Thale weit erträglicher als in Qandahâr, im Winter soll sogar zwei Monate hindurch der Schnee liegen bleiben [2]). Bedauer-

1) Masson I, 335.
2) Masson I, 329.

lich ist nur die Unsicherheit der Gegend, so dass die Stadt schon mehr als einmal von den benachbarten Kakers geplündert wurde. Von Shâla führt der Weg über die Ajrumkette in das Thal Pishîn, im Süden der Khoja-Amrânberge. Das Thal Pishîn ist 12 St. breit und 24 St. lang, es gränzt im Osten an das Bergland der Tobbaberge, welches Burshor genannt wird, im Westen an die Ebene Shoravak. Durchströmt wird das Thal von der Lora, die an den Tobbabergen entspringt und die ein anderes am Ende des Thales von Shâla entspringendes Wasser, das gleichfalls Lora genannt wird, in sich aufnimmt, worauf beide vereint nach Shoravak ziehen, wo sie zur Bewässerung aufgebraucht werden und nach und nach versiegen, ohne einen grösseren Strom zu erreichen. Im Thale Pishîn selbst ist das Ufer der Lora zu hoch, sie kann dort nicht zur Bewässerung verwendet werden. — Aus dem Lorathal wendet sich der Weg in die Khoja-Amrânberge, die sich bis zu einer Höhe von 8500 F. erheben, mehrere Pässe führen über sie hinüber, von Shâla aus passirt man den Pass von Kozhak, zwei andere Pässe, Roganni und Bedh, münden nach Shoravak ein, durch den letzteren fliesst die Lora. Ein vierter Pass, Kotal Shutur, soll gleichfalls nicht schwierig zu begehen sein. Von da an ist der Weg ziemlich eben und führt durch eine Landschaft ohne alles Interesse nach Qandahâr.

Unter den zwei Wegen, die noch von Indien durch das Halagebirge nach Erân führen, ist am gebräuchlichsten der am südlichsten gelegene, welcher von der Stadt Sunmiani in Las auszugehen pflegt [1]. Der Weg führt anfangs durch eine unfruchtbare Ebene, die theils mit Gebüsch, theils mit Gras bewachsen ist. Dieser unfruchtbare Boden dauert fort bis in die Nähe der Stadt Bela, die selbst nur aus etwa 300 Häusern besteht, von denen ein Drittel von Hindus bewohnt wird. Ihren Wasservorrath bezieht die Stadt theils aus Brunnen, theils aus dem Flusse Purâli, der im Westen der Stadt fliesst, ein altes Bette desselben ist in Felder umgewandelt, auf welchen Reis und Tabak gebaut wird. Dem Purâli folgend gelangt man in die Ebene von Las, welche von drei Seiten von Bergen umgeben ist, die östliche Kette bildet die Gränze zwischen Sind

1) Cf. Masson II, 25 flg. Pottinger *travels in Balotchistan* p. 25—40.

und Belucistân. Der Weg verlässt nun den Purâli und wendet sich links in den Pass Kohen Wat[1]), innerhalb dieses Passes ist der Pfad gewöhnlich so eng, dass nur zwei Kameele neben einander gehen können, an einigen Stellen sind aber die Reiter gezwungen abzusteigen, da die Felsen an beiden Seiten mehrere hundert Fuss in die Höhe steigen und den Weg beschatten. Mit diesem Passe beginnt der Eintritt in die Provinz Jalavân. Der Weg führt erst durch ein Thal, dann über einen Hügel in ein zweites Thal, von der Höhe des Passes steigt man nicht meh herunter. Anfangs ist der Pass wasserlos bis man zum Flusse Ornâc gelangt, der nicht sehr breit ist, aber viel und reissendes Wasser hat. Turkabur heisst die nächste Station, auf der man sich von allen Seiten mit Hügeln umgeben sieht, von denen einige eine ziemliche Höhe haben, ein Fluss ist auch hier zu sehen, wie überhaupt die ganze Gegend keinen Mangel an Wasser leidet. Von hier führt ein zweiter Pass, Bârân lukh genannt, nach der Ebene von Wad, die nach einem Städtchen gleichen Namens benannt ist. Die Ebene hat vom Norden gegen Süden die Ausdehnung von nur 5—6 engl. M., von Osten gegen Westen ist sie breiter und gegen Westen hin ganz offen; um die Stadt selbst ist keine Spur von Anbau zu sehen, aber etwas weiterhin wird an den Hügeln etwas Weizen gebaut; gegen 15 engl. Meilen westlich von Wad liegt die kleine Stadt Nall. Ein langes Thal, das verschiedene Flussbette durchkreuzen, die theils mit theils ohne Wasser sind, führt von Wad aus weiter nach Norden und wird Saman genannt. Gegen Norden zu erweitert es sich, aber zuletzt schliessen kleine Hügel dasselbe ab, nach deren Uebersteigung man in die weit ausgedehnte Ebene Khozdar eintritt. Die Stadt Khozdar selbst, obgleich unbedeutend, ist für den Reisenden nach der öden Gegend die er durchlaufen hat, ein angenehmer Anblick, Dattelbäume und sogar einige Gärten umgeben sie. Die grösste Ausdehnung dieser Ebene ist von Norden nach Süden, angebautes Land, mit üppigen Wiesen abwechselnd und von schönen Bächen durchschlängelt, füllt das Thal, das gegen Osten

---

2) So schreibt Pottinger (p. 32) und erklärt den Namen durch Mountain road, was möglich ist. Dagegen schreibt Masson II, 33. 171 Koharn Wat, wol aus Versehen.

und Westen durch seltsam geformte Hügel geschlossen wird. Die Stadt hat gegenwärtig nur etwa 60 Häuser (zu Pottingers Zeit zählte sie deren 500), in den Gärten reifen Aprikosen, Melonen, Maulbeeren und Orangen, Weizen wird in solcher Menge gebaut, dass ein Theil desselben ausgeführt werden kann und seiner guten Qualität wegen sehr geschätzt ist. Die Lage von Khozdar ist eine sehr günstige und die Stadt könnte leicht aufblühen, wenn etwas für ihre Hebung geschähe, wie sie denn auch früher bessere Tage gesehen hat. Von Khozdar nach Kelât geht der Weg an einem Flusse dahin, durch ein Thal, das nicht überall eben ist, bis man in die Ebene Baghvan kommt, in der mehrere Dörfer liegen und viel Weizen gebaut wird. Die niedrigen Hügel des Thales werden als die Gränze zwischen Indien und Erân betrachtet, in der That ist der Unterschied nicht weniger auffallend als bei Gandamak an der Kâbulstrasse (s. o. p. 7.)[1]. Von der sehr hoch gelegenen Ebene Lakorian führt ein kurzer Pass in die Ebene Anjira, wo man Reste alter Bauwerke findet, über deren Entstehung nicht einmal die Sage zu berichten weiss, aus dieser Ebene zweigt sich nordwärts ein Weg ab, der nach Panjghur und Kej in Balucistân führt. Von der Ebene Anjira aus begleitet im Norden ein Bergrücken (Koh Mârân) die Strasse nach Sohrâb. Von da steigt das von Hügeln eingeschlossene Thal, indem die Berge gegen Westen, eine Fortsetzung des Koh Mârân, immer höher emporsteigen, während die gegen Osten sehr phantastische Gestalten zeigen, aber niedriger sind. Der letzte Lagerplatz vor Kelât, nach Pottinger 26 engl. M. von Sohrâb entfernt, heisst Rodinjo[2]. Das weite und ebene Thal, in welches man nun eintritt, wird westlich von Hügeln begränzt, die Kâlaghân heissen, die östlichen werden Koh Kaki und Sayid Ali genannt, weiterhin tritt an die Stelle der letzteren der Koh Zoar[3]. Von Rodinjo bis Kelât rechnet man

1) Cf. Pottinger p. 37. Masson II, 46.

2) Nach Pottinger (p. 38) bedeutet Roden im Baluci Färberröthe und Jo Indigo. Der Ort soll seinen Namen davon haben, dass Kaufleute mit Kameelen, die mit den benannten Waaren beladen waren, hier eine sehr kalte Winternacht zubrachten.

3) Masson II, 49.

nach Pottinger 25 engl. M. Die Stadt Kelât selbst[1] ist nicht gross und liegt am östlichen Abhange eines Hügels, der Shâh Mirdân genannt wird. Sie ist von einer Mauer von Lehm umgeben, deren Stärke noch durch verschiedene Thürme vermehrt wird, drei Thore führen von ihr aus gegen Norden, Süden und Osten. Die Cidatelle, obwohl in ihrem gegenwärtigen Zustand werthlos, könnte nach Pottingers Versicherung, leicht zum stärksten Platze in Belucistân erhoben werden. —

Von Kelât führt noch ein anderer Weg nach Indien ausser dem eben beschriebenen nach Bela. Von Kelât ausgehend gelangt man auf diesem Wege zuerst nach Rodinjo, bis dahin gehen also beide Strassen zusammen. Von hier ab zieht sie sich gleichfalls wie die frühere nach Sohrâb und in das Anjirathal, wendet sich aber dort nicht mehr südlich, sondern mehr östlich. Der Weg ist vielfach von den Rinnsalen der Bergströme durchsetzt, man folgt einem kleinen Flusse bis in die Nähe des Dorfes Bopoh, kurz vor diesem Dorfe wendet sich der Fluss rechts und das Dorf bleibt westlich liegen, ohne die Strasse zu berühren. Nicht weit von diesem Orte beginnen von allen Seiten die Wasser von den Felsen in das schmale Thal zu fliessen und hierher kann man die eigentliche Quelle des Mullohflusses setzen, weil diese Wasser nie versiegen, während die Ströme von Sohrâb und Anjira, die gleichfalls in den Mulloh fliessen, einen Theil des Jahres hindurch ohne Wasser sind[2]. Das Thal des Mulloh, dem nun die Strasse folgt, kann eigentlich ein Engpass genannt werden, der fast vollständig vom Strome ausgefüllt wird, sich aber öfter öffnet, worauf dann der Strom sich in Canäle zertheilt. Man kommt nach Do dendân, d. i. die zwei Zähne, so genannt von der Form zweier benachbarter Berggipfel, dann nach Kil, von wo aus das Thal breiter wird, die Richtung geht nun beständig nach Norden. Noh Lang, die nächste Station, hat ihren Namen daher, weil man in jener Gegend den Strom neun mal durchsetzen muss. Bald

1) Kelât heisst nach Pottinger (p. 48) „die Stadt", ich vermuthe dass Kelât ursprünglich nichts anderes bedeutet als „Festung". Auch Pottinger erwähnt der drei Thore: Khâni, Belâi und Qandahâri, die letzteren sind von den Städten benannt, zu denen sie führen, das erstere aus Höflichkeit nach dem Khân.

2) Cf. Masson II, 114.

darauf verlässt man den Mulloh, der 50—60 Ellen breit ist, aber den Kameelen nur bis an die Kniee geht, der Pass führt in die Ebene von Kacca hinaus. Er ist der bequemste von den Pässen die nach Indien führen und das ganze Jahr hindurch offen, zudem sind Räubereien auf ihm nicht zu fürchten. Wenn er gleichwol nur selten begangen wird, so ist daran der Uebelstand Schuld, dass er in keinen der grösseren Handelsplätze ausmündet[1]).

Aber nicht blos nach Indien führen von Kelât aus Verbindungswege, es lässt sich von da aus auch weiter in das eigentliche Erân gelangen. Verschiedene Wege führen von Kelât nach Qandahâr, der eine derselben über Mastang, wo er dann kurz darauf in das Thal von Shâla einmündet. Der Weg nach Mastang ist ohne landschaftliches Interesse[2]). Der Weg führt auch hier durch Ebenen, welche von Hügeln begränzt sind, die vorzüglichste dieser Ebenen heisst Mangracar, auf dem ganzen Wege ist kein Mangel an Wasser. Eine Hügelreihe trennt die Ebene von Khad, in welcher Mastang liegt, von der Ebene von Mangracar. Eine Wasserquelle, Âb Cotoh genannt, fliesst von den Bergen herunter, die selbst Kuh Cotoh heissen. Das Thal ist enge und lang, ohne Dörfer und Wohnungen, Mastang selbst wird erst in unmittelbarer Nähe sichtbar. Von Mastang aus senkt sich die Ebene gegen das Dorf Mirghar, von da führt der Weg durch das kleine Städtchen Tiri nach Khanak, am Fusse des Berges Cehil-tan und in unmittelbarer Nähe des Bolânpasses, auf den man von diesem Berge eine schöne Aussicht hat. Wie hoch der Berg eigentlich sei, ist noch nicht gemessen, da aber zu seiner Besteigung ein ganzer Tag erforderlich ist und der Schnee auf seinem Gipfel bis zum Juni und Juli, an geschützten Stellen aber das ganze Jahr hindurch liegen bleibt, so kann er nicht niedrig sein. Den Namen Cehil tan (40 Körper) hat der Berg von einer Legende, nach der 40 Kinder auf dem Berge ausgesetzt wurden, welche der Vater später alle wohlbehalten und erwachsen dort antraf, als er hinaufstieg, um ihre Gebeine zu sammeln. — Nachrichten über einen zweiten Weg nach Qandahâr, der sich erst jenseit der Khoja-Amrânberge mit dem des Bolânpasses ver-

1) Masson II, 120.
2) Cf. Masson II, 55 flg.

einigt, verdanken wir gleichfalls der Mittheilung Massons[1]. Er scheint bis zu diesem Berge nichts Bemerkenswerthes darzubieten, der Pass durch diese Berge (s. o. p. 19.) ist lang aber nicht steil. Er führt in die Ebene Shoravak, welche im Osten von den Khoja-Amrânbergen begränzt wird, im Norden von niedrigen Hügeln, im Süden und Westen dehnt sich die Sandwüste aus. Die Lora, welche das Thal durchfliesst, ist in sehr viele Canäle zertheilt und hat nur wenig Wasser. Die Gegend ist nur wenig fruchtbar bis zu der Stelle, wo der Weg in den von Shâla einmündet.

Noch ein Weg führt von Kelât abwärts gegen Nordwesten über Nushki nach Seïstân, diesen Weg sind Christie und Pottinger gegangen[2]. Ihr erstes Nachtlager hielten sie in dem kleinen Dorfe Gharrak, das nur 7 engl. M. von Kelât entfernt liegt, vier Meilen weiter trennen sich die Wege nach Nushki und Qandahâr, der erstere führt mehr nordwestlich durch eine öde Gegend über zwei Pässe, von denen besonders der letztere schwierig zu begehen war, ein blos schmaler Weg, der am Rande eines Abgrundes dahin führte. Auch am dritten Tage mussten vier Pässe überstiegen werden, unter denen besonders der letzte merkwürdig ist. Es ist derselbe auf der Südostseite von den übrigen Bergen durch eine tiefe Schlucht getrennt, deren Seiten aus schwarzen Felsen bestehen und fast senkrecht in die Höhe steigen, sobald man am anderen Ende der Schlucht die Berge wieder erstiegen hat, dehnt sich die Wüste, welche die Mitte Erâns ausfüllt, wie ein Meer vor den Blicken aus. Das Absteigen in die Wüste von der Höhe dauert fast 5 Stunden, denn der Pass ist 11 engl. M. lang und sehr beschwerlich, man benutzt dazu die meist trockenen Betten der Sturzbäche, zuletzt das des Flusses Qaisar. Nushki selbst ist ein unbedeutender Ort am Rande der Wüste.

4. Die Berginsel der Aimaqs und Hazâras, das Hochland von Ghazna und Qandahâr.

Vergegenwärtigen wir uns den Charakter der Landschaften, welche von Indien nach Erân führen, so ist leicht ersichtlich,

1) Masson II, 178 flg.

2) Pottinger p. 100 flg.

dass die Strassen an den Flussthälern allmählich ansteigen und überall auf Plateaus hinaufführen, auf denen sich, sobald man sie erreicht hat, ein empfindlicher Wechsel des Climas einzustellen pflegt. Diese Wahrnehmung haben wir auf dem Wege am Kâbul und am Gomal, ebenso auf der Strasse nach Kelât zu machen Gelegenheit gehabt. An das Plateau von Kâbul schliesst sich nun die Berginsel der Aimaqs und Hazâras an. Die Alten nennen diese Gegend den Paropanisus, die mittelalterlichen Geographen kennen sie unter dem Namen Ghûr, d. i. Bergland, sie sagen das Clima sei kalt, das Land wild und öde, ohne beachtenswerthe Städte. Den westlichen Theil des Landes nannte man im Mittelalter Gharshistân [1], er hatte das Ghûr zur östlichen, Herât zur westlichen, Merv-rûd zur nördlichen und Ghazna zur südlichen Gränze. Dieses Land ist, wie wir jetzt wissen, eine grosse Berggruppe, eine förmliche Berginsel in einem Umfange von etwa 40 geogr. Meilen, fast gleich lang wie breit [2]. Dieses Gebirgsland fällt nordwärts gegen Balkh zu steil ab, während gegen Herât und Farah hin die Höhe allmählich abnimmt, die fruchtbare Ebene Sebzevâr bildet nach dieser Seite hin die Gränze des Berglandes. Die Hauptstrassen, wie die, welche von Kâbul über Ghazna nach Qandahâr führt, umgehen dieses Gebirge, dessen geschützte Thäler zwar quellenreich und gut bewaldet, aber durch Klippenwände oft schwer zugänglich sind.

Nur selten haben Reisende diese Landstrecken mehr als blos flüchtig berührt, auf dem Wege nämlich, welcher von Kâbul über Bâmiân nach Balkh führt. Was wir indess von neueren Reisenden erfahren, bestätigt die älteren Erkundigungen, namentlich Elphinstones. Im Westen hat v. Khanikof [3] die Gränzen dieser Landschaft überschritten und die kleine Stadt Karûkh besucht, die nur 6 Farsang östlich von Herât liegt; sie hat warme Quellen, die in der Stadt selbst zum Vorschein kommen, sonst bietet sie nichts Merkwürdiges dar. Am

1) So schon bei Yaqût. Der Name غور (Ghûr) und das abgeleitete غوران und غوری (Ghûrân, Ghûrî) findet sich schon Shâh. 296, 3. v. u. und pen.

2) Ritter VIII, 134.

3) Khanikof, Mémoire p. 140.

genauesten hat Ferrier Gelegenheit gehabt, das Land kennen zu lernen und in verschiedenen Richtungen zu durchziehen, leider reichen seine Mittheilungen nicht dazu hin, uns ein Gesammtbild zu geben. Man kann das Land als eine grosse Festung auf dem Plateau Centralasiens ansehen [1]), von welcher Seite man auch kommen mag, man muss hohe Berge übersteigen, um ins Innere zu gelangen; die Bergketten durchschneiden auch das Land im Innern, besonders von Osten gegen Westen. Ein Theil des Landes ist zwar öde, ein grosser Theil aber auch fruchtbar und voll schöner Weideplätze. Es wird sogar behauptet [2]), es gebe wenig Gegenden in Asien, die in Bezug auf Fruchtbarkeit so günstig gestellt seien, wie gerade diese, trotzdem dass die Winter dort sehr strenge sind. Es gedeiht Gerste, Korn, Mais und eine Art Hirse, welche die Bewohner sehr lieben, selbst etwas Reis wird gebaut, aber nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Früchte giebt es im Ueberfluss und alle Lebensbedürfnisse sind wohlfeil. Die Einwohner betreiben meist blos Tauschhandel, Geld ist selten. Es giebt sehr viele Kameele, was in einem so gebirgigen Lande auffallen muss, sie werden hauptsächlich ihrer Wolle wegen gehalten, die man zu warmen Zeugen zu verarbeiten weiss. Die Berge enthalten zahlreiche warme Quellen und grossen Mineralreichthum, man findet dort Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Schwefel, selbst Rubine und Smaragde, aber noch keine Mine ist regelrecht ausgebeutet worden. Die Berge sind, wie ihre Gestalt anzeigt, meist vulkanischer Natur, unter ihnen ist der Tschalap dalan hervorzuheben, der sehr hoch und mit ewigem Schnee bedeckt ist [3]). Als Hauptort des Landes gilt Zerni, eine kleine Stadt in der Nähe des eben genannten Berges, in einem kleinen Thale eingeschlossen, das aber sehr fruchtbar ist. Die Hügel, welche die Stadt umgeben, sind mit Bäumen und Weinbergen bedeckt, das Thal ist gut bewässert und enthält ausgedehnte Ruinen. Unter den Bewohnern von Zerni nennt Ferrier [4]) noch einige Feueranbeter, was aber ein Irrthum sein dürfte. Ein Thal soll sich von den Quellen des Dehâs

1) Ferrier, Voyages II, 15.
2) Ferrier l. c. II, 13.
3) l. c. II. 8.
4) l. c. II, 5.

quer durch das ganze Land bis in die Nähe Heràts erstrecken und sehr fruchtbar sein [1]). Der Weg von Herât nach Meimana, der durch dieses Gebiet führt, scheint nichts merkwürdiges zu enthalten. Ausserdem ist das Land wichtig durch die Quellen zweier Flüsse, des Murghâb und Harêrûd, auf die wir später zurückkommen. Am westlichen Ende des Landes findet sich auch ein See, Deryâ derre (Thalsee) genannt, dessen Wasser durch die umgebenden hohen Berge keinen Ausfluss finden kann. Sogar an Alterthümern mangelt es dem Lande nicht gänzlich. In der Nähe von Budhi bemerkte Ferrier Sculpturen [2]) auf einen Felsen: ein König auf dem Throne, von seinem Hofstaate umgeben, vor ihm ein gefesselter Krieger auf der Erde ausgestreckt, der auf seinen Befehl erdrosselt wird, ein anderer Krieger, von seinen Fesseln befreit, liegt auf den Knien und ruft, wie es scheint, die königliche Gnade an. Die beigefügte arabische Inschrift scheint an die Stelle einer älteren gesetzt und weit jünger als das Monument zu sein. Nach Aussage der Eingeborenen sollen in der Nähe noch Ruinen einer Stadt sein. — Nicht weit vom Singlâkh traf Ferrier einen Berg, in den zahlreiche Nischen gehauen waren (I, 436), nach seiner Beschreibung denen in Bâmiân sehr ähnlich und darum wol buddhistischen Ursprungs. — Ausserdem erwähnt er noch (II, 9 flg.) die Feste Qila Qaisar, in der Nähe ist ein See, in welchem eine Insel mit Ruinen liegt, welche die Eingeborenen But-gâh (Götzentempel) nennen. Qila-sengî ist in der Nähe von Qila Qaisar, aus Stein gebaut, wie der Name sagt, sie sind schlecht behauen, aber sehr gross und ohne Mörtel auf einander gefügt, wegen ihrer Grösse haben sie den Zerstörungsversuchen der neueren Bewohner widerstanden. Zwei Wasserleitungen versehen die Cidatelle mit Wasser. Fakhr-âbâd liegt 2 Stunden weg, ist noch theilweise bewohnt, in den Ruinen soll man alte Münzen finden.

Im Süden von diesem Berglande liegen die Plateaus von Ghazna und Qandahâr. Von der Stadt Ghazna und ihren Umgebungen ist schon oben die Rede gewesen. Der gewöhnliche Weg von Ghazna nach Qandahâr [3]) führt über Makkar, einer

1) Ferrier I, 443.
2) l. c. I, 428.
3) Cf. Masson I, 257. Bellew Journal p. 189 flg.

Stadt mit einem grossen und volkreichen Districte, in dem besonders viel Weizen und Gerste gebaut wird, der Anblick ist jedoch nicht anziehend, da die Bäume fehlen. Weiterhin kommt man durch das ziemlich öde Gebiet der Ghilzeis über Qila-i-Ghilzai nach Shahr Safâ, zuletzt läuft der Weg ziemlich dem Ternekflusse parallel. Ein anderer Weg, mehr östlich als der eben beschriebene, führt über nur wenig bebautes Land, bietet aber nichts Merkwürdiges als dass er an dem Âbistâdesee vorbeiführt, der nicht sehr gross und nur von wenigen Bäumen umgeben ist, sein Wasser ist salzig[1]). Kleine Flüsschen: Paltsi, Jilga und noch ein drittes Flüsschen, das von den Suleimânhöhen kommt, münden in diesen See. Qandahâr[2]) liegt in einer fruchtbaren Ebene, die gut bebaut ist und wo namentlich Weizen im Menge gedeiht. Das Clima ist weit milder als in Ghazna, wo der Winter sehr strenge wird, in Qandahâr dagegen fällt nur alle 3—4 Jahre Schnee, doch fehlt die grosse Hitze Indiens. Die Stadt soll 60000 Einwohner zählen, eine vielleicht übertriebene Zahl, wie so häufig bei den allgemeinen Schätzungen im Oriente. Aus der Ebene, welche die Stadt umgiebt, erheben sich von Zeit zu Zeit Felsen, welche zu kleinen Festungen verwendet sind. Zwei bis drei Tagereisen im Südosten der Stadt liegen die Tobbaberge, die als reizend geschildert und von den Bewohnern der Stadt als Sommerfrische benutzt werden. Gegen Süden nimmt die Fruchtbarkeit bald ab, noch mehr im Westen, wo sich bald Alles in Wüste verwandelt, was nicht in unmittelbarer Nähe eines Flusses liegt.

5. Das innere Khorâsân.

Haben wir bisher nur Landstriche besprochen, welche uns den Uebergang von Indien nach Erân, wenn auch mitunter in etwas sehr schroffer Weise, darstellen, so nähern wir uns nun den Gegenden, welche in der Geschichte Erâns selbst eine wichtige Rolle spielen. Im Norden wie im Süden Erâns schliessen sich an die eben besprochenen Hochplateaus von Afghâ-

1) Masson I, 262.

2) Der Name Qandahâr (قندهار) findet sich schon bei Firdosi Shah. 848, 6 v. u.

nistân und Belucistân neue Bergzüge an, welche in ununterbrochener Folge nach dem Westen laufen und von denen namentlich der nördliche die Aufgabe hat, den Verkehr zwischen dem Westen und Osten des Landes zu vermitteln, von ihm aus wenden sich auch die Strassen nach Norden; fast jeder Schritt führt uns dort auf klassischen Boden in der Geschichte Erâns, während dagegen die noch nicht hinlänglich erforschten Bergzüge des Südens zum Verkehr nur wenig geeignet sind. Ehe wir den Nord- und Südrand des Landes näher besprechen, wollen wir aber erst einen Blick auf den Landstrich werfen, der zwischen den beiden Bergrücken liegt. Obwol derselbe nur so weit fruchtbar ist, als der Einfluss der von den östlichen Plateaus kommenden Flüsse reicht, zum grössten Theile aber öde und mit einer der traurigsten Wüsten ausgefüllt wird, welche die Welt kennt, so dürfen wir doch seinen Einfluss nicht unterschätzen. Seine Bevölkerung hilft den Kern des érânischen. Volkes bilden und mehr als einmal werden wir Gelegenheit haben, über dieselbe zu sprechen.

Die wirklichen von der Natur bestimmten Gränzen Khoràsâns sind uns erst neuerdings mit Sicherheit bekannt geworden [1]. Sie werden im Südwesten durch eine Bergkette gebildet, welche am indischen Oceane beginnt und in ununterbrochener Folge bis zum kleinen Kaukasus fortläuft, wobei sie mehr als einmal in ihren Höhen die Gränze des ewigen Schnees überschreitet und in welcher die Städte Kirmân und Yezd liegen. Im Norden bildet der fortlaufende Höhenzug die Gränze, der vom Hindûkush bis zum Demâvend fortläuft, im Osten die Berge, welche die Terrasse Afghânistâns begränzen, im Süden endlich die Gebirge Belucistâns. Das Trapez, welches auf diese Art gebildet wird, zerfällt wieder in mehrere Terrassen, die erste ist die nordwestlichste, sie begreift in sich die grosse Salzwüste zwischen den Städten Kâshân, Qum, Dâmghân, Turshîsh und Tebes, sie ist zugleich die ausgedehnteste, der tiefste Punkt derselben fällt zwischen die Städte Bastâm und Tebes. Gegen Norden sind ihre Gränzen niemals niedriger als 900 Metres, im Süden aber ist die absolute Höhe nur 600 Metres. Die zweite Terrasse bildet die Wüste Lut, sie dehnt

1) Khanikof, Mémoire p. 207 flg.

sich aus zwischen den Städten Nih, Bendân, Tebes, Yezd und Kirmân, der tiefste Punkt befindet sich swischen Khabis und Nih, während ihre Gränzen gegen Norden 900—1200 Metres absolute Höhe haben, so ist sie dagegen im Südosten bei Dih-i-Seif nur etwa 380 M. hoch, der tiefste Punkt wahrscheinlich blos 120—150 M. Die dritte Terrasse bildet Seïstân, dessen Gränzen in der Nähe von Sebzâr und Birjand sehr scharf angedeutet sind. Der tiefste Punkt ist der Hâmûnsee (471 M. abs. Höhe), sie zeichnet sich den andern Terrassen gegenüber durch ihren grossen Wasserreichthum aus. Endlich die letzte dieser Terrassen, die kleinste von allen, die eigentlich für ein einzelnes Thal gerechnet werden könnte, liegt zwischen den Städten Khaf, Tûn, Birjand, dem Dorfe Yezdûn und Herât.

Der grösste Theil dieses Landstriches wird durch unfruchtbare Gegendeu ausgefüllt, eine nicht unbedeutende Strecke sogar durch die Wüste Lut. Nach der Versicherung von Augenzeugen sind die Wüste Qizil-qûm und Gobi für lachende Gegenden zu halten, wenn man sie mit dieser Wüste vergleicht[1]. Der Boden derselben besteht aus grauem Sande, reichlich mit Salz gemischt, das letztere macht die häufig sich erhebenden Staubwolken für die Augen sehr beschwerlich. Das thierische Leben hat dort ganz aufgehört, weder Vögel noch andere Thiere vermögen in diesem öden und wasserlosen Landstriche ihr Dasein zu fristen. Die Vegetation ist äusserst spärlich, aber merkwürdig, denn in der Wüste Lut verschwinden die Pflanzengattungen, welche der Wüste Transoxianas angehören und die man sonst auch in Erân findet, an ihre Stelle treten andere Gattungen, die mit den Pflanzenfamilien Aegyptens und Arabiens Verwandtschaft haben[2]. Nur der Osten dieses Landstriches ist bewohnbar und zum Theil sogar sehr fruchtbar, soweit nämlich die von den Hochebenen im Osten herabströmenden Wasser ihren Einfluss auf das Land zu üben vermögen; der Sammelplatz aller dieser Wasser ist der Hâmûnsee. Als die Hauptader, welche die meisten dieser Ströme ihrem Bestimmungsorte zuführt, ist der Fluss Hilmend anzu-

1) Khanikof, Mémoire p. 183.
2) Khanikof l. c. p. 175.

sehen[1]. Er entspringt nicht sehr weit vom Kâbulflusse, aber an der anderen Seite des Koh-i-Bâbâ, wie es scheint, aus mehreren Quellen. Nach Wood heisst der Ort seines Ursprungs Fazindaz[2], nicht weit von seinem Ursprunge ist er 12 Ellen breit und etwa einen Fuss tief. Sein Stromlauf von der Quelle bis zur Mündung beträgt 80 geogr. M., von welchen er die Hälfte in dem Gebirge, die Hälfte in der Ebene zurücklegt. Obwol er an den meisten Orten zu durchsetzen ist, so ist doch der Hilmend zu allen Zeiten des Jahres ein mächtiger Strom, der den Pferden bis an die Brust geht, zur Zeit der Schneeschmelze ist er tief und reissend[3]. Die fruchtbarsten Landstrecken liegen an seinem oberen Laufe, nämlich die Oasen Lâm, Zemendâver (زمنداور bei Yaqût), Arghand-âb und Garmsir, wohin sich der Einfluss des Stromes nicht mehr erstreckt, da ist gewöhnlich eine halbe Stunde vom Ufer schon der Beginn der Wüste. Die Ufer des Flusses sind in seinem oberen Laufe mit wilden Mandeln, Feigen und Wallnussbäumen bewachsen, in den Thälern wird Weizen und Reis gebaut. Unter seinen Nebenflüssen ist der Siâh-rûd[4] zu nennen, der nach einem Laufe von 80 engl. M. etwa 14 engl. M. oberhalb Grisk, in der Nähe die alte Feste Bost, die auf einer Insel liegt, in den Hilmend einmündet und zwar auf seiner linken Seite. Von derselben Seite fliesst ihm der Arghend-âb[5] zu, seine Quelle ist bedeutend südlicher als die des Hilmend, aber noch innerhalb des Paropanisus, er wendet sich nach Süden und mündet unterhalb Grisk; im Winter ist er nur

1) In Avesta (Vd. I, 50) heisst der Fluss bekanntlich haetumaňt, huzw. hetomand, d. i. wol der mit Brücken versehene. Hieraus ist bei den Alten der Name Etymander entstanden (Arrian IV, 6). Plinius (H. N. VI, 25) nennt in der Nachbarschaft Arachosiens den Hermandus oder Herymandus, Polybius (XI, 24) und Q. Curtius (VIII, 9. 10) den Erymanthus. Hierzu stimmt die Form هيرمند (Hirmend) bei Firdosi (Shâh. 195, 779, 18. ed. M.). Yaqût schreibt هندمند (Hindmend), wie ich glaube verdankt diese Form einer Volksetymologie ihren Ursprung und soll wol heissen: der indische. Nach dem Bundehesh (53, 12) heisst er auch Zarinmend, mit Gold versehen.

2) Wood *Journey to the river Oxus*. p. 197.

3) Elphinstone, Cabool. p. 115.

4) Elphinstone, Cabool. p. 116.

5) Elphinstone l. c.

klein, aber er wird tief und reissend, wenn er mit Schneewasser gefüllt ist. Mit dem Arghend-âb vereinigt sich der Ternek, der in der Nähe von Makkar, unfern der Strasse, entspringt, welche von Ghazna nach Qandahâr führt[1]), er wendet sich dann erst südwestlich, später westlich, im Süden von Qandahâr nimmt er noch den Arghesân in sich auf, der bei Kâfirshâh entspringt und kurze Zeit sehr reissend ist, aber den grössten Theil des Jahres sein Bette trocken lässt; weiterhin erhält er noch an dem Shorandâb und Dori kleine Zuflüsse. Ungeachtet dieser Zuflüsse vermindert sich das Wasser des Arghesân eher als es sich vermehrt, da ihm durch die Bewässerung der Felder fortwährend ein grosser Theil seiner Wassermasse entzogen wird. Vereint mit allen diesen Flüssen ergiesst sich der Arghendâb südlich vom Qandahâr in den Hilmend. Ausser den bereits genannten Strömen erhält der Hilmend auf seiner linken Seite keinen Zufluss mehr, denn die Lora, welche ihre Richtung auf diesen Strom nimmt, versiegt in den Sand ohne ihn zu erreichen, wie wir bereits gesehen haben. Der Hilmend ist ein schöner Fluss, der von seiner Quelle an von Nordosten gegen Nordwesten fliesst[2]), er durchkreuzt das Bergland des Paropanisus in einem tiefen, oft durch grosse Felsstücke gehemmten Bette, aber etwa 12 Meilen oberhalb Grisk tritt er in die Ebene ein. In seinem untern Laufe bei Ghelcîn verlässt er plötzlich[3]) seine frühere Richtung und wendet sich nordwestlich dem Hâmûnsee zu, indem er sich in verschiedene Theile spaltet. In seinem obern und mittlern Laufe, besonders vom Grisk abwärts bis Mala-Khân, ist er dicht bebaut und bewohnt, nicht so in seinem untern Laufe, wo die Anwohner es vorziehen, an grösseren Orten zusammenzuwohnen, um den Raubanfällen der Beluccn besser widerstehen zu können, die Fruchtbarkeit in der Nähe des Flusses bleibt immer die nämliche. Von dem Thurm Alam-dâr an (wol dem Ilmdar bei Christie entsprechend), der ein Theil einer alten Festung ist, verzweigt sich der Hilmend in mehrere

1) Cf. Masson Journeys II, 216. 217. *Journal of the As. Society of Bengal. XIII*, 354. Bellew Journal p. 196.

2) Ferrier II, 339.

3) l. c. II, 310.

Canäle[1]), von welchen besonders drei dazu dienen, die Ueberfülle des Wassers zur Regenzeit abzuführen, von da an beschränkt sich auch die Cultur nicht mehr auf die Ufer des Flusses, es bildet sich ein Delta, das wol bevölkert ist und auf dem an zwanzig Dörfer Raum finden, die alle reich sind. Diese Dörfer liegen nur an den höchsten Stellen der Gegend, um gegen Ueberschwemmung gesichert zu sein. Die grösste Plage dieses Deltas sind die Massen Muskitos, welche sich dort aufhalten und die es unmöglich machen, kleines Vieh wie Schaafe und Ziegen zu halten, sie würden ihren Angriffen unterliegen. Dass dieser untere fruchtbare Lauf des Hilmend reich an Ruinen ist, wissen wir schon seit dem flüchtigen Besuche des Capitän Christie, neuerdings hat sie Ferrier gesehen, leider unter Verhältnissen, die ihm eine genaue Beschreibung unmöglich machten. So bei Pul-alek (Pullaluk bei Christie) die alte Stadt Rudbâr, aus Backsteinen gebaut, welche denen von Farah sehr ähnlich sind[2]). Weiter abwärts am Flusse liegen die Ruinen Qila-i-Pat, die umfangreichsten in dieser Gegend, und von Pulkeh (Pulki bei Christie). Auch in der Nähe von Jelâlâbâd sind Ruinen, doch scheint man ihre Grösse übertrieben zu haben. Ein Berg, Du-shâkh (d. i. die beiden Zweige), ist in der Nähe, der zwei Spitzen und von diesen seinen Namen hat[3]), aber nicht eine Stadt in Ruinen dieses Namens, es scheint dies eine Verwechslung mit der Feste Destak, die bei einer sehr tiefen Stelle des Flusses liegt und leicht zu vertheidigen ist[4]). Von den Ufern des Hilmend ist südlich nach Nushki ein Weg von 191 engl. Meilen[5]), den man in 9 Tagemärschen zurücklegt, meist durch harten Sand über unfruchtbare Strecken. Die drei ersten Tagemärsche sind sehr lang, jeder von 25 engl. M., der vierte aber kurz, der 5. und 6. lang aber mit gutem Wasser versehen, der 7. ist beschwerlich mit schlechtem Wasser, der 8. lang und beschwerlich, ohne alles Wasser, der 9. dagegen kurz, blos 11 engl. M.

---

1) Ferrier II, 316 flg.
2) Christie bei Pottinger travels p. 403 flg. Ferrier II, 309.
3) Ferrier II, 323. 324.
4) l. c. II, 325.
5) Pottinger travels p. 405.

Ausser dem Hilmend münden noch mehrere Flüsse in den Hâmûnsee, unter diesen ist zuerst der Khas-rûd zu nennen, den man lange Zeit für einen Nebenfluss des Hilmend hielt und bei Kûh-nishîn in denselben münden liess. Derselbe soll bei Sakir, 90 engl. M. südöstlich von Herât, entspringen. Dieser Strom läuft südlich bis Kûh-i-duzd, zwischen Wakhir und Hâji Ibrahîmî[1]), macht dann einen Bogen und wendet sich plötzlich gegen Südosten und mündet in den Hâmûnsee. Seine Ufer sind mit Tamarisken bedeckt und sein Bette in seinem oberen Laufe so tief, dass man auf beiden Seiten gegen eine halbe Stunde hinab zu steigen hat, ehe man an den Fluss kommt. Von Kûh-i-duzd an werden seine Ufer flacher und seine Wasser vielfach zur Bewässerung verbraucht, wesshalb sein Bette im Sommer fast trocken ist. Zwischen dem Khash-rûd und dem Farah-rûd nennt Ferrier[2]) noch den Khuspas, der im Sommer immer trocken, im Winter und Frühlinge aber reichlich mit Wasser versehen ist. Der Khash-rûd und Khuspas münden am nordöstlichen Ufer des Sees.

Bedeutender als der Khash-rûd ist der Farah-rûd, ein anderer Zufluss des Hâmûnsees. Nach Elphinstone ist die Quelle desselben in der Nähe des Khash-rûd[3]). Seine Ufer sind mit Tamarisken und Mimosen bedeckt, im Frühlinge hat er reichlich Wasser, so dass er Khanikof an den Kur bei Tiflis erinnerte[4]), im Sommer ist er bisweilen schwach oder versiegt ganz, weil sein Wasser sehr stark zur Bewässerung der Felder verbraucht wird; dann findet sich nur hier und da in seinem Bette eine Lache stehenden Wassers, welche Fieber erzeugt[5]). Der wichtigste Ort an seinen Ufern ist die Stadt Farah. Es hat übrigens zwei Städte dieses Namens gegeben, die nur etwa eine Stunde aus einander liegen. Die ältere liegt eine halbe Stunde vom Flusse im Süden desselben in einer Schlucht, die auf drei Seiten von den letzten Ausläufern des Paropanisus umgeben ist, zu dem sie also den Eingang be-

1) Ferrier II, 293.
2) Ferrier II, 344. 390.
3) Elphinstone, Cabul p. 116.
4) Khanikof, Mémoire p. 153.
5) Ferrier II, 284. 285.

herrscht [1]). Die jetzige Stadt liegt auf dem Nordufer des Flusses und ist ganz nach dem Muster von Herât gebaut, aber nur halb so gross. Noch im Jahre 1837 zählte Farah 6000 Einwohner, durch die Verwüstungen der Afghânen und Beluceen ist sie später sehr herunter gekommen und eigentlich ein grosser Ruinenhaufen, in welchem nur etwa 60 Häuser bewohnt sind. Auf den Backsteinen, aus denen sie gebaut ist, will Ferrier Keilinschriften gesehen haben, doch ist dies wahrscheinlich ein Irrthum [2]). Der Farah-rûd ergiesst sein Wasser am Nordufer des Sees, sein Wasser ist gelblich und fliesst schnell seiner Bestimmung zu. Am Ausflusse des Farah-rûd liegt an seinem rechten Ufer die Feste Lâkh, auf dem linken Juvein, eine ältere Feste, aber jetzt in Ruinen, keine der beiden Festen ist alt, die mittelalterlichen Geographen kennen sie noch nicht.

Nur eine halbe Stunde westlich vom Farah-rûd, gleichfalls am nördlichen Ufer des Hâmûnsees, mündet der Hârud, über dessen Lauf wir neuerdings ausführliche und authentische Nachrichten erhalten haben [3]). Sein nördlichster Arm ist der Adreskant, der in den Bergen, welche das Südufer des Harérûd begleiten, seinen Ursprung haben muss und seinen Weg nach Süden wendet, wo er dann bald den Hârud aufnimmt, welcher dem Strome den Namen giebt. Der Adreskant ist, wenn es geregnet hat, ein reissender Strom, sonst fliessen seine Wasser ruhig dahin. An seinen Ufern liegt die Stadt Sebzâr, auf einer Anhöhe unter reich bebauten Feldern, mit einer Festung, die in der Mitte der Stadt liegt und die nach dem Urtheile Sachverständiger militärisch sehr wichtig ist. Die Bevölkerung derselben ist eine sehr gemischte, es begegnen sich dort Afghânen verschiedener Stämme, wie Barikzai, Alikuzai, Alizai mit Tâjiks, Zuris, Taimuris, Juden und Hindus. Die gegenwärtige Stadt ist nicht alt, aber auf den Ruinen einer älteren Stadt, Aspzâr, gebaut. Nördlich von Sebzâr liegt auf einem Vorgebirge des Bergrückens die Feste Sang-i-dokhter (Stein der Tochter) in Ruinen. Im Sommer ziehen alle Ein-

1) Ferrier II, 278.
2) Ferrier II, 281.
3) Ferrier II, 32 flg. Khanikof, Mémoire p. 163 flg.

wohner in die Berge, so dass die Stadt fast leer steht, doch ist dies hier keine Nothwendigkeit, da es in Sebzâr niemals allzu heiss wird, sondern nur der Rest einer alten nomadischen Sitte. Im Süden von Sebzâr führt der Weg nach dem See durch eine Ebene, die anfänglich gut mit Quellen bewässert ist, gegen Westen sieht man die Berge Qaisar, Rubâh, Ziba und Milkuh. Der Berg Rubâh ist voller Höhlen, in welche die Einwohner zur Zeit feindlicher Ueberfälle ihre Habseligkeiten flüchten; Ziba und Milkuh zeichnen sich durch ihre nadelförmigen Spitzen aus. Eine Schlucht zwischen dem Qaisar und den genannten drei Bergen führt zuerst auf einen Hügel und von da in ein schlecht bewässertes Thal, in dem man nur eine einzige Quelle antrifft; diese Ebene ist gegenwärtig unbewohnt, scheint aber früher bebaut gewesen zu sein. Sie wird von Hügeln begränzt, die man übersteigen muss, um in das ganz versteckt liegende wohlhabende Dorf Anârdereh zu gelangen, das von Tâjiks bewohnt wird. Ein ziemlich reicher Bach durchströmt das enge Thal, auf dessen beiden Seiten das Dorf liegt, während die rechte Seite von Gärten eingenommen wird, in denen ausser anderen Fruchtbäumen sogar zwei Palmbäume stehen, welche vor längerer Zeit hieher verpflanzt wurden. Zum ersten Male, seit man Mâzendarân verlassen hat, begegnet man hier wieder der Myrte, die auch hier den Namen Mûrt führt. Kommt man aus den Bergen heraus, in welchen Anârdereh liegt, so betritt man eine thonige Ebene, die mit grosskörnigem Sande bedeckt ist, die Gewächse, welche von Herât ab die gewöhnlichsten waren (wie Seratula und Sapindiacea) verschwinden allmählich, dafür tritt der wilde Mandelbaum auf. Der Weg geht hier zwischen dem Adreskant und dem Hârud, die durch einen Canal, Miâneh-rûd, verbunden werden. Etwas südlicher liegt das Dorf Lenger, wo das Grab eines Heiligen verehrt wird, und hier steht man auf der ziemlich scharf ausgesprochenen Gränze zwischen dem Gebiete von Herât und Seïstân. Eine kurze Schlucht scheidet die beiden Gebiete, sobald man aus dieser wieder heraustritt, gewahrt man die ungeheueren Ebenen von Seïstân, die wie ein ruhendes Meer vor dem Reisenden liegen. Der Fluss Khushk-rûd (trockener Fluss), der wenigstens im Frühlinge Wasser genug hat, ist der letzte Zufluss des Hârud auf dessen linker Seite.

Das Land zwischen dem Hàrud und Farah-rûd fällt in Terrassen gegen den See zu ab, der salzgetränkte Boden ist von einer Menge trockener Wasserläufe durchfurcht, welche von Sturzbächen nach Regengüssen gebildet werden. Der Hàrud bildet bei seiner Mündung ein Delta und theilt sich in 15 Theile.

Ausser den genannten Flüssen vom Nordosten und Norden empfängt der Hàmûnsee keine Zuflüsse. Der Hâmûnsee selbst sieht vom Norden aus angesehen wie eine grosse Lagune aus, sein Wasser ist süss, schlammig und sehr seicht. Eine genaue Zeichnung des Sees ist nicht möglich, da er sein Bett beständig verändert, wie schon mittelalterliche Geographen wissen [1]. Eine ungeheure Menge von Vögeln nistet an diesem See und giebt seinen Ufern ein ganz eigenthümliches Ansehen. Die Umwohner des Sees sind ziemlich ungebildet und treiben blos Tauschhandel, Geld kennen sie nicht. Im Nordwesten des Sees liegt eine doppelte Hügelreihe, die als politische Gränze von Khoràsàn angesehen wird. Die Thäler innerhalb dieser Berge sind fruchtbar, aber nicht angebaut, aus Furcht vor den Ueberfällen der Belucen.

Diese Wassermenge, welche in den Hàmûnsee mündet, giebt dem östlichen Theile des inneren Khoràsàn seine eigenthümliche Bedeutung, indem durch sie wenigstens in der Nähe der Flüsse Anbau und geordnete Lebensverhältnisse möglich werden. An den Strömen und ihren kleinen Zuflüssen giebt es gut angebaute Strecken, die unter geordneten politischen Verhältnissen einer weiteren Entwicklung entgegen gehen würden. Der Hilmend z. B. würde in Europa schon längst eine von Dampfschiffen befahrene Wasserstrasse geworden sein, den Mangel an Kohlen würde die ungeheure Menge von Holz nicht fühlen lassen, die an seinen Ufern wächst [2]. Sobald man sich freilich nur eine kurze Strecke vom Ufer entfernt, wird Alles zur Wüste, weil die Gegend fast ganz wasserlos ist. Die Ströme geben aber nun eine Möglichkeit, nicht blos längs ihrer Ufer vorzudringen, man kann es sogar wagen quer durch das Land zu reisen, da man sicher ist, wenigstens von Zeit zu Zeit hinreichend Wasser zu finden. Auf diese Weise ist es

1) Cf. Khanikof, Mémoire p. 157.

2) Ferrier II, 340.

möglich, Qandahâr mit Herât und Girishk in Verbindung zu bringen. Diese mehrfach beschriebene[1]) Strasse ist ohne alles landschaftliche und alterthümliche Interesse, der Durst und die räuberischen Sitten der Bevölkerung, welche diese Gegenden durchstreift, bilden die Hauptgefahren für die Reisenden. Auch an den Ufern des Hârud gelangt man aus dem innern Seïstan ohne zu grosse Beschwerde nach Herât; von Farah[2]) führt eine Strasse nach Nishâpûr über Birjand, eine Stadt von 1000 Häusern, und Tûn (تون Yaqût) 3500 Häuser und vielen Handel, in sehr fruchtbarer Ebene gelegen, voll Reben, Granaten, Feigen, Aprikosen etc., die Stadt ist ein Viereck, die Häuser niedrig, die Strassen nicht sehr belebt. Eine andere Strasse führt von Farah nach Semnân über Birjand und Tebes (طبس bei Yaqût). Letztere Stadt ist befestigt und zählt 5000 Häuser, ihr bester Schutz sind die Wüsten, welche sie umgeben. Die Einwohner sind theils Araber, theils Perser und leben zum grossen Theile davon die Karavanen zu führen, das Wasser ist in der Stadt gut und reichlich, in den umgebenden Landdistrikten schlecht und spärlich. Man baut dort etwas Seide, welche nach Yezd verführt wird. Der geschützten Lage (durch Berge im Norden und Osten, welche die kalten Winde abhalten) verdankt die Ebene von Tebes ihr mildes Clima. Auch bei Tebes sieht man viel Obst und namentlich Tausende von Dattelpalmen. Ausser nach Semnân führen von Tebes noch Strassen nach Turshîsh und Yezd. Eine Hauptverbindung ist die Strasse mit dem Westen, die sowol vom Hâmûnsee als von Birjand aus nach Kirmân führt[3]). Sie geht durch Nih, eine schon von Isidor von Charax erwähnte Stadt, die innerhalb der oben erwähnten Hügelreihe nordwestlich vom Hâmûnsee liegt, sie hat nichts Merkwürdiges ausser ihren Windmühlen, die in Erân nur hier zu finden sind. Von Nih geht die Strasse durch ein pittoreskes Thal, ohne sonderlich merkbares Aufsteigen auf die Höhe des Berges Serdereh (2089 Fuss) und von da in das gut bebaute Thal Meigûn. Weiterhin wird der Weg

1) Cf. Ritter VII, 177. Ferrier II, 29 flg.
2) Genauere Angaben bei Ferrier II, 353 flg. und Bunge: die russische Exp. in Khorâsân in Petermanns Mittheilungen 1860, p. 205 flg.
3) Ferrier II, 358 flg. Khanikof, Mémoire p. 168 flg.

unfruchtbar und es ist auf weiten Strecken nicht ein einziger Brunnen zu finden. Eine dreifache Hügelreihe trennt das westliche Khoràsân von der Wüste, die äusserste zwischen Birjand und Tûn ist die höchste, zwischen der äussersten und der zweiten fliesst der Fluss von Birjand und Khusse, dessen Bette weithin in der Wüste sichtbar ist, obwol er seit Menschengedenken, selbst in sehr regnichten Jahren, kein Wasser enthalten hat, woraus hervorzugehen scheint, dass sich das Niveau der Flusswasser bedeutend gesenkt haben muss. Der letzte unter den Brunnen auf dieser Strasse ist Anbàr, dort hat man die Kamele zu tränken, damit sie die dreitägige Wüstenreise aushalten können. Diese Quelle liegt in einem mit Sandhügeln umgebenen, mit Bäumen und Binsen bewachsenen Thale, ihr Wasser ist ziemlich reichlich, aber nur an der Quelle trinkbar, weiterhin nimmt es durch die Berührung mit dem Boden so viel Salz in sich auf, dass es selbst die Kameele nicht trinken wollen. Von da an ist Alles Wüste, zuerst thoniger Boden, über den sich Sandhügel ohne Vegetation erheben, weiterhin grauer Sand mit Salz gemischt, erst nach und nach erhält die Wüste ihre vollkommene Monotonie. Bei einem Orte, Gud-i-nîme (mittlere Depression), glaubt man die Mitte der Wüste erreicht zu haben. Den bewohnten Boden betritt man zuerst wieder bei Dih-i-seif, einem armen Orte, von da kommt man nach dem schönen Khabîṣ, das unter Gärten von Orangen- und Citronenbäumen und Palmen ganz verborgen liegt und wo man von den Dächern eine prachtvolle Aussicht geniesst. Der Weg von Khabîṣ nach Kirmân ist meist hügelig, ohne besonderes Interesse. Die Wüste Lût, welche das innere Khoràsân ausfüllt, ist trotz ihrer Unfruchtbarkeit nicht ohne Bedeutung für die sie umgebenden Landstriche. Die grosse Erhitzung dieser aller Vegetation beraubten Wüste während des Tages hat die Folge, dass die Sonnenwärme sehr tief eindringt und wo sie ihren Einfluss fühlbar machen kann, erhebt sich die Temperatur weit über die der benachbarten Orte[1]. Dieser Einfluss ist noch in Mâzendarân fühlbar, wo die heissen Winde der Wüste Lût eine starke Verdunstung des kaspischen Meeres zur Folge haben. In Verbindung mit den kalten Nordwinden,

1) Cf. Khanikof, Mémoire p. 210.

mit denen sie zusammentreffen, entstehen die reichlichen warmen Regen, welche in Tâlisch, Gêlân und Mâzendarân ein tropisches Clima herorbringen. Man kann die Wirkung dieser heissen Wüstenwinde noch bei Bakû und Derbend fühlen, wo sie sich als eine Art von Sirocco äussern, der zweimal des Jahres von Südosten nach Nordosten weht. Weiterhin wird die Wirkung des Nordwindes zu überwiegend, als dass man ihren Einfluss noch fühlen könnte.

Nachdem wir nun das innere Khorâsân kennen gelernt haben, können wir uns ungestört der Betrachtung des Nordrandes zuwenden, der bis an den Demâvend einen ununterbrochenen Gebirgszug darstellt, an den und seine Gewässer sich die ganze Cultur dieser in der érânischen Geschichte classischen Landschaft anschliesst.

ZWEITES KAPITEL.

Der Nordrand von Erân.

1. Baktrien und die angränzenden Gebiete.

Oben ist bereits der verschiedenen Pässe gedacht worden, welche über den Hindûkush in das Oxusgebiet führen. Wir schreiten nun auf dem am meisten begangenen dieser Pässe von Kâbul gegen Westen fort. Der Weg über die Pässe von Bâmiân ist uns mehrfach beschrieben worden [1]) und durch Burnes' Messungen steht es auch fest, dass die vorzüglichsten Höhen des Hindûkush im Süden von Bâmiân liegen, während gegen Norden, nach Balkh zu, das Gebirge niedriger wird. Der Weg steigt am Kâbulflusse aufwärts, sobald man nur die Stadt verlässt, bei der Quelle des Kâbul befindet man sich 8076 F. über der Meeresfläche. In dem sehr engen Thale

1) Cf. Burnes I, 179 flg., nach seiner Beschreibung ist die bei Ritter VII, 261 flg. gemacht. Burnes durchzog die Pässe im Mai, Wood (Journey p. 196 flg.) im November. Massons Bericht über diese Pässe (II, 352 flg.) giebt vieles Genauere über Nebenwege, Thäler u. dgl., ist aber ohne eine genauere Specialkarte nicht recht verständlich.

finden sich noch Reisfelder, aber in der Nähe der Quelle fand Burnes auch noch im Mai Schnee. Das immer enger werdende Thal windet sich nun zu dem Unnapass (Hunnai bei Wood) empor, einer ebenen Höhe auf den Rücken des Gebirges, noch im Mai mit Schnee bedeckt und 10,322 F. über dem Meere. Hier ist bereits die Wasserscheide, welche die zum Indus gehenden Gewässer des Kâbul von denen des Hilmend abscheidet, der Unterschied im Clima gegen das von Kâbul ist sehr bedeutend, man säet hier erst, wenn in Kâbul bereits das Getreide in die Aehren schiesst. Der Weg führt nun über eine hohe wellige Ebene (Urt bei Wood) am Fusse des Koh-i-Bâbâ, dessen schneebedeckte Häupter sichtbar sind, zu dem Passe von Hajigak empor, der 11,835 F. über dem Meere liegt, aber ungleich leichter zu besteigen ist als der vorhergehende, er scheidet die Wasser des Oxus von denen des Hilmend. Der dritte Pass, der Pass von Kalu (Kola bei Burnes), ist noch um 1000 Fuss höher, nämlich 12,198 F. über dem Meere, doch ist die Besteigung nicht gerade nothwendig, er lässt sich auch auf Umwegen umgehen, wie dies Wood wegen allzu starken Schneefalls zu thun gezwungen war. Man gelangt dann nach Bâmiân durch das wilde Defilé Pimuri und das wilde Zohakthal, an dessen Ende ein altes Schloss gleichen Namens liegt, das gewiss alt ist[1]), dessen Ruinen aber nichts bemerkenswerthes bieten. In der Nähe sind die Ruinen einer Stadt Ghulghule, wo Alterthümer gefunden worden sein sollen, die ausgegrabenen Münzen scheinen aber meist kufische gewesen zu sein[2]). — Vom Kalupasse aus steigt man wieder etwa 3000 F. abwärts ins Thal zu dem Orte Bâmiân, der wegen seiner buddhistischen Denkmäler berühmt ist[3]). Die von hier ab folgenden Pässe sind weniger schwierig und Burnes fand dieselben schneefrei; der Pass Aq-Robât, der die Gränze Kâbuls gegen Kunduz bildet, ist nur 8445 F. hoch (10,200 nach Wood), der nächste Haltepunkt ist Seighân inmitten eines ziemlich fruchtbaren Thales, das meistens von Tâjiks bewohnt ist, denn Hazâràs kommen von hier ab nur noch vermischt mit Tâjiks, nicht als

1) Masson II, 389. Wood p. 205.
2) Masson II, 391.
3) Masson II, 382 flg. Ritter, VII, 271 flg.

selbständige Gemeinden, vor. Nicht weit von Seighân liegt der Pass Dendân-shiken (Zahnbrecher), nur noch 7506 F. hoch, aber sehr jäh und schwierig, auf dem Hinabwege kommt man durch ein nur 300 F. breites, aber sehr schönes und fruchtbares Thal, in welchem das Dorf Kamerd (5600 F.) liegt. Der letzte der zu passirenden Pässe heisst Qarâ Kotûl, der schwarze Pass, 8445 F. hoch, von ihm aus ist immer noch eine Strecke von 19 geogr. Meilen innerhalb des Berggürtels zu durchziehen, die Strasse folgt nunmehr dem Flussthale des Flusses von Khulm über Heibek, sehr oft noch durch Engpässe, erst von dem genannten Orte an, der immer noch 3753 F. über dem Meere liegt, erweitert sich das Thal, doch verlässt man die letzten Berge nur etwa eine Stunde oberhalb Khulm. Die Stadt Khulm soll 10,000 Einwohner haben, über sie führt der Weg nach Balkh oder Bactra, der Stadt, welche wie vor Alters noch heute als der Mittelpunkt der ganzen Umgegend angesehen wird, obwol sie in Ruinen liegt[1]. Sie liegt in einer Ebene und ist jetzt nur zum Theile bewohnt, die Ruinen sollen gegen acht

1) Die Provinz heisst in den Keilinschriften des Darius Bâkhtris oder Bâkhtaris, die Hauptstadt hat wahrscheinlich den gleichen Namen gehabt. Im Avesta heisst die Stadt Bâkhdhi mit Abwerfung des r und Erweichung des t in dh. Umgekehrt haben die Formen Bahr im Huzvâresch und Bahl im Armenischen das t ausgeworfen, aus den letzteren Formen ist durch Transposition Balkh entstanden. Von den Alten ist Bactra bekanntlich bei Ktesias erwähnt, ausserdem kennt es auch Arrian (IV, 22) und Curtius (VII, 18). Nach Firdosi's ausdrücklichem Zeugnisse (Shâh. p. 1030 flg.) wurde Balkh von Lohrasp erbaut, findet sich aber schon vor seiner Zeit genannt (Shah. p. 403, 2. 813, passim), andere Muhammedaner führen es auf Gayomard zurück, hiermit ist blos gesagt, dass man es für sehr alt hielt. Unter den alten Monumenten ist besonders Naubehâr zu erwähnen, das nach Firdosi (Shâh. 1065) und anderen Muhammedanern ein Feuertempel ist, aber höchst wahrscheinlich ein buddhistisches Kloster war (cf. Yaqût s. v. Nubehâr) = Navavihâra, neues Kloster, wir wissen, dass unter diesem Namen ein solches Kloster dort bestand (cf. St. Julien: *histoire de la vie de Hiuen-thsang p.* 64). Auch das Shâh. p. 1095 angeführte Khân-i-Gushtâspî scheint in Balkh gewesen zu sein, ibid. p. 1108 wird نوش آذر (Nûsh-âḍar) genannt. In dem heutigen Wallfahrtsorte Mazar bei Balkh dürfte noch ein solcher altverehrter Platz erhalten sein. Nach Burnes liegt die Stadt in der Ebene, die Nachrichten des Ktesias von einer hoch gelegenen Feste scheinen demnach nicht wahr zu sein, doch ist zu beachten, dass auch Mustaufi (cf. Barbier, Dictionaire p. 113. A.) von einer hohen Feste spricht. Vgl. das oben nach Ferrier Bemerkte.

Stunden einnehmen, in ihnen will Ferrier Ziegel mit Keilschrift gefunden haben (I, 389. 390), eine Beobachtung, deren Richtigkeit vor der Hand noch bezweifelt wird. Die ehemalige Cidatelle soll nach derselben Autorität (I, 390) auf einem künstlich erbauten Hügel liegen. Der Fluss, der an ihren Mauern vorbeiströmt, wird von Ibn Hauqal Dchâs genannt[1]), neuere Reisende geben ihm auch den Namen Adir siâh. Er soll nur etwa 8 Stunden von Balkh im Nordosten von Bâmiân entspringen und nach einem kurzen Laufe durch Bergklüfte südlich von Balkh in die Ebene eintreten, wo er alsbald in verschiedene Canäle zertheilt und zur Bewässerung verwendet wird. Hierdurch wird seine Wassermasse so erheblich geschmälert, dass er den Oxus nicht zu erreichen vermag, obwol derselbe nur drei Tagereisen (14—16 geogr. Meilen nach Fraser) von Balkh entfernt ist, doch findet man bis zur Hälfte des Weges Spuren seines durchsickernden Wassers in der Wüste. Das Clima ist jetzt ungesund, aber nicht durch die Natur, sondern wegen der Versumpfung zahlreicher Canäle. Das Wasser, das man geniesst, ist fast immer schlammig, da sich der Thonboden sehr leicht in demselben auflöst. Das Kreuzen der Strassen von Osten und Westen und Norden giebt der Stadt eine eigene Bedeutung. Wie von Balkh aus der Weg über Bâmiân nach Kâbul und Indien geht, so führt er westlich über Meimana nach Herât und von dort weiter nach dem Westen. Noch heute geht die Strasse von Balkh nordwärts nach Termed und Kilif, um dort den Oxus zu übersetzen und nach Bokhârâ zu führen. Längs des Oxus führt ein anderer Weg nach Nordosten, zunächst über den Belurtâgh nach Yarkand und von da weiter nach China.

In den glücklichen Zeiten der êrânischen Herrschaft erstreckte sich der Einfluss von Balkh stets auch westwärts über Shibergân, Andkhui und Meimana und ostwärts bis Khulm. Ueber die westlich von Balkh liegenden Städte Shibergân, Meimana und Andkhui hat auch Ferrier einige Nachrichten gegeben[2]), der sie auf kurze Zeit besuchte. Shibergân ist eine

1) Barbier, l. c. Auch Ferrier, der den Fluss in seinem oberen Laufe sah und als ziemlich wasserreich beschreibt (I, 418. 419) nennt ihn so.

2) *Ferrier Voyages en Perse dans l'Afganistan, le Béloutschistan et le Tourkestan. Paris* 1860. (2. Bd.) I, 372. 381. 385.

Stadt mit 12,000 Einwohnern, grösstentheils Oezbegs, doch auch viele Tâjiks. Der Ort ist nicht befestigt, aber von schönen Gärten umgeben, überhaupt die Umgegend gut angebaut. Nur darin liegt ein Uebelstand, dass die ganze Bewässerung aus den Bergen im Süden (Khanat Ser-i-pul) herkommt und leicht abgeschnitten werden kann, wenn die Bewohner der Bergdistricte mit denen der Ebene in Zwietracht gerathen. Meimana ist von Mauern umgeben und mag 15—18,000 Einwohner haben, fast lauter Oezbegs, die Tâjiks sind dort sehr in der Minderheit. Andkhui ist blos 5 Farsangs nordwestlich von Shibergân gelegen, soll etwa 15,000 Einwohner haben, von denen drei Viertel Tâjiks, das andere Viertel Oezbegs sein sollen. Der Weg zwischen Shibergân und Balkh bietet nichts Bemerkenswerthes, er ist eben, zuerst ist die Ebene fruchtbar, weiterhin bei Meilik wird sie sumpfig, zuletzt von Bergen eingeschlossen, aus denen Bäche strömen. Dass sich aber gegen Nordosten der érânische Einfluss noch bedeutend weiter verbreitet hatte, zeigt die érânische Bevölkerung, welche sich durch ganz Bâdakhshân bis an die Hochebene Pâmir erstreckt. Es wird daher nöthig sein, auch diese Landschaften, wie wir sie neuerdings durch Woods Reise kennen gelernt haben, etwas näher ins Auge zu fassen. Auch Wood ist der Ansicht, dass die Gegenden auf der Südseite des Oxus bis zur Hochebene Pâmir von Balkh aus bevölkert worden seien. Von Balkh aufwärts kommt man zuerst durch ebenes Land, das von zwei Flüssen durchströmt wird, in denen sich die Wasser ansammeln, die aus dem Hindûkush in den Oxus strömen, der eine ist der Fluss von Khulm, an welchem die Stadt Khulm liegt, die 10,000 Einwohner haben soll, der zweite, der Aqserâi oder Fluss von Kunduz, an ihm liegt nämlich die Stadt Kunduz, die aber, obwol sie gegenwärtig Hauptstadt und Sitz eines Oezbegenfürsten ist, keineswegs bedeutend genannt werden kann, sie besteht blos aus 5—600 Lehmhütten und ist äusserst ungesund. Das Clima der Ebene, in welcher Kunduz liegt, gleicht sehr dem des Indusdeltas, nur ist es noch ungesunder, der Boden ist feucht und immer weithin mit hohem Grase bedeckt. Gegen Norden zu hebt sich der Boden gegen Khâna-i-bad, einer schlecht gebauten Stadt von etwa 600 Häusern. Der Strom von Khâna-i-bad, der unter den Mauern der Stadt

läuft, fällt gleichfalls in den Oxus, er ist sehr reissend, weiterhin wird der Lauf ruhiger. Hinter der Stadt erhebt sich der weithin sichtbare Berg Koh Amber etwa 2500 F. über der Ebene, die reichen Weiden auf demselben gehören den umliegenden Districten gemeinschaftlich. Die Berge treten nun auf allen Seiten an die Ufer des Oxus, so dass nur nach Norden hin, woher der Strom kommt, der Blick frei ist. Der Fluss kann von Hasrat-Imâm bis zu den Gränzen von Darvâz leicht durchsetzt werden; unterhalb Hasrat-Imâm ist dies nicht mehr gut möglich, weil durch die einmündenden Flüsse die Wassermasse zu sehr anschwillt, oberhalb Darvâz bringt die Einengung des Flusses durch Berge ein ähnliches Resultat hervor. Stromaufwärts kommt man durch die Districte Darvâz, Shagnân und Roshan, der erstere liegt auf dem linken, die beiden letzteren auf dem rechten Ufer des Flusses, alle drei sind Gebirgsgegenden, die man nur im Sommer passiren kann und selbst dann sind die Gebirgspässe gefährlich wegen der herabstürzenden Lawinen, die meisten Wege sind blos Fusswege. Weiterhin strömt der Fluss durch Bâdakhshân und durch Wakhân. Bei Issar, 10000 F. über dem Meere, theilt sich das Oxusthal in zwei, das eine führt rechts ab in das Thal von Mastodj, man gelangt durch desselbe nach Citral, Gilgit und Kashmir[1], das zweite, das eigentliche Oxusthal, führt über die Hochebene Pâmir nach Yarkand. Das Thal steigt bedeutend, die erste Station von 13,500, die zweite 14,400 über dem Meere, die Hochebene Pâmir selbst mit dem See Sirikol liegt 15,600 Fuss hoch und ist wol eines der höchsten Plateaus in der Welt. Von ihr gehen mehrere der vorzüglichsten Flüsse aus: gegen Westen der Oxus, gegen Osten der Fluss von Yarkand, von den nördlichen Hügeln der Sir oder Fluss von Kokand, von den südlichen der Khonar, ein Zweig des zum Kâbul fliessenden Khonarflusses. Wie für die Flüsse, so ist die Hochebene Pâmir zugleich ein Knotenpunkt für das Bergsystem, wie dies oben bereits erörtert wurde. Im Sommer ist diese Hochebene ein Lieblingsaufenthalt der Nomaden; die Weiden sind sehr üppig, Pferde und besonders die Schafe sollen da ausserordentlich gedeihen, während der Yak, ein für jene Gegenden un-

1) Wood, Journey p. 331.

entbehrliches Thier, im ewigen Schnee das ihm zusagende Clima findet. Die Schneelinie beginnt in diesen Gegenden mit 17,000 Fuss. — Der Weg unmittelbar am Oxus aufwärts ist beschwerlich und im Winter gar nicht zu begehen, man kann aber auch mehr südlich über Khâna-i-bad und Thâleqân nach Bâdakhshâu gehen, wohin man durch den Lattabandpass gelangt, ein ziemlich langer Pass, auf dessen Höhe man mehr als $1\frac{1}{2}$ Stunde reitet, ehe man wieder herabzusteigen beginnt. Bâdakhshân selbst, das durch einen hohen Gebirgszug in zwei Hälften getheilt wird, liegt etwa 1000 F. höher als die Ebene von Thâleqân, der Gebirgsfluss, welcher das Land durchströmt und sein Wasser dem Oxus zuführt, ist die Kokca, in die sehr viele kleinere Flüsse münden, unter denen der Wardodj der bedeutendste ist. Hoch oben im Thale der Kokca sind die berühmten Lapis-lazuli-Minen, andere, Ghârân (die Gruben) genannt, finden sich in Shaghnân, ganz in der Nähe des Oxus, etwa 20 engl. M. von Ishkashm, so heisst der Pass, durch den man aus Bâdakhshân wieder in das Oxusthal gelangt. Vom Südufer des Oxus führt auch ein Weg über Kunduz nach Anderâb[1]), einer in einem abgeschlossenen Thale am Fusse des Hindûkush gelegenen Stadt. Ackerbau ist in dem Thale vorherrschend, nur ein Theil der Einwohner widmet sich der Viehzucht. Der Beginn des Passes von Khavak, der über den Hindûkush führt, liegt 22 engl. M. von Anderâb, er ist 13,200 Fuss hoch und führt zunächst nach der Festung Khavak, 9300 F. über der See, und von da steigt man in das Panjirthal hinunter. Auf der rechten Seite hat der Oxus zwei bedeutende Zuflüsse, die Hisâr und Kuh-palak heissen.

Stromabwärts von Kunduz aus ist über das südliche Ufer des Oxus nicht viel mehr zu bemerken; von den Districten

1) Cf. Wood p. 408 flg. Die ganze Landstrecke am Südufer des Oxus bis zur Hochebene Pâmir scheint, obwol sie grösstentheils von Erâniern bewohnt ist, doch seit sehr langer Zeit entfremdet und unter turânischer Herrschaft. In einem Friedensvorschlage, welcher von turânischer Seite dem Kai-Khosru vor seinem entscheidenden Feldzuge gemacht wird, verspricht Afrâsiâb, die Gränzen wieder herzustellen, wie sie zu Minocehrs Zeiten gewesen sein (Shâh. p. 848) und unter Andern herauszugeben: Balkh bis Bâdakhshân, Anderâb, Thâleqân und die fünf Städte bis Bâmiân. Alle diese Landstriche werden also damals unter der Herrschaft der Afrâsiâb gedacht.

Shibergân, Andkhui und Meimana ist schon die Rede gewesen. Der Fluss von Khulm ist der letzte Zufluss, den der Oxus erhält, der Fluss von Balkh erreicht bekanntlich das Oxusufer nicht mehr, ebensowenig die Flüsse Sogdianas und der Fluss ist bald nur von Wüsten umgeben. Nur am südlichen Ufer des Oxus bleibt ein kleiner Streifen Landes fruchtbar, sonst ist alles ohne Bäume, doch nicht von aller Vegetation entblösst, denn hier und da findet man Gesträuche, welche Brennholz geben und dornige Pflanzen, welche die Kameele lieben. Abwechselnd zeigen sich hohe Hügel und tiefe Löcher, deren Entstehung noch nicht hinreichend erklärt ist, das Land ist niemals des Ackerbaues fähig gewesen. Dies ist der Landstrich, den die Alten Chorasmien[1]), die Neuere Kharizm benennen. Die wichtigste unter den bebauten Strecken ist nicht mehr weit von der Mündung des Oxus entfernt, die Gegend, wo die jetzige Hauptstadt Khiva liegt. Es ist dies eine Ebene, die niedriger als die umgebende Wüste liegt, sie umfasst etwa 1200 engl. Quadratmeilen und wird reichlich von Kanälen bewässert, die aus dem Oxus abgeleitet werden. Weizen und Reis gedeihen dort gut, die Trauben von Khiva geben denen von Qandahâr nichts nach und die Melonen sind die besten in der Welt. Nächst Khiva ist Urgenj die bedeutendste Stadt des Landes, früher war es die Hauptstadt, Hezârasp gilt jetzt für die zweite Stadt, sie ist Sitz eines Würdenträgers und liegt hart am Rande der Wüste. Ausserdem ist noch Gongrat zu nennen, das an der Mündung des Oxus liegt und durch die Sittenlosigkeit seiner Bewohner einen üblen Namen[2]) hat. Yulla-

1) Der alte Name des Landes, den es in den Keilinschriften führt, ist Uvârazmis (NRa. 23) oder Uvârazmiya (Bh. 1, 16. J. 18), dazu stimmt altb. qâirizâo. (Yt. 10, 14). Burnouf (Yaçna Not. et Ecl. CVIII) will den Ausdruck durch „Futterland“ erklären, ich ziehe vor, in Uvâra das neuere خوار, schlecht, zu sehen; als schlechtes unfruchtbares Land kann Kharizm ganz gut bezeichnet werden. Der Ausdruck Choarene, der sich in der alten Geographie öfter findet, scheint mit uvâra zusammenzuhängen. Firdosi erwähnt خوارزم einigemale (807, 5. v. u. 810, 12), auch spricht er von der Stadt Khuârezms (810, 13), ohne sie zu nennen. Urgenj (اورگنج) steht 844, 8. ed. Bomb. Macan liest گرگنج, was statt گرگانج stehen soll, cf. Vullers s. v.

2) Bekanntlich wird angenommen, dass der Oxus früher in das kaspische

tan, eine kleine Festung auf einer Ebene, die eine Fortsetzung der Ebene von Merv ist, wird jetzt gleichfalls zu Khîva gerechnet, alle diese Landstrecken bringen auch so viel Getreide hervor, als für die Bevölkerung nöthig ist und selbst mehr. Zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee liegt ein Isthmus, der aus einer dreifachen Kette von rothen Sandsteinbergen besteht, die sich zu einer Höhe von 1500—2000 Fuss erheben, auch in der Gegend der Balkanbucht sollen Berge sichtbar sein, sonst hat das Land keine. Das Clima schwankt zwischen zwei Extremen, auf dem Isthmus bleibt der Schnee fünf Monate lang liegen und das Thermometer sinkt zu —40° Réaumur herab. Selbst in Khîva ist der Oxus vier Monate lang fest gefroren und der Nordostwind, der aus den Ebenen Sibiriens kommt, weht mit solcher Gewalt, dass jeder Theil des menschlichen Körpers, der ihm ausgesetzt ist, sofort vernichtet wird. Der Sommer ist der vollständige Gegensatz zu diesem Winter, die Hitze ist so drückend, dass selbst leinene Kleider sehr lästig werden und es nicht möglich ist, in geschlossenen Zimmern zu schlafen. Wer sich unvorsichtiger Weise dem Sonnenbrand aussetzt, hat den Tod zu fürchten. Trotz dieses schnellen Wechsels gilt das Clima für gesund, die Bewohner werden alt und alle Stände scheinen sich wohl dabei zu befinden. Von Erân ist Kharizm mit seinen Städten durch die Wüste geschieden, welche man auf drei Wegen durchwandern kann[1]). Der erste dieser Wege führt von Gümüsh-tepe an der Etrekmündung am kaspischen Meere entlang hinter dem grossen Balkan und erst zwei Tagereisen jenseits dieses Gebirges verlässt man die nördliche Richtung und wendet sich mehr östlich gegen Khîva. Diese Strasse ist übrigens gefährlich wegen der Ueberfälle der Qazaks und Qarâkalpaks, auch bietet sie wenig Wasser. Die zweite Strasse geht durch den

---

Meer floss. Vgl. Khanikof, *Bokhara, its Amir and its people, translated by C. de Bode. London* 1845. *p.* 28 flg., wo mit Anschluss an einen Aufsatz Jauberts im Journal asiatique für 1833 die Hauptstellen gesammelt sind. Demnach scheint es, dass noch im Jahre 1475 der Oxus in das kaspische Meer floss, durch einen bald darauf gezogenen Damm seinen Lauf änderte und in den Aralsee mündete, dass es endlich heut zu Tage nicht mehr möglich ist, ihn wieder in sein altes Bett zu leiten.

1) Vambéry, Reisen in Mittelasien p. 68 der deutschen Ausgabe

grossen und kleinen Balkan, sie verfolgt gleichfalls eine nördliche Richtung, bis sie an das alte Bette des Oxus kommt, wendet sich aber dann gegen Osten. Die dritte Strasse geht von Etrek aus und wendet sich gleich gegen Osten. Sie ist die bequemste und kürzeste, auch bietet sie auf allen Stationen Brunnen, aber sie kann nur dann begangen werden, wenn man mit dem Goklan und Tekkestämmen auf gutem Fusse steht oder über eine grosse Heeresmacht verfügen kann. Die erste dieser Strassen erfordert 24, die zweite 20, die dritte nur 14 Tagereisen. Eine vierte Strasse verbindet das äussere Merv mit Khîva[1]. Von Khîva nach Bokhârâ hat man die Wahl zwichen drei Wegen[2]: 1) über Hezârasp und Fitnek, der Oxus wird dann bei Kükürtlü überschritten; 2) über Chanka und Schurakhân am rechten Ufer des Flusses mit zwei Tagen Wüste bis Qarâköl; 3) stromaufwärts bis Eltschig auf dem Oxus.

2. Der Murghâb und sein Gebiet.

Die ganze Cultur, welche sich in Baktrien und den daran angränzenden Gebieten entwickelt hat, ist durch die Flüsse bedingt, welche aus dem Gebirge im Süden ihren Lauf nach dem Norden zum Oxus nehmen und durch ihre Wasser wüste Landstriche in fruchtbare Gefilde verwandeln. Diesen Weg zum Oxus nehmen noch mehrere Flüsse, welche im Westen des Flusses von Balkh aus dem Gebirge entspringen. Erreicht aber schon der Dchâs seinen natürlichen Bestimmungsort, den Oxus nicht mehr, so ist es bei den Flüssen, welche ihren Lauf weiter im Westen endigen, noch weniger der Fall, sie versiegen im Sande ohne den Oxus zu erreichen, der sich in seinem unteren Laufe bedeutend gegen Norden gewendet hat. Der Fluss, den wir zunächst zu betrachten haben, ist der Murghâb und auch er hat mehreren berühmten Städten die Entstehung gegeben. Die wirkliche Quelle des Flusses hat unseres Wissens noch Niemand besucht, die Geographen des Mittelalters geben sie zwar richtig aber etwas unbestimmt an, Istakhri setzt sie in die Nähe von Bâmiân, Yaqût sagt im Allgemeinen, sie sei in den Gebirgen der Hazâras. Am nächsten an den Quellen

1) Vambéry l. c. p. 326. Diese Strasse hat sieben Stationen.

2) Vambéry l. c. p. 128.

des Murghâb ist wol Ferrier gewesen, der auf seiner Reise von Herât nach Meimana den Fluss in seinem oberen Laufe sah[1], er beschreibt ihn als breit und fischreich in einer Ebene fliessend, welche zwar sehr fruchtbar, aber auch sumpfig und ungesund sei, demungeachtet sammeln sich in ihr die Nomaden in grosser Anzahl. An seinem oberen Laufe liegt die obere Stadt Merv (Merv er-rûd genannt), sie scheint nicht sehr bedeutend zu sein und wurde unseres Wissens von europäischen Reisenden nicht besucht. Stirling, der in ihrer Nähe vorüber reiste[2], hörte blos, dass in ihr das Wasser sehr schlecht und dass die Umgegend sumpfig und ungesund sei. Der Murghâb erreicht den Oxus nicht, sondern versickert wie der Dehâs in der Wüste, doch fand ihn Burnes nicht sehr weit von seinem Aufhören noch 73 Metres breit und 5 Fuss tief, er floss zwischen steilen Ufern auf Thonboden dahin; weiterhin soll er einen See bilden, in dem er endet[3]. Etwa 50 engl. Meilen stromaufwärts von diesem See liegt das untere Merv (Merv esh-Shâhijân genannt[4]), die bedeutendste Stadt an den Ufern des Murghâb und auch die älteste, da die Erânier ihre Gründung dem fabelhaften Könige Tahmûrath zuschrieben. Sie wurde offenbar gegründet wegen der Fruchtbarkeit der Umgegend, die blos bewässert zu werden braucht, um in üppigster Fülle und ohne weitere Beihülfe Alles gedeihen zu machen, vor Ueberschwemmungen konnte sie durch Wasserbauten geschützt werden. Ausserdem hat aber bei ihrer Gründung offenbar auch der Gedanke mitgewirkt, hier, an der äussersten Gränze des bebauten Landes einen Vorposten gegen die von Norden her eindringenden Schaaren turânischer Nomaden zu haben. Die

1) Ferrier I, 369. 442.

2) Ritter VIII, 229.

3) Burnes Reise p. 300.

4) Der alte Name der Stadt und der Umgegend ist Margus, so nennt sie Darius in seinen Inschriften (Bh. 2, 7. 3, 11 flg.) und dieser Name heisst wol „auf die Vögel bezüglich“, ganz wie das neuere murghâb, Vogelwasser. Der Grund ist, dass man in der Gegend dieses Flusses ungeheure Vögelschaaren antrifft, wenn man aus der Wüste kommt (Burnes Reise p. 294). Im Avesta (Vd. 1, 18) heisst sie môuru, womit offenbar der neuere Name Merv in Verbindung steht. Da auch im Pârsi mrû Vogel bedeutet, so dürfte môuru dieselbe Bedeutung haben wie margus, ja vielleicht môuru mit Abwerfung des g daraus entstanden sein: in letzterer Vermuthung

grösste Bedeutung hatte die Stadt Merv im Mittelalter, sie erhielt ihre Blüte bis zum Einfalle der Mongolen, seit dieser Zeit hat sie sich nie wieder ganz erholt; gegenwärtig ist sie im Besitze der Turkmanen. Die wichtige Lage dieses unteren Mervs für den Handel hat bereits Ritter in das rechte Licht gestellt[1]). Die Stadt liegt in der Mitte zwischen fünf grossen Handelsstädten: Khîva, Urgenj, Bokhârâ, Balkh und Herât, von jeder derselben etwa 40—60 geogr. M. entfernt. Führen auch die Wege nach Norden durch wasserlose Wüsten und sind darum für Kriegsheere schwer zu begehen, so ist es doch namentlich für den friedlichen Verkehr nicht unmöglich, die Schwierigkeiten der Strassen zu überwinden. Bemerkenswerth ist, dass nach Südwesten hin bereits $6^1/_2$ Wegstunden von Merv auf der Strasse nach Serakhs der Boden der Wüste beginnt sich zu bessern und hart zu werden[2]).

3. Der Haré-rûd.

Ein zweiter Fluss Khorâsâns, der im Paropanisus entspringt und bestimmt ist, die Cultur nach Norden zu tragen, ist der Haré-rûd oder Tejend. Die Quellen dieses Flusses liegen dem Strome von Balkh näher als die des Murghâb, aber sein Lauf ist länger und er endet weit mehr westlich als der eben genannte Fluss. Als Quelle des Haré-rûd nennt Edrisi ein befestigtes Dorf Robât Tarvân[3]). Nach dem was Ferrier[4]) hörte, sollen zwei kleine Flüsschen, Jingil-âb und Tingil-âb, am Fusse des Hindûkush, ganz nahe bei den Quellen des Dehâs, entspringen, von denen sie blos durch einen Bergrücken getrennt werden. Nachdem sie etwa 25 Farsangs vereinzelt zurückgelegt haben, vereinigen sie sich noch innerhalb des Paropanisus bei einem Orte Dauletyâr und bewässern die Distrikte Shahrek, Obeh und später Herât. Die Berge, welche die süd-

bestärkt noch, dass sowol Yaqût (bei Meynard p. 524) als Javâlîqî (cf. p. 3. ed Sachau) das Patronymicum von Marv auch marvazî zu bilden lehren. Die ältere Form des Patronymicums ist Mârgaya (Bh. 3, 16).

1) Ritter VIII, 234.

2) Ritter VIII, 237.

3) Ritter VIII, 238.

4) Ferrier I, 443.

lichen Ufer dieses Flusses begleiten, heissen Kûh-i-śiâh (die schwarzen Berge), wegen ihrer Farbe, die Berge am Nordufer des Flusses Kûh-i-saféd (die weissen Berge), wegen des sie bedeckenden Schnees. Das Wasser von der Nordseite der Kûh-i-saféd strömt in den Oxus, das von der Südseite der Kûh-i-siâh in den Hilmend. Bei seinem Austritte aus den Gebirgen bei Obeh sah Khanikof den Haré-rûd, sein Wasser ist klar, aber im Sommer seicht[1]. Früher hat man den Haré-rûd und den Tejend für verschieden gehalten, wir wissen jetzt, dass dies ein Irrthum ist. Der Haré-rûd, der noch oberhalb Herât mehrere kleinere Zuflüsse empfängt, nimmt unterhalb dieser Stadt bei einem Orte Pul-i-Khâtûn (Königinbrücke) den Strom von Meshhed auf und führt von da an den Namen Tejend, bis er sich in dem Sande der Turkmanenwüste verliert[2]. Auch der Haré-rûd hat zwei Städten ihre Entstehung gegeben (abgesehen von kleineren Ansiedelungen), die in der Geschichte Erâns hoch berühmt sind. Die wichtigste derselben ist das heutige Herât[3] und liegt am oberen Laufe des Stromes. Die Stadt gilt für sehr fest in den Augen der Orientalen, in nicht ganz gleichem Grade bei den Europäern, wenigstens die jetzigen Befestigungen würden einem europäischen Heere nicht leicht widerstehen können. Herât selbst ist oft von europäischen Reisenden besucht und beschrieben worden, die Lage der Stadt gilt für sehr gesund, der Menschenschlag ist aber nicht so schön wie im übrigen Erân, man merkt die starke Beimischung von Mongolen. Seine Hauptbedeutung hat Herât als das Centrum aller Hauptrouten Centralasiens in der Richtung von Osten nach Westen, diese Bedeutung hat in neuester Zeit noch zugenommen, denn seitdem die Räubereien der Turkmanen die Strasse über Serakhs allzu unsicher gemacht haben, gehen selbst

1) Khanikof, Mémoire p. 136.

2) Khanikof, Mémoire p. 54.

3) Nach Ansicht der Orientalen soll die Stadt von Alexander dem Grossen gebaut worden sein, dies ist aber ein Irrthum, die Stadt und Land werden schon von Darius unter dem Namen Haraiva erwähnt (Bh. 1, 16. J., 16. NR. a, 22) ebenso im Avesta (Vd. 1, 30); bekannt ist, dass der Name mit skr. sarayû zusammenhängt. Im Shâhnâme tritt die Stadt nicht besonders hervor, in dem älteren Theile des Buches finde ich sie nur einmal (Shâh. 297, 4) erwähnt unter dem Namen هری haré.

die Waaren aus Bokhârâ auf dem Umwege über Balkh und Meimana nach Herât. Diese Lage der Stadt an dem Handelswege zwischen Indien, Persien, dem kaspischen Meere und Orenburg sichern die Bedeutung derselben für alle Zeiten und machen sie den verschiedensten Völkern zum Aufenthaltsorte. Herât liegt in einem Thale, das sich etwa 6 geogr. Meilen von Osten nach Westen ausdehnt, aber nur halb so breit ist, der das Thal durchziehende Haré-rûd macht dasselbe zu einer reichen Culturlandschaft. In der Umgebung ist namentlich der District Bâdghéz [1]) berühmt, der 40 Farsang lang und 30 breit ist. Er liegt nordöstlich von Herât, zwischen dem Murghâb und Haré-rûd und gehört nach Yaqût der Stadt Merv-er-rûd und Herât gemeinschaftlich; er trägt schöne Pistazienwälder und ist sehr fruchtbar. — Ganz am Ende des Haré-rûd oder Tejend liegt die Stadt Serakhs [2]), die vom Flusse nicht einmal mehr ganz erreicht wird; auch sie scheint ursprünglich ein Vorposten gegen die Schaaren Turâns gewesen zu sein, jetzt ist sie jedoch längst von den Turkmanen in Besitz genommen. Von neueren Reisenden hat Burnes die Stadt besucht, er schildert den Boden eben and ohne anderes fliessendes Wasser als das brakische des Tejend. Man baut in der Umgegend Weizen, besonders aber vortreffliche Melonen, welche an Güte denen von Bokhârâ nicht nachstehen sollen. Von dem unteren Merv ist die Stadt 14 geogr. Meilen entfernt. Gegen Westen zu wird das Land gebirgiger, auf der Strasse gegen Meshhed erreicht man 9 geogr. M. von Serakhs die äussersten Berge bei Derbend, die Gipfel derselben sind mit Wachtthürmen versehen. Von da geht, wie Burnes sagt, der Weg nach dem nur

---

1) d. i. Vâiti-gaeçô (Windkräuselung?), unter diesem Namen kennt die Landschaft schon das Avesta (Yt. 19, 2. vgl. auch Bund. 23, 12), die einheimische Ansicht, als sei bâdghés aus bâdkhéz entstanden (cf. Vullers Lex. pers. s. v. بادغيس) hat keinen Werth.

2) Serakhs ist vielleicht schon in dem Siroc des Ptolemäus zu erkennen, in morgenländischen Quellen wird die Stadt meines Wissens zuerst bei Firdosi erwähnt (Shâh. 303, 5. v. u.), sie erscheint im Königsbuche als eine unzweifelhaft érânische Stadt. Yaqût sagt, nach den Einen sei sie von Alexander dem Grossen, nach Anderen von Kaikâus erbaut. Auch er erwähnt den empfindlichen Wassermangel, da der Tejend einen Theil des Jahres trocken sei, so müsse man sich dann mit Cisternen helfen.

noch 7—8 geogr. M. entfernten Meshhed am Tejend aufwärts (er meint gewiss den Fluss von Meshhed, einen Nebenfluss des Haré-rûd s. o.). In ähnlicher Stellung wie Derbend, nur einige Meilen weiter nach Norden liegt Kelât[1]) in einem Thale, das 5—6 Stunden breit von Ost nach West und 10—11 geogr. Meilen lang ist. Ein kleiner Strom durchsetzt das Thal, die Felsen, auf denen die Feste liegt, sind fast unersteiglich, sie kann bei einiger Aufmerksamkeit leicht vertheidigt werden.

4. Fortsetzung. Der Nordrand von Herât bis Nîsâpûr und Shâhrûd.

Von Herât führen drei Wege westlich nach Meshhed, der jetzigen Hauptstadt Khorâsâns; der südlichste derselben geht über Khaff, einer unbedeutenden Stadt, über Turbet-i-Haideri nach Turshîz[2]) und von da nach Meshhed, von diesen Orten hat nur Turshîz, das in einer lieblichen Umgebung liegen soll, Anspruch auf einiges Alter. Diese ganze südliche Strasse ist wegen ihrer Unsicherheit von den Karavanen meistens gemieden und uns darum nur wenig bekannt. Die beiden anderen Wege sind gewöhnlicher, der nördlichste soll der beschwerlichste sein. Der gewöhnlichste geht über Turbet-i-Sheikh-i-Jâm[3]). Der Abstand von Herât bis Meshhed beträgt 45—46 geogr. Meilen. Die Ansicht Conollys, dass zwischen den beiden Ortschaften ein starker Einfall in der Kette des Nordrandes das Aufhören des Paropanisus und den Beginn des Elburzgebirges bezeichne, hat sich nicht bestätigt, wenn auch zugegeben werden muss, dass die Umstände der Art sind, dass man sich leicht täuschen konnte[4]). Ueber die Stadt Meshhed,

---

1) Yaqût schreibt كلات. Es ist wol dieselbe Feste, die im Shâhnâme genannt wird (Shâh. 567, 1).

2) Yaqût schreibt den Namen طرثيث, sagt aber, dass die Perser طرشيش sprächen, andere scheinen noch طرشيز zu schreiben (cf. Barbier, Diction. p. 390 not.). In der Nähe liegt das im Shâhn. 1068, 6 genannte Dorf Kishmer, wo Zarathustra die berühmte Cypresse gepflanzt und das Feuer Âḍer burzîn mihr eingerichtet haben soll.

3) Genauere Angaben bei Khanikof, Mémoire p. 116 flg. Sheikh Jâm ist nicht mit Jâmi zu verwechseln. Cf. auch Ferrier I, 259 flg.

4) Ritter VIII, 284 und dazu Khanikof l. c. p. 116.

d. i. Ort der Märtyrer (nicht „Grabstätte", wie v. Hammer fälschlich übersetzt), haben wir jetzt durch Ferrier und Khanikof[1]) zuverlässige Mittheilungen erhalten, die Angaben des letzteren Reisenden lassen keinen Zweifel, dass Meshhed erst in neuerer Zeit, unter der Herrschaft der Sefevîs, zur Bedeutung gelangt ist und dass auch die grossen religiösen Privilegien der Stadt erst aus dieser Zeit herrühren. Da jährlich 50—60000 Pilger die Stadt besuchen, so kann der Handel schon aus diesem Grunde nicht ganz unbedeutend sein. Man verfertigt dort guten Stahl, auch etwas Seidensammt und besonders schöne Teppiche; einen Hauptzweig der Industrie geben aber die in den benachbarten Türkisminen[2]) ausgegrabenen Steine, die zu Ringen und anderen Gegenständen verarbeitet, von den Pilgern gern gekauft und als Andenken mitgenommen werden. Die Zahl der Einwohner der Stadt kann genau nicht angegeben werden: Conolly schätzt sie auf 45000, Burnes auf 40000, die Eingebornen auf 100000, jedenfalls zu hoch. Die eigentliche alte Stadt in dieser Gegend ist das altberühmte Tûs, der Geburtsort des Firdosi, der bereits im Bundehesh genannt wird und nach Ansicht der Erânier bis in die älteste Zeit zurückgeht. Die Ruinen, welche sich noch von Tûs erhalten haben, sind unbedeutend[3]), doch rührt der Verfall der Stadt erst aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts her[4]).

Von Meshhed führt ein Weg nördlich in die Berge nach Kucân oder Kabucân in der Nähe der Etrekquelle, von wo man weiter nach Asterâbâd gelangen kann[5]). Unter den wenig bedeutenden Orten, die man auf diesem Wege antrifft, scheint Cinârâm der bedeutendste zu sein, allein die Gegenden an der Strasse sind wasserreich und darum fruchtbar. Man steigt allmählig an, nach Frasers Schätzung soll die grösste Thalhöhe in der Passage von Kucân etwa 4000 F. über dem Meere sein, Kucân selbst liegt nur etwa 1000 F. höher als Meshhed in einer fruchtbaren Gegend, wo Weizen und Gerste, aber kein Reis

1) Khanikof l. c. p. 97 flg. Ferrier I, 228 flg.
2) Ueber diese Minen cf. Khanikof l. c. p. 92. 93.
3) Khanikof l. c. p. 110.
4) Khanikof l. c. p. 31.
5) Cf. Ritter VIII, 321 flg.

und keine Baumwolle gedeiht, ebenso findet man an Früchten eine Menge von Wassermelonen, Aepfel, Birnen und Aprikosen, während die Trauben dagegen niemals vorzüglich werden; die Ernte ist hier später als in den Niederungen im Süden. Der Handel von Kucân besteht in Wolle, Wollenfabrikaten und Talg, auch die von hier kommenden Schafpelze sind berühmt. — Die Hauptstrasse aber von Meshhed nach dem Westen führt über Nîsâpûr. In diese Stadt, die nur 12 geogr. M. von Meshhed entfernt ist, führen zwei Wege [1]), die sich bei Qadam-gâh, kurz vor Nîsâpûr, vereinigen. Der längere dieser Wege (8 Farsang) führt in der Ebene um die Berge herum, welche der kürzere (6 Farsang) durchschneidet, der letztere ist landschaftlich einer der schönsten von denen die man im Erân machen kann. Die Stadt Nîsâpûr [2]) selbst steht im Rufe alt zu sein, doch hat sich in ihrer Nähe kein altes Denkmal erhalten und auch in der Sagengeschichte spielt sie keine Rolle. Jedenfalls muss sie früher blühender gewesen sein als jetzt, wo sie sehr herabgekommen ist, sie ist unreinlich und schlecht gebaut. Hier ist man den Türkisminen am nächsten, von denen später die Rede sein wird. Das Thal, in welchem Nîsâpûr liegt, hat eine Ausdehnung von 16—18 geogr. M. und ist dabei 6—12 geogr. M. breit.

Nîsâpûr ist das östliche Ende einer Reihe von flachen Thalebenen, welche sich von da im Süden der Bergkette bis nach Shâhrûd im Westen über das hochliegende Tafelland erstrecken. Dieser Weg durch dieselbe ist eine wichtige Strasse, an welche sich manche alte Erinnerungen knüpfen. Sie bildet die Hauptader des Verkehrs mit dem Westen, der aber von jeher durch die räuberischen Einfälle der turânischen Stämme im Norden unsicher gemacht war. Bei den jetzigen zerrütteten Verhältnissen bringen diese immer häufiger werdenden Einfälle namenloses Elend über die unglücklichen Bewohner dieses Distriktes; eine geordnete Regierung würde übrigens diesen

1) Khanikof, Mémoire p. 95. Cf. auch Ferrier I, 198 flg.

2) Yaqût schreibt den Namen der Stadt نيسابور (Nîsâpûr), sagt aber, die Einwohner sprächen نشاور (Nishâver) aus. Die Stadt wird auf Shâpûr I. zurückgeführt, die Nachricht scheint mir aber zweifelhaft und die Aehnlichkeit des Namens mag eine zufällige sein.

Raubzügen leicht steuern können: die Besetzung der drei sehr schwierigen Pässe, welche aus den nördlichen Ebenen nach Khorâsân führen und die Aufstellung von 4—5 Colonnen Cavallerie mit einigen Kanonen leichten Kalibers würde sie sehr bald ganz verschwinden machen[1]). Die nächste Station, zu der man von Nîsâpûr aus gelangt, heisst Zafarâni oder Zafaranlu[2]), eine grossartig angelegte, aber jetzt verfallene Caravanserai, die ursprünglich berechnet war, mehr als 1000 Personen Unterkunft zu gewähren. Von hier führt der Weg in die Stadt Sebzevâr, eine sehr alte, noch immer mit Thürmen und Mauern umgebene Stadt, die an 1000 Häuser und 12—15000 Einwohner hat, aber darum doch nur wenige Alterthümer aufweist. Die angränzende Ebene führt den Namen maidân-i-dév-i-saféd (Ebene des weissen Dévs), auf ihr soll der jugendliche Sohrâb mit seinem Vater Rostem gekämpft haben. Diese Ebene ist 20 geogr. M. lang und 8—12 geogr. M. breit, im Süden begränzt sie eine Bergkette, die sie von der Ebene von Turshîz trennt, die Berge im Norden der Ebene werden Kûh Cagatai genannt, sie laufen vom Elburz aus, sind aber hier bereits viel niedriger. Zwischen Sebzevâr und Mihr liegt die Ebene Reivad, ein alt berühmter Platz[3]), in Mihr wird Baumwolle gebaut, auch Maulbeerbäume kommen daselbst fort, daher giebt es dort auch Seidenzucht und Seidenweber. Die nächste Station ist Mezinân, ein elendes Dorf mit grossen Ruinen in der Nähe, dann folgt Abbâsâbâd, wie sein Name sagt, früher von Abbâs dem Grossen erbaut, jetzt aber durch die häufigen Einfälle der Turkmanen ganz verfallen, so dass von den ursprünglichen 900 Häusern nur noch etwa 150 vorhanden sind. Der

1) Cf. Ferrier I, 179.

2) Genauere Nachrichten über den ganzen Weg von Shâhrûd bis Herât findet man bei Ferrier I, 107 flg. und Khanikof, Mémoire p. 78 flg.

3) Yaqût giebt ريوند (Revand) als Name eines zu Nîsâpûr gehörenden Distriktes, und ريود (Revad) als Name einer Burg an. Firdosi (Shâh. 811, 11. 816, 1. 8) schreibt ريبد (Rébad) und sieht darin eine Ebene, dagegen kennt das Avesta (Sir. 1, 9. 2, 9) einen Berg Raevañta und aus dem Bundehesh (22, 2. 42, 3) erfahren wir, dass dieser Berg in Khorâsân lag, dass er auch Pusht-Vistâspân genannt wurde (wol weil Vistâspa auf ihm Zuflucht fand) und dass das Feuer Barzîn auf ihn niedergelegt wurde. Berg und Ebene Raevañd werden gewiss im Zusammenhange stehen.

kleine salzige Fluss, der bei Abbâsâbâd strömt (auf den Karten Pul Abrishim geheissen), gilt für die westliche Gränze Khorâsâns. Von Abbâsâbâd führen Wege durch die Berge über Jâh Jerm und Sankhas nach Meshhed und Kabucân und diese mit Wasser reichlich versehenen Gebirgswege sollen den trocknen in der Ebene weit vorzuziehen sein, werden aber wegen des mangelnden Schutzes gegen Turkmanenüberfälle sehr selten begangen [1]) und sind daher bis jetzt unbekannt geblieben. Auf der gewöhnlichen Strasse gelangt man etwa $7^1/_2$ geogr. M. westlich von Abbâsâbâd nach Meiomei, das von dem ersteren Orte durch eine niedere Bergkette mit breiter offener Passage geschieden wird. Die Ebene, in welcher Meiomei liegt, dehnt sich nach Nordosten aus in einer Breite von 6—8 Stunden, sie wird südöstlich von Felsklippen, südwestlich von der Wüste und westlich von den Bergen von Shâhrûd begränzt. Meiomei hat nur 400 Häuser, die Umgegend ist öde, aber nicht wegen natürlicher Unfruchtbarkeit, sondern weil aus Furcht vor den Turkmanenüberfällen Niemand das Land zu bebauen wagt. Der Boden steigt von Abbâsâbâd gegen Meiomei und besteht aus Granit, Grünstein, Porphyr und Kalkstein, während sich östlich bei Sebzevâr und westlich in der Senkung nach Shâhrûd röthliche Sandsteinberge und Kieselgerölle zeigen. Von dem verhältnissmässig hoch gelegenen Meiomei hat man eine schöne Aussicht auf die hellen Flächen der Salzwüste im Süden und auf die braunen Flächen der Wüste im Osten. Nach Shâhrûd zu senkt sich der Weg und führt über die Caravanenstation Bedesht (in der Ebene) nach Shâhrûd. Diese Stadt hat 1200 Häuser und 4—5000 Einwohner, vielen Ackerbau und guten Handel, letzteres ist nicht zu verwundern, da die Strassen von Yezd, Herât, Meshhed, Asterâbâd, Teherân, Isfâhân hier zusammenkommen. Doch ist die Gegend arm an Holz und Schafe können, der Turkmanenüberfälle wegen, hier nicht gezüchtet werden. Shâhrûd liegt ziemlich hoch, nämlich 3414 p. F. über dem Meere und 1000 F. höher als Meshhed, daher ist die Kälte daselbst ziemlich empfindlich, während der Sommer sehr heiss ist. Nur zwei Stunden von Shâhrûd gegen Nordost liegt das kleine Städtchen Bestâm, bekannt als der Geburtsort mehrerer muhammedanischer Gelehrten von Bedeutung.

1) Cf. Ritter VIII, 336.

5. Das Gebirgsland von Gurgân mit den Parallelflüssen Etrek und Gurgân.

Von dem Südrande der Berge, an denen wir bis jetzt den Weg nach dem Westen verfolgt haben, wenden wir jetzt unsere Blicke nach der nördlichen Abdachung derselben, die uns schon bis zur Stadt Kabucân bekannt ist. Auch hier finden wir noch über die Berge hinaus eine Strecke des Anbau fähigen Landes, bedingt durch die Wasserquellen, die von der Nordseite dieser Berge abfliessen und sich in den Parallelflüssen Etrek und Gurgân sammeln. Beide Flüsse sind nicht von gleicher Länge. Der Lauf des Gurgân ist nicht halb so lang wie der des Etrek, der etwa 60 geogr. M. beträgt. Beide Flüsse verdanken ihre Wasser fast ausschliesslich der südlich von ihren Ufern gelegenen Gegend, vom Norden aus der wasserlosen Wüste ist der Zufluss nur sehr unbedeutend. Beide Flüsse ergiessen sich ins kaspische Meer in gleichweit von einander abstehenden Betten, getrennt durch eine fruchtbare Ebene, die 10—12 Stunden breit ist. Das Thal des Etrek beginnt bei der uns schon bekannten Stadt Kabucân, das Flussthal senkt sich sanft gegen Nordwesten zu, es ist 7—8 geogr. M. breit und für die Cultur sehr wohl geeignet, obwol es, der unsicheren Zustände halber, jetzt meistens unbebaut ist. Der Etrek ist in seinem oberen Laufe noch klein und durchzieht das Thal in der Mitte, auch die Nebenthäler, aus denen Bäche kommen, sind gut bewässert und des Anbaues fähig, man befindet sich hier in einer der fruchtbarsten Gegenden Erâns. In diesem oberen Etrekthale liegt Shirvân, ein malerischer Ort in einer reichen Ebene und von Ackerfeldern umgeben. Unterhalb Shirvân bleibt das Thal noch eine Stunde weit mit schönen Saatfeldern bedeckt, dann erweitert es sich in ein mit Hügeln umgebenes Becken, aus dem eine enge Thalspalte den Etrek hinaus und weiter gegen Westen führt. Auch die Seitenthäler, soweit man sie bis jetzt kennen gelernt hat, sind fruchtbar: das Thal von Bujnurd, das $7\frac{1}{2}$ geogr. M. von Shirvân in einem fruchtbaren Seitenthale liegt, und das Thal von Simulghân, nur ist, wie überall in Erân, ein grosser Mangel an Wäldern.

Die Quelle des Gurgân liegt gleichfalls in einem dieser Seitenthäler der Berge, sie ist unseres Wissens noch von keinem europäischen Reisenden gesehen worden, wohl aber das Thal, in welchem sie liegt; wir wissen daher, dass der Gurgân schon unweit seiner Quelle durch die in ihn mündenden Bergströme bedeutend ist. Im oberen Gurgânthale hat die Gegend an seinen Ufern einen wild romantischen Charakter, weiterhin tritt an die Stelle der Wildniss eine liebliche Gegend, Hochwald mit Eichen, Buchen, Ulmen, Erlen, Dickichte von wilden Kirschbäumen und anderen Gewächsen. Das Thal wird immer breiter und der ganz verdeckte Fluss ist nur durch die Gebüsche zu erkennen, welche sein Ufer umgeben, man findet die verschiedensten Blumen wie Lilien, Veilchen, Primeln und Hyacinthen, von Früchten Brombeeren, Johannisbeeren, Haselnüsse, Trauben, Feigen und Granaten, kurz das ganze Thal ist äusserst lieblich und fruchtbar, aber ohne irgend eine Ortschaft. Burnes legte in diesem Thale 16 geogr. M. bis Asterâbâd zurück, so lang mag auch etwa der Lauf des Gurgân sein. Am unteren Laufe des Gurgân findet man die Ruinen der alten Stadt Gurgân oder Jorjân [1]), die noch Yaqût als eine bedeutende Stadt kennt, dann einen alten Thurm Gumbed-i-Kâus (Gewölbe des Kâus) genannt, der aber kufische Inschriften tragen soll, also aus moslemischer Zeit ist, sowie Spuren einer grossen Mauer, welche die von Norden eindringenden Barbaren abhalten sollte. Alles zeigt darauf hin, dass diese Gegenden in früheren Zeiten besser bewohnt waren als jetzt. — Der Weg zwischen dem Gurgân und Etrek führt über üppige Wiesen und offene Wälder; auch wird hier noch Reis gebaut. An seiner Mündung hat der Gurgân nur 36—72 F. Breite und

1) Der Name Varkâna findet sich in den Inschriften des Darius (Bh. 2, 92) als Landesname gebraucht, ebenso wahrscheinlich auch im Avesta (Vd. I, 42). Wie so häufig in Erân führte die Landeshauptstadt denselben Namen und so entstand regelrecht aus Varkâna das neuere Gurgân oder Jorjân. Diese Stadt, deren Ruinen wir jetzt noch finden, war nach Yaqût noch im Mittelalter ein bedeutender Ort. Der Fluss Gurgân, richtiger Gurgân-rûd, d. i. der Fluss von Gurgân, scheint in älterer Zeit Khneñta geheissen zu haben, wenigstens halten schon ältere Parsen in ihren Bemerkungen zu Vd. I, 42 (cf. meinen Commentar zu d. St.) diese Ansicht fest. Dass der Name Varkâna mit dem abendländischen Hyrkanien identisch ist, leuchtet von selbst ein

sehr niedrige Ufer, das Wasser ist schlammig und schleicht träge dahin. Die Etrekmündung liegt 5 Meilen weiter nordwärts. Wie beim Gurgân so ist auch hier das Meer so seicht, dass man der Mündung nur auf ganz kleinen Schiffen nahe kommen kann.

6. Der Nordrand von Shâhrûd bis Rai. Die Strassen nach Mâzenderân.

Von Shâhrûd aus führt die alte Heerstrasse immer weiter gegen Westen, dabei hält sie sich fortwährend an den Fuss des Nordgebirges, das nun unter dem Namen Elburz[1]) zu grösserer Höhe emporzusteigen beginnt und verschiedene Ströme nach Süden entsendet, die sich zwar in den Salzwüsten verlieren, aber doch eine Strecke weit die Fruchtbarkeit der Gegend fördern. Die erste bedeutendere Stadt ist Dâmeghân, ein Ort, der sich bis zum Jahre 1136 der Hejra, wo die Afghânen ihn zerstörten, des grössten Wohlstandes erfreute, wie noch heute seine Ruinen bezeugen können. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend, auf allen Seiten mit schönen Dörfern umgeben, in welchen Ueberfluss von Getreide und Obst gezogen wird[2]).

1) Es braucht kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, dass das Wort Alburz das altb. Hara berezaiti ist und dass mit diesem Ausdrucke im Avesta und den mit diesem Buche in Verbindung stehenden Schriften ein fabelhaftes Gebirge bezeichnet wird, das seinem Wesen nach Aehnlichkeit mit dem Berge hat, den die Muhammedaner Qâf zu nennen pflegen. Ob von diesem schwer zu überschreitenden fabelhaften Gebirge der Name auf den jetzigen Elburz übertragen wurde oder umgekehrt (auch im Kaukasus giebt es einen Elburz), dürfte schwer zu entscheiden sein, ich kann auch den Namen Elburz für das hier genannte Gebirge nicht einmal im Mittelalter nachweisen. Im Bundehesh (cf. 22, 1. 24, 13) heisst das Gebirge Patashqargar, in der Huzvâreschübersetznng von Vd. 1, 68 wird Varena nach Patashqargar gesetzt. In Sehîreddîns Geschichte Taberistâns (p. 19 ed. Dorn) heisst es, dass Taberistân innerhalb des Farshvâdgar liege, unter diesem Namen soll Gêlân und Aderbaijân verstanden werden. Ohne Zweifel ist statt Farshvâdgar (فرشوادكر) vielmehr Fadshvârgar (فدشواركر) zu lesen. Dies ist also der ältere Name statt Alborj. Vgl. auch Windischmann, zor. Studien p. 8. Firdosi sucht den Alborj in Indien, wie aus mehreren Stellen seines Werkes deutlich hervorgeht, doch spricht gegen seine Annahme die Frêdûnsage.

2) Cf. Ferrier I, 133. Khanikof, Mémoire p. 73. 74. Der Name der

Quelle dieser Fruchtbarkeit ist der Fluss, der durch den Engpass Ceshme Ali aus dem Gebirge hervorbricht und anfänglich reiches Wasser zur Bewässerung der Felder liefert, später aber sich in der Wüste verliert. Trotz dieser fruchtbaren Umgebung, trotz der durch sie ziehenden Handelsstrassen hat sich die Stadt Dâmeghân bis heute nicht von ihrem Falle erholt und kann selbst in ihrem Wohlstande nicht mit dem benachbarten Shâhrûd wetteifern, was um so mehr zu verwundern ist, als hier die Turkmanenüberfälle nicht die Schuld an der Verödung tragen können, denn diese erstrecken sich selten so weit westlich. Trotz aller Ruinen hat jedoch Dâmeghân deren keine aufzuweisen, welche über die Zeit des Islâm hinausgehen. Die überwiegende Mehrheit der Alterthumsforscher betrachtet Dâmeghân als den Ort, wo wir das alte Hecatonpylon, die parthische Hauptstadt, zu suchen haben, doch bemerkt Ferrier nicht ganz mit Unrecht[1]), dass Dâmeghân nicht sehr viel Anrecht auf die Benennung einer hundertthorigen Stadt habe, denn ausser der Strasse von Asterâbâd mündet hier blos eine aus Irâq kommende ein, dagegen ist Shâhrûd in viel höherem Grade ein Knotenpunkt für die Vereinigung verschiedener Strassen. — Die nächste Stadt gegen Westen ist Semnân[2]), gleichfalls ein gewerbreicher Ort, der von vielen Ruinen umgeben ist, durch welche man eine halbe Stunde lang zu gehen hat, mag man von Osten oder von Westen kommen. Die Stadt umgeben grosse Gemüsegärten, die Strassen sind mit Bäumen bepflanzt und werden von kleinen Bächen voll ausgezeichneten Wassers durchströmt. Diese Bäche fliessen natürlich im Frühlinge am stärksten und geben dann ihren Ueberfluss an grosse Wasserbehälter ab, aus welchen man zur Zeit der Dürre die Bewässerung der Felder möglich macht. Neuerdings ist bekannt geworden, dass die Einwohner von Semnân so wie auch die der benachbarten Stadt Lâzgird einen eigenthümlichen Dialekt sprechen, der noch nicht genauer untersucht ist, wahrschein-

---

Stadt Dâmeghân ist keinesfalls ganz jung, er findet sich schon bei Firdosi (p. 222). Nach Yaqût (bei Barbier de Meynard p. 464) ist sie die Hauptstadt des Distriktes Qûmis (قومس oder كومس).

1) I, 140.

2) Sie ist bereits Yaqût unter dem Namen سمنان bekannt.

lich aber der Sprache Mâzenderâns ziemlich nahe steht[1]). Lâzgird ist ein Ort, der nichts Merkwürdiges hat, als seine eigenthümliche Bauart, zweistöckige Häuser mit einem 20 F. hohen Unterbau, ebenso ist auch das 4 Stunden gegen Osten liegende Dorf Surkhâb eingerichtet. Die Einwohner von Lâzgird erlauben keinem Fremden sich bei ihnen niederzulassen, sie heirathen selbst nur selten auswärtige Frauen, daher können sich die Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache leicht erhalten. Von Lâzgird führt der Weg weiter nach Dih Nemek (Salzdorf), das, wie der Name besagt, auf salzigem Grunde liegt, die Hauptindustrie des Ortes ist dieses Salz zu sammeln und zu verkaufen. Der Fluss, der bei Dih Nemek fliesst, dient zur Bewässerung der Felder, er tritt aus den Bergen in einer tiefen Spalte, die als Verbindungsstrasse mit dem weidereichen Districte von Ish benutzt wird, dessen Hauptort Fîrûz-kûh heisst. Während die Gegend bei Dih Nemek nicht sehr fruchtbar ist, tritt man nun in die Landschaft Khuâr ein[2]), eine fruchtbare Ebene, die aber gegenwärtig vielfach öde liegen soll. Das Ende dieser Ebene ist der Serdarrapass, welcher den Ausgang bildet und besonders am Anfange ein sehr enges, leicht zu vertheidigendes Defilé darbietet. Es kann kaum zweifelhaft sein, dass wir in diesem Passe die Pylae Caspiae der Alten vor uns haben, der Pass ist aber nach Ferriers Urtheile leicht zu umgehen[3]), wenn nur eine Armee im Stande ist, sich für einen Tag mit Lebensmitteln zu versehen. — Auf der andern Seite des Passes gelangt man über Aiwân-i-Kaif nach dem fruchtbaren Bezirke von Verâmîn (ورامين), der von dem Jaje-rûd bewässert wird und meist Landgüter der Grossen von Teherân enthält und von da weiter nach Rai, der alten Hauptstadt des Landes[4]), deren Ruinen noch meilenweit das Land bedecken,

1) Cf. Khanikof l. c. p. 76.

2) Diese Landschaft, gewöhnlich Khuâr-i-Rai (خوار رى) genannt, findet sich bei Firdosi erwähnt (p. 203. 206. 212, 3). Sie enthielt auch eine Stadt, die zur Zeit Yaqûts bedeutend war, später aber zur Unbedeutendheit herabsank. Der Name hängt zuerst mit Khuârezm (cf. oben p. 47. not.) und dem alten Choarene zusammen.

3) Ferrier II, 115. Sardarra heisst blos: Ende des Thals.

4) In alten Zeiten hiess die Stadt bekanntlich Raga und erscheint unter diesem Namen als medische Stadt in den Inschriften des Darius

die aber noch nicht näher erforscht sind. Jetzt ist das früher nur als Dorf erwähnte Teherân an die Stelle der alten Stadt getreten.

Auch von dem Theile der nördlichen Strasse, den wir soeben durchwandert haben, zweigen sich mehrfache Wege ab, welche über den Elburz nach dem Norden führen. Die östlichste dieser Strassen geht von Shâhrûd nach Asterâbâd[1]. Drei Bergketten trennen die Ebenen Khorâsâns von dem Gestadelande des kaspischen Meeres, welchen Weg man dahin auch nehmen mag, diese 3 Bergketten müssen überstiegen werden. Die erste Gebirgsreihe ist die höchste. Der Gebirgspass, welcher von Shâhrûd aus über sie hinüber führt, hat die Höhe von 2845 Metres, der zweite 2281, der dritte endlich nur noch 2007 Metres. Auf dem ersten Höhenzug bemerkt man nur wenig Bäume, der zweite ist schon weit besser bewaldet, der dritte endlich mit dichtem Walde versehen. — Ein zweiter Weg führt weiter westlich von Dâmeghân aus nach Norden, durch die Längenthäler am Fusse des Elburz ist derselbe auch mit Rai und Teherân verbunden. Durch den bereits genannten Engpass Ceshme Ali führt dieser Weg zu einem Felsthore, Shemshîr-bur (d. i. mit dem Schwerte geschnitten) genannt. Dasselbe ist nur 8—10 F. breit und 120 Schritte lang, auch am Nordausgange ist ein Felsenthor, das aber nur 4—5 F. breit ist. Eine Stunde weiter folgt ein zweiter, ähnlicher Engpass, dieser ist zwar nur 20 Schritte lang, aber weit schwieriger zu begehen als der erste, weil er aus schlüpfrigen Felsen besteht, über welche immer Wasser fliesst. Von da kommt man nach Sâver (ساور), wo ein dritter ähnlicher Pass zu überwinden ist und dann endlich nach Asterâbâd. Weiterhin im Westen führt ein Weg über Fîrûzkûh nach Sâri. Nach Fîrûzkûh führen

---

(Bh. 2, 72. 3, 2) wie auch im Avesta (Vd. I, 60. Yç. XIX, 52), in letzterem Buche erhält sie den Beinamen des zarathustrischen, auf der andern Seite wird von grossem Unglauben in ihr gesprochen, Beides erklärt sich aus der Nachricht Masudi's, dass noch zu seiner Zeit die Stadt vorzugsweise von Magiern bewohnt wurde, die aber zur Sekte Mazdaks gehörten. Bei den mittelalterlichen Geographen wird die Stadt immer als bedeutend genannt.

1) Genaueres über diese Wege sehe man bei Melgunof, das südliche Ufer des kaspischen Meeres (Leipzig 1868) p. 125 flg.

Wege von der Ost- wie von der Westseite des Serdarrapasses, man gelangt dahin von Dih Nemek durch die Spalte, aus welcher der Fluss dieses Ortes, Hableh-rûd genannt, hervorbricht, oder auch von Aivân-i-Kaif über Keilûn, endlich von der Stadt Demâvend aus. Der Ort Fîrûz-kûh (d. i. blauer Berg) ist schon Yâqût bekannt, seine Häuser sind dicht an einen steilen, sehr hohen Kalksteinfelsen angebaut. Die Lage des Ortes ist eine sehr hohe, darum sind auch die Erträgnisse der Felder sehr ärmlich, um so besser aber die Weiden. Ein eigenthümlicher Wind, der in jenen Gegenden weht und bâd-i-Fîrûzkûh (der Wind von Firozkoh) heisst, wird oft den Menschen und den Thieren gefährlich, er kündigt sich gewöhnlich durch eine weisse Wolkenschicht an, die sich über den im Norden vorliegenden Gebirgen Mâzenderâns lagert und durch eigenthümliche Nebel, welche Mei (Wein) genannt werden. Um nun nach Mâzenderân zu gelangen, übersteigt man den Elburz im Nordosten von Fîrûzkûh, bis zur Höhe des Passes gebraucht man vier Stunden[1]). Ein 300 Schritte langer Engpass, der beim Eingange nur 6—10 Fuss breit ist, führt in die Berge hinein, ein Bergstrom, der in der Mitte des Passes fliesst, hat sich diesen Weg gebahnt. Durch ein kurzes Thal kommt man auch hier zu einem zweiten, endlich zu einem dritten ähnlichen Engpasse. Eine Hochebene führt über die Passhöhe, beim Absteigen von derselben tritt man in die Waldesdickichte von Mâzenderân ein; bald kommt man an die Quelle des Talârflusses, an welchem der Weg abwärts führt. Eine Höhle, an welcher man vorbei kommt, heisst Khâna-i-dév-i-safêd (Haus des weissen Dêvs), hier soll derselbe zuerst die Ankunft Rustems vernommen haben; das Weinen seiner Tochter soll sich noch heute hören lassen. Auch ein Schloss der Tochter Aulâds ist dort in der Nähe. Der Weg geht über Surkh-robât, in dessen Nähe die weisse Brücke (Pul-i-safêd) über den Talâr führt, nach Zîrâb und Shêrgâh, von wo sich die Strasse nach Sâri wendet. Früher waren hier von Shâh Abbâs Kunststrassen angelegt, jetzt sind sie ganz verfallen. — Nur wenig westlich von Aivân-i-Keif, aus dem Thale des Jajerûd, führt vom Dorfe Rûdbâr aus ein weiterer Weg nach

1) Cf. Ritter VIII, 498.

Mâzenderân. Er geht an der Stadt Demâvend vorüber über die südliche Schulter des Demâvendgebirges, die Höhe dieses südlichen Gipfels beträgt 6756 F. Der Pass führt bis zu 6566 Fuss empor. Er ist an seiner südlichen Seite bei Weitem nicht so steil wie an seiner nördlichen. Abwärts von der Passhöhe geht der Weg an den Ufern des Herhazflusses [1], eines anfangs unbedeutenden Gebirgsbaches, der aber bald durch den seitwärts vom Demâvend kommenden Lârfluss bedeutend vergrössert wird. Man kommt nach Ask, (dem Hauptorte des Districtes Lârjân, der vom Lârflusse seinen Namen hat) welches aus 1000—1500 Häusern besteht. Nördlich von diesem Orte gräbt sich der Herhaz tief in die Felsen ein, der Weg führt an seinen Ufern über 200 F. oberhalb derselben in der Höhe fort, oft nicht mehr als 3 Fuss breit und in die Felsen gehauen; weiterhin steigen Dämpfe von Schwefelquellen auf, die aber nicht benutzt werden. Der Fluss bleibt bis etwa 4 Stunden von Amol in den Bergen, ebenso diese Strasse, die nichts Anderes als ein Fusspfad ist, der im Winter gar nicht begangen werden kann; fahrbar ist weder dieser noch einer der anderen Wege nach Mâzenderân. Von Rai oder Teherân bis nach Amol beträgt die Entfernung auf diesem Wege 30 geogr. M. Die Dauer einer Hochstrasse, für welche sich im Westen die Wege nach Qazvin, im Osten die nach Khorâsân eignen würden, ist durch den Waldgürtel Mâzenderâns und den sich daran schliessenden Sumpfsaum äusserst unsicher [2].

Das Land nun, nach welchem die eben aufgezählten Strassen ziehen, führt seit alten Zeiten den Namen Mâzenderân oder auch Taberistân [3]. Seine Gränzen sind leicht zu ziehen:

1) So nennt ihn schon der Bundehesh (p. 52, pen.).

2) Cf. Ritter VIII, 504.

3) Ob unter dem Namen Mâzainya, mit welchem im Avesta eine Classe von bösen Wesen bezeichnet wird, bereits das Land Mâzenderân zu verstehen sei, will ich nicht behaupten, doch verstehen es wenigstens die späteren Parsen. Aber im Bundehesh findet sich bereits der Name מאצינדראן (44, 16) und תפרסתאן (27, 14), wofür Münzen aus den Anfängen der Khalifenzeit auch תפורסתאן zeigen. Firdosi gebraucht namentlich den Namen مازندران öfter; eine etwas übertriebene Schilderung seiner Schönheiten steht Shâh. p. 231 ed. M. Verschiedene abenteuerliche Volksetymologien des Namens Mâzenderân und Taberistân findet man bei Melgunof,

gegen Norden begränzt es das kaspische Meer, gegen Süden das Elburzgebirge, im Osten beginnt es bei Asterâbâd, im Westen bildet der Pul-i-rûd die Gränze gegen Gélân. Neuere Nachrichten (cf. Melgunof, *Zeitschr. der D. M. G. XXI*, 240) setzen die Gränze vom Flusse Jire Kulbad östlich, bis zum Flusse Surkhânî westlich. Das Land ist 51 Farsang lang und 35 Farsang breit, vom Ufer bis zum Berge Fîrûz-kûh gerechnet. Im Süden, wo das Elburzgebirge das Land begränzt, erhebt sich in dessen Mitte und zwar in ziemlich gleicher Entfernung von den Gränzen Gélâns und Mâzenderâns, der Demâvend. Das feuchte Clima Mâzenderâns giebt natürlich auch vielen Strömen den Ursprung, welche bald einen längeren bald einen kürzeren Lauf haben und meist schiffbar sind, wenn sie auch bis jetzt nur selten für die Schifffahrt benutzt werden, um zu Schiffe in das Innere des Landes vorzudringen. Zwei dieser Ströme, wol die längsten unter ihnen, haben wir bereits kennen lernen: den im Westen fliessenden Herhaz und den östlichen Talâr. Zwischen diesen beiden, am nächsten vom Herhaz gegen Osten, mündet der Babulstrom, ein bedeutender Fluss, er ist von der Mündung bis zur Stadt Bârferûsh schiffbar; an seiner Mündung ist er 180 F. breit und 12—15 F. tief, hat aber eine starke Barre[1]), so dass die Schiffe eine Stunde entfernt von der Rhede bleiben müssen. Bei Bârferûsh ist der Fluss 50 Schritte breit und fliesst mit trägem Laufe etwa 2 engl. M. die Stunde, was seinem geringen Gefälle zuzuschreiben ist. Ganz nahe an der Ostseite des Talâr findet sich der Tejend (Tîjan = تیجن bei Melgunof), der im Südosten von Sâri entspringt, an dieser Stadt vorüberzieht und 8 Stunden unterhalb derselben mündet[2]). Auch an seiner Mündung findet sich heftiger, weit hineinreichender Wellenschlag, er hat sehr flache Ufer und kann nur mit leichten Kähnen befahren werden.

---

das südliche Ufer etc. p. 27 flg. Die Etymologie beider Wörter ist schwierig und dunkel.

1) Cf. Ritter VIII, 535. 538.

2) Genaue statistische Angaben über das heutige Mâzenderân und namentlich auch über die vielen unbedeutenden Flüsse des Landes findet man bei Zenker: *Mittheilungen über die Länder am südlichen Ufer des kaspischen Meeres, nach G. Melgunof. Zeitschrift der DMG. XXI*, 232 flg.

Die dichten Wälder, welche den grössten Theil Mâzenderâns ausfüllen, konnten zur Gründung von Städten nicht einladen und waren überhaupt zu Sitzen der Cultur ungeeignet; nur der schmale Küstensaum am Südufer des kaspischen Meeres, der den Nordrand Mâzenderâns bildet, durch welchen sich die genannten Flüsse als Wasserstrassen hindurchziehen, war einladend für ausgedehntere Vereine von Menschen. Für den Weltverkehr hat zwar Mâzenderân nie eine Bedeutung gehabt, keine Hauptstrasse hat durch das Land geführt, im Gegentheil, die Wege sind schlecht und der vielen Feuchtigkeit wegen kaum im guten Stand zu erhalten, die dichten Wälder und das ungesunde Clima in ihrem Gefolge haben von jeher veranlasst, dass das Land von allen Fremden gemieden wurde, so dass die Einwohner meist ein ungestörtes Stillleben in ihren Bergen führen konnten. Die Bedeutung des kaspischen Meeres für die Handelsschifffahrt und namentlich für den Fischfang, welcher gegenwärtig so viele Schiffe an die Küsten Mâzenderâns lockt, war dem Alterthum unbekannt. Trotz der wenig günstigen Verhältnisse sind jedoch in Mâzenderân mehrfache Städte entstanden, von denen einige auf ein hohes Alter Anspruch machen dürfen und die wenigstens für die Landesgeschichte ihre Bedeutung haben. Die östlichste dieser Städte ist Asterâbâd, gegenwärtig mit 10000 Einwohnern, sie wird wenigstens im Mittelalter schon mit diesem Namen benannt und ist bereits von Yâqût erwähnt worden[1]. Die häufigen Regen nöthigen die Einwohner, ihre Häuser dauerhaft zu bauen, aus Zimmerholz und Backsteinen, sowie auf Abzugscanäle Bedacht zu nehmen. Hierdurch erhält Asterâbâd ein geregelteres Aussehen als andere érânische Städte. Vor den Thoren der Stadt breitet sich die Turkmanenwüste aus, nur auf der südlichen Seite der Stadt ist Hügelland und dichte Wälder, dahin zieht man in die Sommerfrische. Vom Felsberg Hamâverân hat man eine schöne Aussicht über die umliegende Gegend, aber das Clima der Stadt ist ungesund. Weiter gegen Westen liegt

1) Vgl. auch Dorn: *Auszüge aus muhammedanischen Schriftstellern, betreffend die Geschichte und Geographie der südlichen Küstenländer des kaspischen Meeres* (*Petersb.* 1858) *pp.* 9. 82. Melgunof, *die südl. Küste p.* 101 flg.

Ashref, 16 geogr. Meilen von Asterâbâd entfernt, früher ein Dorf, erst in neuerer Zeit von Abbâs dem Grossen zur Residenz erhoben, der Ort zählt gegenwärtig 850 Häuser, er wird viel von russischen Schiffen besucht, im Alterthum scheint er ohne Bedeutung gewesen zu sein. Anders ist dies mit Sâri, wohin man über Pul-i-Nikâ von Ashref aus in 14 Stunden gelangt; die Brücke (Pul-i-Nikâ) führt über den schlammigen und tiefen Nikâfluss. Sâri zählt gegenwärtig 8000 Einwohner in 1700 Häusern und gilt für eine der ältesten Städte des Landes, sie wird von Firdosi im ältesten Theile seines Königsbuches wiederholt erwähnt[1]). Die Stadt ist mit Graben und Erdwall umgeben, die breiten Ziegel auf den Dächern geben ihr ein europäisches Ansehen. Hanway will in Sâri noch vier alte Feuertempel gesehen haben, sie sollen seit seiner Zeit durch Erdbeben zerstört worden sein; ein alter Thurm, der den Namen Gumbed-i-Selm u Tûr (Kuppel des Selm und Tûr) führt, scheint aus der Khalifenzeit zu sein, da er kufische Inschriften trägt. Weiter abwärts an der Mündung des Tijen liegt Ferâkhâbâd, ein geringes Dorf, aber Hauptstation der russischen Fischer. Am Talârflusse liegt Aliâbâd mit 400 Häusern, ein lieblicher Ort zwischen Feldern und Wald, aber neuern Ursprungs, wie schon der Name andeutet. Dasselbe gilt von Bârferûsh, der jetzigen Haupthandelsstadt, nach Melgunof mit 6000 Häusern und 50000 Einwohnern. Hierher bringen namentlich die Russen ihre Waaren: Tuch, Papier, Drath und Leder, als Rückfracht erhalten sie Seide, Baumwolle, Reis, Fische und Shawls. Als Hafenort dient das Dorf

---

1) ساری Shâh. 199, 6. 200, 15 wo die mit Naudar gefangenen Erânier aufbewahrt wurden. Zwischen Asterâbâd und Sâri liegt auch Tammésha (تمیشه), die Hauptstadt Fréduns, cf. Shâh. 79, 14, und den ausführlichen Bericht bei Schireddîn (p. 12 flg. ed. Dorn), der behauptet, dass zu seiner Zeit noch Ruinen unter dem Namen بانحران vorhanden gewesen seien. Dorn, Auszüge p. 37. 73. Sehireddîn unterscheidet ein doppeltes Tammésha und wol mit Recht. Das eine Tammésha lag bei Asterâbâd, die zweite Stadt dieses Namens, Bésha-Tammésha (Waldtammésha), heutzutage Sefîd Temîshe genannt (cf. Melgunof, *die südl. Küste p.* 29. *not.* 47), liegt fast an der Gränze zwischen Gélân und Mâzenderân am Flusse Alamrûd.

Meshhed-i-sar, am unteren Babul. Die Stadt Amol dagegen (1100 Häuser mit 10000 Einwohnern) gehört wieder zu den ältesten Städten des Landes[1], sie liegt in offener, trefflich bebauter Gegend, umgeben von Reisfeldern und Dörfern, die in Obsthainen versteckt liegen; ihre Backsteinhäuser und Ziegeldächer erinnern an europäische Ortschaften.

7. Der Demâvend.

Ehe wir unsere Wanderung am Nordrande Erâns von Osten nach Westen und Nordosten fortsetzen, wird es passend sein, dem Demâvendgebirge einige Worte zu widmen. Es kann dasselbe als der Mittelpunkt des Elburzgebirges angesehen werden, welches durch den Demâvend, ebenso wie der ihm im Norden vorliegende Küstensaum, in zwei Hälften getheilt wird, strenge genommen ist es aber nicht ein Glied der Elburzkette, sondern eine eigene, für sich bestehende Gruppe von vulkanischer Bildung[2]. Nicht minder als in physicalischer erweist sich der Demâvend auch in historischer Hinsicht als ein Mittelpunkt, wie wir dies später ausführlich erörtern werden[3].

---

1) آمل Shâh. 200—203 mehrere Male. Eine fabelhafte Erzählung über die Erbauung der Stadt theilt Sehîreddîn (p. 22 flg. ed Dorn) mit. Cf. auch Dorn, Auszüge etc. p. 382.

2) Cf. Ritter VIII, 550. 553.

3) Der Name Demâvend (دماوند) lässt sich erst in neuerer Zeit belegen. Die älteste Quelle, in welcher er vorkommt, ist wol Moses von Khorni, der ihn am Schlusse des ersten Buches (p. 132, 1. ed. Ven.) Դըմբաւընդ (Dembavend) nennt, dann der Bundehesh, dieser nennt ihn (24, 12) דמאינד und (70, 1) דומאינד und beide Schriftsteller wissen bereits, dass Dahâka in demselben angebunden ist; dieselbe Erzählung giebt Firdosi (46, 14 ed. Mac.), der den Berg دماوند (Demâvend) nennt. Yâqût nennt ihn Demâvend, Debâvend (دباوند) und Dunbâvend (دنباوند), Sehîreddîn (verschiedene Male gar Dunyâvend (دنياوند); letzteres ist eher eine Spielerei als verschrieben, aber sowol Demâvend als Dunbâvend bieten passende Etymologien, erstere Form führt auf neup. دم, dem altb. dhmâ, letztere auf neup. دود dûd, altb. dunma. Nach der ersteren Etymologie würde der Berg von den heftigen Windstürmen den Namen haben, denen man dort nach dem Berichte der Reisenden — älterer wie neuerer

Wegen seiner Höhe, die das ganze Jahr hindurch Schnee trägt, wenn auch nicht gerade auf seinem Gipfel, ist der Demâvend vor allen anderen Bergen der Umgegend ausgezeichnet und schon in früher Zeit Gegenstand der Aufmerksamkeit gewesen. Es ist bekannt, dass der Berg auf weite Ferne hin sichtbar ist, am wenigsten vom Westen her, wo der Serdarrapass die Aussicht auf denselben verdeckt, doch will ihn Qazvini in Hamadân gesehen haben. Vom Süden aus ist er schon von der Stadt Qom aus sichtbar, d. i. auf eine Entfernung von 15—20 geogr. M.; im Norden und Nordosten sieht man ihn bereits von Bârferûsh an; bei Rai aber glaubt man nach Qazvînis Versicherung in der unmittelbaren Nähe des Berges zu sein, obwol derselbe noch mehrere Farsangs entfernt ist. — Die Umgebung des Demâvend, von welchem mehrere Flüsschen herabströmen, darunter der schon bekannte Jaje-rûd, ist kühl und fruchtbar und wohl bewässert, sie bietet einen erquickenden Gegensatz zu den öden und heissen Ebenen Teherâns, dessen Einwohner zum grössten Theile ihre Sommerfrische in dieser Gegend zuzubringen pflegen. Die freundliche Stadt Demâvend liegt bereits 5629 F. über dem Meere, in einem lieblichen, mit Dörfern besäeten Thale, dessen Felder von zwei Flüssen reichlich bewässert werden. Die Häuser der Stadt sind ganz in Fruchtbäume eingehüllt, die Umgegend bietet eine Fülle von Wild und das Clima gehört zum lieblichsten in ganz Erân. Diese Stadt scheint von jeher eine militärische Bedeutung gehabt zu haben, obwol ihre Festungswerke jetzt zerfallen sind[1]), denn von hier aus führen zwei Pässe durch die

---

ausgesetzt ist, nach der zweiten von dem Rauche, den er ausstösst, in dem einen wie in den andern sehen die Erânier den Athem des Dahâka, cf. Yâqût s. v. Masudi c. 8. p. 194 ed. Paris. Die Gleichsetzung der Form Demâvend = skr. himavant ist eine etymologische Grille, der zwar die Buchstaben nicht entgegenstehen, die aber sonst gar keinen Halt hat. Die altbaktrische oder altpersische Form des Namens ist leider nicht gefunden worden. Nicht unmöglich, dass er im Avesta unter dem Arezûrahê greväya (cf. darüber Windischmann, zor. Studien p. 5) zu verstehen wäre.

1) In der Nachbarschaft dieser Stadt suche ich die Feste Ustûnâvend (استوناوند), die nach Yâqût im Distrikte Demâvend, Bezirk Rei gelegen war. Ich setze die wichtige Nachricht über dieselbe nach Meynards Uebersetzung her: „*Elle est très ancienne et a été très bien fortifiée. On*

Bergthäler in das Gebirge hinein, der eine, vom Süden her, ist sehr breit, der andere dagegen, vom Osten her, sehr schmal. Von der Stadt Demâvend aus pflegt auch gewöhnlich die Besteigung des Demâvendpiks unternommen zu werden[1]), man bedient sich dabei der oben schon beschriebenen Strasse nach Mâzenderân, die zu dem Marktflecken Ask führt, von hier kommt man zu dem unmittelbar am Demâvend gelegenen Thale Lârijàn[2]). Dieses Thal ist üppig cultivirt, aber die Steilheit des

---

prétend qu'elle existe depuis plus de trois mille ans et que, au temps du paganisme, elle était la place de guerre du mesmogân (مسمغان i. e. Huzv. מס מגאן Grossmagier) *de ce pays. Ce mot, qui désigne le grand prêtre de la religion de Zoroastre, est composé de* m e s, *grand et* مغان, *qui signifie madjous, mage. Khaled l'assiégea et anéantit la puissance du dernier d'entre eux. Il lui enleva ses deux filles, les conduisit à Baghdad, et les offrit à Mehdi. L'une d'elles, qui se nommait Bahrieh, mit au monde Mansour ben Mehdi, l'autre eut également un fils du Khalife.* Nur der Umstand, dass die Feste nach einer andern Stelle 10 Farsangs von Rei entfernt sein soll, könnte Bedenken erregen.

1) Ueber die Besteigung des Demâvend liegen mehrfache Berichte vor, die älteste durch Taylor Thomson (1837) findet sich beschrieben bei Ritter VIII, 568 flg.; eine zweite durch den österreichischen Berg-Ingenieur Czarnotta (1852) nach v. Khanikofs Mittheilungen in Petermann's Mittheilungen 1859. p. 74 flg.; ein dritte durch den bekannten Naturforscher Td. Kotschy (22. Juli — 1. Aug. 1843.) bei Petermann l. c. p. 49 flg. Der letzteren Abhandlung sind auch Grundrisse und Ansichten beigegeben. Die Angaben über die Höhe des Berges schwanken (cf. Petermann l. c. p. 59 not.). Thomson berechnet sie auf 13,793 p. F. A. v. Humboldt nach denselben Beobachtungen zu 18,400 p. F. R. F. Thomson, Lord Schomberg, Kerr und Fr. de Saint-Quentin, welche den Demâvend im J. 1858 bestiegen, berechneten die Höhe auf 20,192 p. F. Oberstlieutenant Lemm durch trigonometrische Messungen von Teherân aus auf 18,846 p. F. Kotschy schätzt ihn auf 14000 F. Vorläufig bleibt es wol am sichersten, ihn in runder Zahl auf 19000 F. anzunehmen. Als mittlere Höhe über dem kaspischen Meere wurde 1861 von russischen Forschern $18{,}549{,}_2$ engl. F. berechnet. Cf. Melgunof, *das südliche Ufer des kaspischen Meeres etc. p.* 26 flg.

2) Cf. Kotschy l. c. p. 61. Nach Sehîr-eddîn (p. 11 ed. Dorn) ist der District Lârijân (لارجان) der am längsten bewohnte des Landes und dort hat Frêdûn in dem Dorfe Verek oder Vereki gewohnt. Dieses Verek ist nichts Anderes als das Vd. I, 68 erwähnte Varena und wir wissen also jetzt, dass wir dieses Varena und mithin die Wohnung des Frêdûn unmittelbar am Demâvend zu suchen haben. Cf. unten.

tieferen Thales im Thalgrunde ist so gross, dass mit Ausnahme des Marktfleckens Ask alle übrigen Dörfer nur auf den höheren Lehnen liegen. Viele Quellen benetzen sowol die Ost- wie die Westlehnen und an ihren Abhängen breiten sich Haine aus, welche mit Weiden, Pappeln und anderen schnell wachsenden Holzarten zur Gewinnung von Brennholz cultivirt werden. Ausser an diesen Stellen ist die ganze weite Berglandschaft von allen Bäumen und Sträuchern, wenigstens den grössten Theil des Jahres hindurch, entblösst. Nach Norden zu breitet sich das Thal schnell aus und die Berge treten zurück, die Thalsohle fällt steil ab, ein weiter Vorhang bildet sich im tiefen Hintergrunde und nur nach genauem Hinsehen erspäht das Auge im tiefen Vordergrunde einen gelblichen Saum, der die Wasserfläche des kaspischen Meeres begränzt. Steigt man von Lârijân aus den Demâvendpik hinan, so pflegt man zuerst an der Bemitchalquelle sein Lager aufzuschlagen, sie liegt bereits 10000 F. über dem Meere, ihre Umgebung ist etwas weniger steil als sonst der Berg zu sein pflegt. Von da aus gesehen gleicht der Kegel des Demâvend einer Pyramide. Das weitere Vordringen wird nun äusserst beschwerlich, zu den Unbequemlichkeiten des Steigens gesellt sich bald noch Müdigkeit, Erbrechen und Kopfweh, das zum Theil in der bedeutenden Höhe, theils aber auch in den vulkanischen Gasen seinen Grund hat, welche dem Berge entströmen. Nicht weit vom Gipfel ist die Höhle Nân lâkh (Brotlager), sie wird bei Besteigungen als Ruhepunkt, von den Schwefelsuchern als Proviantlager benutzt. Diese Höhle ist 14 F. tief und 10 F. breit, $6\frac{1}{2}$ F. hoch. Nahe am Eingange, der nach Osten zu offen liegt, findet sich eine 2 Zoll breite und 2 Fuss lange Felskluft, aus der Wasserdämpfe emporsteigen, die stossweise und mit dumpfem Rauschen emporgetrieben werden. Eine ähnliche Höhle, aber geräumiger und mit reichlicheren Wasserdämpfen, befindet sich auf der Ostseite des Berges, in ihr hat Thomson im J. 1837 übernachtet. Von Nânlâkh scheint der Gipfel in wenigen Minuten erreichbar, in Wahrheit gebraucht man dahin noch eine halbe Stunde. Der sogenannte Brunnen auf der Spitze (سر حوز) ist ein vollkommener, seit langer Zeit erloschener trichterförmiger Krater, dessen Umfang 378 Schritte beträgt. Der Trichter ist über 4 Klafter tief,

mit Schnee ausgefüllt und misst von Westen nach Osten, wohin er spitzig ausläuft, 184 Schritte, von Norden nach Süden nur 108 Schritte. Die bis zu 8000 F. emporsteigenden Vorberge liegen, von der Spitze des Demâvend aus gesehen, wie Hügel zu den Füssen des Beschauers, die Aussicht ist im Ganzen nicht sehr lohnend, da der grossen Höhe wegen die Gegenstände undeutlich werden.

8. Von Rai nach Qazvîn und an den Safêd-rûd. Die Strassen durch Gêlân.

Von dem alten Rai und dem neueren Teherân zieht sich die Strasse, welche nach Atropatene führt, mehr nordwestlich nach Qazvîn, durch Ebenen, welche den bisher beschriebenen ähnlich sind, nur dass in denselben die bis jetzt so häufigen Wachtthürme zu verschwinden anfangen, denn der Grund für dieselben, die drohende Gefahr der Turkmaneneinfälle, hat jetzt aufgehört. Nur eine Stadt von Bedeutung finden wir zunächst auf diesem Wege, Qazvîn [1], wo in milder Lage und fruchtbarer Gegend auf dem thonigen Boden trotz der sparsamen Bewässerung verschiedene Früchte wie Pflaumen, Orangen, Melonen und besonders Trauben trefflich gedeihen. Die Stadt scheint neuer zu sein, aus dem Mittelalter, wenigstens besitzen wir aus dem Alterthume keine Nachricht über sie, denn Vesaspe, was man gewöhnlich für Qazvîn hält, glauben wir weiter nördlich suchen zu müssen. In neuerer Zeit ist Qazvîn wichtig geworden als Sprachgränze, denn bis hierher erstreckt sich jetzt die Herrschaft des Türkischen, welche nach Norden, namentlich nach Atropatene hin, in stetem Zunehmen begriffen ist, seitwärts von den Hauptstrassen aber noch nicht durchgedrungen zu sein scheint. Noch vor 200 Jahren (1672) fand Chardin die Sprachgränze bei Abhor, also eine Tagereise

1) Eine ausgedehnte Beschreibung dieser Stadt, über welche namentlich mehrere muhammedanische Schriftsteller uns ausführliche Berichte hinterlassen haben, findet man im Journal asiatique 1857. Die Gründung derselben wird gewöhnlich Shâpur I. zugeschrieben, die Stadt ist aber wahrscheinlich älter, wie der Name erweist, denn قزوين (Qazvîn) ist offenbar aus Caspius entstanden und bezeichnet den Hauptort der Caspier, wie schon Wahl gesehen hat.

westlicher. Von Qazvin aus führt die Strasse im Tafellande weiter nach Sultânia, während gegen Norden sie auch hier noch das Elburzgebirge begleitet, aus den Vorhöhen dieses Gebirges kommt der Shâhrûd, der vorzüglichste Nebenfluss des Saféd-rûd, das obere Quellgebiet dieses Flusses, in dem viele kleine Flüsschen strömen, heisst Tâleqân, in ihm finden sich viele Klippen und isolirt stehende Felsen, auf einem derselben lag das im Mittelalter so berühmt gewordene Alamut, der Sitz des Alten vom Berge, des Oberhauptes der Assassinen, ganz in der Nähe des Elburz. Ueber Abhor nähert sich nun die Strasse dem Saféd-rûd, der die eigentliche natürliche Gränze Atropatenes gegen Osten bildet und bei dem wir um so mehr verweilen müssen, als er das einzige grössere Stromsystem des westlichen Erân ist.

Der Saféd-rûd [1]) oder wie er mit seinem türkischen Namen heisst, der Qizil ozeu, entspringt ziemlich südlich und legt seinen Weg von der Quelle bis zur Mündung in vielen Krümmungen zurück. Er entspringt im N.N.W. der türkischen Stadt Sinna, in einem wild zerrissenen, hochliegenden und felsigen aber offenen Berglande, das meistens unbebaut und nur im Sommer von Hirten besucht ist, welche ihre Heerden an den Ufern des Flusses weiden lassen. Schon in nicht grossem Abstande von seiner Quelle ist der Saféd-rûd zu manchen Zeiten schwer zu durchsetzen, wesshalb eine Brücke über denselben gebaut ist. Er strömt gegen N.N.O. bis Miâna und nimmt von seiner rechten Seite den Fluss von Zinjân und später bei Menjil den Shâhrûd auf, auf der linken Seite den Hasht-rûd oder Karangu, der aus mehreren kleinen Bächen des Sahendgebirges zusammengesetzt ist und im Süden in einem spitzen Winkel sich mit dem Saféd-rûd vereinigt. Unterhalb Miâna durchbricht der Fluss den Qaplân-kûh, der sich seinem Fortgange entgegenstellt in einem engen Felsthale, das sich nur an einigen Stellen erweitert. Drei Pässe führen von dem

1) Dass der Saféd-rûd der Amardus der Alten sei, ist mit Recht allgemein angenommen (cf. Ritter VIII, 615). Rawlinson (*Journ. of the R. Geogr.-Soc. X*, 64) will ihn noch in dem Asprudus des Peter Patricius wiederfinden und glaubt, dass er schon im 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung Asped-rûd geheissen habe. Diesen Namen hat er jedenfalls im Bundehesh cf. unten im zweiten Kapitel.

Hochlande von Sultânia und Zinjân nach dem Flusse hinab[1]), unter ihm ist der Aq-Geduk der leichteste und deswegen am meisten begangene, die beiden andern heissen Khâmcâi und Tercâi. Die Landschaft am rechten Ufer des Saféd-rûd heisst Târom[2]) und zerfällt in zwei Districte, der obere, der nur auf einen kleinen Landstrich am rechten Ufer des Saféd-rûd beschränkt ist und von diesem bis zu den Bergen reicht, er heisst Târom-î-Khalkhâl[3]), der untere, wo die Hügel mehr vom Flusse zurücktreten, heisst Târom-i-pâyin. Der District auf der linken Uferseite, der sich auch in die Berge hinaufzieht, wird Pusht-i-kûh genannt, er scheint ursprünglich nicht zu Târom zu gehören, obwol er jetzt dazu gerechnet wird. Târom-i-Khalkhâl enthält jetzt ungefähr 100 Dörfer, hat ein warmes Clima und ist daher zur Cultur der Baumwolle geeignet, die dort in grossen Quantitäten wächst. Auch Früchte werden dort in reicher Auswahl gezogen und als Ausfuhrartikel benutzt. Der Hauptort des Districtes heisst Weniserd und ist etwa eine engl. Meile vom Flusse entfernt. Pusht-i-kûh hat etwa 25 Dörfer und ist nicht so gut bewässert wie die andere Seite des Ufers, da aus den Gebirgen Gélâns nur wenige und spärliche Flüsse kommen. Die Hauptorte heissen Derram und Ober. Târom-i-pâyin beginnt an einer Stelle, welche Derbend genannt wird und wo der Fluss sich durch eine enge Schlucht seinen Weg bahnt[4]). In dem geschützten heissen Thale werden auch Oliven gebaut, es ist dies die einzige Landschaft Erâns, wo der Olivenbaum Aussicht auf Erfolg hat. Ein Wind, der dort zuweilen weht, soll den Menschen verderblich, der Vegetation aber günstig sein, weil er sie vor dem Vertrocknen schützt. Die Stadt Menjil scheint nicht sehr alt zu sein, älter ist das in der Nähe liegende Dorf Rûdbâr, das bereits Yâqût kennt, es hat 797 Häuser und liegt ganz in Weinbergen und Olivengärten vergraben. Dort vereinigt sich der Saféd-rûd mit

1) Rawlinson l. c. p. 61.

2) Tarom schreibt Rawlinson, es scheint die heutige Aussprache zu sein, bei Yâqût findet sich Târam (تارم) und Tharm (طرم).

3) Cf. Rawlinson l. c. X, 62. Den Namen Khalkhâl (خلخال) kennt schon Yâqût, aber nur als den Namen einer Stadt in Aderbaijân.

4) Rawlinson l. c.

dem Shâhrûd und durchbricht gleich darauf das Gebirge, um nach dem kaspischen Meere zu strömen. Am unteren Laufe des Saféd-rûd ist zugleich der natürliche Eingang nach Gélân [1]) und die Hauptstrasse in dieses Land, welches im Westen von Mâzenderân liegt und gegenwärtig durch den kleinen Fluss Astâra von Russland geschieden, während seine natürliche Gränze die Mündung des Kur in den Araxes ist [2]). Gélân umfasst den schmalen 30—40 Farsangs langen Landstrich zwischen dem Tâlishgebirge und dem Hafen von Enzeli. Die ganze Provinz ist eine sumpfige Niederung, mit Maulbeerbäumen und Wäldern bedeckt. Der Weg, welcher vom Saféd-rûd durch die Felsspalte bei Rûdbâr nach Gélân führt, ist eng und beschwerlich und erinnert an manche Pässe des Kaukasus. Die Olivenwaldungen nehmen nun ab und hören bald ganz auf, am rechten Ufer des Flusses erhebt sich ein schneebedeckter Gipfel, der Derfek-dâgh genannt wird und wol zu den dailemitischen [3]) Alpen gehört. Der Saféd-rûd theilt sich nun in viele Arme, die Bewohner des Landes wohnen nicht mehr in Dörfern zusammen, sondern zerstreut, es beginnt hier die Reiscultur. Der erste bedeutende Ort, auf den man trifft, wenn man vom Westen kommt, ist Lâhîjân [4]), auf einer Deltainsel des Saféd-rûd, jetzt mit 1570 Häusern und 8000 Ein-

1) Der Name Gélân findet sich گیلان geschrieben bei Firdosi (Shâh. 402, 1. ed M.), גילאן im Bundehesh (23, 10). Dass Gélân und nicht Gîlân zu lesen sei, sagen die persischen Wörterbücher ausdrücklich (cf. Vullers s. v.), dafür spricht auch die Form Gelae im Lateinischen, man wird also auch Γῆλαι so lesen müssen. Das Wort ist dunkel, nach den persischen Wörterbüchern bedeutet گیل, gél, im Dialekte von Gélân einen Bauern oder einen Unterthanen. Vielleicht hängt das Wort mit altb. gairi, Berg zusammen.

2) Cf. Melgunof, *Zeitschr. der DMG. XXI*, 256 u. Ritter VIII, 644.

3) Der Name Dailem (دیلم) findet sich bei Yâqût, wird aber dort nur ganz kurz erklärt als der Name einer Provinz. Das Buch der Reisewege und Königreiche (cf. Dorn, Auszüge p. 71) erklärt, Gélân bezeichne den ebenen, Dailemân (دیلمان) den gebirgigen Theil des Landes.

4) Der Name Lâhîjân stammt ohne Zweifel vom neup. لاه, lâh (genus telae sericae nach Vullers) und ist als bedeutende Stadt mit Seifenfabrikation schon dem Yâqût bekannt. Ueber die Seidenzucht vergl. man noch bei Dorn l. c. p. 76.

wohnern und vielem Handel, der etwa dem von Amol gleichkommt. Das Hauptproduct ist Seide, die theils nach Resht und Enzeli, theils nach Ispâhân ausgeführt wird. Der Ort ist ganz von Obstbaumwäldern und namentlich von Maulbeerwäldern umgeben. Ein gerader Weg soll von Lâhîjân nach Qazvîn führen [1], doch ist hierüber nichts Näheres bekannt und es scheint derselbe überhaupt blos ein Fussweg zu sein. Die bedeutendste Stadt des Landes ist jetzt Resht [2], zu Yâqûts Zeit noch ein Dorf, jetzt zählt es in 5463 Häusern nicht weniger als 27,314 Einwohner. Resht ist in die Mitte eines grossen Waldes hineingebaut und gegenwärtig der Hauptstapelort für Seide sowol nach Astrachan als nach dem inneren Erân: nach Yezd und Kâshân, dann auch nach Bagdâd und Aleppo. Der Hafen von Enzeli ist ein Haff, das durch mehrere dort einfallende kleinere Ströme genährt wird, es ist sehr seicht und hat nur 8—10 F. Tiefe. Der Hafen wird durch eine Insel gebildet, in ihm finden kleinere Schiffe einen guten Ankerplatz. Von Resht aus führt längs der Küste ein Weg nach dem jetzt Russland gehörenden Hafen von Lenkorân und von da weiter nach Ardebîl. Die beiden Pässe durch die Berge, welche nach Ardebîl führen, sind der Massaula und Aghlaberpass. Der erstere hat seinen Namen von Massaula, der letzten gêlânischen Stadt. Der höchste Passgipfel ist 6566 p. F. über dem Meere, der Weg mündet in Herou, von wo man auch nach Turkmân-câi und Tabrîz gelangen kann. Der Aghlaberpass zeigt weniger Beschwerlichkeiten als der Massaulapass, er führt über wellige Hochebenen und nicht bewaldete, aber bis oben grüne Berge in die Ebene von Ardebîl. Der Gebirgszug, dem die beiden Pässe angehören, wird Tâlish [3] genannt.

1) Cf. Ritter VIII, 645.

2) Der Name رَشْت (Resht) bedeutet im Neupersischen 1) schwarze Erde, Staub, 2) der Kalk, mit dem man die Häuser bestreicht.

3) Auch Yâqût kennt bereits Tâlishân (تَالشان), nennt es aber eine Gegend in Gêlân.

DRITTES KAPITEL.

Der Südrand von Erân.

1. Belucistân und Lâristân.

Der grösste Theil des südlichen Randes von Erân hat bei weitem nicht die Bedeutung für die Geschichte und Bildung des alten Reichs wie der nördliche, so dass wir uns über denselben kürzer fassen können, aber auch kürzer fassen müssen, weil die Nachrichten über die Beschaffenheit desselben weit spärlicher sind. An der geringen Bedeutung des Volkes trägt die Unwirthbarkeit des Landes die Hauptschuld, denn die Sorge um das nackte Leben lässt den Bewohnern nur wenig Zeit übrig, um an höhere Dinge zu denken. Erst ziemlich weit gegen Westen ändern sich die Verhältnisse vollkommen: dort bergen die Längenthäler der Südgebirge Gegenden, welche zu den wichtigsten unter den tonangebenden gehören. Als den Ausgangspunkt für unsere Betrachtung nehmen wir wieder den äussersten Osten: den Punkt, wo das Brahui- und Halagebirge Erân von Indien scheidet und der Uebergang von dem letzteren zu ersterem durch das Hochland von Kelât vermittelt wird. Vom Brahuigebirge aus gehen zwei Ketten nach Westen, welche den Südrand von Erân bilden helfen [1]; die eine, anfänglich ziemlich schmal, breitet sich vom $25\frac{1}{2}$ Längengrade an gegen Norden, Nord-Nord-Westen, Nord-Westen und West-Nord-Westen durch mehrere Längengrade aus und entsendet viele Seitenäste, von denen einige sich durch die ganze Länge Belucistâns erstrecken und sich mit den Gebirgen der Persis verbinden, andere verlängern sich gegen Süden hin, bis sie an die See kommen oder bis auf wenige Meilen von ihr; sie nehmen dann entweder die Richtung nach der Küste oder laufen in niedrige und unfruchtbare Ebenen in deren Nähe aus, während der Grundstock oder vielmehr der westliche Theil desselben von Nordwesten gegen Norden weiter läuft bis zum 23. Grade n. L., wo ihm die Wüste entgegentritt. Nicht weit von dem Punkte, wo die Wüste vom Norden her diesem Gebirge begegnet, zweigt sich eine grosse Masse ab und läuft in

1) Pottinger p. 252 flg.

verschiedenen Verzweigungen gegen Westen und Süden. Die westliche Kette ist gleichsam ein Wall, der das weitere Vordringen der Wüste verhindert. Nachdem der Gebirgszug durch etwa zwei Grade seine westliche Richtung beibehalten hat, wendet er sich mehr gegen Nordwesten, welche Richtung er etwa 50 engl. M. beibehält, dann aber sich mehr nordwestlich wendet. Unter dem 31. Grade n. L. vereinigt er sich mit mehreren kleinen Zügen zu einem schmalen, aber bisweilen sehr hohen Gebirgsrücken, der sich zwischen dem 59. und 60. Längengrade ausbreitet, es ist die Kette, welche Seïstan von der Wüste Kirmâns trennt. Die zweite Kette geht gleichfalls vom Brahuigebirge aus, aber $1^1/_2$ Gr. südlicher als die vorhergehende, mit der sie etwa 230 engl. M. parallel läuft und sich unterwegs durch mehrere von beiden Ketten ausgesendete Seitenarme mit ihr vereinigt, so zwar, dass man sie für eine einzige Masse halten könnte, wenn sie nicht durch umfangreiche Steppen von einander geschieden würden. Nachdem beide Züge in der oben angegebenen Länge parallel mit einander gelaufen sind, begegnen sie einem mächtigen Zuge, welcher den nördlichen Zweig zu einer Ausbiegung nach Norden treibt, der südliche spaltet sich in zwei Theile, die sich bald wieder vereinigen und sich bis Lâristân fortsetzen. Schon von allem Anfange an sendet dieser südliche Gebirgszug Ausläufer nach Süden, unter ihnen sind das Cap Araba und Mubârek die hervorragendsten.

Das in diese Berge eingeschlossene Land pflegt gewöhnlich Belucistân genannt zu werden, ein Name, der erst der neueren Zeit angehört. Das Land zerfällt wieder in mehrere Provinzen, den östlichsten Theil bilden die Districte Jalavân und Sâravân. Von ihnen ist Jalavân die südlichste und die grösste, sie wird im Süden von Las und einem Theile Mekrâns begränzt, im Norden von Kelât und Sâravân, östlich von Sindh und Kacca Gandava, im Westen von Mekrân. Sâravân ist im Norden von den Bergen Afghânistâns begränzt, westlich scheidet es die Wüste von Qandahâr, die südliche Gränze bilden Jâlavân und Kelât, die östliche Sevistân und Kacca Gandava. Auch Kelât ist eigentlich zu Sâravân zu rechnen [1]. Von diesen

1) Pottinger p. 261 flg.

beiden Provinzen verdient Jâlavân den Vorzug, weil sie doch einige Ebenen besitzt, während Sâravân durchgängig bergig ist. — Die zweite Abtheilung dieser Landschaften bilden die Provinzen Mekrân und Las, sie werden im Norden von Jâlavân, der Wüste und Kohistân begränzt, im Süden vom indischen Meerbusen, westlich von Lâristân, östlich von Sindh[1]. Dieser Theil des Landes ist weniger bergig als der erste, obwol grosse Bergzüge auch ihn durchstreichen, diese helfen das Land zu befeuchten und fruchtbar zu machen, wo die Ebenen eine Breite gewinnen, die grösser ist als 10—12 engl. Meilen, da arten sie in Steppen aus und werden zur Wüste, mit Ausnahme eines kleinen Landstriches, der hart am Fusse der Berge liegt. Die höchsten Berge der Provinz liegen im Westen im Districte von Bashkard, nächst diesen ist die kurze Kette die höchste, welche vom Brahuigebirge ausgeht und mit dem Cap Araba am Meere endigt. Von den beiden grossen Gebirgszügen, die vom Brahuigebirge ausgehen und von Osten nach Westen laufen, theilt die eine die Provinz in eine nördliche und südliche Abtheilung, die nördliche Linie, welche den Gränzwall gegen die Wüste bildet, heisst Washati oder Mash (letzteres Wort soll „Dattel" bedeuten). Auch im Westen wendet sich ein Gebirgszug nach dem Meere und endigt mit dem Cap Jâsk[2], das die Gränze von Mekrân bildet. Die Provinz Las kann man als die östliche Abtheilung von Mekrân betrachten, das Wort las heisst in der Sprache des Landes eine Ebene. Ihre Gränzen sind Jâlavân im Norden, der Meerbusen von Sunmiani im Süden, im Osten und Westen scheiden sie Bergzüge von Sindh und Mekrân. Sie ist mithin auf drei Seiten von Bergen umgeben und kann ausser vom Süden her nur durch fünf Pässe erreicht werden, von diesen führen zwei, die von Bela und Hinglatz, nach Mekrân, zwei, die von Karraci und Haiderâbâd nach Sindh, der uns bereits bekannte Kohen Wat aber nach Kelât. Die Provinz hat zwei Flüsse, den Purali (den Arabis der Alten) und Habb, der letztere Strom ist unbedeutend. Die ganze Provinz ist vollkommen eben und mit

1) Pottinger p. 297 flg.

2) Der Name ist wol جاسك (Jâsek), Yâqût kennt ihn bereits, aber nur als Namen einer Insel.

Ausnahme der Stromufer, auch unfruchtbar. Die Hauptstadt ist Bela, die Hauptausfuhr bildet Getreide. — Mekrân zerfällt in die Districte Kej, Panjgur, Mac, Dizhak, Kasarkand, Bashkard, Sibb, Jalk, Kalpurakân und Kohak. Dazu kommen noch an der Seeküste: Kulaj, Shubar, Tiz und Gwak; manche von diesen Districten sind indess unbewohnt und ganz unfruchtbar. Am Seeufer giebt es eine grosse Anzahl von Flussmündungen, aber kein Fluss kommt aus dem Innern des Landes, auch hat keiner das ganze Jahr hindurch Wasser, der Regen schwellt sie bisweilen zu reissenden Strömen an, aber oft schon nach wenigen Stunden ist Alles verlaufen. Der östlichste dieser Ströme ist der Aghor, weiter gegen Westen der Maklu, der seine Quelle etwa 45 engl. Meilen von der See hat und 2—3 kleine Bäche in sich aufnimmt. Weiter nach Westen findet man den Bhasul, Rumra und Sadak, die beiden ersten kommen etwa 20—30 engl. M. weit von den Hügeln her, der letztere hat einen Lauf von etwa 80 engl. M. Der bedeutendste unter diesen Flüsschen ist der Dasht oder Dashtî (letzteres wol richtiger), seine Tiefe ist aber etwa nur 20 Zoll, die Breite 10—30 Ellen. Ungeachtet dieser geringen Breite und Tiefe scheint der Fluss doch ziemlich weit im Norden zu entspringen und Pottinger[1]) glaubt, dass er von seiner Quelle

---

1) Pottinger p. 302. Diese Nachrichten sind in neuester Zeit einigermassen ausgeführt und erweitert worden durch die Angaben englischer Officiere wie Goldsmid und Ross, welche Gelegenheit hatten, das Innere Balucistâns theilweise zu sehen und zu beschreiben. Die Berichte des erstgenannten Reisenden sind: *Diary of procedings of the mission to Mekran* (*Journal of the R. Geographical Society. Vol.* 32, 181) und *Notes on eastern Persia and western Beluchistan* (*ibid. Vol.* 37, 269). Die des letzteren, E. C. Ross: *Notes on Mekran, with a report of a visit to Kej and upper route from Gwadar to Karrachee in Sept. and Oct.* 1865 (*Transactions of the Bombay Geographical Society. Vol.* 18, 36. fg.). Eine Zusammenstellung der Resultate giebt Kiepert *Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. V. Bd.* (1870). 193 fg. Ross folgte längere Zeit dem Laufe des Dashtflusses (Khor-i-dasht, Fluss der Ebene), an dessen Bett er aus wüsten Gegenden nach Uebersteigung eines Gebirgssattels gelangte. Er bestätigt den langen Lauf dieses Flusses und belehrt uns über die Fruchtbarkeit seiner Ufer auf die Breite einer Stunde, wo Weizen, Mais, Tabak, Mango, Çitronen und namentlich Datteln gedeihen und eine nicht ganz unbedeutende, fleissige Bevölkerung ihren Wohnsitz hat. Eine Ortschaft Kej existirt eigentlich nicht, sondern ein District, über den mehrere sehr

an einen Lauf von etwa 1000 engl. Meilen habe, in den Dasht scheint auch der Budar zu münden, der durch die Wüste nach Kej zu strömt und verschiedene Namen annimmt. Weiterhin findet man den Nigar, Nim-khor, Guyani u. s. w., alle unbedeutend. Die bedeutendste Stadt des Landes ist Kej, welche denselben Namen führt, wie die umliegende Provinz. Sie hat eine Cidatelle und etwa 3000 Häuser, welche den Berg, auf dem die Cidatelle liegt, von drei Seiten umgeben; sie steht in Handelsverbindung mit Qandahâr, Shikârpûr und Kelât. Panjghûr ist ein kleiner aber fruchtbarer District, etwa neun Tagreisen nordöstlich von Kej, das Thal hat 12—13 Dörfer, ist durch den Budar gut bewässert und soll die besten Datteln in Mekrân hervorbringen. Mac ist der Name der Gegend, die im Westen und in gleicher Linie von Panjgur liegt. Es ist ein sehr unebener District, der aber so viel Getreide hervorbringen soll, als für den Bedarf der wandernden Schäfer hinreicht, die ihn bevölkern. Wasser giebt es dort in hinreichender Menge, nur im April, Mai und Juni soll es bisweilen versiegen, bis die Quellen durch Regen wieder gefüllt sind, in solchen Fällen sind die Einwohner genöthigt, sich gegen Süden zurückzuziehen. Es werden dort auch einige Datteln gezogen, dazu einige Ziegen. Kasarkand ist eine 28 engl. M. lange Ebene und fast eben so breit, ein kleiner Fluss läuft durch sie, nicht blos das in ihr liegende Dorf, auch die Felder sind durch Festungswerke geschützt, eine Vorsicht, die sehr nöthig ist, wegen der räuberischen Nachbarschaft. Einige andere und kleinere fruchtbare Bezirke hat Pottinger auf seiner Reise zu

bedeutende (aber auch kleinere) Dörfer zerstreut sind, die unter diesem Namen zusammengefasst werden, so soll es sich auch mit dem von Europäern noch nicht besuchten Panjghûr und Dizhak verhalten. Oestlich von Kej auf der Strasse nach Bela verlässt man das Thal des Dasht, das Land wird höher und die festen Wohnsitze verschwinden, doch nährt das Land Nomaden, da es auch hier an Wasser nicht mangelt, das aber seinen Lauf in den temporären Fluss Hingol nimmt. Ein beschwerlicher Pass scheidet Kej von Bela. — Sonst erfahren wir, dass die Perser neuerdings in Belucistân Fortschritte gemacht haben und fast bis an das rechte Ufer des Dasht vorgedrungen sind. Banpur ist der Mittelpunkt dieser Eroberungen, zu denen die Districte Dizhak, Bahû, Gaih, Sirbâz und Kasarkand gehören. Die Perser nennen dies Gebiet Rûdkhâna-Mekrân, Flussmekran.

sehen Gelegenheit gehabt, von ihnen werden wir sogleich weiter zu reden haben.

Als eine Strasse von Osten nach Westen, welche parallel mit der oben beschriebenen am Nordrande längs des Südrandes von Nushki nach Kirmân führt, kann man den Weg betrachten, welchen Pottinger eingeschlagen hat[1]), nur steht dieser Südweg an Beschwerlichkeit ebensoweit über der nördlichen Strasse als er an Sicherheit unter ihr steht. Dies ist auch der Grund, warum er seitdem von keinem Europäer wieder begangen und geschildert wurde und eben deswegen ist es von Wichtigkeit, denselben hier nach Pottingers Mittheilungen näher zu beschreiben. Der Weg führt von Nushki aus zuerst über sandige Ebenen, in welchen Alterthümer die einzigen Gegenstände bilden, welche einigermassen die Aufmerksamkeit zu fesseln vermögen. Ein Kuppelbau wird auf die Zeit vor dem Islâm wenigstens von den Eingeborenen zurückgeführt und eine Anzahl grosser Steine, wie sie dort nicht gefunden werden und mit grossen Kosten herbeigeschafft sein müssen, haben früher gewiss zu irgend einem Bauwerke gedient. Bei dem verlassenen Dorfe Karéz findet sich jedoch ein Brunnen mit gutem Wasser. Nachdem der Weg die Gränzen von Nushki verlassen hat, geht er nur noch etwa 3 engl. M. in der Ebene weiter, dann tritt er in Hügelreihen ein und windet sich am Fusse hoher Berge etwa 17 engl. M. weit bis zum Bette des Baleflusses, der nur wenig Wasser enthält, doch findet man solches vorher in einigen Bächen. Von da an geht es etwa 27 engl. M. immer in südwestlicher Richtung, theils am Balefluss, mehr noch im Bette desselben. Auch hier stösst man wieder auf Alterthümer, angeblich alte Gräber, welche der Volksglaube den Feueranbetern zuweist. Bald darauf verlässt der Weg den Balefluss, der nun eine südöstliche Richtung nimmt und die Stadt Saravân bespült; diese Stadt besteht aus etwa 500 Häusern und Hütten, nebst einer Cidatelle, das einzige Empfehlenswerthe, das sie hat, ist der in diesen Gegenden so seltene Vorrath von Wasser, das grösstentheils der Balefluss liefert. Ein Gebirgspass soll von Saravân nach Kelât führen, doch ist derselbe so beschwerlich, dass die Karavanen

1) Pottinger p. 122 flg.

es vorziehen, den Umweg über Kharan zu nehmen. Diese letztere Stadt ist weit bedeutender als Saravân und wie diese, von welcher sie südwestlich liegt, befestigt. Noch eine kurze Tagereise an den Ufern des Baleflusses gegen Westen beginnt die eigentliche Wüste. Ein Brunnen mit salzigem Wasser, hart am Eingange der Wüste, dient zum Einsammeln des für die Reise unentbehrlichen Wasservorrathes, da die Wüste keine Quellen aufweist. Die Wüste selbst ist hier ähnlicher Art, wie wir sie früher in ihrem nördlichen Theile beschrieben haben. Der rothe Sand, aus dem sie besteht, ist kaum mehr als fühlbar und wird durch die Winde in eine Unzahl unregelmässiger Hügel umgewandelt. Auch hier erregt der feine Staub der Wüste, der sich den Lungen mittheilt, in Verbindung mit der gränzenlosen Stille und Eintönigkeit der Gegend in dem Reisenden ein Gefühl unnennbarer Melancholie. Die einzige Erscheinung von einiger Bedeutung, die sich in dieser Oede vorfindet, ist das Bette des Flusses Budar, der in südöstlicher Richtung nach der Küste zuläuft. An ihm liegt das Dorf Régàn, d. i. Sand, das man nach zwei Tagereisen erreicht. Von da an verliert sich die Wüste allmählich, ohne völlig aufzuhören, an die Stelle des feinen Flugsandes tritt fester Kies, zunächst noch ohne Vegetation. Die Berge treten dann wieder näher an den Weg heran und dieser führt zuerst nach Kallagàn, einem Dorfe Mekrâns, das aus etwa 150 Häusern besteht und etwa 14 engl. M. von der kleinen Stadt Jalk entfernt liegt, in einem kleinen romantischen Thale mit reichlichem Wasser. In der Nähe auf einem Berge, der den Namen Koh-i-Gabr führt, sind Ueberbleisel eines Gebäudes, angeblich mit Inschriften, das ein Feuertempel sein soll, doch hat es noch kein Europäer besichtigt. Der District von Dizhak, in welchen man nun eintritt, ist fruchtbar und volkreich, er enthält 7—8 Dörfer; der nächstfolgende District, durch welchen dann der Weg führt, ist der District von Sibb und dieser ist unfruchtbar. In kurzer Zeit ändert sich das Aussehen der Gegend vollständig, an die Stelle der Berge und Hügel von Dizhak, die mit Gebüschen und Grün bis zur Spitze bekleidet waren, tritt nun der nackte Felsen hervor und statt der Ebenen, die in Kalpurakan, Sibb und Dizhak vorherrschten, findet man ein von vielen Schluchten durchfurchtes Gebiet. Die Städtchen, durch welche der Weg

führt, sind nur klein, sie heissen Haftar und Puhra, das erstere enthält nur 250, das letztere etwa 400 Häuser, beide liegen in Palmenhainen. Von da geht der Weg westlich nach Banpur, einem kleinen schlecht gebauten Orte. Von Banpur bis Basman sind etliche vierzig engl. Meilen, auch dahin ist der Weg öde, ohne Wasser, mit Ausnahme des wenigen und schlechten, das aus dem Kashkînflusse gewonnen wird. Der Weg bleibt auch jenseits Basman öde und bergig, zuletzt endigt er in eine steinige Ebene und weiterhin in eine wasserlose Wüste. Dieser Zustand ändert sich erst gegen Régân zu, dort wird die Ebene von Bächen bewässert, welche von den Bergen herabkommen. Régân selbst ist ein befestigtes Dorf. In Bannu erreicht man die Provinz Nurmanshîr, mit gesundem Clima, weit ausgedehnte Ruinen beweisen, dass Bannu früher bedeutender war als jetzt.

Ueber den Südrand der oben beschriebenen Gebirgslandschaft können wir uns kurz fassen. Er ist eben und als Land der Ebenen (دشتستان) wird er auch beschrieben. Schon Strabo charakterisirt ihn richtig, er bemerkt seine Gluthitze, den Sand, die Abwesenheit der Früchte mit Ausnahme der Datteln. Die neuere Zeit kann, indem sie die älteren Beobachtungen bestätigt, deren noch neue hinzufügen. Der dürre sandige Küstenstrich gleicht dem arabischen Tihâma, er ist äusserst quellenarm, wahrscheinlich alter Meeresboden. Im Osten ist er äusserst schmal, an manchen Stellen, wo die Berge unmittelbar ins Meer fallen, gar nicht vorhanden, gegen Westen zu wächst er indess an Breite. Auf diesem ganzen Gebiete, das sich in einer Länge von 20 Graden erstreckt, findet man nicht einen schiffbaren Fluss. Das nur wenig bekannte Land führt in seinem östlichen Theile, bei seinem Beginne in der Nähe vom Cap Jask den Namen Moghistân, der durch „Palmenland“ erklärt wird[1]), weiter gegen Westen heisst es Lâristân[2]). Aus diesem sandigen Küstenstriche führen nur beschwerliche Pässe in allmähligem Anstei-

1) Richtiger ist Mokhistân, denn مخ (mokh) heisst die Dattel.

2) لار, lâr, soll angeblich aus لاد, lâd, entstanden sein und terra, pulvis bedeuten, Lâristân wäre also eigentlich das Staubland. Auch in Taberistân finden wir ein لارجان (Lârijân), auf welches dieser Name passen würde.

gen nach dem eigentlichen Erân hinauf. Für Erân selbst und seine Entwicklung ist dieser südliche Küstenstrich von gar keiner Bedeutung, zumal da auch alle seine Bewohner Araber sind. Erst in neuerer Zeit hat Abbâs der Grosse dem Lande eine künstliche Bedeutung zu geben gesucht, indem er Hafenstädte anlegte und die Perser zu einer seefahrenden Nation umzugestalten trachtete, mit dem Tode des Königs waren auch diese Pläne wieder vernichtet. Die vorübergehende Blüte des Handels in diesem Lande verursachte aber den Besuch mehrerer Europäer, von denen uns einige die Wege beschrieben haben, welche von da nach Erân hinaufführen. Es ist die Küstenstadt Bender Abbâs (Hafen des Abbâs), welche diesen Reisenden zum Ausgangspunkte dient, oder zum Ziele, dem sie zustreben. Bender Abbâs blühte erst im 17. Jahrhundert auf und brachte es durch Abbâs Fürsorge vorübergehend auf 20000 Einwohner; ist aber jetzt längst durch das westlicher gelegene Abûshehr überflügelt. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war Bender Abbâs klein, hatte nur wenig Häuser, meist Magazine und Verkaufsläden; später nahm es zu, aber nur vom März bis zum October hielten sich dort fremde Kaufleute in Handelsgeschäften auf. Die meisten Häuser sind aus getrocknetem Lehm gebaut, der auch dem Clima ganz gut widerstehen soll. Die ungemein ungesunde Luft sowie das schlechte Wasser, das oft nichts ist als ein Schlammbrei, erzeugen viele Krankheiten und Sterblichkeit. Die Hitze des Sommers ist furchtbar, wer es nur irgend vermag, flüchtet sich aus der Stadt und siedelt sich in den Palmengegenden oder den noch höher gelegenen Bergen an.

Die Hauptstrasse von Bender Abbâs gegen Norden führt zur Stadt Kirmân, von dort aus erreichte unter den neueren Reisenden zuerst Marco Polo das Meer, indem er erst acht Tage über ebene Flächen zog, dann in zwei Tagen auf einer Terrasse, wo er zu der jetzt unbekannten Stadt Katmandu gelangte, von da endlich zog er in fünf Tagen durch einen zweiten Engpass und gelangte so an die Küste. Da nicht blos Bender Abbâs, sondern auch Kirmân seine Bedeutung für den Handel verloren hat, so ist diese Strasse jetzt gänzlich verödet und wird nicht mehr begangen. Ausser dieser sind noch zwei Strassen bekannt, von welchen die eine mehr continentale von

Bender Abbâs nach Târem und dann über hohe Bergzüge nach Forg, Dârâbgird und endlich nach Shîrâz führt. Die zweite nähert sich mehr der Meeresküste, sie geht über Lâr und Jahrûn gleichfalls nach Shîrâz. Auch dieser Weg steigt bedeutend an, ist aber gegenwärtig ebenso verödet wie die früher genannten Strassen. Lâr, die Hauptstadt der Provinz, fand Dupré in einem dürren, aber doch gut angebauten Thale liegend, in dem es selten regnet, der Regen aber durch reichlich fallenden Thau ersetzt wird. Der Ort war wohl ummauert und zählte 15000 Einwohner.

2. Fortsetzung des Südrandes, die Provinz Fârs.

Die Strasse von Bender Abbâs nach Shîrâz, welche nordwärts über die Berge führt, hat uns bereits bis an die Gränze der Provinz gebracht, welche die Neueren Fârs, die Alten die Persis nennen und die ohne Widerrede den bedeutendsten Theil des Südrandes ausmacht. Es berührt nämlich diese Strasse die zur Persis gehörende Stadt Dârâbgird, welche noch unter Palmen liegt, in der Nähe sind Ruinen aus der Zeit der Sâsâniden, ob auch ältere ist zweifelhaft. Von Dârâbgird kann man auf zwei Wegen Shîrâz erreichen, auf einem nördlichen, der durch wüste Ebenen an den See Bakhtegân und an diesem vorüber nach Shîrâz führt. Merkwürdiges bietet dieser Weg durchaus nichts, die Spuren eines alten Feuertempels etwa ausgenommen. Man kann aber auch von Dârâbgird aus, in drei Tagen die Stadt Fasâ erreichen und von dort weiter nach Shîrâz reisen. Der Weg bis Fasâ bietet nichts Besonderes, ausser dass man an dem Berge vorüberkommt, aus dem jenes Erdöl tropft, das die Erânier mûmiâ (موميا) nennen und den kostbarsten Stoffen gleichsetzen. Die Stadt Fasâ[1]) liegt an der Gränze des wärmeren und kälteren Climas von Erân, man findet dort ebensowol Datteln und Orangen als Wallnüsse und Schnee. In der gut angebauten Ebene, welche die Stadt um-

1) Fasâ oder فسا soll nach Yâqût eigentlich بسا (Basâ) heissen und „Nordwind" bedeuten, die Wahrheit dieser Behauptung muss dahin gestellt bleiben. Die Stadt gilt dem muhammedanischen Berichterstatter für sehr alt.

giebt, sieht man zwischen Obstgärten Platanen- und Cypressenpflanzungen. Der Weg von Fasâ nach Shîrâz führt durch ähnliche unfruchtbare Ebenen, wie der gerade Weg von Dârâbgird aus, auch hier kommt man an einem alten Feueraltar vorüber, der einfach aus einem 11 Fuss hohen aufgerichteten Quadersteine besteht und $3\frac{1}{2}$ Fuss ins Gevierte misst. An der Süd- und der Westseite des Steines befinden sich Inschriften aus der Zeit der Sâsâniden, leider sind sie sehr verwittert und beschädigt. Kein bedeutender Ort liegt zwischen Fasâ und Shîrâz, wohl aber kommt man auch auf diesem Wege an einem salzigen See vorbei, der den Namen Mahluya führt.

Von Bender Abbâs zieht sich westwärts die Küste in derselben Beschaffenheit wie vorher: überall nackter Sand ohne Grün, die Häuser kaum vom Erdboden zu unterscheiden, aus dem sie gebaut sind; nur hier und da sieht man spärliche Palmenhaine. Vom Cap Bostâna aus nimmt die Küste eine entschieden nordwestliche Richtung; der Tscharrakberg, der bald darauf erscheint, ist ein Plateaurücken, der gleichnamige Ort an seinem Fusse wird für die alte Handelsstadt Sîrâf[1]) gehalten, welche im Mittelalter, im 9. und 10. Jahrhundert, von grosser Bedeutung war. In der Nähe liegt die Insel Kîsh (كيش oder قيش)[2]), die im 14. Jahrhundert aufblühte und den Handel des benachbarten Sîrâf nach und nach an sich zog. Weiter gegen Westen zu findet man Bender Nahilu oder Nahl, d. i. den Palmenhafen, dann Bender Konkûn, über das sich ein Berg von 3000 Fuss erhebt, der von den Schiffern wegen seines Aussehens Barn-hill (Scheunenberg) genannt wird. An der Südostseite dieses Berges soll[3]) ein verlassener Hafen mit

1) An die Stadt Sîrâf (سيراف) knüpft sich eine alte Sage, die uns Yâqût erzählt. Nach dem Avesta (so ist zu lesen) soll der König Kai-Kâus, als er von seiner bekannten Himmelfahrt herabstürzte, in Sîrâf zu Boden gefallen sein und von den Einwohnern Milch shîr (شير) und Wasser âb (آب) verlangt haben, um seinen Durst zu löschen, daher der Name.

2) Die beiden im Texte angeführten Schreibweisen finden sich. Yâqût (bei Barbier de Meynard p. 332) nennt sie auch „die Insel des Qais ben Umaira".

3) Ritter VIII, 778.

weitläufigen Ruinen und Inschriften liegen, welche aber noch nicht genauer untersucht sind.

Der bedeutendste unter allen den Hafenplätzen am Südrande Erâns ist gegenwärtig Abûshehr, in einer wüsten Gegend auf sandiger Halbinsel. Die Stadt hat einen älteren Vorgänger in der mittelalterlichen Stadt Rîshehr (ريشهر) [1], die eine Berühmtheit durch die Schlacht erhielt, welche unter dem letzten der Sâsâniden gegen die eindringenden Moslemen geliefert wurde und in welcher die Perser denselben einen hartnäckigen aber vergeblichen Widerstand entgegensetzten. Die alte Stadt ist jetzt verfallen, das neuere Abûshehr aber grossentheils aus den Ruinen von Rîshehr erbaut. Abûshehr hat seine jetzige Bedeutung erst seit etwa einem Jahrhunderte erlangt, durch Nâdirshâh, welcher als der einzige unter den érânischen Königen eine érânische Kriegsmarine zu bilden suchte und Abûshehr zu seinem Kriegshafen ausersah. Zwar erlosch dieser Plan mit dem Tode des grossen Königs, nichts destoweniger behielt Abûshehr seine Bedeutung, da die Stadt für den Handel bequem liegt, in der Nähe einer der grossen Heerstrassen, die ins Innere von Erân führen. Die Stadt besteht, ausser den europäischen Consulats- und einigen Regierungsgebäuden fast nur aus Lehmhütten [2] und zählt etwa 5000 Einwohner, darunter etwa 30 jüdische Familien und 8 armenische Häuser, die einen Geistlichen und eine Kirche unterhalten. Das Wasser ist dort matt und weich, die Hitze unerträglich, obwol den Graden nach nicht so bedeutend wie in Baghdâd, der Grund soll in den feuchten und salzigen Dünsten liegen, die sich stets in der Luft befinden. Auch die Strasse, welche von Abûshehr ins Innere Erâns führt, mündet in Shîrâz, wie die früher beschriebenen, sie ist oft begangen und Nachrichten über sie sind nicht selten [3]. Zuerst führt der Weg nordostwärts über eine uninteressante heisse Ebene nach Dahlekîye, dort tritt man in das Gebirge, dessen verschiedene Ketten nebst den zwischen diesen liegenden Thälern zu durchsetzen sind. Eine

1) Näheres bei Yâqût s. v. ريشهر, Rîshehr.

2) Cf. Petermann: *Reisen im Orient* (*Leipzig* 1860) *II*, 155.

3) Die älteren Berichte findet man zusammengestellt bei Ritter VIII, 815 flg. Vergl. auch Petermann l. c. II, 156 flg.

Viertelstunde von Dahlekîye beginnt das Steigen auf steilem, schmalem Wege, über Thonfelsen und Thonschiefer. Man setzt über einen Fluss, der das Wasser von Dahlekîye genannt wird und der ziemlich reissend ist, von da hat man noch etwa eine Stunde zu steigen, um den Gipfel des ersten Passes, Kotal-i-mellu [1]) zu erreichen, wo der Stationsort Konar-takht liegt. Von Dahlekîye bis Konar-takht braucht man 7 Stunden, der letztere Ort liegt 1566 p. F. über dem Meere. Von da führt der Weg immer gegen Nordost durch zwei neue Pässe Kotal-i-Khisht und Kotal-i-Komârej zu dem Orte Komârej, wo man sich 2856 p. F. über dem Meere befindet und ein bedeutender Wechsel des Climas fühlbar wird, während in Konar-takht die Hitze noch immer gross genug ist, wenn auch nicht so drückend wie in der Ebene. Auf dieser ganzen Strecke des Weges von Dahlekîye an ist die Vegetation eine sehr spärliche, von Komârej an geht jedoch die Strasse wenigstens einige Stunden lang durch bebautes Land, wieder gegen Osten und führt dann durch einen neuen Engpass nach der Stadt Kâzerûn [2]), die in einem Thale liegt, 2772 p. F. über dem Meere. Das Thal von Kâzerûn gilt für fruchtbar und gut bewässert, zur Zeit der Blüte war die Leinwand dieser Stadt berühmt und wurde weithin verführt. Jetzt zählt die Stadt nur 5000 Einwohner, darunter 10 jüdische Familien, früher soll es auch einen Feuertempel dort gegeben haben. Es giebt da Cypressen und Orangenbäume, berühmt ist namentlich der Honig der Umgend. Gegen Norden zu führt das anfänglich verengte Thal in eine Thalerweiterung, in der die berühmten Sculpturen von Shâhpûr liegen, welche aus der Zeit der Sâsâniden stammen. Der Weg nach Shîrâz führt hier wieder über einen neuen Gebirgspass weiter, den Kotal-i-dokhtar, der aber weniger beschwerlich ist als die vorhergehenden. Ein neues Zwischenthal, das man zu durchschreiten hat, scheidet diesen Gebirgspass von dem letzten, der zu überschreiten ist: dem Kotal-i-pîr-i-zan (Pass

1) So ist nach Petermann (II, 161) zu schreiben.

2) Der Name der Stadt ist nach Yâqût كازرون zu schreiben. Er erwähnt den Reichthum ihrer Einwohner, andere Quellen, dass sie sich der Zuneigung mehrerer Sâsâniden: des Jazdegard, Sohn des Behrâm und seines Sohnes Qobâd zu gewinnen wusste, damals sei sie am bedeutendsten gewesen.

der alten Frau), der die höchste Erhebung zu sein scheint, nach Frasers Berechnung liegt er 7200 F. über dem Meere, von seiner Passhöhe sieht man deutlich die fünf Gebirgszüge, die man von Dahlckîye aus durchwandert hat. Der ebene Weg führt dann ohne weitere Merkwürdigkeiten in die Stadt Shîrâz, wo er endigt.

Die Stadt Shîrâz, der Mittelpunkt so verschiedener Wege, die wir von der Küste aufwärts verfolgt haben, ist im Mittelalter hoch gepriesen, theils als der Aufenthaltsort der beiden berühmten Dichter Hâfiz und Sadi, deren Grabmale noch daselbst gezeigt werden, theils wegen der Lieblichkeit ihrer Umgebungen und der Milde ihres Climas. Doch fehlen auch die Schattenseiten nicht, schon muhammedanische Geographen des Mittelalters heben tadelnd den Schmutz der Strassen und die Unreinlichkeit hervor, ein noch ernsteres Uebel sind die häufigen und heftigen Erdbeben, welche die Stadt mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht haben. Uebrigens geht die Stadt nicht ins Alterthum zurück, sondern wurde glaubwürdigen Nachrichten zufolge erst erbaut, als die Moslemen in der Eroberung Erâns begriffen waren[1]).

Von Shîrâz aus führt uns ein neuer Gebirgspass, der diesmal nur wenig beschwerlich ist, in ein neues Längenthal, das schönste und wichtigste in diesem Theile Erâns: es ist die von zwei Flüssen, dem Pulvâr und Kum Fîrûz, durchströmte Ebene, in der die Ruinen von Persepolis und andere Ueberreste aus der Zeit der Achämeniden liegen. Es wird zuerst nöthig sein, über die beiden Flüsse, welche die Fruchtbarkeit des Thales bedingen, einige Worte zu sagen. Die Quelle des östlichen dieser beiden Flüsse ist noch nicht genau bekannt, da jedoch an seinen Ufern aufwärts ein Stück des Weges führt, der Persepolis über Yezdikhast mit Ispâhân verbindet, so können wir sagen, dass er den Ardekkan- oder Bulverdibergen entspringen muss, deren schneereiche Gipfel ihm das ganze Jahr hindurch reichliches Wasser zuführen. In seinem oberen Laufe hat er den Namen Murghâb, in seinem unteren heisst er Pulvâr, d. i. der Brückenreiche. Er durchfliesst den süd-

1) Die genaueren Nachrichten giebt Yâqût bei Barbier de Meynard p. 364.

lichen Theil der Ebene Kunkurri, verschwindet dann hinter den Bergen, um in der Ebene von Murghâb wieder zum Vorschein zu kommen, diese durchfliesst er an ihrer östlichen Seite und tritt, nachdem er die Hügel durchbrochen hat, durch den Engpass Sivend in die Ebene Hafrek ein. Von nun an führt er den Namen Polvâr. Hart an Istakhr vorüber durchströmt er die Ebene Merdasht, indem ihm der Berg Husein-koh und die Sculpturen von Naqs-i-Rustam zur Rechten liegen bleiben, dagegen der Berg Rakhmed, Takht-i-Jamshêd und Naqs-i-Rejeb zur Linken. Der Pulvâr durchfliesst die Ebene Merdasht in südöstlicher Richtung und vereinigt sich mit dem Kum-i-Fîrûz. Auch dieser Fluss entspringt in den Ardekkangebirgen, aber auch ihn hat unseres Wissens noch Niemand bis zu seiner Quelle verfolgt. Der Kum-i-Fîrûz ist der Araxes oder Cyrus der Alten wie der Pulvâr ihr Medus ist. Bei der Brücke Pul-i-Khân (Königsbrücke) vereinigen sich beide Flüsse und erhalten dann den gemeinsamen Namen Bendemîr, der ihnen bleibt bis zu ihrer Mündung in den Bakhtegânsee oder den See von Neirîz, wie man ihn auch nach einem an seinen Ufern gelegenen Orte benennt.

In diesem schönen Thale, das gegenwärtig arm und verödet ist, das aber nur der Sicherheit und des fleissigen Anbaues bedarf, um wieder zu seiner früheren Blüte zu gelangen, lag, wie bereits angegeben wurde, der Mittelpunkt des érânischen Reiches unter den Achämeniden, von dem uns noch heute die Trümmer von Persepolis [1]) Kunde geben, später haben mit nur wenig verändertem Standpunkte, auch die Sâsâniden in Istakhr gewohnt. Gewöhnlich pflegt man das ganze Thal, in welchem man die Denkmale der alten Königsgeschlechter findet, die Ebene Merdasht zu nennen, dies ist aber nicht richtig. Der Raum zwischen den beiden Flüssen Pulvâr und Kum-i-Fîrûz führt den Namen Hafrek, westlich davon, am rechten Ufer des Kum-i-Fîrûz liegt der District Râmgird, zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rechten Ufer

1) Der Name Persepolis ist gewiss griechische Uebersetzung, bei den Parsen hiess die Stadt wol ohne Zweifel Pârça, war also mit der Provinz gleichnamig, wie wir auch in anderen Provinzen Hauptstadt und Provinz gleichnamig gefunden haben.

des Flüsschens Mâin liegt der Bezirk Mâin. Der Bezirk Merdasht erstreckt sich nur von den Ruinen der alten Stadt Istakhr am linken Ufer des Pulvâr bis zu seiner Vereinigung mit dem Kum-i-Fîrûz. Gegen Süden ist Merdasht von dem zuletzt genannten Flusse bis zu seiner Vereinigung mit dem ersten begränzt. In diesen Bezirken liegen nun die viel beschriebenen Alterthümer der Achäminiden und zwar gelangt man, wenn man mit dem Pulvâr die Ebene betritt, zuerst an den Huseinkoh, an dem sich die Grabdenkmäler von Naqs-i-Rustam befinden. Weiterhin erst kommen die Ruinen von Persepolis, die Reste des alten Königspalastes und die Gräber vom Berge Rakhmed; nicht weit davon sind auch die Ruinen Harâm-i-Jamshêd, die gleichfalls ein alter Königspalast der Achämenidenzeit gewesen zu sein scheinen, von denen aber nur sehr wenige Ueberbleibsel mehr vorhanden sind. Auch an Denkmälern aus der späteren Periode des êrânischen Reiches ist das schöne Thal nicht arm. Bedeutende Denkmale der Sâsâniden befinden sich in Naqs-i-Rustem, ganz nahe bei den Gräbern der Achämeniden. Auf halbem Wege zwischen Naqs-i-Rustem und dem Gräberberg Rakhmed findet man die sehr verstümmelten Sâsânidendenkmale zu Naqs-i-Rejeb, gleichfalls in der Nähe ist die bekannte Sâsânideninschrift von Hâjiâbâd, die bei diesem Dorfe in einer Höhle gefunden wurden, die den Namen Shasharmu führt. Endlich sind noch zu erwähnen die Ruinen der Sâsânidenstadt Istakhr, die nach den Forschungen von Niebuhr, Lassen, Ritter[1]), zwischen den beiden älteren Städten Persepolis innerhalb und Pasargadae ausserhalb des Defilé des Kur-âb erbaut war und zwar grösstentheils nach orientalischer Weise, aus Trümmern der alten Stadt. Hierdurch erklärt es sich, dass Cl. de Bode, ein neuerer Reisender, den Unterschied zwischen der alten und der neuern Stadt nicht anerkennen will.

---

1) Nach der Ansicht des moslemischen Orients und namentlich des êrânischen Epos ist Istakhr der Königssitz schon in der ältesten Zeit. Aus Shâh. p. 173 geht wenigstens hervor, dass man seit alter Zeit die Persis als die wichtigste Provinz ansah, p. 228 wird Istakhr entschieden als Residenz des Kaiqobâd genannt und bleibt es bis zur Zeit Lohrasps. Der Name kommt ohne Zweifel von altb. çtakhra, stark, fest, so wurde die Stadt wegen ihrer ausgezeichneten Lage genannt.

An den Ufern des Pulvâr aufwärts ziehend gelangen wir in ein weites Thal, welches das Murghâbthal genannt wird, das ausser von dem Pulvâr von mehreren Quellen und ihren Bächen bewässert wird. Der Ueberfluss von Wasser, der durch künstlich gezogene Kanäle gut benützt wird, macht das Thal sehr lachend und fruchtbar. Hier sucht man das alte Pasargadae[1]), die Lage passt zwar nicht vollkommen, aber immer noch am besten auf die Berichte der Alten von dieser Stadt. Ein altes Grabmal und in der Nähe desselben verschiedene Basreliefs, welche den Namen Kyros tragen, zeigen ebenso deutlich, dass dieses Thal im Alterthum von Wichtigkeit war, wie verschiedene künstliche Hügel, welche denen von Ninive gleichen und gewiss ebenso wol Alterthümer in sich bergen werden wie diese.

VIERTES KAPITEL.

Die westliche Gliederung von Erân.

1. Yezd, Kirmân, Ispâhân und Hamadân.

Die grosse Wüste, die wir bis an ihre westliche Gränze verfolgt haben, zählt an ihrem Westrande mehrere Städte, welche zu irgend einer Zeit des érânischen Reiches bedeutend hervortraten und die deshalb eine Erwähnung verdienen. Es dürfte am besten sein, diese Städte und die Strassen, auf denen sie mit den übrigen Provinzen des Reiches verkehren, hier aufzuzählen, ehe wir dem Osten ganz den Rücken kehren, um uns ausschliesslich mit der westlichen Gliederung Erâns zu beschäftigen. Darum wenden wir uns von Persepolis aus nochmals ostwärts und verfolgen die Strasse, welche von dort nach der fast schon in der Wüste gelegenen Stadt Yezd führt, die lange dem Gesichtskreise der Europäer fast entrückt war, in jüngster Zeit aber durch mehrere Besucher uns genauer be-

1) Vergl. Lassen in Ersch und Grubers Encyclopädie s. v. Pasargadae.

kannt geworden ist[1]). Von Persepolis geht diese Strasse nach Murghâb, an den alten Denkmalen des Kyros vorüber und wendet sich von da erst gegen Nordwesten, später gegen Nordosten. Der Weg führt an Bergen entlang über kahle Flächen und namenlose Bäche, nur hie und da einmal in eine bebaute und bewässerte Ebene. Eine solche findet man an der Stelle, wo die Karavanen ihr erstes Nachtlager aufzuschlagen pflegen, bei einer Quelle an einem Thonberge, welche Ceshme-i-gushtî (Quelle von Gushtî) genannt wird. Durch eine lange enge Schlucht, Jâi-i-siâh (der schwarze Ort), kommt man über einen schmalen Bach, entlang einem langen steilen Bergabhang auf eine Hochebene und zu dem kleinen Flecken Eredi, der an einer kahlen kleinen Felsenkette liegt, von der man eine Aussicht auf die hübsche Stadt Eberqûh[2]) geniesst, die indess von der Karavanenstrasse nicht berührt wird. Von da führt der Weg wieder über wasserlosen Boden, auf dem häufige Salzablagerungen sichtbar sind, in das Dorf Dehshîra, einen kleinen Ort, das wenigstens genügendes Wasser hat, um seine nächste Umgebung fruchtbar zu machen. Eine Ebene und kahle, felsige Wege führen von da in das Dorf Aliâbâd, das in einem Felsenthale liegt, gut bewässert und von Nussbäumen, Weiden und Datteln umgeben ist. In demselben Thale geht man weiter, um in das bedeutende Städtchen Taft zu gelangen, das durch seine Filzfabriken und Bleiminen bekannt ist. Der Ort ist ganz in Gärten gehüllt, in denen Melonen, Wein, Granaten und Maulbeerbäume wachsen, es wohnen daselbst viele Parsen. Von hier hat man nicht mehr weit in das grosse steinige Thal, in welchem Yezd selbst liegt. Der Umfang dieser Stadt ist bedeutend, doch dürfte die Zahl von

1) Vergl. Petermann, Reisen II, 197 flg. Ueber die Stadt Yezd selbst giebt auch Khanikof in seinem öfter aufgeführten *Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale p.* 200 flg. dankenswerthe Aufschlüsse.

2) Yâqût schreibt أبرقوه (Aberqûh) und erwähnt eine Sage, die er glaubt aus dem Avesta belegen zu können, die wir aber nur theilweise bei Firdosi zu belegen wissen. Als Siâvakhsh von der Gemahlin des Kaikâus, Sudâbe, verleumdet wurde, dass er sie verführen wollte, musste er zur Erhärtung seiner Unschuld zwischen grossen angezündeten Holzstössen hindurchreiten, aus denen er unversehrt wieder hervorkam. Die Asche dieser Holzstösse soll den Berg bilden, an oder auf welchem Eberqûh liegt.

100000 Einwohnern für dieselbe, die man Petermann angab, wol übertrieben sein. Im Sommer ist es daselbst sehr warm, im Winter dagegen soll es empfindlich kalt werden und vom August an ist es nicht mehr möglich, auf den Dächern zu schlafen. Die Gärten um die Stadt liefern gutes Obst, namentlich Pfirsiche, guten Wein und wohlschmeckende Melonen, doch müssen diese Gärten alle 5 — 10 Tage bewässert werden und zu dem Ende wird das Wasser nach einer gesetzlich bestimmten Vertheilung durch die Kanäle geleitet. Yezd ist eine alte Stadt und wol mit Recht hat man ihren Namen bereits in dem der von Ptolemäus in jener Gegend erwähnten Isatichae finden wollen. Die Stadt war vor dem Islâm ein Hauptort des Feuercultus, seit der Annahme des Islâm sind die Einwohner als zelotische Muhammedaner bekannt, hiervon haben sich auch die neueren Reisenden überzeugen können. Noch jetzt ist die Stadt dadurch berühmt, dass sich dort die letzten Reste der Parsen erhalten haben, aber man würde darum doch vergeblich nach irgend welchen Alterthümern suchen. Die Stadt wurde abwechselnd bald an Khorâsân, Fârs und Ispâhân angeschlossen, denn sie liegt an der Gränze dieser drei Provinzen. Yezd hat reiche Bazâre; Färbereien und Zuckersiedereien bilden die Grundlage des dortigen Handels.

Ein höchst einförmiger Weg führt von Yezd nach Kirmân, er zieht sich immer in einer Ebene hin, links hat man eine Hügelreihe, die Gränze der grossen Wüste, rechts höhere Berge. Die Stadt Kirmân[1]) sieht von ferne bedeutender aus, als sie wirklich ist, es umgeben sie nämlich weitläufige Ruinen, die ziemlich gut erhalten sind. Kirmân liegt in einem länglichen

1) Kirmân (كرمان) wird auch Kermân ausgesprochen und nach Yâqûts Urtheile ist diese letztere Aussprache die bessere, indess schreibt auch die Huzvâresh-Uebersetzung zu Vd. I, 68 bereits כירמאן. Die Schreibart Kirmân steht in Verbindung mit einer alten Sage über die Entstehung der Stadt, die Firdosi erzählt (Shâhn. p. 1381 flg.), wonach ein Wurm (Kirm) dort einer Familie und später der ganzen Umgegend Glück und Reichthum brachte, so dass man den König vertreiben und dann ein Schloss erbauen konnte, das man dem Wurme zu Ehren Kirmân hiess. Ueber den Zusammenhang dieser Sage mit andern vergl. man Liebrecht: *die Ragnar Lodbrogsage in Persien* in Benfey: Orient und Occident I, 561 flg. Indess führt Yâqût auch andere Sagen über die Entstehung Kirmâns auf.

Thale, das sich gegen Norden mit den hochgelegenen Ebenen vereint, die nach Yezd führen; zwei Bäche führen ihr das nöthige Trinkwasser zu. Die Lage der Stadt ist eine sehr gesunde, weder Hitze noch Kälte wird dort allzuheftig, das Leben ist wohlfeil und angenehm. Ueber die Gesammtbevölkerung der Stadt liegen uns keine Angaben vor, die noch in Kirmân lebenden Parsen sind durch die Intoleranz der Muhammedaner in rascher Abnahme begriffen, noch vor Kurzem bestanden sie aus etwa 12000 Familien, jetzt betragen sie kaum 200—300 und werden wol bald ganz aufhören. Der Hauptfabricationszweig in Kirmân ist Shawls, trotz des Schutzes der Regierung ist jedoch dieser Zweig der Industrie in steter Abnahme begriffen, wegen der weit wohlfeileren europäischen Waare. Als Handelsplatz ist Kirmân, trotz seiner günstigen Lage, von Yezd überflügelt und die Karavanen, die von Bender Abbâs ankommen, halten selten in Kirmân, sondern gehen weiter nach Yezd, ohne Spuren ihres Daseins zu hinterlassen.

Von Yezd führen verschiedene Wege nach dem Osten, einer über das uns bereits bekannte Nih nach Farah, ein zweiter über Tebes nach Meshhed. Weder über die eine noch über die andere der beiden Routen liegen uns nähere Nachrichten vor, dagegen ist die Strasse, die von Yezd nach Westen, zunächst nach Ispâhân führt, öfter begangen werden. Dorthin kann man auch unmittelbar von Persepolis aus auf geradem Wege gelangen. Von Persepolis aus verfolgt man die Ufer des Pulvâr noch eine Zeit lang, das Land steigt stark an und wird bald rauh und unfruchtbar; bei Dehgirdu ist man 6564 Fuss über dem Meere, bei Yezdikhuâst noch 5916, obwol der Ort im Thale liegt. Reisende, welche diesen Landstrich im Winter durchzogen, schildern ihn als schneereich, während Andere, die ihn im Sommer sahen, nur spärlichen Anbau von Obst und Korn vorfanden, meist war der Weg öde, von nackt emporstarrenden Klippen überragt. Trotzdem dass das Land im Allgemeinen schon hoch liegt, wird es doch noch von Höhenzügen durchsetzt, zwischen welchen sich kleine Querthäler finden. Unter diesen ist das bedeutendste die Thalspalte von Yezdikhuâst[1]), der natürlichen Gränzscheide zwischen Persis

1) Der Ort ist unter dem Namen يزد خواست bei Yâqût und in an-

und Medien. Dieses Thal, das, wie gesagt, 5916 F. über dem Meere liegt, ist an beiden Seiten von steilen mauerartigen Klippen eingefasst, die Thalsohle, die etwa 150 F. tief und 200 F. breit ist, gleicht einem ausgewaschenen Strombette, das sich auch ostwärts noch weiter in die Wüste verfolgen lässt. In diesem Thale nun liegt die kleine Stadt Yezdikhuâst, die etwa 2000 Einwohner zählt und trotz ihrer hohen Lage viel Obst und Korn, selbst Reis und Baumwolle baut. Etwas nördlicher liegt Amînâbâd, sechs Stunden weiter gegen Norden Qumisha [1], wo die ersteren Spuren grösseren Anbaues sich wieder zeigen. Nachdem der beschwerliche Gebirgspass Kotal-i-Urcînî überstiegen ist, kommt man durch die lachende reiche Ebene Hazâr derre (die tausend Thäler) an die Thore von Ispâhân. — Auch der Weg von Yezd nach Ispâhân [2] ist nichts weniger als angenehm. Staubige Ebenen, grösstentheils ohne Vegetation, hie und da ein unbedeutendes oder verlassenes Dorf, sind die einzigen Dinge, die sich dem Wanderer darbieten, bis er das Dorf Meibûd (میبود) und das nicht weit entfernt liegende Bîdâbâd (Weidenort) erreicht, wo man Baumwollenbau und Fruchtbäume findet. Zwei Stunden weiter nördlich liegt das Städtchen Ardekân (i. e. اردکان), wo viele Parsis wohnen sollen, auch in Meibûd sollen sie früher gelebt haben. Wasser soll man um Bîdâbâd erst 120 Spannen tief finden, überhaupt wird versichert, dass zwischen Yezd und Ispâhân keine einzige Quelle zu finden sei. Ueberall in dieser Gegend, auch in Ispâhân müssen die Gärten alle 10 Tage bewässert werden, unterbleibt dies nur ein Mal, so gehen Feld- und Gartenfrüchte zu Grunde. Die nächste Station ist Aqdâ (عقدا), die theils durch Flugsand, theils über eine steinige Ebene, die sich zwischen zwei Bergketten hinzieht, erreicht wird. Um Aqdâ stehen wieder einige Palmen, auch findet man viele Gärten mit Maulbeerbäumen, das Wasser des Ortes ist schlecht, von schweflichem bitteren Geruch und ohne Zuthat

deren Itinerarien des Mittelalters zu finden, ohne dass etwas besonderes merkwürdiges davon erwähnt würde.

1) Die mittelalterlichen Geographen schreiben den Namen قومشه (Qûmisha).

2) Petermann II, 211 flg.

nicht trinkbar. Jenseits Aqdâ wendet sich der Weg mehr gegen Westen als gegen Norden, aber eine Vegetation ist auch hier nicht bemerkbar; Salz liegt an verschiedenen Stellen offen zu Tage. Hinter dem Orte No-gùmbez (neuer Wasserbehälter) zweigen sich mehrere Wege ab, die nördlich nach Kâshân führen. Der Weg führt nun durch mehrere Dörfer, die zwischen den Bergen liegen und die hübsche Gärten mit vielen Maulbeerbäumen haben. Endlich erreicht man die Stadt Kûpa, die 3000 Häuser enthalten soll und ganz mit Mauern und Wachtthürmen umgeben ist, auch Aksi, die nächste Station, ist eine Oase in der Wüste, die auch jenseits dieses Ortes noch fortdauert und sich erst kurz vor Ispâhân in angebautes Land verwandelt.

Die Stadt Ispâhân [1]), wohin alle diese Wege führen, liegt in fruchtbarer Gegend und gehört zu den angenehmsten Aufenthaltsorten Erâns. Die Hitze ist erträglich, die Umgegend fruchtbar, das Wasser gut und wird durch leicht zu beschaffendes Eis noch erquickender gemacht. Man kennt dort eigentlich nur zwei Jahreszeiten: den Frühling und den Sommer, ersterer dauert von Ende März bis zu Ende August, der letztere von Anfang September bis Mitte December. Der Winter dauert von Mitte December bis zum Neujahr (21. März), beschränkt sich mithin auf drei Monate, ist aber sehr hart, es fällt viel Schnee, der auch lange liegen bleibt, das Wasser überzieht sich mit einer fingerdicken Eiskruste. Neuerdings hat die Stadt mehrfach von der Cholera zu leiden gehabt, sonst ist das Clima gesund. An Obst ist Ueberfluss: man zieht

1) Die Stadt Ispâhân wird bei ihrer weiten Entfernung vom Abendlande bei den Alten nur selten genannt, doch darf man sie in dem bei Ptolemaeus VI, 4 genannten Ἀσπαδάνη wieder erkennen. Mehr Zufall ist es wol, wenn sie auch im Avesta nicht vorkommt, in der Huzvâresch-Uebersetzung dieses Buches findet sie sich jedoch Vd. II, 53 genannt, ebenso im Bundehesh (25, 9). Firdosi nennt die Stadt سپاهان (188, 3. v. u. 276, 1), doch auch اصفهان (533, 7). Die Heldensage leitet auf Ispâhân den Waffenschmied Kâve und sein Geschlecht zurück, aus dem Gudarz und Gév entstammen (l. c. 533, 7. 540, ult.), Die Etymologie muss zweifelhaft bleiben, da man die alte Form des Wortes nicht kennt, möglicher Weise lautet dieselbe açpadhâna (Pferdestall) oder çpâdhâna (Heereslager).

Wein, Aepfel, sehr wohlschmeckende Birnen, gelbe Pflaumen und Pfirsiche von ausserordentlicher Grösse. Wassermelonen giebt es in Ispâhân nicht, dafür aber sechs verschiedene Arten anderer Melonen, von Kornfrüchten zumeist Weizen und Gerste, ausserdem baut man Baumwolle, Ricinus, Safran und Mohn, auch viel Sesam. Die Hauptblüte der Stadt gehört der neueren Geschichte an, Abbâs der Grosse erweiterte sie bedeutend, indem er die Einwohner der zerstörten armenischen Stadt Jugha oder Julfa nöthigte, dorthin auszuwandern, wo sie ein eigenes Quartier angewiesen erhielten. In dieser Zeit der Blüte soll Ispâhân 600000 Einwohner gezählt haben, die aber jetzt durch Kriege und wiederholte Verwüstungen der Stadt bis auf 60000 zusammengeschmolzen sind. Trotz der Nähe der räuberischen Bakhtiâristämme ist Ispâhân doch auch für den Handel nicht ohne Bedeutung und täglich kommen dorthin Karavanen aus Yezd, Shîrâz, Baghdâd, Tabrîz, Resht, Shuster, Kirmân und Balkh an, auch die alte Industrie ist noch nicht ganz geschwunden, man fertigt dort Baumwollenzeuge, Musseline, Sammt, Goldbrocat, alle Arten bunter Seidenstoffe, Waffen, Gold- und Silberarbeiten u. s. w. Für den Büchermarkt ist Ispâhân noch immer einer der bedeutendsten Orte Erâns. Durch das ganze Mittelalter hindurch ist Ispâhân eine bedeutende Stadt, auch unter den Sâsâniden hat sie bereits bestanden, da die Hülfstruppen erwähnt werden, welche sie dem letzten Herrscher aus dieser Dynastie zusandte. Eine in Erân seltene Erscheinung, ein Fluss, belebt die Umgebung der Stadt. Der Zende-rûd entspringt am Koh-i-Zard im Südwesten Ispâhâns, gar nicht weit von den Quellen des südostwärts nach Khuzistân abfliessenden Kurân. Sein Lauf ist indessen ziemlich unbekannt, er bewässert bereits im Westen einige Districte, ehe er nach Ispâhân kommt und soll dann seinen Lauf über diese Stadt hinaus noch fortsetzen, bis er etwa 70 geogr. M. weiter nach Osten sich in die Wüste verliert.

Nicht blos mit den südlich gelegenen Städten Shîrâz, Kirmân und Yezd, auch mit dem Norden ist Ispâhân durch Strassen verbunden, eine von diesen führt nach dem heutigen Teherân, in früherer Zeit endigte sie natürlich in Rai. Dieser Weg führt über Bergpässe und durch das romantische Thal von Kohrûd nach der neueren Stadt Kâshân, die von Zubaida,

der Gemalin Harûn Arrashîds, gebaut sein soll, Andere indess führen sie bereits auf die mythischen Könige der Vorzeit zurück. Sie liegt in einem steinigen, aber trefflich angebauten Thale, dreissig Dörfer sollen sie umgeben. Die 15000 Einwohner, welche sie beherbergt, nähren sich meist durch Weberei, es sollen von dort baumwollene und seidene Stoffe, besonders aber ausgezeichnete Goldbrocate kommen, auch viel Kupfergeschirr. Berühmt ist ferner die Stadt durch ihre ausgezeichneten Obstsorten. Von Kâshân an wird bereits der Gipfel des Demâvend sichtbar, die Strasse führt von da nördlich nach Qom, einer gleichfalls neueren Stadt, die aber durch die von den Bergen herabströmenden Gewässer die Bedingungen der Lebensfähigkeit hat. Von da geht es immer nördlich auf uninteressanten Wegen nach dem jetzigen Teherân.

In jeder Beziehung wichtiger als die vorhergehende Strasse ist diejenige, welche Ispâhân mit der Hauptstadt des Westens, mit Hamadân, verbindet[1]. Auf diesem Wege findet man nicht mehr die traurigen Ebenen, durch welche uns die Wege am Rande der Wüste führten, sondern man tritt nun in die Gebirgszüge Erâns ein, deren allgemeine Richtung, wie wir bereits wissen, nach Nordwesten geht. Die Längenthäler, welche zwischen den Parallelketten liegen, sind auf diesem Wege zu durchsetzen, theilweise auch die Höhen zu übersteigen, welche dieselben von einander trennen. Die Entfernung Ispâhâns von Hamadân beträgt etwa 50 geogr. M. und die Strasse führt zuerst in der Ebene, in welcher Ispâhân liegt, nach dem Dorfe Nushirvân an einer Felsenkette hin, welche zum Gebirge Rasfend gehört, das jedoch links liegen bleibt, ebenso zu rechter Hand eine andere Bergkette in noch weiterer Entfernung. Nach und nach verengert sich das Thal, von dem Orte Hazarmeni an befindet man sich innerhalb des Gebirges und gelangt nach Dehâk, einem hübschen Städtchen mit vielen Baumpflanzungen und einem Bache klaren Wassers. Weiter geht es auf steinigem Wege nach Rahmetâbâd, das terrassenförmig an die Ostseite eines Felsens angebaut ist. Durch eine von Hügeln durchbrochene Ebene kommt man weiter nach Gulpaigân, einer angeblich alten Stadt. Hier endet das Streichen

1) Cf. Ritter IX, 59 flg. Petermann II, 236 flg.

der Ebene gegen Westen, sie wendet sich gegen Nordosten und man muss nun, um westlich nach Hamadân zu gelangen, das Gebirge übersteigen. Erst über Berge, weiterhin wieder durch Ebenen, erreicht man das auf einer Hochebene gelegene Khorremâbâd und steigt von da nach Dauletâbâd noch fortwährend in die Höhe. Dauletâbâd ist ein bedeutender Ort, durch seine hohe Lage vor der Hitze geschützt, dagegen bleibt es dort lange kalt. Nunmehr wendet sich der Weg immer mehr nördlich und wird beschwerlich, bis man endlich unter immerwährendem Auf- und Absteigen die Stadt Hamadân selbst erreicht. Die Stadt Hamadân [1]) liegt in fruchtbarer Landschaft, die aber gegen Norden, nach Teherân, schon nach zwei Tagereisen einer unfruchtbaren Salzwüste weichen muss. Die Ebene, in welcher die Stadt liegt, ist 4 Stunden breit und 6 Stunden lang und bildet einen fortlaufenden Obstgarten. Diese Fruchtbarkeit ist eine Folge des Berges Elvend [2]), der sich im Süden

---

1) Der Name der Stadt Hamadân (همدان) lautet im Huzvâresch המתאן (B. 23, 4) im A. T. אַחְמְתָא (Esra 6, 2). Alle diese Formen sind aus dem altérânischen Hañgmatâna entstanden, was wahrscheinlich Versammlungsort bedeutet. Hamadân ist eine sehr alte Stadt, dies wissen selbst noch spätere Muhammedaner, und führen alte Ruinen für ihre Behauptung an, deren Ursprung man nicht mehr kenne (Yâqût p. 600). Ein steinerner Löwe, der nach Ansicht der Bewohner die Stadt gegen zu strenge Winter schützte, wird im Mittelalter öfter erwähnt und scheint erst neuerdings verschwunden zu sein, angeblich hat ihn Buckingham noch gesehen. Ker Porter glaubt auch, dass die Umgegend in den Lehmbergen noch manche alte Ruine berge, gewiss ist, dass die Umgebung Hamadâns viele geschnittene Steine, Cylinder, Münzen u. dgl. aus alter Zeit liefert. Bekannt ist, dass nach Herodot (I, 96. 97) die Stadt von Dejokes erbaut wurde, sie blieb auch unter den Achämeniden eine bedeutende Stadt, Darius hat in seiner grossen Inschrift einige Male Gelegenheit sie zu erwähnen, offenbar als die Hauptstadt Mediens, sie scheint damals als Schatzhaus und Reichsarchiv benutzt worden zu sein. Nach der Eroberung Alexanders büsst Hamadân dadurch von ihrem Glanze ein, dass Atropatene als besonderes Reich mit eigner Dynastie von Medien abgetrennt wurde (Arrian III, 8. 7. Polyb. V, 55), doch war sie nach Strabo (XI, p. 523) noch Sommerresidenz der parthischen Könige, die Sâsâniden scheinen die Stadt ihrer Kälte wegen nicht geliebt zu haben.

2) Der Berg wird von Yâqût in älterer Form أروند (Arvend) genannt, ebenso heisst er bei den Parsen (vgl. meine Uebers. des Avesta III, 236). Irrig ist es wol, wenn Ritter mit Wahl den Berg Aspruc des

und Südwesten der Stadt erhebt und durch seine Wassermenge Hamadân zu einer der am besten bewässerten Stücke Erâns macht. Der Hauptfluss ist der Qarâ-su (Narvend nach Morier und Chesney), der sich ostwärts in die Wüste wendet, über seinen Lauf und Ursprung wissen wir leider nichts Näheres. Ausserdem giebt es viele Bäche, vom Elvend allein kommen deren drei. Hamadâns Lage ist mit der von Brusa in Kleinasien zu vergleichen, doch steht der Elvend an Grösse und Schönheit hinter dem Olympus zurück. Auch die Seitenthäler des Elvends empfangen einen Antheil dieses Wasserreichthums, mithin auch die Fruchtbarkcit der Ebene, namentlich werden im Mittelalter zwei Districte, Mâvshânrûd (ماوشان‌رود) oder Màmshân-rûd (مامشان‌رود nach Mustaufi) und Rudbàr, wegen ihrer Fruchtbarkeit besonders hervorgehoben. Unter den Früchten der Umgegend Hamadâns nehmen die Aprikosen die erste Stelle ein, auch Weintrauben findet man dort und wohlschmeckende Aepfel und Birnen. Das Eis ist sehr billig zu haben, da der Elvend den grössten Theil des Jahres nicht frei von Schnee wird, überhaupt wird der strenge und lange andauernde Winter als eine Schattenseite Hamadâns öfter hervorgehoben. Die Zahl der Häuser Hamadâns giebt uns Kinneir auf 10000 an, Petermann wurden 17000 genannt, eine Zahl, die er selbst übertrieben findet. Die Zahl der Einwohner soll sich, nach Kinneir, auf 40000 belaufen. Die Hauptindustrie Hamadâns bilden gegenwärtig die Lederarbeiten, auch die gewirkten Teppiche, welche von dorther kommen, sind sehr geschätzt und stehen hoch im Preise.

Der hohe Elvend, an dem die Stadt terrassenförmig angebaut ist, liegt im Süden der Stadt und wird von den Bewohnern derselben viel genannt und gerühmt. Unseres Wissens ist der Berg noch nicht genau gemessen, doch braucht man auf dem steilen, offenbar schon im Alterthum mit Kunst angelegten Wege bis zur Passhöhe vier Stunden und Buckingham schätzt diesen Pass auf 7000 F., während Ritter (IX, 87) sogar glaubt 10000 F. annehmen zu können. Vier Monate lang soll

Bundehesh für den Arvend hält, dieser Berg (اسپروز) wird auch Shâh. 237, 965 genannt, scheint mir aber in der Nähe Mâzenderâns liegen zu müssen.

der Uebergang über den Berg durch Schnee gehemmt sein, mehrere Reisende fanden dort noch im Hochsommer Schneeflecke. Auf dem Elvend findet man mehrere in Europa unbekannte Pflanzen, aber keinen grösseren Busch, nicht einen einzigen Baum. Im Alterthume mag dies wol anders gewesen sein, das Cypressen- und Cedernholz, aus dem die grossartigen Bauten Ekbatanas aufgeführt waren, wurde zum Theil wol vom Elvend gewonnen. Der ganze Bergrücken ist in seiner Form und Höhe vollkommen gleichartig und sendet von seiner Westseite sein Wasser zum Tigris, von der östlichen Seite fliessen sie in das innere Erân. Zwei Inschriften von Darius und Xerxes, die übrigens beide ohne historisches Interesse sind, hat man auf dem Elvend gefunden, sie beweisen, dass sich auch die Achämeniden, wenigstens vorübergehend, hier aufhielten, doch scheinen diese Inschriften nicht etwa Reste früherer Gebäude zu sein. — Noch mögen hier zwei andere Städte eine kurze Erwähnung finden, die wahrscheinlich alt sind, aber erst der moslemischen Zeiten ihre Berühmtheit verdanken: die eine ist Nehâvend, drei Tagereisen südwestlich von Hamadân, bekannt durch die grosse Entscheidungsschlacht der vordringenden Araber gegen die Armee der Sâsâniden unter Firozân, die andere Dînever, etwa 20 Parasangen westlich von Hamadân, nach Yâqût früher Dîn Zartusht genannt, von dem Eifer, mit welchem die Bewohner dem Glauben Zarathustras zugethan waren.

2. Luristân und seine Flüsse: Tâb, Jerrahi, Kurân und Kerkha.

Die grossen Städte mit ihren Verbindungswegen, welche wir eben kennen gelernt haben, liegen noch ausserhalb der Gebirge, welche den Westrand Erâns ausfüllen, wenn auch alle schon diesseits der grossen Wüste. Wir kehren nun zu den westlichen Gebirgen zurück, deren Gebiet wir schon in der Provinz Fârs betreten haben. Dasselbe Bergparallel, das wir schon am Südrande Erâns verfolgt haben, verzweigt sich auch gegen Westen und steigt dort zu immer höheren Gipfeln empor. Sie ändern ihre Richtung insofern, als sie jetzt nicht mehr direct von Osten nach Westen, sondern von Südosten gegen Nordwesten ziehen. Ein gemeinsamer Name für diese

Gebirgszüge fehlt der neueren Zeit, die einzelnen Ketten werden mit verschiedenen Namen genannt. Die Alten gebrauchen dafür den zusammenfassenden Namen Zagros und es ist am besten, ihn auch jetzt beizubehalten, wenn man von dem êrânischen Gebirge im Westen spricht. Sonst bleibt ihr Charakter derselbe, auch hier finden wir lang gezogene Längenthäler, die aber nicht mehr als 2—3 geogr. M. breit sind. Das Land, das sich nach ungefährer Schätzung 4200—4800 F. über der Meeresfläche erhebt, ist grossentheils unfruchtbar und schlecht angebaut, weil es von jeher von räuberischen Stämmen bewohnt war. Eine genaue Kenntniss desselben wäre demunerachtet sehr erwünscht, da dasselbe mehr dem Westen zugekehrt ist, und daher in der politischen wie in der Culturgeschichte Erâns von jeher eine grosse Rolle spielt. Für die letztere würde eine genauere Erforschung der zahlreichen noch vorhandenen Denkmäler des Alterthums von grossem Werthe sein. Leider jedoch steht bis jetzt unsere Kenntniss dieses Districtes nicht im Verhältnisse zu seiner Wichtigkeit. So dankenswerth auch die Mittheilungen sind, die wir in neuerer Zeit namentlich durch Rawlinson, Layard [1]), Bode und Loftus erhalten haben, so sind es doch nur Bruchstücke, welche wir diesen Reisenden verdanken und eine genaue Durchforschung des ganzen Landes hat bis jetzt nicht stattgefunden. Es sind also nur allgemeine Umrisse, die wir zu geben vermögen und diese werden wir am besten an die Flüsse anschliessen, welche aus diesen Gebirgen hervorbrechen und ihren Lauf zum Theil in das Meer, zum Theil aber auch schon zum Tigris nehmen.

Auch nachdem die Gebirge ihren Zug von Osten nach Westen mit dem von Südosten gegen Südwesten vertauscht haben, setzt sich westlich von Abûshehr noch eine Zeit lang die flache sandige Wüste am Meeresufer fort, welche blos von Antilopen bewohnt wird, und nur vier ganz unbedeutende Küstenflüsse strömen durch diese Wüste. Bald aber, mit der Gränze der alten Persis, ändert sich die Lage der Dinge. Diese Gränze wird durch den Tâb gebildet und dieser ist der erste bedeutende, theilweise selbst schiffbare Fluss, welcher aus den nördlichen Bergen kommt. Er entsteht aus zwei Armen, einem

1) *Description of the province of Khuzistân* im *Journ. of the R. Geographical society XVI*, 1 flg.

östlichen und einem nördlichen: Âb-i-shûr (Bitterwasser) und Âb-i-Shîrîn (Süsswasser), die sich zwei Farsang von der Stadt Zeitûn vereinigen. Der nördliche unter diesen Flüssen kommt aus denselben Gebirgen, in welchen auch der Araxes entspringt, Nachdem die beiden Arme sich vereinigt haben, fliessen sie dem Meere zu, und der Fluss ist von Hindiân abwärts schiffbar, jedoch nur für kleinere Boote. Im oberen Laufe ist das Wasser des Tâb süss und gut, im unteren wird es salzig, was fast bei allen érânischen Flüssen der Fall ist. — Auf den Tâb folgen gegen Westen noch mehrere bedeutende Ströme, die theils zum Meere gehen, theils mit dem Tigris sich vereinigen. Der Charakter der Ebene, die sich immer mehr erweitert, jemehr die Berge gegen Nord-Westen streichen, wird durch diese Flüsse ganz geändert. An die Stelle der früheren salzigen Sandwüste treten nun grosse Sümpfe mit gewaltigen Schilfwaldungen, zwischen ihnen hie und da Dattelpflanzungen und Reisbau. Das Land wird fruchtbarer, denn die wasserreichen Ströme lassen sich durch Canäle, welche in den weichen Boden mit Leichtigkeit gegraben werden können, an die verschiedensten Stellen leiten und begründen dadurch einen merklichen Unterschied gegen den östlichen Theil des Küstengebietes.

Sobald wir das rechte Ufer des Tâb betreten, sind wir in der Gegend, welche die Alten Susiana nannten und in rascher Folge begegnen wir den Flüssen dieser Landschaft, wenn wir uns gegen Westen wenden. Der Fluss, der uns zuerst entgegentritt, ist der Jerrahi [1]). Er entsteht durch den Zusammenfluss mehrerer kleiner Gebirgsströme, von denen der östlichste in der Gegend Serhad Cenâr (Platanengränze) entspringt. An Dehdasht vorüber fliesst er etwa 26 geogr. M. in den Bergen und bricht sich durch den Engpass Teng-i-tekâb (Engpass des Schnellwassers) einen Weg in die Ebene, die er ganz in der Nähe der Ruinen von Arrejân [2]) erreicht. In

1) Der Name Jerrahi ist mir in älteren Schriften nicht nachweisbar, der Name scheint sich aber auf die ältere Form Qrei zu stützen, die im 20 Capitel des Bundehesh (51, 1. 52, 16.) vorkommt. Doch kann damit nicht der Jerrahi gemeint sein, weil der Qrei sich in den Tigris ergiessen soll.

2) Bei Yâqût أرّجان (Arrejân), wol von أرّه (arra, Säge) abstammend.

seinem oberen Laufe heisst er der Kurdistânfluss und unter seinen Nebenflüssen, die er alle auf seinem rechten Ufer empfängt, ist der gleichfalls aus kleinen Bächen entstandene Mogherfluss der bedeutendste. Nach seinem Austritt aus den Bergen windet sich der Fluss durch niedrige Sandhügel in die Ebene Râm Hormuz, wo er den Fluss Âb-i-Ramuz aufnimmt, der bedeutend und aus der Vereinigung des Âb-i-Ala und Âb-i-Zard gebildet ist. Diese beiden Flüsse kommen gleichfalls aus dem Norden, aus den Mungashtbergen, wo Rawlinson Gelegenheit hatte, sie in ihrem oberen Laufe zu sehen. Erst nach seiner Vereinigung mit dem Âb-i-Ramuz erhält der Strom den Namen Jerrahi und strömt nun durch Niederungen dem Meere zu. In der Ebene fliesst der Jerrahi durch unbesuchte Gegenden und häufig wird ihm Wasser durch Canäle entzogen. Zwei Hauptarme ziehen indess weiter bis Doraq [2]), dort wendet sich der eine südwestlich und fällt endlich in den Karûn, der andere zieht sich etwa drei Stunden von Doraq südöstlich weiter und fällt endlich in das Meer. Gegenwärtig ist Doraq der Hauptort dieses von den Shaabarabern bewohnten ebenen Landes, das nur so weit fruchtbar ist, als die Bewässerung reicht, sonst aber aus dürrem Sande besteht. Weizen und Gerste werden nur an wenigen Stellen gebaut, Datteln und Reisfelder liefern den Haupteertrag des Landes.

Der nächste Strom, den wir zu betrachten haben, ist ohne Frage einer der wichtigsten des Landes. Er führt den Namen Karûn, nach seiner arabischen Aussprache, wird aber von den Bergvölkern, die seine Ufer in seinem nördlichen Laufe bewohnen, lieber Kuran genannt. Ueber den Lauf dieses Flusses können wir uns ein ziemlich vollständiges Bild entwerfen. Es ist gewiss, dass derselbe am Zarda-kûh entspringt, dies ist derselbe Berg, der nach Osten hin den Zende-rûd entsendet, weshalb Shâh-Abbâs auf den Gedanken kommen konnte, auch den Karûn in diesen Fluss zu leiten. Nachdem der Karûn

Die Stadt soll aus der Zeit der Sâsâniden stammen und von Qobâd, dem Vater Anushirvâns, gebaut sein.

2) Nach Yâqût دَوْرَق (Dawraq), zwischen dieser Stadt und der Ebene Râm Hormuz sollen an einer wüsten Stelle Feuertempel gelegen haben und auch in Dawraq wurden alte Gebäude gezeigt.

verschiedene kleine Gewässer in sich aufgenommen hat, vereinigt er sich in der Nähe der Ruinen von Susan mit dem Âb-i-Bors, einem Flusse, dessen Wassermasse kaum geringer ist als die des Karûn selbst. Als breiter reissender Strom setzt nun der Karûn seinen Lauf fort und tritt in der Nähe der Stadt Shuster zuerst in hügeliges Land und dann in die Ebene ein. Von nun an wird der Strom ruhiger und theilt sich unmittelbar oberhalb Shuster in zwei Arme, die sich aber nach einem getrennten Laufe von etwa 30 engl. M. bei dem Dorfe Band-i-qîr (Pechdamm) wieder vereinigen. Von diesen beiden Armen ist der nördliche das eigentliche Strombett, es heisst Shutait oder Dujail, d. i. der kleine Tigris, sein Wasser ist röthlich und reissender als das des südlichen Armes, dieser führte früher den Namen Nahri-Masruqân (cf. Layard l. c. p. 27), jetzt Âb-i-Gargar und fliesst in einem milchweissen Strome durch einen künstlichen Kanal. Bei Band-i-qîr, wo sich die beiden Arme wieder vereinigen, nehmen sie den dritten bedeutenden Fluss des Landes, den Dizfûl, in sich auf. Der ganze obere und mittlere Lauf des Karûn ist voll von Ruinen, die zum Theil selbst auf grössere Städte hinweisen (wie die Ruinen von Susan und Manjanîq[1]), weiter abwärts liegt auf dem rechten Ufer des Flusses eine Ebene mit den Ruinen von Jond-i-Sâpur[2]), am linken Ufer im Osten die Ebene Beitâvend, gleichfalls mit Ruinen, die aber noch nicht untersucht sind. Alle diese Ruinen weisen zum Theil auf die Zeit der Sâsâniden und Achämeniden, zum Theil selbst auf noch frühere Zeit hin. Auch der Âb-i-Bors zeigt in seinem oberen Laufe die berühmten Ruinen von Mal Amir, zu denen eine Strasse von den Ruinen von Susan führt. Dagegen hat die heutige Stadt Shuster, obwol sie nach der Ansicht der Orientalen von den gefangenen Soldaten des römischen Kaisers Valerianus erbâut wurde, durchaus keine Ruinen aufzuweisen, die auch nur in

1) Cf. Rawlinson, *Journal of the R. Geographical Society IX*, 83.

2) Die mittelalterlichen Geographen wie Yâqût schildern sie als eine grosse und befestigte Stadt und schreiben ihre Gründung dem Shapûr, Sohn Ardashêrs, zu, da aber جنديسابور, nicht جنديشابور geschrieben wird, so fragt es sich, ob es mit dieser Nachricht mehr auf sich hat als mit den verschiedenen Deutungen des Namens, die haltlos sind.

die Zeit der Sâsâniden zurückgehen. Sie soll etwa 15000 Einwohner haben und bedeutende Baumwollenmanufacturen besitzen. Sie ist etwa 8—9 Stunden von den im Norden sich erhebenden Gebirgsketten entfernt und ihr Clima gilt als sehr gesund[1]. Im Jahre 1846 war die Stadt durch verschiedene Missstände auf 10000 Einwohner gesunken, während sie früher mehr als 45000 gehabt hatte.

Ueber den Ursprung und den Lauf des Dizfûl hatte Rawlinson Gelegenheit, sichere Erkundigungen einzuziehen. Dieser Fluss kommt hoch oben aus den Bergen aus der Nähe der Stadt Burûjird, seine Quellen liegen also unweit des Weges, der von Ispâhân nach Hamadân führt. Er fliesst in zwei Strömen bis Bahrein, wo sich dieselben zu einem Flusse vereinigen; nur wenige unbedeutende Bäche münden in denselben. Er durchbricht das Gebirge in seiner ganzen Breite und durchfliesst das wildeste Gebirgsland Luristâns; kaum ein Fussweg führt an seinen Ufern von der Stadt Dizfûl bis Burûjird, für Thiere oder gar für Armeen ist dieser Weg vollkommen unbrauchbar. Die einzige Stadt von Bedeutung an seinen Ufern ist die Stadt Dizfûl, die etwa zwölf Wegstunden von Shuster entfernt liegt[2], nach Rawlinsons Ansicht eine alte Sâsânidenstadt. Der hauptsächlichste Nebenfluss des Dizfûl ist der Bâlârûd, der im Sommer sehr unbedeutend, im Winter und nach Regengüssen aber ganz erstaunlich wild und reissend ist. Ein weiterer wichtiger Nebenfluss ist der Shâpûr, der aber erst in der Ebene (bei Hâji-Ali) entspringt und dem Dizfûl nur wenig Wasser zuführt, weil dasselbe schon vorher durch Canäle fast vollständig aufgebraucht wird.

Nach der Vereinigung der beiden Arme des Karûn mit dem Dizfûl kann man füglich nur noch von einem einzigen Flusse reden, der Name Karûn trägt aber bei den Einwohnern des Landes den Sieg über den des Dizfûl davon und benennt

1) Die Stadt heisst bei den mittelalterlichen Geographen theils شوستر oder شستر (Shuster), theils تستر (Tuster); die letztere Form soll die jüngere sein. Dass der Name der Stadt mit Susa in Beziehung stehe, ist allerdings wahrscheinlich.

2) Die Stadt wird wenig genannt, Yâqût erwähnt sie indess und sagt, dass sie أندمشك (Endimisk) oder دزفول (Disfûl) heisst.

den vereinigten Stromlauf. Bei dem Dorfe Wais durchziehen Klippen von Norden gegen Süden ziehend den Fluss, und setzen durch die Stromschnellen, die sie verursachen, der Schifffahrt stromaufwärts eine Gränze.

Zahlreiche Canäle, die aber jetzt verfallen sind, zeigen sich in dieser Gegend bis nach Ahvâz, darunter einer in der Nähe dieser Stadt, der sich bis zu dem Orte Ghoraiba am Jerrahi verfolgen lässt und früher den Mittellauf beider Flüsse unter sich vereinigte. Ahvâz ist jetzt ein elender Ort von etwa 1600 Einwohnern. Zahlreiche Ruinen zeugen aber noch von seiner früheren Bedeutung. Im Mittelalter war er durch seine Zuckerraffinerien berühmt, galt aber schon damals für sehr ungesund. Sechs Stunden unterhalb Ahvâz findet man einen Canal auf dem rechten Ufer des Karûn, der diesen Strom auf ähnliche Weise mit dem Kerkha verbindet, wie der frühere auf dem linken Ufer mit dem Jerrahi. An Samania vorüber fliesst der Karûn nach Sabla, wo er den Doraq-Arm des Jerrahi in sich aufnimmt, der zwar nur schmal ist aber doch von Booten befahren werden kann. Noch sechs Stunden weiter abwärts theilt sich der Karûn in zwei Arme, von denen der eine (Hafar) sich in den Tigris ergiesst, während der andere (Bahamshir) sein Wasser geradezu in den persischen Meerbusen gelangen lässt. — Dass der Karûn zu den interessantesten Flüssen Susianas gehört wegen der zahlreichen Ruinen aus alter Zeit, welche seine Ufer bedecken, ist schon gesagt worden. Nachzutragen sind hier nur noch die wichtigen Ruinen von Susa, die man als innerhalb des Gebietes dieses Flusses liegend betrachten kann, wenn auch nicht unmittelbar an seinen Ufern. Sie liegen eigentlich zwischen dem Dizfûl und dem Kerkha in einer Ebene, bei welcher sich die beiden genannten Flüsse bis auf $2\frac{1}{2}$ engl. M. einander nähern, dann aber wieder auseinander gehen. Die Ruinen von Susa liegen $\frac{3}{4}$ engl. M. vom Kerkha und $1\frac{1}{2}$ engl. M. vom Dizfûl entfernt. Sie beschränken sich auf die Ostseite des Shâpûrflusses, auf der Westseite des Flusses giebt es keine Ruinen.

Nicht minder bedeutend als der Karûn ist der Kerkha, der nun zunächst folgt wenn wir unsere Wanderung nach dem Westen Susianas fortsetzen; er ist der erste unter den Strömen dieser Gegend, der seine gesammte Wassermasse dem Tigris

zuführt. Sein Stromgebiet im oberen Laufe in der Nähe seiner Quellen ist noch wenig erforscht, was wir davon wissen, verdanken wir zumeist den Mittheilungen Rawlinsons. Er entsteht aus zwei Quellflüssen, der östliche hat seinen Ursprung zwischen Hamadân und Nehâvend und führt die Wasser des Elvend und der Gebirge von Nehâvend mit sich, der Name desselben ist uns unbekannt. Der südliche Quellfluss wird Gamâsâb genannt. Diese beiden Arme fliessen nach ihrer Vereinigung an Behistân vorüber und nehmen unweit der Stadt Kirmânshâh, den bedeutenden von Norden kommenden Qarâsu in sich auf. Die Stadt Kirmânshâh[1]) ist die bedeutendste in jener Gegend. Ihre trefflichen Bewässerungen und die grosse Viehzucht sichern ihr zu jeder Zeit eine grosse Bedeutung, wenn nicht politische Verhältnisse störend einwirken. Das Clima ist herrlich und die günstige Lage an der Hauptstrasse von Bagdâd nach Hamadân macht sie für den Handel vorzugsweise geeignet. Nach mittelalterlichen Quellen geht sie bis in die Zeit der Sâsâniden zurück, wahrscheinlich ist sie noch älter. Von Kirmânshâh aus wendet sich der Kerkha südlich und beginnt das Gebirge zu durchbrechen; in diesem Theile seines Laufes hat ihn noch kein Europäer beobachten können. Nachdem er die Gebirge von Wardelân durchlaufen hat, nimmt er unweit der Ruinen von Rudbâr den Fluss von Kerend auf, in dessen Nähe sich gleichfalls bedeutende Ruinen finden. Von Rudbâr an beginnt der mittlere Lauf des Kerkha, in dem er den Kashagân, einen wilden Gebirgsstrom aufnimmt; unmittelbar unterhalb der Vereinigung dieser beiden Ströme führt eine Brücke über den Kerkha, welche Pul-i-Gâmâshân genannt wird. In diesem mittleren Laufe wendet sich der Strom gegen Südost und hat seinen Weg durch die wildesten Gebirge zu erzwingen, an einer Stelle bei Pul-i-Tang (Brücke des Engpasses) wird der gewöhnlich 80—100 Ellen breite Strom so eingeengt, dass es möglich ist über ihn zu springen[2]).

1) Bei Yâqût heisst die Stadt Kirmânshâhân (كرمانشاهان), doch führt er auch ihren arabischen Namen Qarmîsîn oder Qirmîsîn (قرميسين) auf. Sie soll von Qobâd ben Firuz gegründet sein.

2) Cf. Rawlinson, *Journ. of the R. G. Society IX*, 62.

Hier mündet auch der Âb-i Zâl[1]) in den Kerkha, der wieder ein wildes Gebirgswasser ist und von den älteren Geographen fälschlich mit dem Dizfûl verwechselt wird. Nicht lange darauf beginnt der untere Lauf des Kerkha in südlicher Richtung und durch ebenes Land, desshalb ist derselbe von geringerem Interesse. Zwei Kanäle zweigen sich von Hawiza aus gegen Westen ab und helfen die Sumpflandschaften bilden, welche zwischen dem Kerkha und dem Tigris liegen. Bei Qorna, nur wenige Meilen unter der Mündung des Euphrat in den Tigris, vermengt sich auch der Kerkha mit dem Tigris. Der Name Kerkha ist übrigens nur in dem unteren Laufe von den Ruinen von Susa an im Gebrauche, früher führt er den Namen Qaràsu oder Gamâsâb.

3. Fortsetzung: der Gangir und der Diàla.

Mit dem Kerkha sind wir bestimmt in das Gebiet der Zuflüsse des Tigris eingetreten, es ist dieser Fluss, wie die übrigen bisher behandelten Flüsse, zum grössten Theile aus den Gebirgen gekommen, welche den Norden Susianas durchziehen, wiewol seine Anfänge darüber hinaus, nach Medien hineinragen. Ganz den Gebirgen Susianas und zwar ihrer äussersten westlichen Seite gehört der noch wenig bekannte Fluss Gangir an. Er entspringt an dem Berge Manisht[2]) hinter Ivàn, fliesst an den Ruinen von Zarna vorbei und wendet sich dann westlich zwischen den Bergketten von Anârish und Saràzûr zuerst nach Saûmàr, dann nach Mendelli, wo er in viele kleine Ströme zertheilt und grösstentheils zur Bewässerung verbraucht wird, nur wenig von seinem Wasser erreicht den Tigris. Bei Zarna findet man die Ruinen der noch im Mittelalter genannten Stadt Ariujàn[3]) in der Rawlinson, wol nicht mit Unrecht, den biblischen Namen Ariokh sieht. Sonst haben die Ufer dieses Flusses fast keine Dörfer, die Bewohner derselben sind meist nomadische Kurden aus dem Kalhurstamme.

---

1) Rawlinson l. c. IX, 64.

2) Cf. Rawlinson l. c. IX, 47.

3) Nach Yâqût أريوجان (Arivjân), er nennt sie eine hübsche Stadt, so dass sie zu seiner Zeit noch bewohnt gewesen sein muss.

Besser, aber bei weitem auch nicht genügend, sind wir über den Stromlauf des Diâla unterrichtet, dessen an Ruinen sehr reiches Stromgebiet für alle Perioden der érânischen Alterthumskunde von grosser Wichtigkeit zu werden verspricht, wenn es einmal genau durchforscht ist. Die Quelle des Hauptstromes des Diâla liegt, wie wir jetzt wissen, ziemlich weit nördlich[1] am Sangurgebirge, südöstlich von Sinna, nordwestlich vom Elvend, auf gleicher Parallele mit Hamadân. Das Wasser dieses Stromes, der in seinem nördlichen Laufe den Namen Âb-i-Shîrvân (Wasser von Shirvân) führt, nimmt seinen Lauf gegen Nordwesten. Anfangs ist der Strom noch unbedeutend, aber die hohen Gebirgsketten an seinen Seiten vermehren seine Wassermasse bald um ein Beträchtliches. Er fliesst in einem grossen hochgelegenen Längethal, bis er zwischen dem 46. und 47. Grad ö. L. in die Engschlucht Darna eintritt, dort nimmt er, sobald er die Schlucht verlassen hat, auf seiner linken Seite den Zamakan auf, einen ziemlich bedeutenden Strom. Die geeinigten Ströme fliessen nun von Neuem durch eine sehr enge Schlucht, welche der Fluss ganz ausfüllt, in die Ebene Semiram, wo der Hauptfluss auf seiner rechten Seite den Zalm und Taj-rûd aufnimmt, Nebenflüsse, die aus dem hier sich immer mehr gegen Westen wendenden Zagros kommen aus der Gegend von Suleimania und dem Districte Shehrizur. Vom Thale Semiram an ändert der Fluss plötzlich seine frühere Richtung und fliesst quer durch die Zagrosketten gegen West und Südwest, welcher Richtung er dann auch bis zu seiner Mündung in den Tigris treu bleibt. Nachdem der Fluss die Ebene Semiram verlassen hat, beginnt der mittlere Lauf desselben, auf dem er bald rechts bald links bedeutende Zuflüsse erhält, für die der Zagros im Osten und die Gegend von Suleimânia und Kifri den Stoff liefern. Zuletzt fliesst er in offener, wenn auch immer noch bergiger Gegend bis nach dem Orte Qizil-robât und unweit dieses Ortes nimmt er auf seiner linken Seite den Fluss von Holvân auf, den man früher für den Hauptstrom gehalten hat, in ganz irriger Weise. Der Holvânfluss entspringt in der Schlucht von Rijâb[2], ungefähr

1) Rawlinson l. c. IX, 28 flg.
2) Rawlinson IX, 33 flg.

20 engl. M. östlich von der Stadt Zohâb. Er kommt als vollständiger Strom aus seiner Quelle hervor. Der Ort seines Ursprungs ist nach Rawlinson einer der romantischsten Punkte im ganzen Orient, es ist die Schlucht sehr enge, kaum 60 Ellen breit, an allen Seiten von schrecklichen Abhängen geschlossen, aber angefüllt mit Gärten und Baumäckern. Der schäumende Strom mehrt sich schnell durch viele Bäche und tritt bei der Feste Ban Zarda in die Ebene. In dieser ist er nur im Herbste zu übersetzen, zu seiner Rechten liegt die Ebene von Zohâb, auf der linken Seite der fruchtbare District von Bishiva. Die Stadt Zohâb ist nicht alt und sehr ungesund, die Stadt Holvân [1]), die zu den ältesten Orten der Umgegend zu rechnen ist, liegt etwa 8 engl. M. von Zohâb entfernt, an dem Wege der von Bagdâd nach Kirmânshâh führt, bei Sar pul-i-Zohâb (Ende der Zohâbbrücke). Der Holvânfluss nimmt auf seiner linken Seite zwei Nebenflüsse auf: den Deïrafluss und den Fluss von Gilân. Bei Qizil-robât verliert der Hauptfluss den Namen Âb-i-Shirvân und erhält erst nunmehr den Namen Diâla [2]) und von hier an kann man den untern Lauf des Flusses berechnen. Obwol die Gegenden an dem untern Diâla in der Nähe von Hauptstädten liegen, so sind sie doch wenig bekannt, weil sie ungesund sind und daher in möglichster Eile durchkreuzt werden. Eine kurze Strecke unterhalb Qizil-robât tritt der Strom aus den Bergen ganz heraus und es beginnt nun ein ähnliches System der Canäle wie zwischen dem Euphrat und Tigris, durch welche dem Strome viel Wasser entzogen wird, ehe er in den Tigris mündet.

Wir können das Gebiet nicht verlassen, welches die oben genannten Flüsse durchströmen, ohne auch der Heerstrassen gedacht zu haben, welche sich durch dasselbe ziehen und welche zu den wichtigsten gehören, weil sie Erân mit den Culturstätten der alten Welt in Verbindung setzen. Mit der

1) Die Stadt kommt schon im 3. Jahrh. n. Chr. vor und wird von den Syrern Calah, Halah und Holvân genannt, Araber und Perser kennen sie nur unter dem letzten Namen. Rawlinson (l. c. 35) will damit die Stadt Calah in Assyrien verbinden.

2) Der Name ist etymologisch nicht klar, aber bereits seit langer Zeit bezeugt. Δέλας nennt ihn Stephanus Byz., Isidor von Charax aber Σίλλας.

nördlichen Hauptstadt Hamadân wird Susiana durch die Strassen verbunden, welche von Dizfûl aus gegen Norden führen[1]. Der nächste Zielpunkt dieser Strassen ist Khorremâbâd, zu welcher Stadt von Dizfûl aus drei Wege führen. Unter ihnen führt der kürzeste gerade gegen Norden, er ist bis jetzt allein von Rawlinson begangen worden, auch ist er der schwierigste, weil er durch fast menschenleere Wüsten führt. Qîrâb ist der letzte Ort im Norden von Dizfûl, von da an findet man Spuren menschlicher Ansiedelungen erst wieder in der Nähe von Khorremâbâd. Der Weg führt über verschiedene hohe Bergketten, die erste derselben führt den Namen Bî-âb (d. i. wasserlos), man findet auf ihr in der That kein anderes Wasser als solches, das von geschmolzenem Schnee herrührt. Von der Höhe dieser Kette überblickt man eine unzählbare Menge von Bergen, welche chaotisch durch einander liegen, bei näherer Beschauung lassen sich indessen drei Ketten unterscheiden: Biâb, Anârarûd und Aspad, die mit den nach Westen zu liegenden Gebirgen von Keïlûn und Kirki zusammenhängen, und mit ihnen die äusserste Kette des Zagros bilden. Nachdem der Weg nach Khorremâbâd die Höhen von Biâb überwunden hat, führt er bald über eine zweite Kette Kûh-i-gird (Rundberg) genannt, dann noch über eine dritte Kûh-i-haftâd pehlû (siebzigseitiger Berg), worauf man bald nach Khorremâbâd gelangt. Ein zweiter Weg nach derselben Stadt geht von Qîrâb an mehr westlich, übersteigt die Keïlunkette und mündet bei Dehlîz in die Hauptstrasse ein. Ein dritter Weg[2] endlich führt noch mehr nordwestlich nach Joider, dort nordöstlich über den Kâshgânfluss (dem bekannten Zufluss des Kerkha) nach Khorremâbâd. Von dieser Stadt aus führt der Weg weiter nach Burûjird[3], von wo aus er bald in die früher beschriebene Strasse einmündet, welche von Ispâhân nach Hamadân führt, doch kann man auch von Burûjird mehr östlich nach Qom gelangen und von dort den Weg nördlich nach Teherân oder

1) Cf. Rawlinson l. c. IX, 93.

2) Cf. Bode, *travels in Luristan and Arabistan II*, 213. 246. 250.

3) Yâqût nennt die Stadt Berûjird (بروجرد) als blühend, schreibt ihr aber einen neueren Ursprung zu, früher sei sie blos ein unbedeutendes Dorf gewesen.

dem alten Ragha einschlagen, als auch südlich nach Ispâhân sich wenden. Mit dem letztgenannten Orte ist übrigens Susiana seit dem Alterthum durch eine directe Strasse verbunden gewesen, welche über das durch seine Ruinen bekannte Mâl-Amir führt und von da nordwärts bis Ispâhân über hohe Berge, die an ihren steilsten Stellen durch künstliche Stufen zugänglich gemacht sind. Dieser jetzt vielfach verfallene Weg wird die Strasse der Atâbege genannt, weil die Atâbege angeblich die Strasse gebaut haben, sie ist aber in der That viel älter[1]. Auch zwischen Bebehân und Ispâhân besteht ein Verbindungsweg durch die Berge[2]. Von Shuster nach Bebehân führen drei Strassen und von da drei weitere Wege nach Shîrâz[3], die grosse Communicationslinie, welche im Alterthume auf der Westseite Susiana mit Medien verband (cf. Diodor 19, 2), hat Rawlinson unwiderleglich nachgewiesen[4]. Sie führte am Fusse des Zagros hin, innerhalb der Thäler, welche durch Bergreihen, die den höheren Gebirgen parallel laufen, von den Ebenen Assyriens geschieden werden, in den Vorketten des Zagros, denen der Gangir entströmt, von dessen Laufe wir oben gesprochen haben. In diesen Vorhöhen des Zagros haben wir das alte Elam zu suchen, als dessen Hauptort man das oben beschriebene Ariujân betrachten kann. Ein Theil von Elymais war nach Strabo Messabatice d. i. das Mâh-sâbâdân der mittelalterlichen Geographen[5]. Der Weg durch diese Gegenden entspricht vollkommen den Angaben Diodors: es ist ein Umweg, der die Reise auf 40 Tagemärsche ausdehnt, aber er ist mit Allem was ein Heer nöthig hat, reichlich versehen und ist namentlich im Alterthume, wo die Heere Wagen in Menge bei sich führten, dem Wege durch die Berge weit vorzuziehen gewesen.

---

1) Bode I, 325 flg. II, 36 flg. Rawlinson (l. c. 83) hält diesen Weg für den von Strabo beschriebenen, der von Gabiana durch Elymais nach Susiana führte.

2) Bode, trav. I, 303.

3) Bode, I, 232. not. I, 189.

4) Rawlinson l. c. p. 46 flg.

5) Yâqût schreibt Mâsebedan (ماسبدان) und nennt Arivjân (اربوجان) als Hauptort des Districtes.

Ein nicht minder wichtiger Weg als die eben beschriebenen von und nach Susiana schliesst sich an das Stromgebiet des Diâla an, er verbindet Medien und Erân überhaupt mit dem Westen. Er ist noch jetzt die grosse Strasse, die von Bagdâd nach Hamadân führt, im Alterthume ging er von dem von Bagdâd nur wenig entfernten Seleucia aus und führte nach Ekbatana. Vor der Entdeckung des Seeweges nach Indien war diese Strasse noch weit wichtiger als jetzt, doch wird sie auch gegenwärtig noch vielfach begangen und die einzelnen Stationen sind mit ziemlicher Sicherheit nachweisbar[1]). Von Seleucia aus gelangte man im Alterthume nach Artemita, einer meist von Griechen bewohnten Stadt, die vom Diâla durchschnitten wurde und wahrscheinlich in der Nähe der jetzigen Ruine von Kuruster (bei dem Dorfe Bakûba unweit Qizil-robât) gelegen war, vielleicht in dieser zum Theil enthalten ist. Von dieser noch in der Provinz Apolloniatis gelegenen Stadt kam man nach Chala, der Hauptstadt des Districts Chalonitis, die Rawlinson wahrscheinlich richtig in der heutigen Stadt Holvân wieder erkennt[2]). Unmittelbar hinter dieser Stadt beginnt das Aufsteigen des Zagrosgebirges und mithin die Gränze Mediens. Auf sehr beschwerlichen Wegen erklimmt man die Höhen des Passes, auf der Passhöhe liegt das Dorf Kerend, sicher das Karina des Isidor. Der Ort liegt von hohen Felsen eingeschlossen sehr romantisch an einem Felsen terrassenförmig angebaut; Wein- und Obstgärten umgeben das Dorf nach dem Thale zu und eine Quelle versieht es mit frischem Wasser[3]). Von hier an kommt man in die Provinz Kambadene, deren Hauptstadt Baptana wol mit der heutigen, dem oben schon beschriebenen Kirmânshâh, identisch sein dürfte, vielleicht aber etwas näher nach Behistûn zu lag als die neuere Stadt. Hinter Behistûn beginnt das obere Medien, in ihr lag die alte Stadt Konkobar, die man leicht in dem heutigen Kongaver wieder

1) Die ganze Strasse ist von Rawlinson (l. c. 34 flg.) und Masson (*Journal of the R. Asiatic Society XII*, 97 flg.) mit Rücksicht auf die Angaben der Alten genau untersucht worden. Ueber die jetzige Strasse cf. Petermann, Reisen II, 252 flg.

2) Masson sucht die Localität in Qasr Shîrîn, was weniger wahrscheinlich ist.

3) Petermann l. c. p. 262.

erkennt, Spuren des alten Artemistempels in dieser Stadt sind auch jetzt noch zu finden[1]. Das Zollhaus Batsigraban[2], das Isidor nennt, wird wahrscheinlich in der Nähe des Dorfes Sana gesucht werden müssen, dort ist noch heute die Gränze der beiden Districte Kirmânshâh und Hamadân. Von da aus gelangte man dann nach Ekbatana.

4. Weitere Zuflüsse des Tigris: der Adhem, die beiden Zâb und der Khabûr.

Wir haben bereits oben gesehen, dass der Diâla in seinem unteren Laufe eine Bergkette zu durchbrechen hat, welche den Namen der Hamrînberge führt. Diese Berge bestehen aus mehreren Bergketten — am Diâla nicht weniger als vier — welche die Gränzmauern gegen die Wüste bilden. In der Direction ihrer Streichungslinien weichen diese Gebirgszüge vielfach von einander ab, ihre Bestandtheile sind leicht zerstörbar und weil sie ohne Vegetation sind, so hat auch vielfach Zerstörung derselben stattgefunden; die Bergreihen sind daher an manchen Stellen unterbrochen. Zwischen dem Diâla und dem Adhemflusse sind sie jedoch stets aneinander gerückt, später verzweigen sie sich mehrfach und breite Thäler mit bedeutenden Ortschaften liegen zwischen den einzelnen Hügelreihen. Unter 35° n. Br., wenig unterhalb der Mündung des kleinen Zâb, trifft die Streichung dieser Berge den Tigris, ihre westlichste Fortsetzung sind die Mataraberge. Nördlich von den Hamrînbergen liegen die Berge von Kifri, die sich im Osten an das Gebiet der rechten Zuflüsse des Diâla anschliessen. Sie streichen sechs Stunden lang gegen Norden, wenden sich aber dann mehr gegen Nordwesten, an sie schliesst sich eine andere Bergkette an, welche erst Ali-dâgh, weiterhin Qaracakdâgh genannt wird. Das Ostende dieses Gebirgszuges ist unbekannt, dürfte sich aber bis zum mittleren Diâla erstrecken. Der Qaracak-dâgh erhebt sich nordwestlich von der Stadt Tâuk und zieht sich im Norden von Kerkuk und im Süden von Altun-Köpri bis an die Mündung des grossen Zâb in den

1) Masson l. c. p. 117.

2) Βατζιγράβαν vom altp. bâji, Tribut, Zoll und grab, ergreifen.

Tigris. Die dritte Bergkette beginnt beim oberen Laufe des Diâla und zieht sich unter verschiedenen Namen wie Avroman, Qarâ-dâgh, Bazian, Khalkhala, Kamshuka und Kashkar nordwestlich gegen den Tigris, den sie in der Nähe von Mosul erreicht. Erst hinter diesen Bergketten beginnt das eigentliche Hochgebirge des Zagros.

Die genannten Bergketten geben theils selbst Gewässern ihren Ursprung, welche zum Tigris abfliessen, theils werden sie von solchen Flüssen durchbrochen, welche diese Richtung einhalten und deren Wassermasse sie durch Zuflüsse vermehren helfen. Der erste dieser Flüsse der uns begegnet ist der Adhem, der Physkon der Alten. Dieser Fluss ist an und für sich nicht sehr bedeutend und da er nach érânischer Sitte während seines Laufes zur Bewässerung der Felder benutzt wird, so ist er 3—5 Monate des Jahres ganz ohne Wasser; aber auch zur Zeit der Wasserfülle ist er nicht mehr als 20—70 Schritte breit. Er entsteht aus dem Zusammenflusse mehrerer — wahrscheinlich fünf — kleinerer Flüsse, welche zwischen Kifri und Kerkuk strömen. Der Fluss von Kifri entspringt nur wenige Schritte ausserhalb der Stadt in einer an 200 F. tiefen Bergspalte, nicht weit davon ist noch ein zweiter Bach, dessen Wasser als besser und angenehmer gerühmt wird, beide speisen den Adhem. Oestlicher liegen die Quellen des Aq-su des östlichsten unter den Quellenflüssen des Adhem, er soll bei einem Dorfe Ibrahîm Khânjî entspringen und fliesst an Khormada, einem kleinen Orte mit 300 Einwohnern [1]), vorüber, daher heisst er auch Khormada câi [2]). Ein weiterer Fluss ist der von Tâuk, ein wilder Bergstrom, der sich mit dem Aqsu vereinigt, der fünfte, Kash-su oder Kish-su genannt, ist der westlichste unter den Zuflüssen des Adhem. Das Gebiet des Adhem und seiner Zuflüsse wird durch die Strasse durchschnitten, welche von Bagdâd nach Mosul führt und die auch im Alterthume von Wichtigkeit gewesen sein muss. Die Blüte der Ortschaften wechselt hier wie anderswo im Oriente sehr schnell und locale Umstände, wie Missregierung etc. genügen, in wenigen Jahren einen blühenden Ort in

1) Petermann, Reisen II, 314.
2) Petermann l. c. 313.

einen Ruinenhaufen zu verwandeln und umgekehrt. Jetzt ist Kifri ein bedeutender Ort, allein die Ruinen von Alt-Kifri sind weit bedeutender und von zahlreichen Ruinen aus älterer Zeit umgeben. Tuz Khurmada wird uns von früheren Reisenden als ein lieblicher Ort von etwa 8000 Einwohnern gerühmt[1], der sehr schön zwischen Gärten von Dattelpalmen, Granaten, Oliven, Feigen und Aprikosenbäumen gelegen sei. Nach denselben Quellen soll Tâuk ein Ruinenhaufen sein, der aber Spuren früheren Wohlstandes verrathe, dagegen fand ein neuerer Reisender den Ort zwar klein aber freundlich[2]. Ein bedeutender Ort dieser Gegend ist Kerkuk, eine kleine aber feste Stadt mit einer Cidatelle. Ihr Umfang wird auf 3000 Häuser geschätzt, ihre Einwohner sind meist Türken, nur wenig Kurden. Das Judenviertel soll 200 Häuser enthalten, chaldäische Christen finden sich nur 40—50 Familien[3]. Im Alterthum führt Kerkuk den Namen Slukh und ist bekannt durch die grosse Christenverfolgung, die hier unter Sapor II. stattfand[4]. Ueberall auf diesem Wege zwischen Kifri und Kerkuk stösst man auf Erdöl- und Naphthabrunnen.

Ein Fluss ganz anderer Art als der Adhem ist der kleine Zâb, dessen Stromgebiet wir nun zunächst betreten. Während der Adhem sein kümmerliches Wasser nur aus den Vorketten des Zagros erhält, durchbricht dagegen der Zâb das Gebirge selbst. Leider sind wir jedoch über den Lauf dieses Flusses noch wenig aufgeklärt, namentlich über das obere Stromgebiet desselben, denn die beschwerlichen Wege, die durch jene Gebirgswildnisse führen, haben nur selten einen europäischen Wanderer veranlasst, sie zu betreten. Den Ursprung des Stromes selbst, über den man längere Zeit zweifelhaft war, hat nun Rawlinson nachgewiesen[5]. Es ist kein Zweifel mehr, dass der Zâb im Thale Legvin entspringt, von wo er sich in die Ebene Lahijân wendet und dort eine Menge kleiner Bäche aufnimmt, die aus dem Zagros kommen, der in jener Gegend den Namen der Kandilberge führt. An der Stadt Serdasht

1) Ritter IX, 545 nach Ker Porter.
2) Ritter l. c. 549. Petermann II, 314.
3) Petermann II, 315.
4) Petermann II, 316.
5) Rawlinson l. c. X, 31.

vorüber nimmt der Fluss seinen Weg nach der Ebéne Assyriens und dieser Weg ist ein ziemlich sonderbarer, denn nach dem Aussehen der ganzen Gegend sollte man eher vermuthen, dass die Gewässer von Lahijân sich nach Norden, nach Erân hin ergiessen würden. Die Flüsse, welche man früher für die Quellflüsse des Zâb hielt, sind Zuflüsse auf seiner linken Seite. Sie beginnen in der Nähe von Suleimânia, also unweit der Zuflüsse des Shirvânflusses, namentlich des Zalm, und werden mit den Namen Tenguzi, Sivell und Sarâcolân benannt, dazu ist noch der Fluss von Banna zu nennen. Manche dieser wilden Gebirgswasser nähern sich in ihren Ursprüngen dem des Qizil-uzen und vereinigen sich zuletzt in einen Strom, der den Namen Tahit führt und sich in den Zâb ergiesst. Diese sehr gebirgige Gegend des oberen Laufes ist nur theilweise fruchtbar und von den wildesten Kurdenstämmen bewohnt. Auch der mittlere Lauf des Flusses ist uns noch wenig bekaunt, wir wissen jedoch, dass er von Koi Sanjâq an mit kleinen Fahrzeugen befahren wird, der Hauptort in der Nähe des Flusses ist Altun kupri (Goldbrücke), 12 Stunden unterhalb Koi Sanjâq, auf einer Insel gelegen, doch ist die Stadt durch zwei hochgewölbte Brücken mit dem Festlande verbunden[1]). Die Unwirthlichkeit der Gebirge in der Nähe des kleinen Zâb hat wol die Ufer desselben niemals zum Sitze der Cultur gemacht und es lässt sich vermuthen, dass wir in seinem Stromgebiete nicht denselben Reichthum von Alterthümern entdecken werden wie an den andern früher erwähnten Zuflüssen des Tigris. Zwischen Altun kupri und dem grösseren Zâb führt die Strasse durch Erbil, das alte Arbela, das anmuthig an einem kleinen Hügel liegt, auf dessen Gipfel die Citadelle gebaut ist. Erbil ist kleiner als Kerkuk und dürfte nicht mehr als etwa 2000 Häuser umfassen, es finden sich dort nur wenig christliche Familien, dagegen 160—80 jüdische[2]).

Auch über den Lauf des grossen Zâb sind wir noch immer nicht hinreichend unterrichtet, obwol uns in neuerer Zeit

1) Petermann II, 319.

2) Petermann II, 321. Die Stadt war schon unter Darius I. von Wichtigkeit und erscheint in dessen Inschriften unter dem Namen Arbirâ oder Arbairâ, sie scheint der Hauptort der Sagartier gewesen zu sein. Die Bedeutung Arbelas in den Kriegen Alexanders ist bekannt.

mehrere werthvolle Beiträge für sein Stromgebiet geliefert worden sind. Die Quelle dieses Flusses ist schon länger bekannt, er entspringt auf der Hochebene Albaq, dem Arrapachitis der Alten [1], die zwischen dem Urumia- und dem Vausee gelegen ist und eine Höhe von 7035 p. F. über dem Meere hat. Der Strom tritt dann in die Berge und windet sich durch ein enges tiefes Thal nach Julàmcrik, dem bekannten Patriarchensitze der Nestorianer. Dieser Name, der ܓܘܠܡܪܓ oder جولامرك geschrieben wird uud wahrscheinlich soviel als „Rosenau" bedeutet, kommt bereits im 8. Jahrh. n. Chr. vor (cf. Assemani, B. Or. II, 432 und Nöldeke, neusyr. Grammatik p. XX). Der Weg durch die rauhen Gebirge zur Seite des Flusses ist zwar beschwerlich, aber nicht unmöglich, an vielen Stelleu ist er in die Felsen gehaueu, eine Anlage, welche nach der Ansicht Layards [2] aus den Zeiten der Assyrer herrührt. Julàmerik selbst liegt sehr romantisch. Das starkbefestigte Castell hoch oben auf dem Felsen beherrscht das ganze Stromthal. Von da an rechnet man den mittleren Lauf des Flusses, der uns nur theilweise bekannt ist, er wendet sich immerfort durch mächtige, zum Theil mit Laubholz bewaldete Gebirge von bedeutender Höhe und empfängt auf seiner rechten Seite einen bedeutenden Zufluss, der den Namen Berdi Zawi (der kleine Zàb) führt. Später setzen die Berge von Gharra dem Strome einen Querdamm entgegen und nöthigen denselben seine Richtung vom Norden nach Süden aufzugebeu und sich nach Südosten zu wenden. In der Gegend von Revandiz findet er aber in dieser Richtung unüberwindbare Hindernisse, dagegen gelingt es ihm, in seiuer alten Richtung gegen Südwesten einen Durchbruch zu finden und in seiner alten Richtung dem Tigris zuzuströmen. Bekannter ist erst der untere Stromlauf, nach dem Heraustritte des Flusses aus den Bergen von Revandiz, wo der Fluss noch die Zibarikette zu durchbrechen hat. Unterhalb dieses Durchbruches durchsetzt ihn die Karavanenstrasse von Bagdâd nach Mosul, drei Stunden unterhalb dieser Ueberfahrtsstelle nimmt er seinen bedeutendsten Neben-

1) Kiepert in den Monatsberichten der berl. Acad. der W. 1859, p. 200. Ritter XI, 583 flg.

2) Layard, *Discoveries* p. 427.

fluss im unteren Laufe auf: den Gomal oder Bumadus der Alten, nachdem er schon vorher den kleinen Fluss von Akra aufgenommen hat. Noch zehn Stunden unterhalb Mosul fällt der Zâb in den Tigris.

Die colossalen Alpenstöcke des Zagros erreichen mit den Gebirgen von Revandiz und dem bis zu 15000 F. aufsteigenden Jidda-dâgh noch keineswegs ihr Ende, sondern ziehen sich in wenig bekannten Kettenzügen nach Westen fort. Von der Ebene aus gesehen liegen mehrere kleinere Ketten der Hauptkette vor, darunter die Kette Elkhair, die sich bis zu 3000 Fuss Höhe erhebt, westlich davon die Ketten Elmaqlûba und Ain Safra, aus denen der Khausserbach seine Wasser erhält, der bei Mosul in den Tigris fällt. Erst weiter gegen Norden, nachdem man diese Ketten quer durchsetzt hat, trifft man auf die Zakhokette, die von Osten nach Westen zieht und nach Westen zu an Höhe abnimmt. Innerhalb dieser Kette ist kurdisches Gebiet, als dessen Mittelpunkt die ungesunde Stadt Amadia anzusehen ist[1]. Innerhalb dieser Ketten liegen auch die Quellen des Khabûr, eines weiteren nicht unbedeutenden Zuflusses des Tigris. Nach den von Rich eingezogenen Erkundigungen[2] entspringt dieser Fluss aus vier Gebirgsströmen, deren Quellen westlich von Amadia liegen. Während der regnerischen Jahreszeit und im Frühlinge ist der Fluss tief genug, um Flösse von Bervari abwärts bis zum Tigris zu tragen[3], in anderer Zeit ist sein Wasservorrath nicht bedeutend.

Auch diese Landstriche sind nicht ohne Strassen, welche den Verkehr mit dem Inneren Erâns vermitteln. Von Bagdâd führt über Kerkuk ein Weg nach Suleimânia, von dort aber gehen die Wege weiter östlich nach Sinna und Hamadân, westlich nach Erzerum und nach allen diesen Orten ist der Verkehr nicht ganz unbedeutend[4]. Eine schon im Alterthume wie auch in neuerer Zeit viel begangene Strasse führte von Ninive (dem heutigen Mosul) nach Arbela und von da weiter

1) Ueber sie cf. Layard, *Ninive und seine Ueberreste p.* 88 flg. der deutschen Uebersetzung.

2) Ritter IX, 716.

3) Layard l. c. p. 93.

4) Rawlinson l. c. X, 22 flg.

über Harir, Revandiz und Sidak nach Ushnu. Auf diesem Wege ist schon Kaiser Heraklius nach Erân vorgedrungen, dass er in noch älterer Zeit im Gebrauche war, beweist der Denkstein auf der Passhöhe von Keli-shin. In neuerer Zeit pflegen ihn noch die nestorianischen Geistlichen von Urumia nach Mosul zu gehen. — Wie man aus dieser Darstellung sieht, ist Erân vom Westen aus wie vom Osten nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen, aber der Zugang doch möglich.

FÜNFTES KAPITEL.

Das Alpenland des Urumia- und Vânsees.

Der einzige Theil des eigentlichen Erân, der uns noch zu betrachten übrig bleibt, ist der nördliche Theil Mediens, das Alpenland, welches man in der Zeit nach Alexander dem Grossen Atropatene nannte, welcher Name der Gegend in der Form Âḍarbaijân bis heute verblieben[1] ist. Die politischen Gränzen dieser Landschaft haben verschiedene Male gewechselt; um so fester stehen die natürlichen, die für alle Zeiten unverrückbar bleiben. Den Mittelpunkt des Landes bilden die beiden grossen Alpenseen mit ihren selbständigen Stromsystemen die eine ähnliche Stellung einnehmen wie der Kokonor oder der Lopsee im östlichen Centralasien oder der Hâmûnsee im östlichen Erân selbst. Im Osten bildet die westliche Seite der Tâlishalpen die Gränze Atropatenes, im

1) Den Namen des Landes erklärt die von Strabo (L. XI, p. 523) erwähnte Thatsache, dass das westliche Medien nach Alexanders des Grossen Tode von dem Satrapen Atropates als besondere Provinz losgerissen wurde. So entstanden die Namen Τροπατηνή (Ptol. VI, 2), Ἀτραπατακάν (cf. Lagarde, *gesammelte Abhandlungen p.* 178), die armenische Form Atrpâtakân (Mos. v. Khorni II, 5), die Huzvâreschform Atunpatakân, d. i. dem Atropates angehörig. Aus obigen Formen entwickelt sich dann ganz regelrecht nach den érânischen Lautgesetzen das neuere Âḍarbaigân oder Âḍarbaijân. So erklärt den Namen noch Yâqût ganz richtig: Âḍar sei Feuer und baigân bedeute schützend.

Süden theils der Qizil Ozen, theils der Qaplân koh und die mit ihm parallel laufenden Bergrücken, deren gegen Norden und Nordosten ablaufenden Gewässer den Jàghatu bilden. Gegen Westen sind es die Quellgebirge des oberen Tigris und des östlichen Euphratarmes, welche wir als die Gränzen Atropatenes ansehen müssen. Gegen Norden finden wir eine ähnliche Gebirgsumwallung wie gegen Süden, auch dort begränzen das Land verschiedene Gebirgszüge unter verschiedenen Namen wie der Erlan-dâgh (im Nordwesten von Khoi), der Kum-koh (im Norden von Marand), die sich gegen Osten an den Savelân anschliessen. Diese Gebirge entsenden ihre Wasser meist gegen Norden, wo sie Zuflüsse des Araxes auf dessen rechtem Ufer bilden. Das Gebiet dieser Zuflüsse bis zum Araxes selbst kann man als ein nördliches Vorland von Atropatene betrachten. Als die Wasserscheide des Araxesgebietes kann die Stadt Ardebîl gelten, denn der am Savelân entspringende Qarâsu wendet sich erst östlich gegen das kaspische Meer, wird aber durch die Tâlishalpen gezwungen, seinen Lauf gegen Norden zu nehmen; er strömt daher mit seinem von Westen kommenden Zuflusse, dem Fluss von Ahor, noch in den Araxes.

Von den Bergen, welche innerhalb des Gebietes von Atropatene liegen, ist der Savelân[1]) der wichtigste. Die Höhe dieses Berges haben die Messungen auf 12,197 Fuss festgestellt. Den Gipfel bildet ein Amphitheater von 600 Schritten im Umfange, er reicht in die Linie des ewigen Schnees und enthält in seiner Mitte einen See des klarsten Wassers. Eine kleine Strecke unterhalb des eigentlichen Gipfels findet sich eine kleine Kapelle, angeblich das Grab eines muhammedanischen Heiligen. Weiter westlich, aber noch auf der Ostseite des

1) Bei Qazvînî (I, 163 ed. Wüstenfeld) heisst derBerg سبلان (Sabelân), häufig wird fehlerhaft سيلان, i. e. Sîlân, geschrieben. Qazvînî erwähnt bereits, angeblich aus einer auf Muhammed zurückgeführten Tradition, dass ein Prophetengrab auf dem Gipfel des Sabelân sei, sowie auch dass sich daselbst eine Quelle von den Paradiesesquellen und ein Baum befinde, von dem Niemand essen könne ohne zu sterben. Alt ist indessen der Name nicht, im Avesta heisst der Berg vielmehr Açnavañta und gilt für den Berg, auf dem das berühmte Feuer, genannt Âḍar Gushasp, sich niedergelassen hatte. Cf. weiterhin die Bemerkungen über Ardebîl.

Urumiasees erhebt sich das Sahendgebirge[1]) 8000 F. über den Spiegel des Meeres, 3500 F. über seine Umgebung. Diese isolirte Gebirgsgruppe zieht in gleicher Länge mit dem Urumiasee von Süden nach Norden, einer Gebirgsinsel auf dem Plateau von Atropatene vergleichbar. Das wasserreiche Ostgehänge dieses Gebirges versorgt den Qizil Ozen mit Zuflüssen, das Südgehänge entsendet die Nebenflüsse des Jâghatu, das Wasser der Nordseite geht zu dem Aji-câi, so dass man dasselbe als Mittelpunkt des Quellenreichthums nach allen Seiten hin betrachten darf.

Diese Gebirge im Norden, Süden und Westen Atropatenes, so wie die Gebirge im Innern des Landes selbst sind es nun, die das Stromsystem des Urumiasees bilden. Der bedeutendste dieser Zuflüsse ist wol der Aji-câi, der die Hochebene durchfliesst, welche den Raum zwischen der Savelân und dem Sahendgebirge ausfüllt[2]). Die Quelle des Aji-câi ist nur wenig von Ardebîl entfernt, der Fluss strömt von Osten nach Westen an der Stadt Tabrîz vorüber und ergiesst sich in den Urumiasee. Der zweite bedeutende Zufluss dieses Sees ist der von Süden kommende Jâghatu. Von seinen beiden Quellarmen kommt der eine vom Osten, von der äussersten Südostgränze Âdarbaijâns, er führt den Namen Saruk und ist der bedeutendere, der zweite entspringt im Süden am hohen Shahu, am Ostabhange des Zagros am Passe Naukhan, er ist es der den Namen Jâghatu führt, den er auch später nach der Vereinigung beider Quellströme auf den ganzen Fluss überträgt. Der Ort, bei dem sich beide Arme vereinigen, heisst Sefer-Khâna, eine Station auf dem Wege nach Sinna. Nach der Vereinigung bleibt der Fluss noch innerhalb der Berge bis Qiz-Köpri (Mädchenbrücke), einer verfallnen Brücke aus der Zeit der Sâsâniden, und tritt dann in die Ebene von Miyândâb[3]). Andere Flüsse die von Süden und Südwesten kommend dem Urumiasee zuströmen, die aber geringere Bedeutung haben, sind: der Tatâû, der Fluss von Souj-Bûlak und der Gader.

---

1) Der Name dieses Gebirges ist سهند (Sehend), sein Umfang auf 25 Parasangen angegeben.

2) Cf. Ritter IX, 788.

3) Cf. Rawlinson, *Journ. of the R. Geogr. Soc.* X, 44. 45.

Der letztere Fluss durchschneidet die Ebene Solduz [1]), welche eine der best bewässerten und fruchtbarsten Gegenden Erâns ist. Sie läuft von Osten gegen Westen, parallel mit dem südlichen Ufer des Urumiasees, von dem sie durch eine niedrige Hügelreihe geschieden wird und ist 20 (engl.) M. lang und 5 M. breit. Der Hauptort der Ebene ist Naokhodah. Weiterhin, mehr westlich am Fusse der grossen Gebirge Kurdistâns gelegen, liegt der District Ushnei [2]). Es ist diess ein kleines Thal von geringer Ausdehnung aber grosser Fruchtbarkeit. Der Gaderfluss tritt durch eine tiefe Schlucht in das Thal ein, das er in zwei Theile theilt. Das Thal ist in seiner grössten Ausdehnung 10 engl. M. lang, die Stadt Ushneï liegt im nordwestlichen Winkel desselben. Auch das Nordufer des Sees und die Landschaft weiter im Norden mit zahlreichen Flüssen die zum Araxes eilen, ist fruchtbar und Trägerin bedeutender Städte auf die wir später zu reden kommen werden.

Den Mittelpunkt der ganzen Landschaft bildet, wie bereits gesagt wurde, der grosse Urumiasee. Dieser See ist vom Norden nach Süden 30 Stunden lang [3]), seine grösste Breite beträgt 10 Stunden. Die grösste Tiefe ist 24 Fuss, die gewöhnliche Tiefe jedoch nur 12 Fuss. Das Wasser ist sehr salzig, wesshalb keine Fische in demselben leben können, vermöge seiner Schwere ist es auch den Stürmen sehr wenig zugänglich, die Wellen werden niemals hoch und sinken unmittelbar nach dem Aufhören des Sturmes in ihre vorige Ruhe zurück.

---

1) Rawlinson l. c. p. 13. 18. Solduz wird schon von den Syrern (Assemani *Bibl. Or. IV*, 423) als ein nestorianischer Bischofssitz erwähnt.

2) Yâqût schreibt den Namen der Stadt أُشْنُه (Ushnuh), andere أشنويه (Ushnûye). Auch bei den mittelalterlichen Geographen wird der District wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen.

3) Rawlinson X, 7. Der Name des Sees heisst bei Mustaufi خجنت (Khajent), bei Firdosi aber خانجست (Khanjest). Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass beide Namen verdorben sind aus چیچست (Cécaçt oder Caecaçta), wie der See im Avesta (cf. Yt. 5, 18) und sonst in Parsenschriften heisst. Masudi nennt ihn كندوان, vielleicht verschrieben statt كبوذان, die neuern Armenier nennen ihn Gabudan, wofür St. Martin Կապոյտ (Kapoit, blau) vermuthet.

Im See selbst liegen etwa 56 Inseln, die bedeutendsten derselben in der Gruppe von 9 Inseln Urumia gegenüber, welche die Stadt mit Brennholz versehen. Von der Stadt Urumia aus oder vielmehr von dem nordöstlich davon gelegenen Berge Buzov-dâghy fährt man nach der am nordöstlichen Ende des Sees liegenden Halbinsel Shâhî hinüber, an deren Ende ein sehr festes Schloss liegt. Die Ufer des Sees, besonders das westliche und das nördliche, sind fruchtbar und von schönen Landschaften umgeben, die jedoch erst in einiger Entfernung vom See anfangen.

Unter den Städten, welche in diesem für die Entwicklung des érânischen Lebens so wichtigen Landstriche entstanden sind, heben wir, wie billig, zuerst Ardebîl hervor, als die östlichste, die zugleich auch eine der ältesten zu sein scheint[1]). Ardebîl liegt in einer baumlosen, fast gleichrunden Ebene, die etwa sechs Stunden im Durchmesser hat und nur durch künstliche Bewässerung fruchtbar gemacht werden kann, dann aber auch durch ergiebige Ausbeute belohnt. Es giebt dort zwar der hohen Lage wegen keine Weintrauben, Melonen und Orangen, wohl aber Aepfel und Birnen in Menge. Die Strasse, welche Ardebîl mit Gélân und den östlichen Gegenden jenseits der Tâlischalpen verbindet, haben wir schon früher kennen lernen (S. o. p. 78.), nach dem Westen, zunächst nach Tabrîz gelangt man auf zwei Wegen, der gerade Weg (20 geogr. M.) führt am Âji-câi durch die Hochebene zwischen dem Sabelân und dem Sahendgebirge über die Stadt Sarâb[2]) und bietet nichts Inter-

1) Nach Yâqût war Ardebîl vor dem Islâm Hauptstadt von Âdarbaijân, dass die Stadt schon sehr früh von Wichtigkeit war, lässt sich beweisen. Der benachbarte Berg Sabelân ist der Açnavanta des Avesta, auf dem sich das heilige Feuer Âder Gushasp festsetzte, als Kai-Khosrav die Behmenfestung oder nach Anderen einen Götzentempel zerstörte. Die Sache wird ausführlich von Firdosi erzählt (Shâhn. p. 541. 542. ed. Mac.), der uns berichtet, dass die Behmenfestung in der Nähe von Ardebîl auf einem Berge lag. Es ist darum ganz begreiflich, wenn die orientalischen Quellen die Stadt von Kai-Khosrav erbauen lassen, sie scheint das Vesaspe des Ptolemaeus zu sein, denn Vesaspe und Gushasp ist dasselbe Wort. Dass die Ortsangaben nicht stimmen, will wenig bedeuten.

2) Yâqût nennt die Stadt سراو (Serâv), den an ihr vorbeiströmenden Aji-câi den سراورود (Serâvrûd) oder Fluss von Serâv.

essantes. Ein zweiter Weg führt gegen Norden nach Tabrîz über Ahar, einer gewerbereichen Stadt mit vielen Eisenwerken, sonst meist durch Weideland. Tabrîz selbst ist eine freundlich gelegene Stadt, welche aber nicht bis in das Alterthum zurückreicht. Im Winter ist es dort kalt, im Sommer trocken, auch wird die Stadt häufig durch Erdbeben heimgesucht. Für den Handel ist dieselbe sehr wichtig geworden. Mit den Hafenstädten des kaspischen Meeres im Osten ist die Verbindung leicht herzustellen, nördlich führt ein Weg an den Araxes und von dort noch weiter nördlich nach Tiflis. Dieser Weg berührt die Stadt Marand [1]), welche das Maranda der Alten zu sein scheint, wie denn Ruinen die neuere Stadt in ziemlicher Anzahl umgeben. Die Felder um Marand tragen Baumwolle und Obst, namentlich Trauben, treffliche Pfirsiche, Aprikosen und Quitten, die Fähre, bei der man den Araxes erreicht, heisst Gargar. Ein zweiter Weg, der Tabrîz mit Bâyezîd und Erzerum verbindet, führt am Nordufer des Urumiasees vorüber, über Tesuj (i. e. طسوج, Landstrich), meist durch fruchtbares Land und in die Seeebene, ein anderer nördlicher durch eine vulkanisch aussehende Gegend. Die Stadt Khôi [2]), eine der freundlichsten in Erân, soll in früherer Zeit 25,000 Einwohner gehabt haben. Von ihr führen zwei Strassen nach dem Araxes, von welchen die eine bei Abbâsâbâd, die andere östlich bei Perikend einmündet, der Weg nach Bâyezîd aber führt weiter nordwärts nach Mâkû [3]) auf ihm wird bald der Ararat sichtbar. Die Stadt Mâkû selbst liegt tief im Thale zwischen durchhöhlten Felsen, in welchen Magazine angelegt wurden, die

---

1) Den Namen Μοροῦνδα (Ptol. VI, 2) hat man längst mit Marand verglichen. Yâqût nennt die Stadt مَرَنْد (Marand), weiss aber nichts merkwürdiges anzugeben als die fruchtbare Umgegend, weil damals die Stadt eben durch die Kurden gelitten hatte; nach anderen muhammedanischen Nachrichten wurde in ihrer Nähe Seidenzucht betrieben. Der Fluss von Marand wird auch Zelû-rûd oder Zerd-rûd genannt.

2) Der Name lautet خوى (Khoi) bei Yâqût, sie gilt als Mittelpunkt eines fruchtbaren Bezirkes.

3) Mâkû ist wol soviel als ماكويه, Mâkûya im Nuzhet, welches als Wohnsitz eines der vornehmsten Feuerpriester und als eine Stadt in Âdarbaijân genannt wird.

einigen tausend Mann Schutz gewähren können; die Felsenhöhlen sollen auch Inschriften enthalten, welche aber bis jetzt noch niemand gesehen hat. Der Fluss vom Mâkû bricht sich seinen Weg durch die Felsen und fällt in den Araxes, er entspringt aus dem Qarâ-Kulsee an der Südwestseite des Ararat. Bedeutende Lavamassen weisen auf eine frühere vulkanische Thätigkeit der umliegenden Gebirge hin.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Ufern des Urumiasees zurück, so haben wir auf der Ostseite desselben wenig für das Alterthum Wichtiges zu nennen, nur etwa Dih-Khuâraqân[1], das wol älter als Tabrîz ist und in dessen Nähe sich berühmte Marmorbrüche befinden. Die Stadt Marâgha scheint erst dem Mittelalter anzugehören. Auch die Stadt Bînâb, obwol nicht unbedeutend (etwa 1500 Häuser) und in fruchtbarer Gegend gelegen, scheint keinen Anspruch auf grosses Alterthum machen zu können. Anders an der Südseite, dort treffen wir die Ruinen von Leilân östlich vom Jâghatu, noch weiter gegen Osten im Quellgebiet des Saruk die Ruinen von Takht-i-Soleimân, auch die vom Saruk wenig entfernten Grotten von Kerefto mögen hier genannt werden. Von neueren Städten erwähnen wir Sain-Qala und Souj Bûlak, letztere Stadt ist kaum 100 Jahre alt, zählt aber 1200 Häuser und hat einen nicht unbedeutenden Handel[2]. Am Westufer des Sees liegt die Stadt Urumia[3]), jedoch nicht unmittelbar am See, den beiden Residenzen Tabrîz und Marâgha gegenüber, sondern in einiger Entfernung an den sich erhebenden Hügelreihen. Am Südufer, vom Gaderflusse an, führt der Weg zu dieser Stadt in zwei Tagereisen durch fruchtbare und bebaute Felder, das unmittelbare Ufer des Sees ist theilweise mit Schilf-

1) Yâqût nennt den Ort ده خيرجان (Dih-Khîrjân) und berichtet, Khîrjân sei ein Schatzmeister des Königs Kai-Khosrav gewesen. Mustaufi schreibt ده خوارقان (Dih-Khuâraqân), wahrscheinlich richtiger.

2) Rawlinson l. c. X, 29.

3) Urumia, nach älterer Aussprache أرميه (Urmia), gilt nach Yâqût für eine alte Stadt, die Stadt des Propheten Zertuscht. An dem Vorgebirge Buzov-dâghy wird noch eine Höhle gezeigt, wo dieser Prophet gewohnt haben soll. Ob die Stadt das Thebarmai der Byzantiner sei, wie Ritter vermuthet, steht dahin.

waldungen bedeckt, in welchen zahlreiche Eber hausen. Von Urumia führt eine Strasse nach Ushnej und von dort weiter über das Gebirge nach Sidek, Revandiz und Herîr in der Nähe der Ebene von Mosul, auf deren Passhöhe sich der berühmte Pfeiler von Keli-Shin befindet, welcher von dem Alter dieses Wegs Zeugniss ablegt. Eine weitere Strasse des Alterthums, welche im Süden des Sees nach Takhti Suleimân führte, glaubt Rawlinson noch in einzelnen Spuren entdeckt zu haben. — Die Umgebung von Urumia ist sehr fruchtbar, die Stadt liegt ganz in Gärten verborgen. Gegen Norden bildet das Seeufer bald ein starkes Vorgebirge, an welchem das Dorf Kushi gelegen ist, bei Bari, eine Stunde weiter, erreicht man das Gebirge selbst, welches amphitheatralisch das Nordende des Sees umzieht. Am nordwestlichen Ende dieses Sees liegt die fruchtbare Ebene Selmâs, von reich bewachsenen Hügeln durchzogen und im Norden von hohen Bergen begränzt. Ueberhaupt umgeben das ganze Nordufer des Sees fruchtbare Landschaften mit vielen Dörfern unter denen das Städtchen Tasuj das bedeutendste zu sein scheint. Der grösste Ort liegt im Nordwesten des Sees und ist die Stadt Dilmân, mit etwa 15000 Einwohnern, belebt durch den Verkehr der beiden Handelsstrassen, welche ihren Weg durch diese Stadt nehmen, und von denen die eine zunächst nach dem 42 Wegstunden entfernten Vân und von da weiter westlich nach Erzerum führt, die andere aber nordwärts nach Tiflis. An diesem Westufer des Urumiasees finden wir die Ueberreste der Nestorianer.

Wie die Provinz Atropatene eine der schönsten und fruchtbarsten in Erân ist, so ist sie auch eine der wichtigsten und hat namentlich in alter Zeit eine grosse Rolle, besonders in der Religionsgeschichte Erâns gespielt. Leider sind aber unsere Nachrichten über die Ortschaften, an welche sich die Bedeutsamkeit der Provinz in der alten Zeit knüpfte, äusserst beschränkt. Die Berichte morgenländischer Schriftsteller gehen nicht weiter zurück als in die Zeit der Sâsâniden und die Alten haben nur selten Gelegenheit die wenig besuchte Provinz zu erwähnen. Bei der Stadt Morunda giebt der Name eine Hinweisung auf die Lage (siehe oben), die Stadt Vesaspe haben wir oben gleichfalls als das neuere Ardebil zu erweisen

gesucht, die Lage einer dritten wichtigen Stadt, der alten Hauptstadt Kanzaka hat Rawlinson mit glücklichem Scharfsinn aus den Urkunden unwiderleglich nachgewiesen [1]. Ein Naturphänomen giebt uns glücklicher Weise über die Lage dieser Stadt vollkommene Sicherheit und bezeichnet dieselbe in der Nähe der Ruinen von Takht-i-Suleimân. Auf einer welligen Ebene im Südosten Atropatenes [2] findet sich gegen Südwesten ein offenes Thal, das durch den Hügel von Takht-i-Soleimân vollkommen beherrscht wird und auf der Spitze dieses Hügels erscheinen schon von Weitem die Trümmer alter Ruinen. Diese umgeben einen kleinen See von tiefblauer Farbe, der etwa 300 Schritte im Umfange misst und dessen Wasser eine versteinernde Kraft hat. Der Wasserspiegel dieses Sees erleidet keine merkliche Veränderung, mag man ihm durch verschiedene Ausflüsse Wasser entziehen oder auch die Ausgänge verschliessen; die Tiefe des Sees ist auf etwa 26 Faden berechnet. Diesen merkwürdigen See erwähnen auch mittelalterliche Geographen, namentlich Qazvînî und Yâqût, und zwar als umschlossen von den Mauern der Stadt Shîz (شيز), einer berühmten Stadt zur Zeit der Sâsâniden, welche in früherer Zeit جزن (Jazan), d. i. Ganzaka geheissen haben soll [3]. Die Stadt galt für sehr alt und bei Manchen für den Geburtsort Zoroasters, sie war auch im Besitze eines berühmten Feuertempels, der den Namen آذرخش (Âḍarakhsh) oder درخش führte [4] und angeblich das heilige Feuer enthielt, von welchem die übrigen Feuer der Parsen herstammen sollen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch die Städte Fraaspa

---

1) Cf. dessen *Memoir on the site of Atropatenian Ecbatana* im *Journ. of the R. Geogr. Society X*, 65 flg.

2) Rawlinson X, 47 flg.

3) Strabo (XI, 523) und Plinius (H. N. VI, 16) nennen die Hauptstadt Atropatenes Γάζα, bei Ptolemäus (VI, 2) erscheint Γάζακα, ebenso bei Ammianus Marcellinus (XXIII, 6. 39). Erst bei den Byzantinern finden wir die Formen Κάνζακα und. Κάνζακον (Chron. Pasch. I, 732. ed. Ber. Theophylact. Simocatta Hist. V, 10. ed. Bekker). Bei den Armeniern lautet der Name Գանձակ (Gandag).

4) Nicht zu verwechseln mit Âḍar Gushasp, dessen Lage oben in der Nähe von Ardebil nachgewiesen worden ist.

und Vera mit diesem Kanzaka identisch sind, der letztere Name mag ursprünglich bloss die Burg dieser Stadt bezeichnet haben.

In das Gebiet des zweiten Sees dieser Alpenlandschaft führen aus dem Thale des Urumiasees mehrere Wege hinüber. Von Dilmân aus kann man, um an den Vânsee zu gelangen, einen doppelten Weg einschlagen: der längere aber gewöhnlichere führt nach der Hochebene von Chanig (auf älteren Karten Chonia) von da weiter nach Kotur und von da an den Ufern des reissenden Kotur-câi auf die Hochebene Albaq[1], die sich bis zu 7035 Fuss Höhe erhebt. Der Weg führt an dem Erjiksee vorüber, an dem man zuerst den Gipfel des Sipan-dâgh erblickt, der sich auf der Nordseite des Vânsees erhebt, während der See selbst erst eine halbe Stunde vor der Stadt Vân sichtbar wird. Kürzer aber beschwerlicher ist ein anderer Weg[2], der sich in der Thalsenkung südwestlich vom Plateau von Chanig dahinzieht, an den Gewässern die zum grossen Zâb und Tigris abfliessen. Hier gelangt man in drei Stunden nach Banemirân und von da in acht Stunden zu dem Thale und der Stadt Mahmûdia, über welcher auf steilen Felsen das Schloss Khoshâb liegt. Ein schäumender Strom, der gleichfalls den Namen Khoshâb führt, eilt dem Vânsee zu, an seinen Ufern erreicht man bald diesen See und die an ihm liegende Stadt gleichen Namens. Noch etwas südlicher auf einem nur im Sommer gangbaren Wege, der bis zu 10,000 Fuss über dem Meere führt, hat Layard diese Hochebene durchschritten. Sein Weg führte von Bâshqala geradenwegs über die Hochebene Albaq nach Mahmûdia und war selbst im Sommer theilweise mit Schnee bedeckt. Der Vânsee[3] selbst ist 4700 Fuss über dem Meere gelegen, also 200 F. höher als der Urumiasee. Das Wasser des Sees ist salzig und bitter, doch trinken die Thiere dasselbe, auch ist er nicht ganz ohne Fische

1) Der Name Albaq für diese Hochebene ist im Mittelalter nachzuweisen, cf. Kiepert, *Sitzungsberichte der berl. Akademie der Wissensch.* 1859. *Febr. p.* 200. Im Alterthume entsprachen bekanntlich die Namen Ἀῤῥαπαχῖτις und Arpachshad.

2) Vgl. Blau: *Vom Urumiasee zum Vansee* in Petermanns Mittheilungen 1863. p. 200 flg.

3) Layard, *Discoveries p.* 384 flg.

wie der Urumiasee, wiewohl nur eine einzige Art von Fischen dort vorkommen soll. Die Schönheit der Umgebungen dieses Sees hat zu allen Zeiten Anerkennung gefunden und wenn wir dem armenischen Geschichtschreiber Moses von Khorni Glauben schenken dürfen, so hat sie schon die Semiramis begeistert[1]. Die Lage soll besonders reizend sein, wenn man sich vom Norden her dem westlichen Ufer des Sees bei Akhlat nähert. Der tiefblaue See wird dann im Osten von zackigen, mit Schnee bedeckten Gipfeln begränzt, während die Insel Akhtamar wie ein schwarzer Schatten gerade zu ihren Füssen daliegt. An seiner Nordseite erhebt sich der riesige, schwer zu ersteigende Sipan-dâgh (c. 10000 F. über dem Meere) oder wie man ihn richtiger nennt, Subhân-dâgh[2], ganz allein stehend empor, während den See im Westen die Nimrûdberge begränzen. Die Umgebung des Sees ist fruchtbar, obwohl der Sommer nur kurz und die Nächte kalt sind. Von den Ortschaften in der Umgebung des Sees ist die Stadt Vân besonders hervorzuheben. An der Stelle, wo sie liegt, treten die hohen Berge, welche den See im Osten begränzen, in amphitheatralischer Form zurück und lassen Raum für eine 5—6 engl. M. breite reiche Ebene, in deren Mitte sich ein einzelner steil aufsteigender Kalkfelsen erhebt; dieser trägt seit unvordenklichen Zeiten die Cidatelle der Stadt und es konnte in

1) Ueber die Erbauung Vâns durch die Semiramis, cf. Moses von Khorni I, 16. Dass der Vânsee unter dem Namen Haoçravagha im Avesta vorkomme, hat Windischmann (Zor. Studien p. 11 flg.) sehr wahrscheinlich gemacht. Bei den Armeniern hat er verschiedene Namen: der See von Beznuni, weil nach Moses Khor. I, 12 bereits von Manavaz in jener Gegend die Satrapie Beznuni gebildet wurde. Auch heisst er der See von Rshtuni, weil die Provinz Rshtuni im Süden davon liegt. Der Name Vânsee (Ծով Վանայ) ist aber der gewöhnlichste.

2) Nach Layard (l. c. p. 15) ist Sipan blosse Verstümmelung aus arab. سبحان (subhân, Lob, Preis). Nach der Legende soll die Arche, als sie von den Gewässern hin und her getrieben wurde, an den Gipfel dieses Berges gestossen sein und Noah erschreckt gerufen haben: Subhân-allah, Preis sei Gott. Immerhin ist es möglich, dass der Name schon älter und dies nur eine Volksetymologie ist. Der Berg wurde im Jahr 1838 zum erstenmale von J. Brant erstiegen (cf. *Journ. of the R. Geog. Society X*, 409 flg.) und seine Höhe über dem Seespiegel auf 5000 F. geschätzt.

der That vor Erfindung der Belagerungsgeschütze ein festerer Punkt kaum gedacht werden. Die Stadt selbst ist durch ihre Lage zu einem wichtigen Handelsplatze berufen, denn von ihr aus gehen Handelsstrassen nach Âḍarbaijân, Kurdistân und dem westlichen Armenien. Obst und Wein giebt es in den die Stadt umgebenden Gärten im Ueberflusse, frisches und getrocknetes Obst bildet sogar einen Ausfuhrartikel, namentlich getrocknete Aprikosen. Eine gelbe Beere, die man zum Färben braucht, wird gleichfalls viel gesammelt und eignet sich zur Ausfuhr. Seitdem die Stadt von dem Uebermuth der benachbarten Kurdenfürsten nicht mehr zu leiden hat, hebt sich ihre Bedeutung zusehends.

Längs des Nordufers des Sees, das sonst nichts Bemerkenswerthes darbietet, führt ein Weg dahin, der durch das Defilé von Tâshkend in das obere Euphratthal führt und bei Melasgerd in die grosse Strasse nach Erzerum einmündet. Gegen Nordosten verbindet den See eine Strasse, die über den hohen Ala-tâgh führt, mit Diadîn und also mittelbar mit Bâyezîd und Erzerum. Die Stadt Bâyezîd haben wir schon oben kennen lernen als nächstes Ziel der Weststrasse, welche Tabrîz mit Erzerum verbindet. Die Stadt selbst scheint neu zu sein, doch sollen sich noch ununtersuchte alte Sculpturen in ihrer Nähe befinden. Die Lage ist hoch und das Clima rauh, der Winter dauert an sechs Monate. Auch am Südufer des Vânsee zieht sich eine Strasse, die nach Bitlis führt. Die Berge treten hier so nahe an den See heran, dass die Strasse denselben für längere Zeit verlässt. Der bedeutendste Ort auf der Südseite ist Artemita. Die Strasse führt partienweise durch nackte Felsen, aber auch durch fruchtbare Ländereien und ohne Uebersteigung grösserer Gebirgszüge kommt man zuletzt in ein weites Defilé, in welchem der Fluss von Bitlis sich seine Wege gebahnt hat, an dem man dann auch ohne weitere merkbare Senkung in 4 Stunden nach Bitlis gelangt. Diese Stadt liegt in einer weiten Bergschlucht, die gegen Westen offen, gegen Osten aber durch hohe Gebirge geschützt ist. Die Häuser sind mit Obstbäumen umgeben und jedes derselben ist eigentlich eine kleine Festung, der Ort hat daher eine ziemliche Ausdehnung. Das Clima ist kühler als in Tabrîz, aber bedeutend wärmer als in Vân, daher ein Ueberfluss treff-

lichen Obstes, wie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Trauben und Melonen, auch herrscht dort viel Industrie. Im Stromthale des Bitlisflusses führt die Strasse weiter nach Süden und zwar zuerst nach dem nur 12 Wegstunden entfernten Sert; dieser Weg ist aber sehr beschwerlich, da er an den hohen und oft sehr schmalen Uferrändern des Flusses hinführt, mit tiefen Abgründen zur Seite. Eine hohe Gebirgskette ist zu übersteigen und nach vierstündigem beschwerlichen Abstieg kommt man in ein wärmeres Clima, in dem sich zuerst Wallnussbäume, dann Baumwollen- und Weizenfelder zeigen. Die Stadt selbst liegt in einer waldigen Ebene, ganz im warmen Clima [1]. Von hier führt der Weg nach Jezire-el Omar am Tigris. Ein weiterer Weg, durch den gebirgigen District Mukus, ist uns erst neuerdings durch Layard bekannt geworden.

SECHSTES KAPITEL.

Armenien.

1. Vorbemerkungen.

Die Landschaft Armenien zu Erân zu ziehen sind wir nicht nur durch historische, sondern besonders auch durch ethnographische und geographische Gründe vollkommen berechtigt. Die Aehnlichkeit der Länder innerhalb der Tauruskette mit den zuletzt von uns durchwanderten am Urumia- und Vânsee ist eine sehr grosse, doch nicht ohne auch bedeutende Verschiedenheiten aufzuzeigen, welche mit der Zeit eine veränderte Entwicklung des Landes hervorbrachten, das wir nun zu durchwandern gedenken und zuletzt zu einer vollkommenen

---

1) Bitlis liegt in dem Districte Beznuni und die älteste Form scheint Բաղէշ (Baghesh) zu sein (cf. St. Martin, *Mémoires sur l'Armenie I*, 103), doch findet sich schon in syrischen Schriftstellern (Barhebraeus Chron. p. 553) Bedlis geschrieben. Die neuern Armenier schreiben Պիթլիզ Pithliz).

Abtrennung dieses Landstriches nicht blos vom êrânischen Reiche, sondern auch von êrânischer Cultur und Gesittung führen mussten. Nicht sowol die übermässige Höhe als die grosse Steilheit und Zerrissenheit der Ketten, dann die zwischen den Parallelzügen aufsteigenden hohen und weitverbreiteten Plateaulandschaften machen die Eigenthümlickkeiten des Taurussystemes aus[1]. Dieses Vorherrschen der Plateaulandschaften hat das Land zwischen dem Vânsee und dem Pontus, zwischen dem syrisch-cilicischen Küstenmeere bis zum cilicischen Taurus mit den Bildungen des Plateaus von Erân, sowie auch mit der kleinasiatischen Halbinsel gemein. Unterscheidend aber sind für dieses Gebiet die grossen Stromdurchbrüche, in Tiefthälern und Engspalten aus der Mitte dahinter liegender Tafelländer. Daher eine weit grössere Zugänglichkeit und besonders Durchgangsfähigkeit als bei Erân. Aehnlich wie nach Erân muss durch Engpässe der Zugang nach Armenien erstiegen werden, welche leicht von Wenigen gegen eine Uebermacht vertheidigt werden können, doch sind die Pässe, welche Armenien von der übrigen Welt abtrennen, nicht übermässig beschwerlich, da die meisten derselben zwischen 3000 bis 5000 Fuss hoch liegen. Entschieden begünstigt vor Erân ist Armenien durch seine viel reichere Bewässerung und daher seine grössere Culturfähigkeit, es birgt keine solchen ausgedehnten Wüsten in seinem Inneren, wie wir sie in Erân kennen gelernt haben. Es zerfällt aber das Land durch seine Natur in drei Abtheilungen, welche in demselben nicht blos hypsometrisch, sondern auch geognostisch und climatisch drei Zonen ausscheiden; die erste und nördlichste ist die des Urgebirges, die mittlere die des Flözgebirges, die dritte und südlichste endlich die des angeschwemmten Landes. In der ersten Zone finden wir waldlose aber weidereiche Alpentriften, die bis an die Schneegränze reichen, in den Einsenkungen jedoch, an geschützten Orten, auch Wald, Obstgärten, Weinberge und Kornbau. In der zweiten Zone trifft man auch noch nackte Gipfel von geringerer Höhe, aber weit weniger Alpenweiden, in den Thälern dagegen gedeiht bereits die Maulbeere, Olive, Mais, Sesam und Tabak. In der dritten und heissen Zone der

1) Ritter X, 906 flg.

Niederung endlich finden wir Palmenpflanzungen und Reiscultur. Charakteristisch für Armenien und seine hohe Lage sind die grossen Temperaturcontraste, die Extreme von Hitze und Kälte, von Schneefällen, Schneedauer und wiederum grosser Hitze und Trockenheit. Nicht nur im armenischen Norden, auch im südlichsten Theile des Landes sind zum Theil sehr kalte Winter. Auch im Taurus selbst sind trotz des vielen Schnees doch sehr heisse Sommer. Der nördliche Theil gegen den Pontus hin ist reich an Kräutern, Büschen und Bäumen, woran hingegen der südliche Theil Mangel hat. Hocharmenien ist ganz baumlos. Im Norden beginnt der Waldwuchs erst im Saghanlu, im Westen jenseits des Euphrat, westlich von Kemak und Erzingan. Im Süden ist nur der Masius waldreich, auch bei Mardîn ist einiges Gehölz, doch nicht im Ueberflusse. Was zwischen diesen genannten Punkten liegt, also das ganze armenische Hochland, ist vollkommen waldlos, dagegen ist der cilicische Taurus näher am Meere gut bewaldet. Die meisten Wälder bestehen aus Pinus und Eichenarten; die zahme Kastanie, die Haselstaude, die Esche schliessen sich auch den Waldungen an, an Bächen und Flüssen trifft man vielfach Tamarisken und Oleander. Von weiterem Buschwerk findet man Myrthen, Cypressen und Wachholder und den Buchsbaum. Unter den Culturgewächsen Armeniens ist der Weinstock, dann die Maulbeere, der Pfirsich- und Feigenbaum zu nennen. Ebenso ist der Mandelbaum weit verbreitet, aber der Olivenbaum scheint nur auf sehr wenige tiefere Thäler des Südabhanges beschränkt zu sein.

Als eine Plateaulandschaft müssen wir demnach Armenien ebensowol auffassen wie Erân im engeren Sinne und zu diesem Hochplateau muss man auch hier hinaufsteigen, mag man von Norden oder von Süden kommen. Beginnen wir die Betrachtung dieses Landes im äussersten Osten mit dem Ararat, dessen Gipfel wir schon auf unserem Wege von Khoi nach Vân erblickt haben, so finden wir, dass sich von dort das nördliche Taurussystem parallel mit dem grossen Kaukasussysteme gegen Westen zieht. Die beiden Systeme verzweigen sich vielfach in einander, in der Art jedoch, dass sie in ihren östlichen Theilen sich mehr isoliren und durch Thalsenkungen scheiden, während dagegen die westlichen und höheren Ketten

massenhafter im Zusammenhange bleiben. Die grosse Ebene am Südfusse des Kaukasus, in welcher Tiflis liegt, erhebt sich nur 1100 F. über dem Spiegel des Meeres. Von ihr führt durch eine dreifache Gebirgskette der Weg nach dem Araxesthal und die Ebene des Ararat. Der erste der zu übersteigenden Gebirgspässe, der Alaverdi, liegt 5459 F. über dem Meere, der zweite, der des Besobdal, nicht weniger als 6286, am höchsten aber ist der dritte, der Bambakpass, der sich bis zu einer Höhe von 7355 F. erhebt. Die Gewässer der beiden ersten Gebirgsketten gehören noch dem Kursysteme an, erst mit dem zuletzt genannten Passe tritt man in das Stromgebiet des Araxes. Nur allmählich steigt man von dem Bambakpasse durch die Thalsenkung des Abarflusses an der Ostseite des Alaghez (12871 F.) vorüber in die Araxesebene herab, die man wenig nördlich von Etschmiazin erreicht. Die Ebene von Etschmiazin liegt nur noch 124 Fuss über dem Flussspiegel des Araxes, dagegen noch 2740 F. über dem Meere. Hieraus folgt, dass man sich auf der Araxesebene bedeutend höher befindet als in der Kurebene, aus der man heraufgestiegen ist und man begreift, dass der Araxes in seinem östlichen Laufe sich erst dann mit dem Kur vereinigen kann, nachdem er sehr bedeutende Hindernisse in Wasserstürzen von 1000 Fuss Höhe überwunden hat. In derselben Weise nun wie man aus der Tiflisebene allmählich gegen den Araxes hinaufsteigt, senkt sich andererseits das Plateauland Armeniens gegen Süden zu wieder in die mesopotamische Ebene hinab[1]. Durch das Labyrinth der armenischen Gebirge werden wir uns am besten durch die denselben entquellenden Ströme leiten lassen, von denen einer der bedeutendsten im Norden fliesst und noch dem centralasiatischen Stromgebiete angehört, während die beiden anderen ihren Lauf zum Ocean nehmen.

2. Die Gränzen gegen Norden. Das Stromgebiet des Kur und Corokh.

Obwol aus den obigen Bemerkungen hervorgeht, dass wir das Gebiet des Kurflusses nicht mehr zu Armenien oder Erân

1) Cf. die Belege bei Ritter X, 900 flg.

im strengen geographischen Sinne rechnen, so sind wir doch genöthigt, gleich hier einen kurzen Abriss von der Natur dieser Gränzgebiete zu geben, da die Geschichte der Erânier vielfach in sie hinüberspielt und dieselben in politischer Beziehung in den besten Zeiten des érânischen Reiches mit diesem vereint oder von demselben abhängig waren. Seine Quellen hat der Kur [1]) noch in den armenischen Gebirgen, aber ein grosser Theil der nach Süden abströmenden Gewässer des Kaukasus vereinigt sich mit ihm. Das Thal, in welchem er entspringt, ist etwa sechs Stunden breit und acht Stunden lang [2]), der Hauptarm entspringt im Südwesten dieses Thales, aber vier grössere und viele kleinere Bäche münden in ihn ein. Dieses Quellenthal des Kurgebiets liegt sehr hoch und hat ein so kaltes Clima, dass von Getreidefrüchten nur Gerste dort wächst und auch diese nicht jedes Jahr reif wird. Nur selten erfreuen sich die Bewohner dieses Thales einer Sommerzeit von nur vier Monaten, häufig genug bleibt der Schnee acht Monate lang liegen [3]). Unter diesen Umständen ist Viehzucht die einzige Beschäftigung, welche die Bewohner dieses hochgelegenen Thales mit Erfolg betreiben können. Weiterhin wird jedoch das Thal des Stromes niedriger, milder und ist gut angebaut. Der Fluss führt bei seinem Ursprunge den Namen Artahan-çâi, nach der Stadt Artahan, er wendet sich dann durch eine lange malerische Schlucht gegen Norden zu der Stadt Akhalzich und erst von dort an empfängt er den Namen Kur, ändert aber seine nördliche Richtung in eine nordöstliche und strömt über Gori nach Tiflîs, unterhalb welcher Stadt er in die oben genannte Ebene eintritt und endlich mit dem Araxes vereint ins kaspische Meer fällt. Ein grosser Theil seines oberen Laufes geht durch Bergschluchten und da ihm die benachbarten Berge viel Wasser zuführen, so ist er sehr wasserreich und reissend, er hat ein tiefes aber selten ein breites Bett. Von seinen Nebenflüssen dürften die Aragua, die in der Nähe des Terek

1) Der Name Կուր (Kour) oder Կուռ (Kouṛ), den der Strom bei den Armeniern führt, ist identisch mit dem کر (Kur) der Perser und dem Kyros der Alten. Bei den Georgiern heisst er Mtkvari.

2) Koch, *Wanderungen im Orient II*, 207.

3) Koch l. c. p. 223.

entspringt und der Alasani die wichtigsten sein, ausser der Jora und dem erst spät sich mit ihm vereinigenden Araxes. Die Ebene auf der linken Seite des Kur ist eine wasserarme Steppe, auf der rechten Seite aber ist sie fruchtbar. Von Elisabethopol an verliert sie sich in das flache Shirvân. — Es liegt in der Natur der Sache, dass diese entfernten Gegenden nur selten in der Geschichte auftauchen und zwar in älterer Zeit noch weniger als in späterer; wir haben daher von den Städten jener Gegend und dem Leben in ihnen sehr spärliche Nachrichten. Einiges Alter scheint die Stadt Akhalzich zu haben, d. h. die neue Festung, sie ist wol identisch mit dem Orte, welches die Armenier Ishkhanats-giugh nennen, d. h. Ort der Herrscher [1]. Am Kur lag auch die alte Stadt Genje oder Bardaa, die im Mittelalter häufig erwähnt wird. Eine alte Stadt scheint endlich auch Hounaragerd zu sein, die nördlich vom Sevansee lag und 350 Stadien von Tiflis, 120 Stadien von Berdaa entfernt war [2]. Die Wasserscheide zwischen dem Kur und dem westlich davon fliessenden Corokh bilden die Arsianberge, welche bis zu 7000 F. Höhe emporsteigen, im Süden scheidet eine hohe Kette, die keinen besonderen Namen trägt, die man aber die Erzerumkette nennen kann, das Corokhgebiet von dem des Euphrat. Diese Kette erhebt sich zu einer Höhe von 9 bis 10000 Fuss, nur wenige Pässe führen über sie hinüber, unter welchen der über den Kop-dâgh der gewöhnlichste und von Texier auf 8319 Fuss gemessen worden ist, er führt nach der Stadt Baiberd. Hier betreten wir das Quellgebiet des Corokh [3], denn unweit der genannten Stadt bricht dieser Fluss in zwei Quellarmen aus den Bergen hervor, bei Baiberd vereinigen sich die beiden Arme auf einer Höhe von 5114 F. über der Meeresfläche. Der vereinigte Strom richtet nun seinen Lauf gegen Artvin, in geringen Windungen und in engem Thale dahinfliessend zwischen zwei Bergketten, von denen die südliche und höhere die Gränzscheide gegen Armenien bildet, während die nördliche, die bis zu 8000 Fuss aufsteigt — die moschi-

1) St. Martin, *Mémoires sur l'Arménie I*, 77.

2) St. Martin l. c. 90.

3) Von den Armeniern wird der Fluss Ճորոխ (Čorokh) genannt, von den Georgiern Tschorokhi. Der Name ist schwerlich indogermanisch.

schen Berge der Alten[1]) — den Fluss vom Meere abscheidet. In diesem Theile des Laufes treten Schilf und Buschwerk, der Aufenthalt gewaltiger Eber, nicht selten an das oft sumpfige Ufer des Flusses heran, ebenso grosse Steinblöcke. Im mittleren Stromlaufe von dem romantisch gelegenen Ispir abwärts bis Pertakrek erweitert sich das Thal, man findet Reisfelder, Mais und Hirse, es zeigen sich zahlreiche Ruinen von Burgen, Kirchen und Ortschaften, welche beweisen, dass das Thal ehemals stärker bevölkert war als jetzt. Kleine Häuptlinge haben sich dort als Raubritter in ihren Burgen bis in die neueste Zeit erhalten und durch die Uebermacht der Pforte gezwungen nur mit Widerwillen ihrem alten Handwerke entsagt. Die Hitze in diesem tiefsten Theile des Corokhgebietes ist im Hochsommer ganz erstaunlich und zeitigt in wenigen Monaten die edelsten Früchte. Für die Bildung von Städten ist aber dies abgelegene Corokhthal nicht günstig gewesen. Baiberd oder Baiburd ist eine alte Stadt, die schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung erwähnt wird[2]). Noch älter ist das romantisch gelegene Sper oder Ispir[3]), das aber jetzt unbedeutend ist. Unstreitig der wichtigste Ort des ganzen Districtes ist gegenwärtig Artvin stromabwärts von Baiberd, an einem Bergabhange in der Nähe einer steil aufsteigenden Schlucht. Er zählt nur etwa 1000 Häuser, da diese aber durch Gärten von einander getrennt sind, so hat die Stadt doch zwei Stunden im Umfange. Haupthandelszweig des Ortes sind Webereien, welche meist von Armeniern betrieben werden, in neuerer Zeit noch Seidenzucht. Die in der Nachbarschaft reichlich wachsenden Gelb-

1) Diese Bergketten hatten bei den Armeniern ebensowenig wie bei den jetzigen Bewohnern des Landes einen einzigen Namen. Die nordwestlichen Theile heissen bisweilen Խաղտեաց լեառն (Khaghteats leaṛn, chaldäische Berge), die nördlichen gegen den Kur hin Պարխար (Parkhâr), cf. St. Martin l. c. I, 36.

2) Der armenische Name ist Բայբերդ (Baiberd), Berd ist Festung. Procopius nennt die Stadt Βαιβέρδων.

3) Armenisch Սպեր (Sper), es ist wahrscheinlich das Çparda der persischen Keilinschriften.

beeren und Färberröthe liefern das Material, mit dem die Zeuge gefärbt werden. Oberhalb Artvin ist der Strom zu reissend, um zur Schifffahrt benutzt zu werden, unterhalb der Stadt ist dies jedoch möglich, am leichtesten im April und Mai, wenn der Schnee in den Hochgebirgen schmilzt, dann tragen die angeschwollenen Gewässer mit leichter Mühe einen Kahn in einem Tage bis Batum an die Mündung. Bei niedrigem Wasserstande erfordert die Schifffahrt der vielen Klippen wegen viele Vorsicht und dauert drei bis vier Tage. Von den zahlreichen Nebenflüssen des Corokh ist der Belchar-su auf der linken Seite der bedeutendste, auf der rechten der Tortum-su, ein Abfluss des Tortumsees. Dieser romantische See liegt etwa 3 Tagereisen von Erzerum zwischen Bergen, die von allen Seiten in seine unergründlich tiefen Wasser abfallen. Ferner der Olti-su, der aus den Bergen von Tausgerd kommt. Die Thäler dieser Nebenflüsse sollen den schönsten Schweizerthälern ebenbürtig sein.

3. Der Araxes und seine Umgebungen.

Hart an den Gränzen Atropatenes im Nordwesten gelegen bildet der Ararat eine imposante Erscheinung. An 13530 F. ragt er noch über die ihn umgebende Ebene des Araxes hinaus und 16254 F. beträgt seine absolute Höhe über dem Meere. Er stellt sich als abgerundeter Kegel dar, dessen Schneefeld 3000 F. von seinem Gipfel herabragt und mithin eine 10000 Fuss hohe dunkle Basis frei lässt. Durch einen kammartigen Höhenzug steht dieser Berg mit einem andern gleichfalls kegelförmigen Berge in Verbindung, dessen Spitze im Vergleich zu dem grösseren Berge um 4000 F. niedriger ist und keinen ewigen Schnee trägt. Jenes ist der grosse, dieses der kleine Ararat. Beide Berge liegen ganz frei in der sie von Nordost gegen Südost umgebenden Araxesebene, die 14 bis 15 Stunden breit ist und nur im Westen schliesst sich der grosse Ararat[1])

1) Bekanntlich führt der Berg, den wir mit dem Namen Ararat bezeichnen, diesen Namen bei den Armeniern nicht, sie nennen ihn Մասիս (d. i. wol der Grosse), Masis, und führen diese Bezeichnung auf einen

vermittelst der Höhenzüge, welche den Namen Sinak führen, an den Aladàgh und mittelst derselben an den Bingöldàgh an, dem wasserreichen Ausgangspunkt verschiedener Ströme. Dieser Bingöldàgh entsendet in dem Saghanlugebirge einen mächtigen Ausläufer gegen Norden, dessen östlichen Verzweigungen wir oben bereits in der Bambakkette begegnet sind. Innerhalb dieser Gebirgsketten liegt das Stromgebiet des Araxes, welches durch die vom Ararat auslaufenden Ketten von dem Stromgebiete des Muràdflusses abgetrennt wird. Die Wasserscheidehöhe zwischen beiden Flüssen liegt 5850 F. hoch. Ehe der Araxes in die Araxesebene eintritt hat er schon einen grossen Theil seines Laufes durchmessen, nämlich etwa 45 geogr. M. in gerader Linie, was mit den unvermeidlichen Krümmungen auf 60 geogr. M. berechnet werden kann. Seine Quelle hat er auf dem Bingöl-dàgh, der von Strabo mit dem Namen Abos bezeichnet wird. Nur wenig von der Wasserscheidehöhe entfernt, bei dem 5539 F. über dem Meere gelegenen Dorfe Koïli, finden wir die Quellen des Basén, des bedeutendsten Quellflusses des Araxes, welchen letzteren Namen er desswegen schon hier häufig führt. Schon am Anfange seines Laufes ist dieser Strom 50—60 Schritte breit, er nimmt seinen Lauf nach Nordwesten nach Hasan-qale, einer bekannten Festung, bei welcher er seinen zweiten Hauptfluss, den Qale-su, aufnimmt. Dieser Qale-su entspringt ganz in der Nähe von Erzerum und auch hier ist sein Quellgebiet von dem des Euphrat nur durch einen schmalen Gebirgsrücken geschieden, der Dewe-Boyun (Kameelsrücken) heisst und nur 3 Stunden breit ist. Von seiner

alten König Amasia zurück (cf. Moses Khorn. I, 12). Ararat oder Airarat soll vielmehr der Name der Ebene am Araxes sein, in welcher der König Ara fiel (Mos. v. Khor. I, 16), es soll der Name ursprünglich Arajiarat, i. e. Araji macula gelautet haben. Indessen ist Ararat nachweislich bei den Armeniern auch der Name einer Provinz, welche zu beiden Seiten des Araxes liegt. Auch der Name Ararat in den biblischen Urkunden bezeichnet einen Landstrich und zwar wahrscheinlich denselben wie die Provinz Ararat. Cf. Nöldeke, *Untersuchungen zur Kritik des A. T. p.* 150.

1) Der Name Araxes ist alt und lautete früher wahrscheinlich ragha, wofür das Huzvâresh arang schreibt. Die Armenier nennen den Fluss Երասխ (Eraskh), nach Moses v. Khor. I, 12 soll er so nach Arast, den Enkel des Arayis, bezeichnet sein.

Quelle in Osten von Erzerûm nimmt der Qale-su zuerst einen nördlichen Lauf, bis ihm in der Nähe von Hassan-qale vom Norden her kommende Berge in den Weg treten und ihn zwingen, seinen Lauf gegen Osten zu nehmen. Zunächst fliesst er zwischen Bergen in selten betretenen Gegenden dahin, in welcher er mehrere Zuflüsse erhält, zuerst den Murts, an dessen Zusammenflusse mit dem Araxes der armenische König Vagharsh im 2. Jahrh. n. Chr. die Stadt Vagharshavan erbaute[1]), von dort nimmt er seinen Weg nach dem tief gelegenen und fruchtbaren Kaghzovan oder Kaghzivan[2]). Von den weiteren Zuflüssen, welche der Araxes auf seiner linken Seite erhält, ist der Akhourean oder Arpa-çài der bedeutendste. Die Hauptquelle dieses Nebenflusses liegt im Saghanlu, dem vom Bingöl aus nach Norden streichenden Gebirgszuge, etwa 10 Stunden von der Stadt Kars entfernt, zu welcher sich der Strom in einem einförmigen Laufe durch ein unbedeutendes Thal hinzieht. Auch Kars[3]) selbst liegt in düsterer baumloser Umgebung auf schwarzen Basaltklippen, aber das Clima ist angenehm und die Umgegend fruchtbar. Nebenflüsse des Akhourean innerhalb des Saghanlugebirges werden nicht weniger als sieben aufgezählt. Nur etwa zwei Tagemärsche unterhalb Kars vereinigt sich der Akhourean mit dem direct nördlich von Gümri herabkommenden Arpa-çài (Gerstenfluss), welcher dem Gesammtstrome den Namen zu geben pflegt. An den Ufern des Akhourean liegt die Stadt Ani, deren grossartige Ruinen in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, die aber erst im 9. Jahrhundert n. Chr. bedeutend wird[4]). Am Akhourean lag auch die am Ende des 1. Jahrh. n. Chr. von Erovand dem

1) Dieser Strom heisst Մուրց, Mourts (Mos. v. Khor. II, 62) und dürfte nach St. Martins Vermuthung (Mém. I, 39) der Musus des Plinius sein. Ueber die Stadt Vagharshavan cf. Moses v. Khor. l. c. und St. Martin I, 110.

2) St. Martin, Mém. I, 110.

3) Die Stadt hiess ursprünglich Կարուց, Karouts (St. Mt. l. c.), erst seit dem 10. Jahrh. erscheint die Form Kars, die auch Constantin Porphyrog. mit Κάρς widergiebt.

4) Eine kurze Geschichte dieser Stadt giebt St. Martin, Mém. I, 111 flg. und Ritter, Asien X, 139 flg.

zweiten erbaute Götterstadt Bagaran[1]. Am Vereine des Akhourean mit dem Araxes liegt auf dem rechten Ufer des zuerst genannten Flusses auf einem felsigen Winkel zwischen beiden Strömen die alte Stadt Erovandagerd[2], gegenwärtig in Ruinen, aber in fruchtbarer Gegend und früher sehr volkreich. Am östlichen oder linken Ufer des Flusses liegt Erovandashat, gleichfalls eine Schöpfung Erovand II. Nach dem Akhourean empfängt der Araxes noch auf seiner linken Seite den K'asagh oder Kharsakh[3], der in den bis 12000 F. aufsteigenden Aragaṭbergen entspringt, dessen Wasser aber nicht selten zur Bewässerung der Felder aufgebraucht wird, ehe es den Araxes erreichen kann. Ferner den Hrazdan[4], der an dem jetzigen Erivan vorüberfliesst und ein Abfluss des Sevansees[5] ist. Alle diese Zuflüsse erhält der Araxes noch ehe er die Araratebene betritt. Diese selbst ist eine weite baumlose Steppe, ohne allen Baumwuchs, im Sommer durch die Hitze völlig verödet und dürr. Am rechtem Ufer ist der Fluss mit dichtem Gestrüpp bewachsen, aber dieses Gebüsch bildet nur einen schmalen Saum, alles übrige Land ist öde und dürr, weil es nicht möglich ist, aus dem tief liegenden Flussbette Canäle abzuleiten und so das Wasser des Flusses zur Bewässernng der Umgegend zu verwenden; erst weiterhin, östlich vom Ararat, ist

1) Nach St. Martin (l. c. I, 122) heisst die Stadt Բագարան (Bagaran) oder Բագուան (Bagovan), ohne Zweifel mit altp. baga, Gott zusammen hängend. Ueber ihre Gründung cf. Moses Khor. II, 37. Ritter X, 449.

2) St. Martin I, 121. Ritter IX, 453.

3) St. Martin I, 39. Die Form K'asagh (Քասաղ) ist die altarmenische, Kharsakh die neuere. Der Berg Aragaṭ (Արագած) und die südliche Ebene an demselben gilt nach Mos. Khor. I, 12 als eine sehr alte armenische Ansiedelung. Cf. auch Mos. Khor. II, 15.

4) Cf. Mos. Khor. I, 12 und St. Martin I, 40. Hrazdan (Հրազդան) ist dasselbe Wort wie altb. Frazdânu, obwol letzteres einen See und nicht einen Fluss bezeichnet, so ist doch die Uebereinstimmung ein Beweis für das Alter des Wortes.

5) Nach Mos. Khor. I, 12., St. Martin I, 62 heisst er ursprünglich See des Gegham, weil sich dieser altarmenische König zuerst an seinen Ufern angesiedelt habe.

dies möglich und alsbald ändert sich die Scene. Infolge der zahlreichen Canäle, welche vom Flusse abgehen, wird die Ebene fruchtbar und trägt Dörfer, die zwischen einträglichen Gärten zerstreut liegen. Weiterhin empfängt der Araxes noch manche Zuflüsse, die ihm theils aus den nördlich liegenden Gebirgen, theils auch auf seinem rechten Ufer von der nördlichen Seite der Gebirge Âḍarbaijâns zukommen, doch ist dieser Theil des Stromlaufs nicht mehr von eingreifender Wichtigkeit für die altêrânische Entwicklung. Zuletzt durchbricht er die gegen Südosten streichende Kette des Alaghez, um nach Abstürzen[1] von 1000 F. Höhe die Ebene Moghân zu durchfliessen und sich mit dem Kur zu vereinigen und mit diesem vereint in das kaspische Meer zu fallen. Von seinen Nebenflüssen im unteren Laufe ist der aus Gêlân kommende Qarâ-su der bedeutendste.

Auch in seinem mittleren Laufe ist der Araxes für die Geschichte des armenischen Volkes von hoher Wichtigkeit, da gerade die bedeutendsten Städte des Alterthums sich theils an seinen Ufern, theils an denen seiner Nebenflüsse befanden. Abwärts von Erovandagerd finden wir zuerst die alte Stadt Armavir[2], deren Gründung von den Armeniern bis in die älteste Zeit zurückverlegt wird. Sie lag im Norden des Araxes, doch sind die Armenier selbst über ihre Stelle nicht ganz einig. Nicht blos Residenz, auch Götterstadt war Armavir, dort wuchsen die heiligen Platanen, welche durch das Rauschen ihrer Blätter Orakelsprüche verkündeten (Mos. v. Khor. I, 19). Armavir wurde erst verlassen, als weiter stromabwärts das günstiger gelegene Artashat erbaut wurde. Diese angeblich von Hannibal gegründete Stadt lag an der Vereinigung des Araxes mit dem Meṭamor[3]. Sie lag in vortheilhafter Stellung auf einer Halbinsel. Obwol mehrmals zerstört, erhielt sie sich doch

1) Dieser Absturz heisst im Armenischen K'arawaz (Քարաւազ). Cf. St. Martin I, 41.

2) Nach Mos. Khor. I, 12 ist Armavir die Gründung eines alten armenischen Königs Amasia.

3) Azat (Ազատ) oder Meṭamor (Մեծամօր) heisst ein kleiner Fluss, der in der Nähe des Hrazdan fliesst. Cf. Martin I, 41. Cf. Mos. Khor. II, 4.

längere Zeit, bis sie im 4. Jahrh. n. Chr. ihrer ungesunden Lage wegen verlassen und die Residenz nach Dovin verlegt wurde. An den Ufern des oben genannten Flusses Hrazdan liegt die Stadt Erevan, die sich jedoch nicht weiter als bis in das siebente Jahrhundert n. Chr. zurückführen lässt[1]. Nur drei Stunden östlich von Erevan finden wir Etschmiazin, jetzt ein blosses Kloster, früher eine Stadt Vagharshabad[2]. Sie lag am Flusse K'asagh und galt für sehr alt, denn sie ist angeblich von Erovaud I. gebaut, der sechs Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Zeitrechnung lebte. Im 2. Jahrh. n. Chr. umgab sie der König Vagharsh mit Mauern und sie blieb bis ins 4. Jahrh. eine Residenz der armenischen Könige. Noch ist zu nennen: die Stadt Dovin[3], die im Norden von Artashat an dem Flusse Meƫamor lag. Sie wurde im Jahre 350 n. Chr. von Khosrov II. gegründet und zu seiner Residenz erhoben, sechs Jahrhunderte hindurch galt sie für den Sitz der armenischen Könige. In der Nähe des Ararat lag endlich noch Bagavan (nicht zu verwechseln mit der früher genannten Stadt Bagaran im Norden von Erovandashat), die von dem Bagratiden Sempad im 1. Jahrh. n. Chr. gegründet wurde und sich lange erhielt[4]. Für alt gelten auch die Städte Jougha oder Julfa und Khram in der Nähe von Nakhijevan. Letztere Stadt ist angeblich von Tigran I. im 5. Jahrh. n. Chr. gegründet[5]. Man sieht, dass es ein reiches Leben ist, welches sich namentlich im mittleren Stromgebiet des Araxes entfaltete und das wir nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn uns auch nur sehr lückenhafte Berichte über dasselbe vorliegen.

4. Das Euphratgebiet.

a) Der östliche Euphrat.

Den Gebirgen Armeniens verdanken zwei Flüsse ihr Dasein, welche wir zu den wichtigsten und berühmtesten der

1) Mos. Khor. I, 12. St. Martin I, 40. 116.
2) Mos. Khor II, 62. St. Martin I, 115.
3) St. Martin I, 119.
4) St. Martin I, 124.
5) St. Martin I, 126. 133. 135.

alten Welt zählen müssen, diese beiden Flüsse sind der Euphrat und Tigris. Nur der Ursprung jedoch und ein beträchtliches Stück ihres Laufes gehört Armenien an, sie haben aber nach ihrem Austritte aus diesem Lande noch einen weiten Weg zurückzulegen, ehe sie das Meer erreichen. Aber auch in ihrem Laufe durch die ausserérânischen Länder behalten sie immer eine grosse Wichtigkeit für die érânische Welt und wir halten es darum für sachgemäss, hier sogleich, der besseren Uebersicht halber, ihren Lauf von der Quelle bis zu ihrer endlichen Vereinigung und Mündung zu erzählen. Von diesen beiden Strömen ist nun der bedeutendste der Euphrat[1], sowol was seine Wassermasse als auch die Länge seines Laufes betrifft, letzterer beträgt nicht weniger als 350 geogr. M. und dürfte also dem Stromgebiete der Donau an die Seite gestellt werden[2]. Natürlich ist die Wassermasse des Flusses durch den Zusammenfluss fast unzähliger kleiner Flüsse entstanden und aus diesen lassen sich zwei Hauptarme hervorheben, die als die eigentlichen Hauptbestandtheile des Euphrat gelten müssen. Der östliche führt den neueren Namen Murâd, dessen Lauf (bis Samosata) auf 116 geogr. M. berechnet wird[3]. Der andere westliche Arm heisst in der Nähe seiner Quellen jetzt Qarâ-su, hat aber für den grössten Theil seines Laufes bis heute den Namen Euphrat behalten.

Nicht sehr weit im Nordosten des Ararat, aber nordöstlich vom Vânsee unweit der Strasse, welche diesen See mit den Städten Bâyezîd und Diâdîn verbindet, haben wir die Quellen des Murâd zu suchen. Nach den Berichten Injijeans[4] tritt er aus

1) Der Name des Euphrat ist érânisch und die griechische Form Euphrates offenbar aus der altpersischen Ufrâtu (d. i. gute Furthen besitzend) entstanden. So nennt Darius den Fluss (Bh. 1, 92.) In der Genesis (2, 14. 15, 18) und sonst im A. T. heisst er פְּרָת (Frât), dies ist auch der Name, den er im Huzvâresh (B. 50, 17) führt, im Arabische فرات (Forât). Alle diese Benennungen gelten dem Flusse nach seinem Eintritt in die Ebene, in Armenien war sein Lauf wol weder den biblischen Schriftstellern noch den Persern bekannt. Der armenische Name Եփրատ (Efrat) ist nur dem westlichen Arme eigen und wahrscheinlich neu. Doch nennt ihn so hereits Mos. Khor. II, 17. 18 u. s. w.

2) Ritter X, 882.

3) Ritter l. c.

4) Ritter X, 663.

vier grossen Quellen hervor, auf der Strasse von Vân nach Bâyezîd überschreitet man ihn beim Herabsteigen von dem Ala tâgh als einen kleinen Bach, der aber durch reichliche Zuflüsse von den Bergen in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Strome anschwillt. Der Strom wendet sich zunächst westlich nach Uc Kilîsâ (Dreikirchen) bei diesem Kloster führt eine Steinbrücke über denselben; das Land zu beiden Seiten des Stromes ist Weideland ohne Baumwuchs, zu beiden Seiten von hohen Bergen begränzt. Auf diesen ausgedehnten Weidestrecken gedeihen die Schafe vortrefflich und nicht blos Constantinopel, sondern auch Damascus, Beirut und Aleppo werden von hier aus jährlich mit Fleisch versorgt. Bei dem kleinen Dorfe Qarâ Kilîsâ (Schwarzkirchen) endet jedoch dieses Tafelland und der Murâd macht plötzlich eine Biegung nach Südwesten, wie auch die Berge, welche fortwährend seine Ufer begleiten. Leider ist uns dieser Theil des Stromgebietes noch sehr unbekannt, der für die ältere Geschichte Armeniens nicht ohne Wichtigkeit ist. Besser bekannt sind zum Theil die Nebenthäler. Der Hauptzufluss, den der Murâd auf seiner rechten Seite erhält, ist der Qale-su, an ihm liegt die Stadt Khinis[1]) 5355 F. über dem Meere, alt, aber gegenwärtig verarmt, bei ihrer hohen Lage kann es nicht auffallen, wenn die Winter streng und die Sommer kurz sind. Von Khinis aus führt ein Weg in sechs Stunden auf den Gipfel des Bingöldâgh und von da gelangt man im Sommer über die Berge nach Erzerûm. Sieben Stunden im Nordwesten von Khinis liegen die reichen Steinsalzlager von Tûzla, welche die ganze Umgegend mit Salz versehen. Ein anderer Zufluss des Murâd von der rechten Seite, aber mehr gegen Westen, ist der Carbuhur, der auf einer Höhe von 3883 p. F. im rechten Winkel mit dem Murâd zusammenfliesst. Auf der linken Seite sind zu nennen: der Fluss von Melâzgerd mit der Stadt gleichen Namens[2]), die eine Strasse mit dem Vânsee verbindet und der

1) Der armenische Namen der Stadt ist Խնուս (Khnous), sie ist besonders bekannt, weil dort die Secte der Sonnensöhne ihren Hauptsitz hatte. Cf. St. Martin, Mém. I, 106.

2) Die Stadt heisst ursprünglich Մանավազկերտ (Manavazkert)

Qarâ-su, dessen Quellen man unweit des Nimrûd-dâgh in fruchtbarer Gegend findet und an dessen Ufern ein Weg die Stadt Mush mit Bitlis verbindet[1]. Nach der Einmündung des Carbuhur erweitert sich das Thal des Murâd zu einer Ebene, die jetzt ihren Namen nach der bedeutendsten Stadt in ihr: die Ebene von Mush trägt. Die Stadt Mush[2] liegt jedoch nicht unmittelbar am Murâd, dieser fliesst vielmehr in einiger Entfernung im Westen an ihr vorüber; die Ebene selbst ist dürr und steinig aber gut bewässert und da sie 1500 F. niedriger liegt als die Ebene von Erzerûm, so ist sie für Obstbau geeignet und darum auch wohl angebaut. Ausser Obst sind Pferde, Schafe und Rinder die Hauptproducte der Gegend, aber der Handel ist daselbst nur gering. In derselben Ebene wie Mush, aber nördlich von dieser Stadt, haben wir die alte Stadt Yashtishat[3] zu suchen, bekannt als eine Götterstadt in der alten vorchristlichen Zeit. Nur zwei Stunden von Mush entfernt liegt eine kleine Burg, in welcher der Geschichtschreiber Moses von Khorni im fünften Jahrhunderte lebte. Von Mush stromabwärts ist uns leider das Thal des Murâd wiederum nicht völlig bekannt, erst bei Sivan Maaden, einer Eisenschmelze 8—10 Stunden oberhalb Pâlu, beginnt unsere Kenntniss des Thales wieder. Felswände und Berge treten dort bis an das Ufer des Flusses, namentlich im Norden begleiten dasselbe Gebirgs- und Felsenketten von 1000—3000 F. Höhe. Diese so nahe herantretenden Berge engen den Fluss bedeutend ein, so dass die Breite seines Bettes nicht mehr als 65—70 F., ja an einer Stelle nur 40 F. beträgt, während

und ist eine der ältesten Städte in Armenien. Cf. St. Martin l. c. I, 105.

1) Cf. Ritter X, 824.

2) Die Stadt führt im Armenischen den Namen Մուշ (Moush und so auch bei den Syrern und Arabern. Sie kommt zuerst in der armenischen Geographie des Moses von Khorni vor und scheint im höheren Alterthume keine Bedeutung gehabt zu haben. Cf. St. Martin l. c. I, 102. Ritter X, 676. 816.

3) St. Martin l. c. I, 101. Յաշտիշատ (Yashtishat) heisst Stadt der Opfer. Sie war die bedeutendste Stadt der Provinz Taron vor Einführung des Christenthums und behielt auch nach der Religionsänderung noch längere Zeit ihre Bedeutung.

unterhalb Pålu der Strom 100—150 Schritte breit ist. Die Stadt Pålu soll von etwa 1000 Familien, 400 armenischen und 600 muselmanischen, bewohnt sein, die ersteren sind meist Handelsleute und Handwerker, die letzteren betreiben den Ackerbau. Von Pålu nach K'arberd[1] oder, wie es gewöhnlich genannt wird, K'arput, dem Mündungsplatz des Muråd in den westlichen Euphrat, ist noch eine Strecke von fünf geogr. Meilen und der Fluss folgt bis dahin meist der Ebene von K'arberd, verlässt dieselben aber auch bisweilen, um durch hohe Gebirgswände zu fliessen; jedoch ist der Fluss auf den dort gebräuchlichen Fahrzeugen bis zu seiner Mündung ohne grosse Schwierigkeit zu befahren.

Etwas besser als über das Hauptthal des Muråd sind wir über die Gebirge berichtet, welche dasselbe im Norden und Süden begränzen. Die südlichen gehen vom Vånsee aus und wenden sich von da nach Westen[2], sie scheiden das Stromgebiet des Muråd von dem des Tigris ab und sind öfter überschritten worden. Die dem Muråd am nächsten liegende Kette gegen Süden ist der Koshm-dågh, er erhebt sich 5398 F. über dem Meere, also 1515 F. über die Ebene von Mush. Von der Passhöhe erblickt man aber noch zwei andere Bergketten, von welchen die höchste Antogh-dågh genannt wird, sie ist im Juli noch nicht schneefrei; trägt aber keinen ewigen Schnee. Der Weg von Koshm-dågh führt zunächst in das 4182 F. hoch gelegene Thal Shin. Wendet man sich von da gegen Westen, so muss man über den Darkush in das Thal des Cholp-su hinabsteigen, um nach Nerjiki zu gelangen. Auch dieser Weg führt wieder bis zu einer Passhöhe von 6090 p. F. empor und von da sehr steil in das Thal des Cholp-su hinab, weiter gegen Westen ist der Weg zwar noch gebirgig, aber nicht mehr so beschwerlich und liegt schon ganz im Stromgebiete des Tigris. Der Weg vom Thale Shin nach dem Osten führt über den Kharzan-dågh, er soll noch beschwerlicher sein, ist aber un-

1) So heisst diese Stadt bei älteren Autoren, der Name Քարփութ (Karphuth) ist vulgärarmenisch. Cf. St. Martin l. c. I, 95. Schon Strabo (XI, 527) kennt sie unter den Namen Καρκαθιόκερτα als Hauptstadt Sophenes, Cedrenus (*Hist. comp. II*, 119 *ed. Bek.*) nennt sie Χάρποτε.

2) Ritter X, 690.

seres Wissens noch von keinem Europäer begangen worden. Die Gebirge im Norden des Flusses sind gleichfalls theilweise bekannt geworden: es sind Ausläufer der grossen Kette, welche den Ararat mit dem Bingöl verbindet und weiterhin die an das genannte Gebirge sich anschliessenden Dushikberge. Auch diese letzteren steigen bis zu 10000 F. empor und sind schneereich und beschwerlich zu bereisen. Was in den Thälern dieser Gebirgsgegenden an Kornfrüchten gebaut wird, ist nicht hinreichend für die Bewohner derselben, dagegen findet sich Ueberfluss an Futter für das Vieh und Holz genug zur Feuerung.

Die Hauptstrasse, welche von Osten nach Westen durch Armenien führt und die wir früher schon von Tabriz bis Bâyezîd verfolgt haben, bleibt auf dem Wege von dieser Stadt nach Erzerûm nur eine kurze Strecke im Murâdthale. Sie verlässt dieses Thal bei Qarâ Kilisâ (von wo auch ein beschwerlicher Bergweg in 12 Stunden nach Kaghzivan im Araxesthal abzweigt [1]) und wendet sich nördlich auf eine Hochebene, steigt aber bald auf die Bergeshöhen hinauf, welche eine Fortsetzung der vom Ararat ausgehenden Sinakberge sind. Zwei Wege führen über diese Berge, der eine führt an dem Dorfe Dahar vorüber, bei welchem sich die bekannte grosse Keilinschrift findet, dieser Weg ist der besuchteste, weil er sowol im Sommer wie im Winter gangbar ist, aber er ist der längere; er ist auch beschwerlich und nicht ganz ohne Gefahr, er soll den Schnee nur durch zwei Monate des Jahres verlieren. Ein zweiter kürzerer Weg führt von dem Dorfe Mulla Suleimân aus über den Kosse-dâgh, der eine Höhe von 8500—9000 F. erreicht, demungeachtet aber im Sommer schneefrei ist. Bei dem Dorfe Deli Bâbâ vereinigen sich beide Wege wieder und senken sich dann rasch in das Araxesthal hinab und man erreicht bald die Brücke Shubân köpri (Schäferbrücke), von wo aus man nur noch 11 Wegstunden bis Erzerûm zurückzulegen hat.

1) Cf. J. Bluhm: *Routen im türkischen Armenien*, *Zeitschr. für Erdkunde XVI*, 356.

b) Der westliche Euphrat.

Im Nordwesten der Gebirgskette, welche das rechte Ufer des Murâd begleitet und das Stromgebiet von dem des Araxes abtrennt, finden wir eine zweite, niedere, welche von dem Bingöl durch die tief eingeschnittenen Thäler des Araxes und des Lieik-su abgetrennt wird. Sie ist ein Zweig des grossen Taurussystems und dieselbe Kette, welche der nordwestliche Euphratarm bei Egin durchbricht, dessen Stromgebiet sie von dem des Araxes scheidet. Als Kette führt sie bei den jetzigen Bewohnern der Gegend keinen besonderen Namen, man kann sie aber nach ihrer höchsten Spitze die Palandökenkette nennen[1]). Nach Nordosten verflacht sich die Kette zu dem lang gestreckten Passe Dewe-Boyun (Kamelhals) und setzt sich nordöstlich weiter bis nach Kolchis und Georgien fort. Dieses Gebirge begränzt im Süden und Osten die Hochebene, in welcher Erzerûm liegt, während gegen Norden der Paryadres der Alten oder Parkhar[2]) der Armenier das Quellgebiet des westlichen Euphrat von dem des Corokh abscheidet. Diese Ebene wird nun von den Quellflüssen des westlichen Euphrat durchströmt, der aus verschiedenen Bächen entsteht, welche im Norden und Nordosten Erzerûms ihren Ursprung haben. Die eigentliche Quelle des Flusses liegt auf dem Dumly-dâgh 8567 engl. F. über dem Meere. Kein Sprudeln auf dem Grunde des an 2 Fuss tiefen, ruhigen und klaren Bassins deutet an, von wo das Wasser kommt, dessen Zufluss indess so stark ist, dass die Quelle unmittelbar nach ihrem Austritte aus dem Bassin einen 5—6 Fuss breiten Bach bildet.

Die Richtung des Hauptthales geht von Nordosten nach Südwesten und zahlreiche helle Bäche münden in den Fluss, welcher nach seinem Eintritte in die Ebene sich in einem Bogen gegen Westen wendet und mit geringer Geschwindigkeit den Sazlyk-Schilfwald durchfliesst, dort erhält er den

1) Palandöken heisst „Sattel abschüttelnd" und der Berg wird so genannt, weil die Lastthiere dem auf seiner Spitze wehenden heftigen Winde nicht widerstehen können. Zum Folgenden vergleiche man Ritter X, 813 flg. und besonders Strecker: *Beiträge zur Geographie von Hocharmenien, Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde* 1869. *Bd. IV.* 145 flg.

2) Cf. Mos. Khor. II, 6.

Namen Qarâ-su (Schwarzwasser), wahrscheinlich seines trüben Wassers wegen. Durch zahlreiche Zuflüsse verstärkt verlässt er die Ebene wenig unterhalb Ilija, dem Elegia der Alten, von wo an dann die Berge näher an sein Ufer treten. Diese Ebene von Erzerûm, nur 3—4 Stunden breit und von allen Seiten von hohen Bergen umgeben, ist früher offenbar das Becken eines Sees gewesen. Jetzt bedecken sie zahlreiche Dörfer, in denen Christen mit Moslemen meist friedlich zusammenwohnen. Der Boden ist fast durchweg fruchtbar, wenn auch nicht durchgängig bebaut. Weizen und Gerste sind die vorzüglichsten Produkte der Ebene, weniger Korn und Hirse. Unter den Rüben gedeiht besonders die Runkelrübe mit vorzüglichem Zuckergehalt, Klee, Wicken und Bohnen, wenig Erbsen und Linsen. Obstbäume gedeihen in der an 6000 F. hohen Ebene nicht. Der Winter dauert auf dieser Höhe natürlich lange und die Früchte haben nur wenig Zeit zur Reife. Die Saatzeit beginnt Ende Aprils, oft auch erst im Mai und im August wird bereits das Getreide geschnitten. In ihr liegt Erzerûm[1]) an einem Nebenflusse des Euphrat, eine Stadt von 60000 Einwohnern. Diese Stadt sowie die Ebene, welche sie umgiebt, ist von grosser Wichtigkeit für Geschichte und Geographie. Durch enge Gebirgspforten und wenige Hochpässe abgeschlossen ist das Thal schwer zu erobern und doch für den Durchgang von ungemeiner Wichtigkeit, weil es zwischen drei Meeren gelegen ist. Nicht weniger als fünf[2]) verschiedene Strassen gehen von dort aus oder münden nach Erzerûm ein, nämlich 1) eine südwestliche über Karberd nach Diyârbekr, 2) der Sommerweg nach Khinis und Mush, südlich über den

1) Erzerûm, d. i. ارزن الروم (Arzen-errûm), war lange Zeit den Griechen unterworfen und galt für eine der wichtigsten Festungen des Reiches. Ihr älterer Name war Theodosiopolis. Zweimal, nämlich 302 unter Qobâd I., dann gegen Ende des 6. Jahrh., wurde sie von den Sâsâniden genommen. Ueber die Zeit der Byzantiner vermögen wir die Stadt nicht zurück zu verfolgen, ihr eigentlicher armenischer Namen ist Կարին (Karin), mit diesem Namen hängt es auch zusammen, wenn Plinius (H. N. V, 24) die Gegend, in welcher der Euphrat entspringt, Caranitis nennt.

2) Strecker l. c. p. 151.

Palandöken, 3) die östliche über den Dewehoyun in das Thal von Pasin, 4) eine nordöstliche, welche zwischen Tavt und Ċipach die erste Brücke über den Qarâ-su überschreitet, nach Georgien endlich 5) die nordwestliche über Baiberd nach Konstantinopel.

Der erste bedeutende Nebenfluss des westlichen Euphrat ist der Sercesheme-derre-su, der etwa 12 Stunden nördlich von Erzerûm in grosser Nähe der Quelle des östlichen Ċorokharmes entspringt, in dem kleinen Bezirke der Ovâjik genannt wird. Er durchfliesst mit starkem Gefälle ein enges tiefes Thal und mündet dann in den Euphrat[1]. Während der Sercesheme-derre-su ein Zufluss von der rechten Seite ist, erhält der Euphrat seinen nächsten bedeutenden Zufluss von der linken Seite, welcher sich bei Mamakhotun, 12 Meilen von Erzerûm mit ihm vereinigt. Dort beginnt die Ebene Derčan[2]. Die Südgränze der 8 St. langen und 3 St. breiten Derčanebene bilden die Dushikberge, welche mit ihrem westlichen Ende gerade bis zu der Ebene reichen in der die Stadt Erzingàn[3] liegt. In dieser Ebene ist das Clima bereits viel milder als in Erzerûm, die Sommer werden sehr warm und der Winter hat Vieles von seiner Strenge verloren. Korn und Weizen gedeihen namentlich in der Umgehung von Erzingàn vortrefflich, auch Birnen, Trauben und Melonen, in Erzingàn findet auch der Pfirsich, die Maulbeere und Feige ihre nördliche Gränze. Auch die Ebene von Erzingân ist ein altes Seebecken, wie die von

1) Cf. Strecker l. c. p. 117.

2) Der armenische Name ist Դերջան (Derčan) und entspricht dem Derxene oder Xerxene des Strabo (XI, p. 528), welche Ebene Armenien und Kappadokien trennte. In ihr lag auch die alte Stadt Bagarhinč (Բագառհինջ) in der heidnischen Zeit durch einen Mithratempel berühmt. Cf. St. Martin, Mém. I, 74.

3) Der Name wird bald ارزنجان (Arzenjân), bald ارزنگان (Arzengân) geschrieben, letztere Form ist die ältere. Der armenische Name ist Երիզայ (Erizai) oder Երէզ (Erez), das Thal aber Եկեղեց (Ekeghets), Stadt und Thal sind berühmt wegen der Göttertempel, besonders der Anâhita, welche sich früher daselbst befanden. Cf St Martin, Mém I, 45. 71. Ritter X, 773.

Erzerûm und der Euphrat muss $1\frac{1}{2}$ St. von der Stadt ein enges Defilé durchströmen, um sich weiter seinen Weg zu bahnen; es beginnt hier bereits der Durchbruch des Gebirges. Die Stadt Erzingàn selbst ist vielfach von Erdbeben heimgesucht. Von hier hat der Euphrat einen Weg von etwa 10 Stunden zurückzulegen, bis er zu der alten Stadt Kemak' gelangt. Noch in der Nähe von Erzingàn nimmt er den Fluss Gail auf, der wahrscheinlich der Lycus der Alten ist und auf dessen rechtem Ufer die alte berühmte Stadt Thil[1]) liegt, ein zweiter Fluss, der jetzt Tscheumar-su heisst, wird gleichfalls auf dieser Strecke vom Euphrat aufgenommen. Hier liegt auch auf dem rechten Ufer des Euphrat die Provinz Daranaghi[2]), ein wildes Bergland, das aber in der armenischen Geschichte eine grosse Bedeutung erlangt hat durch die Thätigkeit des heiligen Gregor, welcher die wilden dem Anâhitacultus ergebenen Einwohnern der Umgegend dem Christenthume zuführte. Auf dem Berge Sepuh[3]) war der Sitz, auf welchen sich der Heilige in die Einsamkeit zurückzog und derselbe ist darum, trotz seines unwirthlichen Charakters, bis heute das Ziel frommer Wallfahrten. In diesem Berggebiete liegt auch Thordan[4]), der Begräbnissort verschiedener armenischer Könige und früher einer der Hauptsitze des Anâhitacultus.

Kehren wir von diesem Seitenausfluge in das Hauptthal des Euphrat zurück, so treffen wir hier auf dessen linkem Ufer die nicht weniger alte Stadt Kemak' mit der Festung Ani[5]).

1) Thil, arm. Թիլն (Thiln), ist wahrscheinlich die Stadt Thalania des Ptolemäus (V, 13) und berühmt durch ihren Tempel der Göttin Nanaea. Cf. St. Martin, I, 72.

2) Der Name Daranaghi (Դարանաղի) bedeutet Salzgrube.

3) Der Name Sepuh (Սեպուհ) heisst im Armenischen „ausgezeichnet, berühmt".

4) Sie heisst noch jetzt Thordan (Թորդան) und ihre Erbauung geht in eine sehr ferne Zeit zurück. Cf. St. Martin l. c. I, 73.

5) Die Festung Ani (Անի) ist nicht mit der gleichnamigen Stadt zu verwechseln, welche am Ufer des Akhourean liegt. Der Name Kemak' scheint vom arm. Կմախք (Kmakhk') zu kommen, was die Reste eines

Sie ist schon in vorchristlicher Zeit bekannt und wurde von den êrânischen Königen als Schatzkammer benutzt. Die Stadt liegt zum Theil erhaben und zwar der älteste Theil innerhalb eines Walles von sehr alterthümlicher Bauart, während der übrige Theil in den Gärten zerstreut ist, die vom Ufer des Euphrat emporsteigen. Die Stadt hat nur etwa 400 türkische und 30 armenische Familien zu Einwohnern, die ihren Lebensunterhalt durch Anbau der benachbarten Thäler gewinnen oder durch Holztransport, denn der Handel scheint daselbst keinen grossen Aufschwung zu nehmen. Zwischen Kemak und Egin tritt der Euphrat in einen Gebirgsspalt ein, dessen Steilwände auf jeder Seite 1000—1500 F. senkrecht emporsteigen. Die Stadt Egin[1]) selbst liegt in einem sehr tiefen Thale am Euphrat zwischen steil emporsteigenden Bergen, die sich bis zu 4000 F. erheben. Die Bergabhänge sind mit Gärten bedeckt, welche terrassenförmig aufsteigen, zwischen ihnen liegen die Häuser in einem Walde von Bäumen. Das Clima ist sehr angenehm und des vielen Wassers wegen auch im Sommer kühl. Im Winter liegt nur selten Schnee im Thale, aber die benachbarten Berge werden damit bedeckt und dadurch die Verbindung mit den Landschaften jenseits derselben oft für lange Zeit gehindert. Die günstige Lage Egins macht den Ort zu einem Lieblingsaufenthalte der Armenier, die es lieben, sich hierher zurückzuziehen und ihr anderwärts gesammeltes Vermögen zu geniessen. Egin liegt auf dem rechten Ufer des Euphrat, ebenso das etwa 12 Stunden stromabwärts erscheinende Arabgir, letztere Stadt jedoch nicht unmittelbar am Flusse, sondern seitwärts auf einem Plateau. Auch zwischen Egin und Arabgir hat der Euphrat mehrfache Klippen und Untiefen zu überwinden, wesswegen er blos zum Holzflössen benutzt werden kann, nicht zur Schifffahrt. Arabgir[2]) ist eine bedeutende

Leichnams bedeutet. Er dürfte daher zu erklären sein, dass mehrere ältere armenische Könige dort begraben waren, deren Gräber im 4. Jahrh. n. Chr. zerstört wurden. Cf. St. Martin l. c. I, 72. 73. Ritter X, 786.

1) Egin ist entstanden aus Akn (Ակն), d. h. Quelle. Ueber ihre Gründung im 11. Jahrh. cf. Martin l. c. I, 189.

2) Die Byzantiner kennen die Stadt unter dem Namen Arahrakes. Im Armenischen heisst sie Արաբկեր (Arabker). Cf. St. Martin l. c. I, 189

Stadt mit Obstgärten, das Clima ist jedoch wegen der hohen Lage des Ortes strenge im Winter und selbst im Sommer kühl, die Gegend ist aber fruchtbar, daher zählt der Ort etwa 6000 Häuser mit 4800 türkischen und 1200 armenischen Familien, die letzteren beschäftigen sich meist mit der Verfertigung von Baumwollenzeugen aus englischem Garn. Etwa 7 geograph. Meilen nordöstlich von Arabgir liegt die Stadt Tiprik, das Τεφρική[1] der Alten, berühmt als Sitz der Secte der Paulicianer, welche von dort aus ihre verheerenden Einfälle nach Kleinasien machten. Gegenwärtig hat die Stadt 10000 Einwohner, darunter 2000 Christen. Die Lage ist noch schöner als die von Arabgir, gegen Norden und Süden ist die Stadt von hohen Bergen eingeschlossen, sie liegt an einem Zuflusse des Kymyr-su.

Von Arabgir ist nur noch ein Tagemarsch nach Kjeban Maaden, einem berühmten ganz von Bergen umschlossenen Bergwerke, das aber gegenwärtig kaum den Anbau lohnt. Nur eine Stunde unterhalb dieses Bergwerks vereinigt sich der Muràd mit dem westlichen Euphratarme, der gesammte Strom behält aber noch den Namen Muràd bei und erst weiter im Süden bei Bir kommt der Name Euphrat für denselben in Gebrauch. Zwei Stunden unterhalb des Bergwerks ist eine Fähre, auf welcher man den Fluss übersetzen kann. Die rechte Seite des Euphrat begleitet von Tiprik an eine Bergkette, welche dem Taurussysteme angehört, auf ihr bei Deliqlytàsh (d. i. Durchbruch am Stein) ist 5500 F. über dem Meere die Wasserscheide, die nach Norden abfliessenden Wasser gehen zum Qizil Irmaq, die südlichen zum Euphrat oder zunächst in die Nebenflüsse desselben. Auf dem linken Ufer des Euphrat erreicht man, wenn man die Berge übersteigt, die Ebene, in welcher K'arberd liegt. Diese gehört zu den am besten bebauten in Armenien, sie ist gut bewässert und voll von Baumwollenfeldern, Weingärten und Maulbeerenwäldern; daher ist es auch nicht zu verwundern, dass sie schon frühzeitig zur Ansiedelung eingeladen hat.

2) Der armenische Name lautet Տիպրիկէ (Tiprike), er scheint erst aus dem Griechischen entstanden. Cf St. Martin l. c. I, 188.

Unmittelbar unter Kjeban Maaden beginnt der eigentliche Durchbruch des Euphrat durch die Berge. Er fliesst zuerst einige Stunden südwärts, dann wendet er sich von Sinakli bis Tschernik einige Stunden gegen Westen. Das rechte Ufer verflacht sich hier mehr und mehr und er nimmt an dieser Stelle drei Zuflüsse auf, welche von dem Plateau herabkommen auf welchem der Ort Hekîmkhân liegt: den Tschümürlü-sû, Jazydja-sû und Kuru-câi. Durch einen eirunden Berg, Musher-dâgh, welcher an das linke Euphratufer herantritt, wird der Fluss zu einem grossen Bogen gegen Westen gezwungen. Nachdem dieser Berg umflossen ist, erweitert sich die Gegend auf dem rechten Ufer vom Neuen und die Ebene von Malâtia breitet sich dort aus, noch oberhalb der gleichnamigen Stadt ergiesst sich der Tokma-su in den Euphrat. Der Strom wendet sich nun wieder nach Osten zurück und verfolgt längere Zeit eine südöstliche Richtung zuerst an Isoghlu (Eïs-oghlû Chesney) und zwei Stunden weiter abwärts an dem durch seine Keilinschrift berühmten Kümürkhâne vorüber. Aber unterhalb dieses Denkmals wird der Euphrat in eine Felsspalte eingeschnürt, deren beide Seiten 2—3000 F. emporstarren und es folgen nun die sogenannten Euphratkatarrakten, welche die Türken Qirq Gecîd (قرق کچید) d. i. die vierzig Pässe zu nennen pflegen. Diese Katarrakten sind Stromschnellen, von denen auf einer Strecke von etwa 20 geogr. M. gegen 300 nach einander folgen und zwar so nahe, dass man das Brausen der nächstfolgenden bereits hört, sobald man die eine derselben passirt hat. Die schlimmsten Stellen liegen bei dem Städtchen Schiro, sehr schwierig sind auch die drei Katarrakten oberhalb des Dorfes Telek, wo heisse Schwefelquellen dampfend aus dem Gestein dringen. Unterhalb Telek wird von einer zackigen Felsspalte der vorher 300 Schritte breite Fluss durch einen Erdspalt bis auf 35 Schritte eingeengt, diese Stelle heisst Geiklash (کیکلاش?), d. i. Hirschsprung. Unterhalb dieser Stelle wendet sich der Strom nach Südosten und hat nur noch eine schwierige Stelle bei einem Kreidefelsen in der Nähe des Schlosses Gerger. Von da ab verändert sich der Charakter des Flusses, seine Geschwindigkeit vermindert sich, denn obwol er noch immer zwischen hohen Bergen dahinfliesst,

so treten diese doch mehr zurück und zwar auf beiden Seiten. Das rothliche Gestein, das senkrecht zum Flusse abstürzt, erhebt sich bis zu 3—400 F. Hohe und zeigt groteske Formen von Sandsteinbildungen sowie viele Höhlen. Bald aber verlässt der Fluss die Berge ganz und tritt in ein Hügelland ein. Die Erfahrung hat gezeigt, dass selbst bei niedrigem Wasserstande die Beschiffung dieser Stelle sehr schwierig, bei hohem aber ein Ding der Unmöglichkeit ist[1].

Die Nebenflüsse des Euphrat beschränken sich in der eben von uns durchwanderten Strecke fast gänzlich auf die rechte Seite des Flusses, dem linken Ufer liegen die Quellen des Tigris allzu nahe und dieser Strom nimmt daher fast den ganzen Wasservorrath von dieser Seite auf. Die vier Nebenflüsse der rechten Seite sind bereits oben genannt worden, unter ihnen ist der bedeutendste der Tokma-su, auf den wir hier nochmals zurückkommen, da uns sein Stromgebiet genauer bekannt ist. Der Tokma-su entspringt etwa drei Meilen südwestlich von dem Städtchen Gurun, welches 3664 p. F. über dem Meere liegt; es ist dies die einzige Stadt in Armenien, in welcher die armenische Bevölkerung die moslemische übersteigt, denn es wohnen dort 850 türkische, 860 armenische und 63 katholisch-armenische Familien. Der Boden ist wenig ergiebig, der Sommer vermöge der hohen Lage nur kurz, daher widmen sich die meisten Bewohner den Handelsgeschäften. Weiter abwärts am Tokma-su liegt noch die Stadt Derende, den Weg zu ihr bahnt er sich häufig durch Felsenklüfte, welche ihn dem Auge entziehen, erst unterhalb Derende, das nur 918 F. tiefer liegt als Gurun, wird das Flussthal breiter; von Arga an beginnt die Ebene, welche bis Malàtia fortdauert. Zu nennen ist auch der Sultân-su, ein Nebenfluss des Tokma-su, in dessen Thale Asbuzi liegt, der reizende Sommeraufenthalt der Bewohner von Malàtia. Die Stadt Malàtia selbst ist im Sommer fast unbewohnt, da Alles nach Asbuzi in die Sommerfrische zieht. Die Umgegend von Malàtia ist eben und öde, kein Baum wächst in der Ebene, dabei liegt die Stadt noch immer 2608 F. über dem Meere.

1) Cf. von Moltkes Bericht bei Ritter X, 826 flg. Nach Chesney (*Expedition for the Survey of the rivers Euphrates and Tigris*, I, 45) soll diese Strecke schiffbar sein, doch dürfte dies ein Irrthum sein.

Die Folge davon ist, dass die Stadt im Winter sehr kalt, im Sommer aber unerträglich heiss ist und der schnelle Wechsel der Temperatur dürfte die Hauptschuld der Ungesundheit tragen, durch welche Malàtia bekannt ist. Der Sommeraufenthalt Asbuzi liegt nur um 200 F. höher und ist daher im Winter ebenso kalt wie Malàtia, im Sommer aber des vielen Wassers wegen weit weniger heiss. Die Stadt Malàtia selbst ist nicht alt. Strabo sagt ausdrücklich (XII, p. 537), dass in jener Ebene zu seiner Zeit keine Stadt lag, sondern nur feste Burgen auf den umliegenden Bergen, unter diesen die bedeutende Feste Tomisa, durch welche damals die Hauptstrasse von Cäsarea nach dem Euphrat führte. Dagegen kennt Plinius (H. N. VI, 3) Melite und lässt die Stadt sogar von der Semiramis gegründet sein, auch scheinen die Wasseranlagen in Asbuzi auf ein hohes Alter hinzuweisen. In der That ist jene Gegend durch die Handelsstrasse, welche durch sie führte, im Alterthume von so grosser Wichtigkeit gewesen, dass in ihr Ansiedelungen in sehr alter Zeit höchst wahrscheinlich sind. Da die Stadt Malàtia nicht unmittelbar am Euphrat liegt, sondern wenige Stunden seitwärts, so ist es möglich, dass der Ort erst zu Zeiten der Byzantiner und im Mittelalter eine grössere Bedeutung erlangte und die alte Ansiedelung näher am Euphrat lag, etwa bei Isoghlu, wo noch jetzt eine bedeutende Fähre über den Fluss führt, oder $1\frac{1}{2}$ Stunde unterhalb Isoghlu, wo wir $\frac{1}{2}$ Stunde oberhalb Kümürkhâne eine Keilinschrift finden, an der alten Strasse, welche von dem kappadokischen Cäsarea nach Ninive führte. Oberhalb Gerger ist der Euphrat noch sehr wild und hat bei der Fähre von Derisko seine letzten Stromschnellen. Unter den Klippen des Castells von Gerger tritt er nochmals in eine enge Felsschlucht ein, erhält aber dann ein erweitertes Strombett. Nicht weit unterhalb Gerger[1] nimmt er auf der rechten Seite den Fluss von Kâchta[2] auf, es ist dies ein bedeutender Fluss, der sich gegenwärtig in der Nähe seiner Mündung in mehrere Arme theilt, mit denen

1) Karkar (Կարկառ) im Armenischen, كركر (Karkar) im Arabischen, aber im Syrischen Gargar, cf. St. Martin, Mém. I, 193.

2) Kâkhta ist eine Festung, die für unüberwindlich galt. Die Araber schreiben den Namen كاختة (Kâkhta), die Syrer Gakhty, cf. St. Mt. l. c.

er die an ihnen liegenden Gärten reichlich bewässert. Weiter hin fallen gleichfalls von Westen kommend der Fluss von Adiaman, der Gök-su, der Qarâ-su und unterhalb Rûm-qala noch der Marzeban[1]) in den Euphrat. Die ersteren dieser Flüsse sind wichtig, da ihnen die Landwege folgen, welche den Verkehr zwischen Malâtia nach Norden und mit Marash und Cäsarea gegen Westen vermitteln. Auf dieser Strecke erhält der Euphrat auch wieder Zuflüsse auf seinem linken Ufer, doch sind diese weniger bedeutend. Bei Hadro, einem Dorfe unterhalb Gerger, tritt der Süngüt oder Sengibârfluss zum Euphrat, ein zwar kleines aber fischreiches Flüsschen, welches von den Vorhöhen des Qarâjadâgh herabkommt, der die Wasserscheide zwischen dem Euphrat und dem Tigris bildet. Noch einige Stromschnellen — die letzten — zeigen sich bei dem Kurdendorfe Kantara; zwei Stunden abwärts von diesem Dorfe erhält der Euphrat einen neuen Zufluss auf seinem linken Ufer, den Câm-câi (Fichtenfluss[2]), der in trägem Laufe zwischen Kreidefelsen dahinfliesst und zwar von Osten gegen Westen, er kommt gleichfalls vom Qarâja-dâgh. Zwischen dem Sengibâr und dem Câm-câi liegt die Stadt Süverek[3]), auf der Strasse zwischen Haleb und Diârbekr. Bei Kantara fängt die Kreideformation an sich zu zeigen, welche stromabwärts sich bis unterhalb Bîr fortsetzt. Die Stadt Samosata[4]) liegt auf dem rechten Ufer des Euphrat, füllt aber gegenwärtig nicht den zwanzigsten Theil des Umfangs, den die alte Stadt nach

1) St. Martin l. c. I, 196 sagt, der Fluss heisse Barzeman oder Marzeban.

2) Cf. Ritter X, 875. Nach Moltke heisst er indess nicht جامچاى oder Fichtenfluss, sondern Cim-câi (چمچاى). Cim ist die Wasserlinse und auch dieser Name würde vollkommen passend sein, ja der Wasserlinsenfluss wäre vielleicht bei dem trägen Laufe noch vorzuziehen. Doch bestätigt auch Petermann (Reisen II, 23) den Namen Câm-câi.

3) Cf. St. Martin, Mém. I, 160. Der Name scheint nicht sehr alt zu sein, bei Barhebraeus lautet der syrische Name Sîbârik, im Türkischen سیورك (Siwerek).

4) St. Martin l. c. I, 194. Die Armenier geben der Stadt verschiedene Namensformen, sie schreiben bald Samousat, bald Shamoushat oder auch abgekürzt Shamshat, die letzteren Formen scheinen mir die besseren zu sein. Die Syrer nennen sie Shamîshat, die Araber سميسات (Sumeisat); sie scheint ziemlich alt zu sein.

den noch vorhandenen Ruinen gehabt haben muss. Die Umgebung ist gut angebaut, denn Samosata liegt in einer fruchtbaren Thalebene, in welche dort der Euphrat einströmt, diese verengert sich aber unterhalb Samosata wieder und der Euphrat bleibt hinfort von Uferbergen eingeschlossen, die aber nur eine Höhe von etlichen hundert Fuss haben. Diese durchzieht er nun in einer fast westlichen Richtung, als ob er zum Mittelmeere fliessen wollte, hieran wird er jedoch durch die dem Taurus im Süden vorliegenden Plateaulandschaften gehindert. Bei dem Dorfe Zekteri (etwa 8 geogr. M. unterhalb Samosata) wendet er sich nun plötzlich gegen Süden und in dieser Richtung, wiewol mit vielen Windungen, fliesst er an Rûmqala[1]) vorüber, einer früher sehr bedeutenden Festung, die in der That fast uneinnehmbar ist, aber gegenwärtig durch die veränderte Richtung der Strasse viel von ihrer strategischen Bedeutung verloren hat. Schon eine Stunde unterhalb Rûmqala beginnt das Flussthal sich zu erweitern, obwol das Ufer noch immer felsig bleibt und die Uferwände bis 250 F. emporsteigen. Am Nordfusse des Tel Bakis, einem Kreidefelsen mit gleichnamigem Dorfe, wendet sich der Euphrat gegen Südosten nach Bir, das eine der wichtigsten Ueberfahrten des Euphrat ist, wo noch jetzt nicht weniger als 16 grosse Fahrzeuge für die Ueberfahrt der von Haleb kommenden Karavanen sorgen und die Zahl der Kamele oft bis 5000 steigt[2]). Die alte Geschichte des Ortes ist nicht bezeugt, doch ist es sehr wahrscheinlich, dass an dieser Stelle eins der verschiedenen Zeugma der Alten gelegen habe. Das Castell liegt auf einem künstlich behauenen Berge, in der nördlichen Ecke der Stadt. Von hier an, wo der Euphrat aus den ihn umgebenden Felswänden heraustritt, ist er schiffbar bis zum Meere; dazu hat Bir Landverbindungen mit Haleb, Antiochien und Aintâb einerseits und mit Orfa, Nisibis und Mosul andererseits, daher auch mit

1) Der arabische Name ist قلعة الروم (Qalat-er Rûm) und dieser Name scheint auch der armenischen Namensform Hromkhlày (Հռոմկլայ) zu Grunde zu liegen. Obwol die Feste für alt gilt und es wahrscheinlich auch ist, finden wir sie doch erst im Mittelalter mit Sicherheit erwähnt. Cf. St. Martin I, 196.

2) Chesney l. c. I, 46. Bei Bir fliesst der Euphrat $628\frac{1}{3}$ F. über dem mittelländischen Meere.

Bagdâd, Persien und Indien, es sind also alle Mittel gegeben, den Platz unter sonst günstigen Verhältnissen zu einem blühenden zu machen. Die Sprache ist hier noch die türkische, die wenigsten Einwohner verstehen das Arabische, aber der Sajur, ein nicht unbedeutender Nebenfluss auf der rechten Seite des Euphrat, dessen Quelle bei Aintâb zu suchen ist und welcher unterhalb Bîr einmündet, kann als die Gränze zwischen den arabischen und turkmanischen Horden betrachtet werden. Unweit der Ufer des Sajur liegt Jerabolos, das ältere Europus, in fruchtbarer Umgebung, noch zeugen zahlreiche Ruinen von der früheren Bedeutung des Ortes. Weiterhin an dem Sarisatvorgebirge lag Cecilia, eine uns sonst unbekannte Stadt, deren Vorhandensein aber jetzt noch dort eine griechische Inschrift bezeugt, endlich Bambij, das alte Bambyke, berühmt durch den vielbesuchten Tempel des Dea Syra. Noch einmal wird der Euphrat unterhalb dieser Stelle durch die Qarâ-Bambuchberge eingeengt, welche in einer Höhe von 1200 F. den Fluss durchsetzen. Im Süden dieser Berge beginnt das Euphratthal wieder sich auszuweiten und ehe der Fluss die Klippen von Bâlis erreicht, welche seinen Lauf nach Osten drängen, nimmt er noch als letzten Zufluss von seiner rechten Seite den Abu Ghalghal auf, welcher mit dem Dardarax der Alten identisch sein muss. Bâlis selbst ist das Barbalisus der Alten und ist nicht blos hydrographisch merkwürdig, es ist eine Naturgränze, ebenso aber auch eine Völker- und Staatengränze. Bis hieher dringt vom Süden und Osten her die arabische Bevölkerung vor, weiterhin im Norden findet sie sich nur noch sporadisch, auch sind diese Araber dann nicht mehr Nomaden, sondern Ackerbauer. Hier in der Gegend von Bâlis haben wir auch die alte Stadt Thapsacus zu suchen, wohin im Alterthume die Karavanenwege aus Palmyra und Rezef und anderen Handelsstädten einmündeten [1]. Mit Thapsacus theilte das alte Sura auf dem rechten und Nicephorium auf dem linken Ufer die Bedeutung und erst von der Zeit der Seleuciden fängt Raqqa an sich zu erheben.

Die östliche Richtung, welche der Euphrat unterhalb Bâlis einschlägt, behält derselbe auch noch unterhalb Raqqa bei bis

1) Wahrscheinlich das heutige Sheikh Omer, welches auch den Namen Dipsi führt. Cf. Mordtmann in Petermanns Mittheilungen 1865. p. 54. 55.

zum Durchbruche der Berge bei Zelibi. Erst von da an schlägt der Strom statt der bisherigen östlichen eine entschieden südostliche Richtung ein. Die Strecke von Raqqa bis Zelibi beträgt etwa 40 Stunden, die Gegend zu beiden Seiten des Flusses ist ein gleichförmiger Gypsboden ohne alle Abwechslung. Bei Zelibi durchsetzen die Bushirberge den Euphrat, welche mit den Sinjârbergen in Verbindung zu stehen scheinen, aber weder durch ihre Gestalt noch durch ihre Höhe ausgezeichnet sind. Am Ende dieser Berge liegt Zelibi, das alte Zenobia, als starke Gränzfeste der Römer gegen die Perser berühmt. Zwanzig Wegstunden unterhalb Zelibi liegt Deir und auch auf dieser Strecke bleibt sich die Gegend ziemlich gleich, die trockenen Stellen sind mit Weideland und Tamariskengebüsche bedeckt, dazwischen liegen Moräste. Deir selbst ist weder alt noch bedeutend, zwölf Stunden weiter stromabwärts liegt die Mündung des Khabûr und an ihr das alte Circesium, von dem wir später sprechen werden. Auch das Land zwischen Deir und Ana ist einförmig und liegt gegenwärtig wüste, aber eine grosse Menge von Ruinen aus parthischer, babylonischer und römischer Zeit zeigt uns, dass früher die Ufer des Euphrat und namentlich die mesopotamische Seite weit besser bebaut war, als gegenwärtig der Fall ist. Schon von Ana an beginnen sich die Spuren der ehemaligen babylonischen Wasserbaukunst bemerklich zu machen; diese Wasserwerke waren dazu bestimmt, das Wasser aus dem Euphrat abzuleiten und solchen Wasserwerken verdankt man die Fruchtbarkeit grösserer Landstrecken. Hier in der Gegend von Ana trifft man auch die ersten Dattelpflanzungen. Die Erwähnung dieser Stadt lässt sich in keine ältere Zeit als die des Ptolemäus zurückführen, deutlich erwähnt wird sie erst von Ammianus und Zosimus, welche ihr den Namen Anatho geben. Die neuere Stadt liegt auf der rechten Seite des Flusses und bildet eine Gasse von zwei Stunden Länge[1], erst wo die neuere Stadt aufhört beginnen die Ruinen der alten, zuerst auf einer Insel im Flusse, sie setzen sich aber dann auf der linken Seite des Euphrat fort. Inselbildungen finden sich von Ana an sehr häufig[2]). Der nächste bedeutendere Ort am Euphrat ist

1) Ritter XI, 716.
2) Ritter XI, 732.

Hit und bis dorthin sind von Ana aus noch 41 Stunden wegen der vielen Krümmungen des Euphrat. Der gerade Abstand zu Lande beträgt zwar nur 28 Stunden, doch ist auch der Landweg nicht viel kürzer, da man des Wassers wegen gezwungen ist in der Nähe des Stromes zu bleiben und die gerade Linie nicht einschlagen kann. Etwa in der Mitte des Weges zwischen Ana und Hit liegt die Stadt Haditha auf einer Insel erbaut. Die Stadt wird vom 12. Jahrh. n. Chr. an öfter genannt, besteht aber gegenwärtig nur aus 400 Häusern, die unter Dattelbäumen versteckt liegen und aus den Steinen einer älteren Stadt gebaut sind, welche vielleicht mit dem Olabus der Alten identisch ist, wo die Römer vordem in dieser Gegend ein Schatzhaus hatten. Zwei weitere Inselstädte stromabwärts von Haditha sind El-Uz, von wo aus die Schifffahrt auf dem Euphrat bis zum Meere keine ernstlichen Schwierigkeiten mehr bietet, und Jibba, von wo nur noch 11 Stunden bis Hit gerechnet werden. Die Hügel fangen nun an niedriger zu werden und minder steil abzufallen, überhaupt neigt sich Alles mehr zu einem welligen Flachboden. Auf der rechten Seite des Euphrat zeigt sich das Bette des Wâdi Haurân, welches den grössten Theil des Jahres hindurch trocken liegt, zuweilen aber doch durch ansehnliche Wassermassen gefüllt werden soll. Hit ist eine alte Stadt, wahrscheinlich schon dem Herodot (I, 179) unter dem Namen Ἴς bekannt, sie liegt auf dem rechten Euphratufer und ist an einem länglichen Hügel angebaut, sie soll etwa 1500 Häuser und 2500 Einwohner haben; Salzquellen und Bitumen, welches in grosser Menge aus zwei Quellen entnommen wird, geben dem Orte eine gewisse Wichtigkeit, die sich in Zukunft unter besseren Verhältnissen noch steigern dürfte. Auch für den Handel ist die Stadt nicht ungünstig gelegen, denn von ihr aus führen Strassen durch die Wüste theils nach Tâïbe und Palmyra, theils nach Damaskus, auf dem linken Flussufer beginnt jetzt aber die Verbindung des Euphrat mit dem Tigris durch Canäle. Eilf Stunden unterhalb Hît liegt die Burg Felûja, von wo aus ein Canal den Euphrat mit dem Tigris bei Baghdâd verbindet. Bald unterhalb Hît hören die Höhenzüge, welche den Euphrat bisher begleiteten, ganz auf und es beginnt jene reiche Ebene, welche im Alterthume mit Recht für eine der fruchtbarsten in der Welt galt. Auch

die früher so bedeutende Inselbildung nimmt nun beträchtlich ab, obwol man deren zwischen Hît und Felûja noch 13 zählt. Statt aus Kieseln und Klippen besteht nun das Ufer blos aus Schlamm und Sand, die Ufer sind aber mit zahlreichen arabischen Dörfern besetzt, denn das Land ist fruchtbar, soweit die Bewässerung reicht, wo diese aufhört, da fängt die Wüste an. Die Ebene Mesopotamiens ist hier so schmal, dass man von Felûja aus nach Baghdâd in 24—28 Stunden gelangen kann. Unterhalb Felûja liegt als nächster bedeutender Ort am Euphrat die Stadt Hilla. Der directe Abstand zwischen Felûja und Hilla ist $12^1/_2$ geogr. M., die aber durch die Krümmungen des Flusses zu 19 M. erhöht werden, der Weg führt theils durch Palmgruppen, theils am nackten Uferlande dahin, der von den beiden Flüssen eingeschlossene Landstrich verengt sich noch mehr, so dass der Abstand des Tigris vom Euphrat nur noch 12 Stunden beträgt. Hilla ist oft genug von Europäern besucht worden[1]). Die Stadt ist weder alt noch schön, sie ist wie das alte Babylon aus gebrannten oder an der Sonne getrockneten Ziegeln gebaut, viele Häuser haben Kellerwohnungen (Serdâbs), in welchen man sich zur Zeit der grossen Hitze aufhält. Sie liegt an beiden Ufern des Euphrat und hat etwa 6000 Einwohner, darunter 40—50 jüdische Familien. Auf der Westseite des Euphratufers liegen in geringem Abstande vom Flusse mehrere berühmte Städte des Alterthums zwischen Hilla und Diwâniya, wie Vologesia, Hîra, Qâdesîyya und Kûfa, die wir, als für unsere Aufgabe nicht von Wichtigkeit, hier übergehen können, ebenso Kerbêla, an dessen Stelle jetzt Meshhed Hussein liegt, 5 deutsche Meilen nordwestlich von Hilla an einem Canale mit schönen Dattelpflanzungen. Zehn Stunden südwärts von Kerbela liegt Meshhed Ali, das Campo santo der schiitischen Perser, nur wenig entfernt von dem alten Kûfa. Auf dem Flusse selbst abwärts schiffend kommt man nach 14 geogr. M. nach Diwâniya[2]). Auch diese Stadt liegt an beiden Ufern des Euphrat, welche durch eine Schiffbrücke mit einander verbunden sind und soll 2000 Einwohner haben. Die Strecke zwischen Hilla und Diwâniya bietet nichts Be-

1) Ritter X, 954 flg. Petermann, Reisen II, 69.
2) Petermann l. c. II, 74.

merkenswerthes ausser den Canälen, welche vom Euphrat abgehen. Kaum 4 Stunden unterhalb Hilla trifft man auf dem rechten Euphratufer einen solchen welcher bestimmt ist Wasser nach Meshhed Ali zu bringen und etwa 6 Stunden oberhalb Diwâniya ist ein zweiter auf demselben Ufer, der jetzt trocken liegt, zu Zeiten aber doch noch mit ansehnlicher Wassermasse sich füllen soll. Aber besonders vom linken Euphratufer gehen sehr zahlreiche Canäle aus, neuere und zum Theil auch sehr alte, verfallene, welche das Land in ihrer Umgebung in einen Morast verwandeln, der zu manchen Zeiten mit Booten beschifft werden muss, an den trockenen Stellen finden sich viele Ruinen meist aus babylonischer Zeit, von denen uns einige in neuerer Zeit bekannt geworden sind; in der Nähe der Ufer findet man schon hier zahlreiche Dattelwaldungen.

Kaum acht Stunden unterhalb Diwâniya findet auf dem rechten Ufer eine neue Abzweigung durch den Canal von Lamlûn statt, der erst unterhalb der Stadt Samavât sich wieder mit dem Hauptarme vereinigt. Es scheint aber als ob der Euphrat ehemals mehr im Westen geflossen und das heutige Euphratbette bei Alt-Lamlûn ursprünglich aber ein bloser Canal gewesen sei. So erklärt sich am besten die auffallende Thatsache, dass der Euphrat sein bisher an 400 F. breites Bette in einer vollkommen ebenen Gegend erst auf 160 F. und später sogar bis 120 F. verengt und auf der kurzen Strecke von 4 Stunden, welche zwischen Alt- und Neu-Lamlûn liegt, beträgt die Breite des Stromes sogar nur 100—70 Schritte. Dieser letztere Umstand ist der Wasserentziehung durch eine grosse Menge von Canälen zuzuschreiben, denn ausser den Hauptcanälen zweigen sich hier noch sehr zahlreiche kleinere Canäle vom Euphrat ab und es dehnt sich ein 8 Stunden breites Netz von Canälen nach beiden Seiten hin aus, bis endlich das Wasser derselben bei El Karayin wieder in den Hauptstrom zurückfliesst, der darauf auch wieder seine ursprüngliche Breite und Tiefe gewinnt. Bis nach El Karayin ist das Stromufer nur unbedeutend höher als der Wasserspiegel, die Folge davon ist, dass zur Zeit der Stromanschwellung das ganze umliegende Land sich in einen einförmigen Wassersee verwandelt, aus dem nur einzelne erhöhte Punkte gleich Inseln hervorragen. Lamlûn ist ein unbedeutender Ort, aber Samavât soll eine ziemlich

bedeutende Stadt sein [1]. Sie liegt am rechten Ufer des Euphrat unter Palmengärten, ihr gegenüber am linken Ufer sind gleichfalls Palmengärten und eine neu angelegte Festung nebst Kaserne.

Zehn bis eilf geogr. Meilen unterhalb Lamlûn endigt die Sumpflandschaft welche durch die vom Euphrat ausgehenden Canäle erzeugt wird und das Wasser des Euphrat sammelt sich wieder in seinem eigentlichen Bette und erhält seine vorige Breite and Tiefe wieder. In ziemlich geradem Laufe fliesst er an El Khidhr vorüber [2], grösstentheils unter Dattelhainen und seine Ufer sind ringsum fruchtbar zu nennen. Zwanzig Stunden unterhalb El Khidhr mündet der Shatt ul Hai, welcher dem Euphrat Tigriswasser zuführt. Unterhalb der Mündung dieses Canals liegt an dem nun über 300 Schritte breiten Strome die neuere Stadt Suq-es-Sheyûkh [3]. Diese Stadt, oder vielmehr dieser Marktflecken, ist ziemlich neu und soll erst seit 50 Jahren gegründet sein. Die Einwohnerzahl wird auf etwa 3000 Seelen geschätzt, diese bestehen zur Hälfte aus Sunniten, zur Hälfte aus Schiiten, auch Juden haben sich dort angesiedelt und viele der sogenannten Johannisjünger oder Mandäer. Von dieser Stadt bis nach Qorna hat der Fluss nur noch 12 bis 13 geogr. M. zurückzulegen, zwischen niedrigen Ufern und Dattelhainen, welche hier zu förmlichen Wäldern werden. Er zeigt eine Tiefe von etwa 18 F. und eine Geschwindigkeit von etwa 2 engl. M. in der Stunde. Qorna selbst liegt an der Spitze, welche durch den Zusammenfluss des Euphrat und Tigris gebildet wird, ohne jedoch eines der Vortheile theilhaftig zu sein, welche man an einem so günstig gelegenen Orte erwarten sollte. Die Wassermenge des Euphrat hängt von der Schneeschmelze in den Gebirgen ab. Diese beginnt im März und bis Ende Mai ist der Fluss im Zunehmen. Zu dieser Zeit ist der Euphrat am wasserreichsten und bleibt 30—40 Tage auf dieser Höhe, dann aber nimmt er täglich ab, vom September bis October ist er am niedrigsten, dann beginnen Regen, welche sein Wasser bis zum December wieder erhöhen. Vom December bis März ist der Wasserstand schwankend (Chesney I, 61).

1) Petermann l. c. II, 77.
2) Petermann l. c. II, 139.
3) Petermann l. c. II, 90.

5. Der Tigris und seine Zuflüsse.

Zu den bedeutenden Flüssen, welche Armenien ihren Ursprung verdanken, muss der Tigris gerechnet werden, doch ist derselbe für Armenien selbst nicht von so eingreifender Wichtigkeit, weil er erst an den südlichen Abhängen der armenischen Gebirge entspringt und das Land bald verlässt. Dagegen hält sich der Strom stets in der Nähe der êrânischen Gränze, eine nicht unbedeutende Anzahl von Flüssen, deren Quellen in Erân liegen, strömt ihm zu, wie wir dies bereits wissen und er ist darum für Erân im Ganzen vielleicht noch wichtiger als der Euphrat selbst. Die Länge des Tigrislaufes von seiner Quelle bis nach Qorna beträgt etwa 230 geogr. M., also etwa die Hälfte des Euphratlaufes, allein wegen seiner starken Zuflüsse, welche aus schneereichen Hochgebirgen kommen, versendet er eine grössere Wassermasse als der Euphrat. Seine grösste Höhe hat der Fluss von Mitte März bis Ende Mai, der niedrigste Wasserstand ist zwischen August und November, wo nur Barken den Strom passiren können, welche nicht tiefer als 1 Fuss einsinken; später wächst die Wassermasse von Neuem [1]). — Wie wir die Quellen des Euphrat in der Nähe der Araxesquelle gefunden haben, so liegen wiederum die Quellen des Tigris nicht weit vom Euphrat entfernt. Es entspringt nämlich dieser Fluss innerhalb jener grossen Gebirgsgruppe, in deren Mitte die Ehene von Karberd und der Göljiksee liegt, von diesem See sind die Tigrisquellen nur 2 bis 3 Stunden entfernt, stehen aber mit demselhen nicht in einem sichtbaren Zusammenhange. Zuerst ist der Tigris nur ein unbedeutender Bach, welcher in furchtbaren Abstürzen nach

1) Ritter XI, 1019. Wenn Eustathius (ad Dionys. perieg. v. 984) bemerkt: Τίγρις — ταχὺς ὡς βέλος. Μῆδοι γὰρ τίγριν καλοῦσι τόξευμα, so hat er vollkommen Recht, denn auch im Altbaktrischen heisst tighris der Pfeil (cf. Yt. 8, 6. 37), darum dürfte auch die griechische Form Τίγρις besser sein als Τίγρης. Im Altpersischen heisst übrigens der Fluss Tigrâ (Bh. 1, 18), im Huzvâresh דגרת, im Armenischen Դկղաթ (Dkghath), aus ihnen erklärt sich die schon bei Plinius (H. N. VI,27) vorkommende Form Diglito, die dem Syrischen entnommen ist und arab. دجلة (Dijleh), In der Genesis (2, 14) heisst er bekanntlich חִדֶּקֶל (Khiddeqel).

dem Städtchen Arghâna-Maaden fliesst, in dessen Nähe Kupfergruben sich befinden. Arghâna-Maaden liegt auf einem steilen isolirten Felsen etwa 3000 F. über dem Meere, von seiner Quelle an bis hieher hat sich das Bette des Tigris bereits um 750 F. gesenkt. Von Arghâna-Maaden führt ein beschwerlicher Weg über eine mit Steinen überdeckte Ebene nach Diyârbekr. Bei Egil[1]), Arghâna gegenüber, beginnt der Tigris durch Zuflüsse zu wachsen, der bedeutendste ist der Sebene-su, der im Südosten von Pâlu entspringt, nur etwa 1500—2000 Schritte vom Südufer des Murâd entfernt, und der nach einem Laufe von etwa 24 Stunden auf der linken Seite des Tigris einmündet. Unterhalb Egil tritt der Tigris in die reich bebaute Ebene von Diyârbekr ein und fliesst vor dieser Stadt vorbei, welche sich auf einer 100 F. hohen Basaltwand über die Ebene erhebt, der Tigris fliesst an der Ostseite der Stadt vorüber. Das heutige Diyârbekr ist das alte Amida, berühmt als der langjährige Zankapfel zwischen den römischen Kaisern und den Sâsâniden, da beide Theile die Stadt ihrer festen Lage wegen zu besitzen wünschten. Sie wird zuerst in der römischen Kaiserzeit erwähnt, mag aber darum doch wol älter sein, wenn wir auch über ihre frühere Geschichte nichts wissen. Diyârbekr ist noch jetzt eine bedeutende Stadt[2]) mit 4—5000 moslemischen und etwa 2400 christlichen Familien, letztere sind theils syrisch-jakobitische Christen, theils altgläubige Armenier, nur etwa 120 Familien sind armenisch-katholisch. Die Ebene von Diyârbekr, welche der Tigris nun durchströmt, wird im Norden durch die Bergkette begränzt, welche die Armenier Npat nennen, woraus die Alten den Niphates gemacht haben[3]). Im

1) St. Martin (Mém. I, 97) nennt die Stadt Ակլ (Akel), die Syrer aber nennen sie Agil oder Angil und es ist wahrscheinlich, dass in ihr der Name Ingilene der Alten (*Petr. Patric. Excerpt. de legat. p.* 30) und die Gegend Angegh (Անգեղ) der alten Armenier enthalten sei.

2) Petermann l. c. II, 29.

3) Die armenische Form ist Նպատ (Npat) oder Նպատական (Npatakan), wahrscheinlich verwandt mit den Apaňm napât der Ostérânier, der gleichfalls als ein bestimmter Ort gilt (cf. Yt 5, 72). Vgl. St. Martin l. c. I, 49.

Süden begränzt sie der Qarâja-dâgh, der Masius der Alten. Zahlreich sind die Ströme, welche dem Tigris von beiden Seiten zufliessen, wir können von ihnen nur die wichtigeren angeben. Aus den Qarâjabergen kommt der Deve gecid, der ostwärts zum Tigris eilt und dessen rechtes Ufer erreicht. Von der linken Seite kommt der Batman-su, an einem Nebenflusse desselben liegt die Stadt Maiafareqîn, die alte Martyropolis, in deren Nähe wahrscheinlich auch die alte Tigranocerta lag, obwol die Stelle noch nicht genau nachgewiesen ist[1]. Weiterhin mündet der Fluss von Bitlis, der sich mit dem von Sert geeinigt hat und dessen aus den Gebirgen kommender Lauf noch nicht in allen Theilen erforscht ist. Am Tigris selbst sind an dieser Strecke seines Laufes nur Hisn Keif zu nennen und weiterhin Jezîret ibn Omar, das alte Bezabde. Der vollständige Name der Stadt ist Jezîret abd-ul aziz ibn omar, weil Abd-ul Aziz der Sohn Omars, des 9. Chalifen der Ommayadendynastie sie erbaut haben soll[2]. Den Namen Jezîre (Insel) hat sie daher erhalten, dass sie den Moyet Saqlân an der einen Seite, auf der andern den Tigris hat und diese beiden Flüsse im Februar und März den Hügel, auf welchem sie gebaut ist, in der Weise umgeben, dass er in Wirklichkeit zur Insel wird. Auch in ihr giebt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Christen. Unterhalb Jezîra kommt aus dem Seitenthale Zakho der Khabûr und mündet auf der linken Seite in den Tigris. Dieser Fluss von Zakho ist nur ein kleiner Bach, bis er den weit bedeutenderen Hazer-su in sich aufnimmt, der ihn zu einem Strome anschwellt. Weiterhin finden wir am Tigris das neuere Mosul und das ältere Ninive, erstere Stadt liegt auf der rechten, die letztere auf der linken Seite des Tigris. Die Stadt Mosul scheint sehr neu und kommt erst in den Zeiten des Islâm vor, aber Ninive mit seinen Palästen war schon zerstört als Xenophon an ihnen vorüber zog und es scheint darum wahrscheinlich, dass die Ansiedelungen an diesem Orte den Namen Ninive behielten bis in die Zeit des Islâm. Denn ohne Ansiedelung ist die

1) Man vergl. die Untersuchungen von St. Martin (l. c. I, 96 flg.) und Ritter X, 93—95.

2) Petermann l. c. II, 45.

Stelle wol schwerlich je gewesen, dazu ist die Lage zu wichtig. Zwar ist die Umgegend sowol den Räubereien der Kurden wie der Araber von der einen wie der andern Seite ausgesetzt, immerhin aber bildet die Stadt Mosul selbst noch in der jetzigen Zeit einen sehr erwünschten Ruhepunkt zwischen Aleppo und Baghdâd und ihre Mauern und Wälle reichen wenigstens hin, den Reisenden gegen räuberische Ueberfälle Schutz zu gewähren. Dabei muss man bedenken, dass die Wichtigkeit der Strasse über Ninive im Alterthume eine viel bedeutendere war als gegenwärtig, wo sich durch die Unsicherheit der Wege ein grosser Theil des Handels nach Abûshehr gezogen hat, es ist aber immerhin möglich, dass Mosul später seine alte Bedeutung wieder erlangen könnte, wenn die gegenwärtigen Missstände beseitigt sein werden.

Von Mosul abwärts sind uns die Ufer des Tigris wohl bekannt. Der Strom wendet sich gegen Süden. Das Land zu beiden Seiten des Flusses ist fruchtbar und grün, daher auch reichlich mit Dörfern besetzt, zwischen ihnen liegen die Ruinen assyrischer Städte, welche mit Mosul beginnen und zwar befinden sich die Ruinen von Ninive und weiter stromabwärts die von Nimrûd auf dem linken Ufer des Flusses, die von Qala Sherghat dagegen auf dem rechten. Die bedeutenden Zuflüsse, welche der Tigris in diesem Theile seines Laufes aufnimmt, kommen fast alle von der linken Seite aus den êrânischen Gebirgen und sind uns schon aus der früheren Beschreibung jener Länder bekannt. Abgesehen von kleineren Bächen ist es der grosse Zâb, welcher bei dem neueren Orte Keshaf seine blauen wild tobenden Gewässer mit den schmutzig gelben Wogen des Tigris vereinigt. Die Mündung des grossen Zâb hat eine Breite von nur 60 Fuss[1], dagegen ist sie von grosser Tiefe, ein kleiner Bach mündet ihm gegenüber auf dem rechten Ufer, er soll den Namen Nahr Senn[2] führen. Wie die

1) Ritter XI, 665.

2) Auch Masudi l. c. 21 (Bd. 2, 130 ed. Paris) nennt das Mündungsgebiet des kleinen Zâb Sinn (بلاد السن). Ueber die Namen hat schon Ritter (IX, 518) gesprochen. Herodot (V, 52) scheint auch dem grossen und kleinen Zâb den Namen Tigris beizulegen, aber bei Xenophon (Anab. II, 5) finden wir schon Ζάβατος. Spätere wie Polybius, Curtius, Arrian

Mündung des grossen Zàb in der Nähe der Ruinen von Nimrûd, so liegt die des kleinen Zàb in der Nähe der Ruinen von Qala Sherghat. Diese Mündung hat nur eine Breite von 25 F., während der Tigris an der Stelle, wo der kleine Zàb mündet, wohl 500 Schritte breit ist. Auch in der Nähe von Qala Sherghat ist wieder von einem Bache die Rede, der aus den Sinjârbergen kommen und auf dem rechten Ufer des Tigris münden soll, doch ist die Sache noch nicht ganz klar. Der einzige neuere Ort von Bedeutung, welcher zwischen Mosul und Baghdâd liegt, ist die Stadt Tekrît am rechten Ufer des Tigris. Gegenwärtig ist die Stadt nur klein, früher aber war sie bedeutender. Noch sieht man dort Ruinen eines früheren Schlosses und zahlreiche Trümmer von Moscheen nud Häusern aus der Blütezeit der arabischen Herrschaft[1]. Unterhalb Tekrît beginnt das ebene Land und der Strom breitet sich desshalb weiter aus, auch beginnen jetzt auf der rechten Seite die Canäle, welche den Tigris mit dem Euphrat verbinden. Bis zur Mündung des Adhem bleibt das Ostufer steinig, dann geht es in Alluvialboden über, so dass der Strom in einer vollkommenen Ebene dahinzieht. Zahlreiche Ruinen, zum Theil aus vormuhammedanischer Zeit, bedecken auch auf dieser Strecke seine Ufer, namentlich auf der Ostseite. In der Nähe von Baghdâd erreicht die Annäherung des Tigris an den Euphrat ihre höchste Höhe. Die Chalifenstadt Baghdâd ist neueren Ursprungs und berührt uns darum hier nicht weiter. Es genüge zu sagen, dass das Clima gesund und dass die Ebene, in welcher die Stadt liegt, nur selten ansteckenden Krankheiten unterworfen ist. Das Wasser des Tigris ist zum Trinken sehr wohl geeignet und eine bessere Benützung der Canäle müsste das Land weithin sehr fruchtbar machen. Die Gegensätze des Climas theilt Baghdâd mit anderen Orten Mesopotamiens: die Hitze steigt im Sommer bis zu 35 Gr. R., nach Anderen bisweilen selbst zu 41 Gr., dagegen sinkt sie im Januar und

nennen die beiden Flüsse Lycus und Kapros, ersterer Name ist eine Uebersetzung von Zab hebr. זְאֵב Zĕeb, lupus. Die Muhammedaner nennen die Flüsse الزابان (Azzâbâni) und Ḥamza (I, 45 ed. Gottwaldt) will ihre Namen auf den érânischen König Zab zurückführen.

1) Layard, *Discoveries p.* 467. Petermann l. c. II, 59.

December bis 4 Gr. unter den Gefrierpunkt und fingerdickes Eis ist keine Seltenheit, darum können auch Bananen nicht mehr gedeihen, während den Citronen und Palmen diese Kälte nicht schadet. Diese Eigenthümlichkeiten der Stadt Baghdâd und ihrer Umgebung theilen auch die alten Städte Ktesiphon und Seleucia, welche nicht sehr weit von ihr entfernt liegen. In kleiner Entfernung stromabwärts bezeichnen Ruinenhügel die ehemalige Stadt Ktesiphon auf dem linken und ihr gegenüber Seleucia auf dem rechten Ufer des Tigris. Aber nur Ktesiphon weist in dem sogenannten Palaste des Khosru (Tâq-i-Kesra) ein Baudenkmal von einiger Bedeutung auf, die Ruinen von Seleucia, obwol ziemlich ausgedehnt, scheinen nichts Merkwürdiges zu enthalten, doch sind sie kaum noch genau genug untersucht. Unterhalb Ktesiphon wendet sich der Tigris wieder mehr gegen Osten, wodurch die Breite der mesopotamischen Ebene zunimmt, diese Ostwendung hält an bis nach Kut el Ammâra. Von Ktesiphon an zeigt sich auch wenig Anbau mehr am Ufer, die Ansiedelungen werden spärlich, aber das Tamariskengebüsch und die Kriechpflanzen am Ufer sind fast undurchdringbar. Kut el Ammâra liegt im geraden Abstande $97^1/_2$ engl. M. von Baghdâd, die vielen Krümmungen vergrössern den Weg auf dem Flusse um nicht weniger als 81 engl. M., so dass die Entfernung auf dem Flusse 178 engl. Meilen beträgt. Von Kut el Ammâra an beginnt der grosse Wechsel, dass der Tigris, statt durch die Canäle Zuwachs aus dem Euphrat zu erhalten, wie dies auf seinem bisherigen Laufe der Fall war, nun vielmehr von seiner Wassermasse an den Euphrat abgiebt. Mit dieser Zuführung des Tigriswassers in den Euphrat macht der grosse Canal Shatt ul Hai den Anfang, an ihm liegt die im Mittelalter bedeutende Stadt Wâsith, gegenwärtig in Ruinen. Bei Kut el Ammâra beginnt auch das persische Gebirge sichtbar zu werden, das rechte Ufer ist flach und ohne alle Abwechslung. Unterhalb der Einmündung des Nahrevâncanals bei Imâm Gharbî wendet sich der Lauf des Tigris gegen Süden und die von den Bergen im Osten abfliessenden Gewässer verwandeln die Landschaft im Osten des Flusses in eine Sumpfgegend, nicht viel anders ist es auch auf dem rechten Ufer, hier durch vernachlässigte Canäle. So weit das Auge reicht ist Alles eine einförmige traurige

Wüstenei mit Riedgras und Schilf; zwischen diesen Sümpfen liegen aber Reisfelder, sie und die Zucht der Büffelochsen bilden den Hauptnahrungszweig der in diesen Sumpfgegenden zerstreuten Araberstämme. Es beginnen nun auch die Canäle am linken Ufer, welche den Tigris mit dem Kerkha verbinden. Etwa eine Stunde oberhalb Qorna beginnen die Dattelhaine und bei Qorna mündet der Tigris selbst in starker Strömung in den Euphrat ein, mit welchem er fortan nur einen einzigen Fluss bildet.

6. Der Shatt ul Arab.

Jeder der beiden grossen Ströme, welche sich bei Qorna vereinigen, ist an 300 Schritte breit und nachdem sie sich zu einem einzigen Strome gesammelt haben, erhält dieser einen Wasserspiegel von etwa 600 Schritte Breite und einer anhaltenden Tiefe von etwa 20 Fuss, welche er bis zu der gegen 50 Stunden entfernten Mündung in das Meer beibehält. Noch lange ist das wildreissende trübe Wasser des Tigris von dem weisslichen Euphratwasser zu unterscheiden, aber die Namen Euphrat und Tigris verschwinden, es kennt sie niemand mehr im Lande und der vereinigte Strom führt überall den Gesammtnamen Shatt ul Arab. Der directe Abstand Qornas von Basra ist 17 Stunden und die Fahrt dahin geht ohne Schwierigkeit von Statten. Zwei Stunden unterhalb Qorna vereinigt sich mit dem Shatt ul Arab auch noch der Hauptarm des Kerkha und unterhalb Basra tritt bei Mohammera schon ganz in der Nähe der Mündung auch noch der Hafararm des Karûn hinzu, nur etwa 10 Stunden unterhalb Basra. Bis nach Basra fliesst der Strom durch herrliches Culturland und seine Ufer sind mit den schönsten Dattelwaldungen bedeckt, vor seinem Ausgange in die See bildet er mehrere Deltas und die Ufer werden eine wüste braungebrannte Ebene. Von wie grosser Bedeutung dieser mächtige Strom für den Handel sei, da ihn nach seiner Vereinigung selbst die grössten Kriegsschiffe befahren können, bedarf keiner weitern Bemerkung und erhellt selbst noch aus dem heutigen Verkehre, obwol dieser nur ein schwaches Bild des Treibens geben kann, welches im Alterthume an diesen Ufern geherrscht haben muss, als Ninive und Babylon noch

zu den ersten Handelsstädten der Welt zählteu. Basra ist eine neue Stadt, erst von den Chalifen gegründet, aber sie ist nur die Nachfolgerin älterer Ansiedelungen, welche sich früher in jener Gegend befanden.

7. Die westlichen Gränzen. Die Stromgebiete des Iris und Halys.

Wir haben bereits die Gebirgszüge kennen gelernt, welche sich fast vom 42—37. Gr. n. Br. und vom 59—54. Gr. ö. L. von Ferro in ununterhrochener Folge hinziehen, nämlich von der Meeresbucht bei Batum in Lazistân bis zum Golf von Iskenderûn. Sie bilden die Wasserscheide für den Euphrat gegen Westen, denn nur die von ihrem Ostrande ablaufenden Gewässer führen sie diesem Strome zu, während die Wasser der Westseite ihren Weg in das Mittelmeer finden. Nach der Gestaltung der Erdrinde zu schliessen, hätten wir hier die westliche Gränze Armoniens und Erâns erreicht, denn jenseits dieser Berge finden wir ein geographisch vollkommen neues Gebiet: die kleinasiatische Gliederung [1]. Allein geographische Rücksichten dürfen uns hier nicht ausschliesslich bestimmen, denn sowohl in ethnographischer als politischer Hinsicht sind die Erânier noch weiter gegen Westen vorgedrungen und wir sind daher genöthigt, auch die Flussläufe auf der westlichen Seite dieser Gebirge zu verfolgen und das an ihnen liegende Land zu betrachten. Vorübergehend haben wir bereits dieses Gebiet betreten, als wir oben den Corokh als die nördliche Gränze Armeniens betrachteten. Die Flüsse, welche nun ausserdem noch zu betrachten wären, sind der Jeshil Irmaq und der Qizil Irmaq. Diese beiden münden in das schwarze Meer. Die Wasserscheidehöhen dieser drei Stromgebiete gränzen an einander in dem Khanzîr-dâgh, der unter 39 Gr. n. Br. und 54 ö. L. an 5—6000 F. in die Höhe ragt und in seinen südlichen Verlängerungen bei den Alten den Namen Antitaurus erhalten hat, welche Bezeichnung Ritter wenigstens für die nach Westen vorgeschobene, von den taurischen Küstenketten verschiedene Querkette des centralen Taurus beibehielt, im

1) Ritter XVIII. 9.

Gegensatze zu den weiter östlich zum Euphrat hin abfallenden Tauruskketten.

Der Jeshil-irmaq ist der Iris der Alten. Seine Quellen liegen auf dem Câmly-dâgh (Fichtenberg), der an 5000 F. hoch und unter dem 40. Gr. n. Br. nur etwa 16 geogr. M. vom Meere entfernt ist. Seine Quelle ist mit Gewissheit noch nicht entdeckt, liegt aber keinenfalls weit von der Quelle des Halys entfernt, sein oberer Lauf, ehe er in die Ebene eintritt, ist gleichfalls wenig bekannt; auf diesem führt er den Namen Tuzanly-su. Die Gegend am oberen Laufe des Flusses ist rauh und nur selten trifft man in ihr auf Dörfer, die nach armenischer Art unter der Erde gebaut sind; der ganze Landstrich ist sehr dünn bevölkert. Erst von Tokât an beginnt er uns besser bekannt zu werden. Diese Stadt liegt etwa 1600 F. über dem Meere, befindet sich aber bereits in der Ebene, in einem schönen Thale voller Landsitze und Gärten. Sie ist gross und bedeutend durch ihren Handel mit Erzerûm, wohin Caravanen in 16 Tagen gelangen können, aber eine alte Stadt ist sie nicht, sie ist erst in der christlichen Zeit nachweisbar. Jedoch in ihrer nächsten Nähe liegt Gümenek, das Comana Pontica der Alten, woselbst ein berühmter Tempel der Anaitis gelegen war, dem die ganze Umgegend gehörte, an dessen Spitze ein Oberpriester stand, welcher mit Ausschluss des Rechtes über Leben und Tod zu verfügen hatte. Bei dem Tempel lebten an 6000 Hierodulen und der Cultus der Anaitis in sehr lasciver Form wurde noch unter der Herrschaft der Römer geübt und verschwindet erst in der christlichen Zeit. Alterthümer hat indess Gümenek ausser einigen Brückenresten aus der érânischen Zeit keine mehr aufzuweisen und ohne die genauen Angaben Strabos würden wir Mühe haben, die Lage des Ortes aufzufinden. — Von Tokât aus fliesst der Iris eine Strecke von 8 Stunden gegen Westen, durch eine Ebene, welche die Alten Daximonitis nannten, die aber bei den Neueren Qâz-ovâ (Gänseebene) heisst. Weinberge, welche einen guten Wein liefern, bedecken die Berge an der Seite der Ebene. Weiterhin engen die Berge von Turkhal den Fluss mehr ein und in der Nähe des jetzigen Städtchens Turkhal muss eine weitere pontische Königsstadt, Gaziura, gelegen haben. Eine halbe Tagereise westwärts von derselben Stadt liegt Zela, heut-

zutage Zilleh genannt, gleichfalls der Sitz eines alten Tempels der Anaitis, welchem das umliegende Land zu eigen war; auch hier stand an der Spitze des Tempelgebietes ein Priester. Nachdem der Iris aus der Verengung herausgetreten ist, welche ihm die Berge von Turkhal bereiten, tritt er in eine Ebene ein, die jedoch an ihrem Ende wieder von Bergen geschlossen wird, deren Engpässe der Strom durchbrechen muss, gerade in dieser neuen Verengung liegt die Stadt Amasia, über welche sich Kalksteinmassen von über 1000 F. Höhe emporthürmen. Ehe indess der Iris die Stadt Amasia noch erreicht, nimmt er auf seiner linken Seite zwei Zuflüsse auf, deren erster Tschykryk-su genannt wird und dessen Quelle nur fünf Stunden von Tokât am Westabhange des Câmly-dâgh liegen soll. Ueber seine Quelle ist nichts Näheres bekannt, wir wissen aber, dass er anfangs seinen Lauf gegen Südwesten richtet, 8 Stunden später aber bei Sulu Serâi sich plötzlich nach Norden und Nordwesten wendet und fünf Stunden oberhalb Amasia auf einer Höhe von 1384 F. über dem Meere in den Iris fällt. Der zweite linke Zufluss ist der Tschötürlü-su, der sich dicht neben dem Tschykryk-su in den Iris ergiesst. Die verschiedenen Bäche, aus denen dieser Fluss entsteht, sind in ihrem Laufe noch nicht genau untersucht, er scheint der Scylax der Alten zu sein. An einer seiner Quellflüsse liegt die Stadt Tschorum am Ostabhange des Köse-dâgh (Eckberg), kaum eine halbe Tagereise von der Wasserscheide des Iris und Halys entfernt; nahe bei ihr hat man ein altes Grab entdeckt, das bis in die Zeiten der persischen Herrschaft zurückzugehen scheint. Nur wenige Stunden unterhalb der Mündung des Tschötürlü-su liegt die Stadt Amasia in einem reizenden Thalkessel. Sie hat einträgliche Gärten und Maulbeerpflanzungen, besonders aber ist sie ein Stapelort grosser Seidenvorräthe. Im Alterthume kennen wir sie als den Geburtsort Strabos, doch wird sie zuerst von Plinius (H. N. VI, 3, 4) und Ptolemäus (V, 6) erwähnt. Gleichwohl ist nicht daran zu zweifeln, dass die Stadt alt ist, Felsengräber, die man auf dem Berge gefunden hat, welcher dieselbe überragt, sind längst wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Gräbern bei Persepolis aufgefallen und rühren wahrscheinlich aus einer älteren Zeit her als die der pontischen Könige, aus

der Zeit der persischen Satrapen [1]. — Eine kurze Strecke unterhalb Amasia erhält der Iris einen neuen Zufluss, welcher der Fluss von Terschan, auch Susacamlü-su genannt wird. Auch er entsteht nicht blos aus einer einzigen Quelle, sondern aus mehreren, eine derselben entspringt aus dem See Ladik und fliesst aus dem nördlichen Ende hervor, von wo sie sich in einem Halbkreise gegen Westen und Süden wendet. Den bedeutendsten Zufluss erhält aber der Iris auf seiner rechten Seite. Er nimmt denselben etwa 16—18 Stunden unterhalb Amasia in sich auf und nimmt durch ihn an Umfang bedeutend zu, vorher ist er nicht über 75—90 F. breit und selten mehr als 3 Fuss tief. Dieser grösste Zufluss ist der Lycus der Alten, er ergiesst sich bei Sunisa in denselben, in der Landschaft, welche Strabo Phaneroea nennt. Der Lycus oder Germeili-càï kommt weit vom Osten her und seine Quelle ist noch nicht ganz genau erforscht, wir wissen blos, dass sie innerhalb der Höhenzüge liegt, in die man im Nordwesten von Erzingàn gelangt, in der Nähe eines armenischen Ortes Satagh, in dem Kiepert mit grosser Wahrscheinlichkeit das alte Satala wieder erkannt hat. Auch der Lauf von der Quelle bis Qarà Hiṣâr, der etwa 10—12 Stunden in Anspruch nimmt, ist noch nicht genau aufgeklärt, besser ist das Thal abwärts bis Niksâr bekannt, der Name dieses Ortes ist aus Neocaesarea entstanden. Es gehört dieses Flussthal zu den wohlhabenderen in Kleinasien, da es noch nicht von den Verheerungen der Kurden heimgesucht worden ist, die sich mehr südlich halten. Alterthümer hat man jedoch in diesem Thale nicht gefunden, ebenso wenig sind noch Spuren von der Stadt Magnopolis zu entdecken, welche in der Nähe des Zusammenflusses des Iris und Lycus gelegen haben muss. Nachdem sich der Iris mit dem Lycus vereinigt hat, durchbricht der Gesammtstrom das Gebirge, um in die Ebene von Themiscyra einzutreten, wo er dann durch fruchtbare Gegenden dem schwarzen Meere zueilt.

Nur im Vorübergehen kann hier eines kleinen Flusses gedacht werden, welcher östlich vom Iris sich in das schwarze Meer ergiesst: es ist der Thermodon der Alten, der in seinem heutigen Namen Terme-su noch Spuren des früheren erhalten

1) Die Belege s. m. bei Ritter XVIII, 172.

hat. Er ist ein Küstenfluss, welcher durch fruchtbare Ebenen dem Meere zuströmt und dessen Quelle und Lauf noch keiner der neueren Forscher genau untersucht hat. Für das Alterthum hatte er eine Bedeutung, denn da seine Mündung nur 10 Meilen von der Mündung des Iris und dieser wieder nur 14 Meilen von der Mündung des Halys entfernt ist, so bildeten diese drei Ströme eine natürliche dreifache Verschanzung gegen die von Osten kommenden Angriffe. Zudem knüpft sich an diesen Fluss und an die Ebenen zu seiner Seite die Sage von den Amazonen an.

Mit dem Qizil Irmaq oder Halys[1] sind wir an der äussersten Gränze des êrânischen Reiches angekommen. Dieser Fluss bildete, wie uns schon Herodot berichtet (I, 72), die Gränze zwischen dem medischen und lydischen Reiche, und auch in späterer Zeit hat er noch diesen völkerscheidenden Charakter beibehalten, den er erst seit dem Auftauchen der Türkenherrschaft verloren hat. Diese Eigenschaft ist es, welche den Halys bedeutend macht, denn sonst hat dieser Strom nichts was ihm Aufmerksamkeit verschaffen könnte. Der Halys ist kein mächtiger Strom wie der Euphrat und Tigris, sondern wasserarm und nicht schiffbar. Seinen Lauf von der Quelle bis zum Meere kann man mit Einschluss der Krümmungen auf 150 geogr. M. anschlagen, so dass er die Länge des Rheines ziemlich erreicht. Allein da die Berge, denen er seinen Ursprung verdankt, sich nicht über 4000 F. erheben und mithin die gewaltigen Schneemassen der Hochgebirge fehlen, welche die Flüsse Armeniens nähren, da ebenso die kaukasischen und pontischen Nebel nicht soweit vordringen, welche dem östlichen armenischen Taurus reichliches Wasser zuführen und den Corokh bilden helfen, so kann die Wassermasse des Halys nicht sehr bedeutend sein. Der Halys entsteht durch den Zu-

1) Bei den Alten wechseln die Schreibweisen Ἅλυς, Halys (Herodot, Strabo) mit Ἄλυς, Alys (Ptolemaeus, Xenophon u. a. m.). Die Angabe Strabos, dass er seinen Namen den benachbarten Salzlagern verdanke (Strabo XII, 544 und 561) ist richtig, denn Աղ (Agh, Al) heisst im Armenischen das Salz. Auch gelten die Wasser des Halys für salzig. Moses von Khorni (II, 13) schreibt freilich den Namen des Flusses Ալիւս (Aliuss), ohne Zweifel der griechischen Form zu lieb.

sammenfluss verschiedener Bäche, seine eigentliche Quelle ist aber der östliche Arm, welcher etwa 15 Stunden nordöstlich von Siwâs auf dem Gemi Beli dâgh entspringt und von der Quelle des Iris nicht sehr entfernt ist. Die Quelle des Flusses liegt 6200 F. über dem Meere, die Gegend ist rauh, die Winter lange und schneereich, die Sommer zwar kurz aber heiss, darum gedeiht auch in den Thälern Weizen und Gerste; die Hauptbeschäftigung der Einwohner, die meistens Armenier sind, bildet die Viehzucht und Mästung von Schlachtvieh, das auf den Bergen seine Nahrung findet. Die Wohnungen liegen hier noch, wie in Armenien, grossentheils unter der Erde. Nicht lange hält sich indess der Halys auf solcher Höhe, bei dem nur 5 Stunden von seinem Ursprunge entfernten Dorfe Zara fliesst er nur noch 4204 F. über dem Meere, von da an fängt die türkische Bevölkerung an zahlreicher zu werden und überwiegt die armenische. Noch ehe der Fluss Zara erreicht münden mehrere Bäche in denselben, seinen ersten bedeutenden Zufluss erhält er aber sechs Stunden unterhalb Zara auf seiner linken Seite. In der Ebene von Siwâs (3880 F. über dem Meere) ist sein Lauf reissend, der Fluss macht grosse Krümmungen und ist daher voller Inseln und Sandbänke. Siwâs, d. i. Sebaste wird zuerst von Plinius (H. N. VI, 3) genannt und ist keine sehr alte Stadt, in deren Nähe sich Salzquellen und Steinsalz finden. Die Einwohnerzahl soll sich auf 5000 türkische und 1200 armenische Familien belaufen. Der Weg den der Halys von Siwâs abwärts bis zur Mündung des Melas zu durchlaufen hat beträgt 30 geogr. Meilen und bis zu seiner Nordwendung bei Yârâpasôn noch 7 geogr M. mehr, so dass der Fluss bis zu dem zuletzt genannten Orte, wenn man die Krümmungen mit einrechnet, an 40 geogr. M. zurücklegen dürfte. Diese ganze Strecke ist einförmig, unfruchtbar und daher auch menschenarm, selbst von den Reisenden nur wenig begangen, da dorthin keine Hauptstrasse führt. Von den kleinen Flüssen, welche dem Halys auf dieser Strecke zufliessen, ist der Melas oder Sarym sâqlü-su (صارمساقلو صو d. i. Knoblauchwasser) der westlichste. Dieser fliesst am Südufer des Halys in einer Entfernung von nur wenigen Stunden 18—20 Stunden lang mit dem Hauptflusse parallel gegen Südwesten, wendet sich aber dann, nachdem er einen andern Ge-

birgsbach, den Qarâsu, aufgenommen hat, bei Sazlyq nordwärts zum Halysthale, ehe er diesen erreicht vereinigen sich mit ihm noch viele Quellen und Bäche die vom Argaeus kommen. Dieser Berg sowie die in seiner Nähe gelegene Stadt Caesarea [1]) liegen von den Ufern des Halys nicht weit entfernt. Der Argaeus (Arjîsh dâgh) ist ein Berg der seine Erhebung vulkanischen Einflüssen verdankt, ähnlich wie der Demâvend oder Ararat, er erhebt sich bis 13000 F. absolut über das Meer oder 9—10000 F. über das ihn umgebende Plateau, das von vulkanischen Einflüssen noch sattsame Spuren zeigt. Auch der mittlere Lauf des Halys in einer Länge von 55—60 M. und vielen Krümmungen ist uns nur sehr unvollständig und besonders nur an den Orten bekannt, wo Strassen denselben durchsetzen. Die Gegend an seinen Ufern ist unfruchtbar weil sie wasserlos ist und man den Halys wegen seines Salzgehaltes für ungeeignet zur Bewässerung der Felder hält. Die Bevölkerung ist demnach auch stromabwärts von Cäsarea nur unbedeutend, man sieht meist nur die Zelte umherziehender Nomaden. Das Wasser des Flusses ist trübe und schmutzig, es steigt im April durch die Schneeschmelze und dann ist der Fluss nur mit Gefahr zu durchsetzen, das Wasser fällt aber im Juni und bleibt dann niedrig bis zum October, wo es durch die in den Gebirgen fallenden Regen von Neuem ansteigt. Bei Cäsarea hat der Halys eine Breite von nur 60 Fuss, aber nach der Mündung des Flusses von Kirshehr erweitert sich das Bett desselben bis auf 120 F., an einzelnen Stellen sogar bis auf 200 Schritte; später verengert sich dasselbe wieder durch Felsen, welche an das Flussufer treten und bei Osmânjyq ist die Breite nur 70 Schritte, weil die Felsen die Ebene am Ufer ganz verdrängt haben. Die nicht sehr bedeutenden Zuflüsse des Halys auf der linken Seite sind nicht einmal alle dem Namen nach festgestellt, als einer der wichtigern mag der Akajyq-su genannt werden, der aus dem Akajyq-dâgh ent-

---

1) Ueber die Stadt Cäsarea cf. St. Martin I, 185 flg. Bei den Armeniern heisst sie Մաժաք (Mashak'), angeblich nach einem Feldherrn Arams, der sie erobern half, cf. Mos. Khor. I, 14. Nach demselben Autor erhielt sie den Namen Cäsarea von Mihrdât, einem Neffen Tigrans. Cf. Mos. Khor. II, 18.

springt und gegen Norden zum Halys fliesst, weiter nördlich der Tabanly-su, der zwischen dem Elma- und Disgurt-dâgh im Westen und dem Küse-dâgh im Osten fliesst. Auf dem linken südlichen Ufer des Halys liegen auch bei Cäsarea, Newshehr und Urgub grosse Höhlendörfer, die in ältester Zeit zu Grabkammern gedient haben mögen, später, zur Zeit der Christenverfolgungen, aber auch zu Wohnungen und Kirchen benutzt wurden. Diese Höhlen setzen sich theilweise auch noch jenseits des Flusses auf dem rechten Ufer fort. Auf diesem rechten Ufer des Halys sind wir etwas besser bewandert als auf dem linken, da auf diesem die Hauptstrasse von Cäsarea nach Augora führt. Der Weg führt zum Theil durch fruchtbare Gegenden, als solche wird namentlich die Umgegend von Kirshehr hervorgehoben und dieser Ort würde durch Fleiss und Aufmerksamkeit seiner Bewohner eine ganz andere Bedeutung erlangen können als er gegenwärtig hat. Die Höhen, welche sich in nicht weiter Entfernung vom rechten Ufer des Halys erheben, scheinen auch seine Wasserscheide gegen seinen Nebenfluss an dieser Seite zu sein, den bedeutendsten den er überhaupt empfängt. Dieser Nebenfluss ist der Delije-su, der nicht weit vom Nordufer des Halys bei Horan entspringt, 3147 F. über dem Meere und nach einem Laufe von 60 Stunden in den Hauptfluss mündet; sein Lauf ist mit dem des Hauptflusses parallel. Auch der Delije-su hat mehrere Nebenflüsse, unter denen der Konak-su der bedeutendste ist; dieser entspringt im Norden von Siwâs unweit der Halysquellen und legt eine Strecke von 40 Stunden zurück, ehe er sich mit dem Delije-su vereinigt. Am bekanntesten ist aber der nördliche Nebenfluss, der kleine Delije (Kücük Delije) genannt, auch der Strom von Izygat, weil an ihm die bedeutende Stadt Izygat liegt. Drei Stunden nordwestlich von dieser gelangt man zu dem Dorfe Nefesköi mit Inschriften und Alterthümern aus der Zeit der Byzantiner, und nur vier Stunden von da, gegen Nordwesten, sind die berühmten Denkmale von Boghazköi, die zu den wenigen in Kleinasien gehören, welche aus sehr alter Zeit stammen und von welchen wir später ausführlich reden werden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nochmals zu dem linken Ufer des Halys zurück, so ist bereits gesagt worden,

dass die Strecke von Cäsarea an nordwärts bis Osmânjyq sehr wenig fruchtbar und dünn bevölkert ist. Nur sparsam sind die Culturstellen in den Thälern zwischen den Bergen zu finden, welche das Stromgebiet des Halys von dem des Sangarius trennen. Wichtig ist Qalejik, unweit Angora, in dessen Nähe eine Brücke über den Halys führt, wo manche das alte Peïum im Lande der Tolistobojer suchen wollen [1], weiter nördlich liegt Cangri, das alte Gangra, eine Stadt von 3000 Häusern und 18000 Einwohnern, die zuerst im Jahre 191 v. Chr. erwähnt wird, in der Nähe finden sich grosse Steinsalzlager. Noch weiter nördlich liegt Iskilib, vielleicht das alte Blucium [2].

Der untere Lauf des Halys von Osmânyjq an bis zum Meere ist noch nicht genau erforscht worden, obwol derselbe mancherlei Interesse bieten würde. Durch die Kette des Taushan-dâgh (طوشان داغ, Hasenberg) welche von Osten nach Westen streichend dem Ufer des Flusses sich nähert, wird dieser gezwungen sich auf einer Strecke von 14—15 Stunden gegen Westen zu wenden, kehrt aber bei Dauran und Wezîr-köpri wieder in seine normale Richtung zurück. Im geraden Abstande von Osmânjyq würde die Entfernung vom Meere nur noch etwa 35 Stunden betragen, durch den Bogen den der Halys gegen Westen zu machen gezwungen ist, wird diese Entfernung auf 50 Stunden erweitert. Die Zuflüsse des Halys auf der rechten Seite sind auf dieser Strecke unbedeutend, aber auf seiner linken Seite erhält er zwei nicht unbedeutende Zuflüsse. Der eine ist der Dewrek câi [3], welcher am Ende eines 30 Stunden langen Thales entspringt, welches vom Halys aus bis zum Ursprung des Flusses ohne bedeutende Krümmungen sich erstreckt und fruchtbar und gut angebaut ist. Hauptort ist Tusiya, eine wohlhabende Stadt von 15—20000 Einwohnern. Der zweite Nebenfluss ist der Gök Irmaq (blauer Fluss), der Amnias der Alten, welcher am Nordostabhange des Alkaz-dâgh (Ologassys) [4] auf einer Höhe von 3078 F. ent-

1) Ritter XVIII, 360.

2) Ritter XVIII, 351.

3) Nach Andern Dewrend-câi. Eine passende Etymologie im Türkischen findet sich nicht.

4) So Ainsworth und Ritter, nach Khanikof (*Zeitschr. der Gesellsch.*

springt und an Kastamuni, Tâsh Köprü und Boyâbâd vorüber dem Halys zueilt, den er unmittelbar vor der Engschlucht erreicht, die Qarâ tepe boghaz genannt wird und durch die sich der Fluss einen Weg bahnt, um in seine normale Richtung zurückzukehren. Bei Wezîr-Köpri, welcher Ort schon unterhalb dieses Durchbruches liegt, ist der Halys nur noch eine Tagereise von Bafra entfernt, aber erst unterhalb dieser Stadt tritt er in die eigentliche Ebene ein, theilt sich dort in mehrere Arme und bildet mehrere Deltas, zwischen welchen er in trägem Laufe dem Meere zuschleicht. Je nach dem verschiedenen Wasserstande ist das Mündungsland beständigen Veränderungen unterworfen.

SIEBENTES KAPITEL.

Die politischen Eintheilungen Erâns.

Wir haben in den vorigen Capiteln die verschiedenen Länderstrecken kennen gelernt, die man unter dem Namen Erâu in weiterem Sinne zusammenfassen muss, wie sie sich nach ihrer natürlichen Beschaffenheit darstellen; nicht ohne Interesse ist es auch, die Eintheilungen zu kennen, welche die alten Bewohner in ihrem Lande machten. Ehe wir uns aber diesen Eintheilungen zuwenden, wird es passend sein, zuerst mit einigen Worten der Anschauung zu gedenken, welche sich die alten Bewohner Erâns von der sie umgebenden Welt im Allgemeinen gebildet hatten. Ueber sich glaubten die Erânier nicht einen, sondern zwei Himmel zu haben; von welchen der innere (âsmân) als ein Wall von blauen durchsichtigen Steinen gedacht wurde, welcher aufgeworfen war, um die bösen Geister vom Eindringen in die gute Geisterwelt abzuhalten. Eingeschlossen wurde dieser so wie die übrige Welt von dem

---

für Erdkunde I, 423) ist Ilkiz-dâgh zu schreiben. Die eine wie die andere Form ist wol Entstellung des alten Namens. Chesney (*Expedition for the survey of the river Euphrat and Tigris I*, 5) schreibt Al Goz Ṭâgh.

äussern Himmel (thwâsha), der in beständiger Umdrehung begriffen ist und an welchem die Sterne befestigt sind. Wir werden von diesen beiden Wesen, welche wichtige mythologische Beziehungen haben, später ausführlicher reden müssen, wenn wir die mythologischen Vorstellungen der Erânier behandeln. Nach späteren Mittheilungen ist die Erde dem Eie eines Vogels zu vergleichen, in der Art nämlich, dass die beiden Schalen des Eis den äussern Himmel, der Dotter aber die Erde vorstellt. Es ist sehr möglich, dass diese Vorstellung schon in die alte Zeit zurückgeht, da wir sie auch bei andern alten Völkern wieder vorfinden. Die Erde selbst nun wird von den Erâniern wieder bald in drei [1]), bald in sieben Abtheilungen oder Kareshvares getheilt, nicht blos insofern als die Erde selbst öfter die aus sieben Kareshvares bestehende genannt wird [2]), es werden auch die Namen derselben an mehreren Stellen aufgezählt [3]), dieselben lauten: Arezahê, Çavahê, Fradadhafshu, Vîdadhafshu, Vôuru-barsti, Vôuru-jarsti und Qaniratha. Eine befriedigende Erklärung aller dieser Namen aus den érânischen Sprachen giebt es bis jetzt nicht, namentlich klingen die ersteren Namen ziemlich unérânisch. Auffallend wird es jedem Leser des Avesta sein, dass das letzte dieser Kareshvare gewöhnlich durch das Beiwort imaṭ, dieses, ausgezeichnet wird (so ist auch Vd. 19, 129 zu lesen), während den übrigen Namen entweder gar kein Wort beigefügt oder das Pronomen avaṭ, jenes, gewählt wird. Den Aufschluss über diese Sitte giebt uns der Bundehesh, welcher sich über die Lehre von den Kareshvares weiter verbreitet (c. 5. 7.). Wir sehen aus den Mittheilungen dieses Buches, dass eigentlich nur Qaniratha unserer Erde entspricht, die übrigen Karesh-

1) Cf. Vd. 2, 37; Yç. 11, 21; Yt. 13, 3. Der Eintheilung in drei Drittel (wohl die drei Theile, welche Frêdûn seinen drei Söhnen überantwortet) entsprechen drei Himmel (cf. Yt. 22, 15). Es ist dies die altarische Eintheilung. Diese Dreitheilung findet sich auch in den Vedas. Cf. M. Müller, *Uebersetzung des Rigveda I.* 36. Justi, *Beiträge zur alten Geographie Persiens p.* 4. Auf den dritten Himmel, welcher im N. T (2. Cor. 12, 2) vorkommt, hat schon Rhode aufmerksam gemacht.

2) Cf. Justi s. v. Kareshvare. Dass auch die Gâthâs diese Eintheilung ebenso gut kennen wie die prosaischen Stücke, beweist Yç. 32, 2.

3) Cf. Vd. 19, 129. Vsp. 11, 2.

vares sind durch Meere sowol von Qaniratha als auch unter sich getrennt, und es wird öfter bestimmt gesagt, dass man von einem Kareshvare in das andere nicht kommen könne[1]. Nur in ganz früher Zeit, aber eher als die Menschen auf der Erde lebten, haben sämmtliche Kareshvares ein Ganzes gebildet, nachdem aber Tistrya sich genöthigt sah (cf. B. c. 11.), die ganze Erde mit Wasser zu überschwemmen, damit die von Aĝrô-mainyus geschaffenen schädlichen Thiere vertilgt würden, da brach die Erde in sieben Stücke auseinander, Qaniratha als das grösste dieser Stücke blieb in der Mitte, westlich von ihm liegt Arezahê, östlich Çavahê, im Norden Vôuru-barsti und Vôuru-jarsti, im Süden Fradadhafshu und Vîdadhafshu. Wie das grösste, so ist Qaniratha auch das vorzüglichste unter allen Kareshvares, der Kampf zwischen Aĝrô-mainyus und den guten Genien wird besonders da ausgefochten, mit den Bewohnern der übrigen Kareshvares bestehen natürlich keine Beziehungen, da man auf natürliche Art nicht mit ihnen verkehren kann, die Wesen daselbst scheinen auch ganz andrer Art zu sein als in Qaniratha, das Gesetz ist zwar auch in den übrigen Kareshvares verbreitet worden, aber auf übernatürliche Weise, nicht durch Menschen. Kurz, die Vorstellungen von den Bewohnern der übrigen Kareshvares sind durchaus nebelhaft, auch greifen diese nirgends in den Gang der Welt ein, so dass wir vollkommen berechtigt sind uns auf Qaniratha allein zu beschränken, wenn wir von den Zuständen dieser Welt reden.

Um nun eine Vorstellung zu gewinnen, wie sich die Erânier die Welt gedacht haben, werden wir am besten der Darstellung des Bundehesh folgen, welcher die verschiedenen Anschauungen zu einem Ganzen vereinigt hat, aus dem Avesta lässt sich durch beiläufige Erwähnungen folgern, dass das Bild, welches der Bundehesh entwirft, ein getreues ist und auch die Verfasser der Avesta sich ganz ähnliche Vorstellungen von der Welt machten. Zuerst müssen wir bemerken, dass man sich die Erde in der Art des menschlichen Körpers gebaut vorstellte, die Berge bilden die Knochen, die Ströme das Blut, die Erde

1) Vergl. hierzu und zum Folgenden überhaupt: Justi, *Beiträge zur alten Geographie Persiens* p. 3 flg.

das Fleisch des Erdkörpers. Umgeben ist die Erde von Wasser, denn das Meer Vôuru-kasha fliesst wenigstens rings um Qaniratha[1]). Von den Bergen aber bildet die Hara-berezaiti oder der Alburj gewissermassen das Rückgrat des ganzen Knochen- oder Bergsystems. Die Hara-berezaiti ist nicht blos zuerst, sondern auch am höchsten gewachsen, denn sie reicht bis zu dem ewigen Lichte empor[2]). Aus der Hara-berezaiti sind dann erst die übrigen Berge der Erde herausgewachsen, die Zahl derselben wird auf 2244 angegeben[3]). Es ist aber die Hara-berezaiti nicht etwa ein einzelner Berg, sondern ein ganzer Gebirgsrücken, welcher um die ganze Erde herumgeht und, wie gesagt, bis zu dem Himmel reicht. Es hat dieser Gebirgszug verschiedene Gipfel, von denen jeder seine besondere Bestimmung hat. Der Berg Taera oder Tîre[4]) ist derjenige, um den Sonne, Mond und Sterne kreisen und an dem sie aus- und eingehen, denn an ein Auf- und Untergehen der Sonne denken die Erânier nicht. Der Gipfel Hukairya[5]) ist derjenige von dem die Quelle Ardvî-çûra herabströmt. Ob auch Hendava oder Hoçindum und Arezûra grevaya oder Arzûr grîvak zu den Gipfeln der Hara-berezaiti zu ziehen seien, ist mir zweifelhaft. Dasselbe gilt von dem Berge Cekât dâitik, der in der Mitte der Welt stehen soll und von dem eine Brücke zum Himmel führt. Die Hara-berezaiti ist also nach érânischer Vorstellung ein Randgebirge, welches nicht blos die gesammte Erde, sondern auch die See Vôuru-kasha umgiebt und die letztere am Auslaufen verhindert. Die Berge der Welt hängen nun alle — natürlich unterirdisch — mit der Hara-berezaiti zusammen. Von einem der Gipfel dieses Gebirgszuges, dem Hukairya, wissen wir, dass er gegen Norden lag, denn die Quelle Ardvî-çûra kommt aus dieser Richtung und von diesem Berge. An der Südseite der Hara-berezaiti sind 10000 Canäle[6]), durch diese fliesst das in der Welt befind-

1) Cf. Bund. c. 11.
2) B. c. 12.
3) B. l. c. und Yt. 19, 7. An beiden Stellen werden Verzeichnisse der Berge gegeben, die aber bei Weitem nicht vollständig sind.
4) Cf. auch Yç. 41, 24. Yt. 15, 9, wo es heisst, er sei von Eisen.
5) Nach Justi (l. c. p 5) ist es der östliche Gipfel der Hara-berezaiti.
6) Cf. B. c. 13.

liche Wasser gereinigt auf den Hukairya und kommt dann zum Berge Hendava oder Hoçindum, der mitten im Meere liegt, von diesem aus fliesst ein Theil desselben ins Meer, der andere Theil verbreitet sich über die Erde[1]). Hier ist offenbar nur von atmosphärischen Niederschlägen die Rede, von den Flüssen aber wird berichtet[2]), dass sie von der nördlichen Seite der Hara-berezaiti herabkommen und zwar strömen von dort zwei Flüsse aus, von denen der eine Raǧha oder Arang-rût genannt wird und sich gegen Westen wendet, der andere heisst Vaǧûhi oder Veh-rût und wendet sich gegen Osten. Ueber diesen letztern Fluss ist man längst im Reinen, denn der Bundehesh giebt an, er fliesse in das Land Sind und falle ins Meer, man nenne ihn auch Mehrva. Es ist ohne Zweifel der Indus gemeint, der bei Masudi, Yâqût und andern moslemischen Schriftstellern den Namen Mehrân (مهران) führt. Von dem Arang-rût kennen wir wenigstens die Mündung, er fliesst nach Aegypten und wird der Nil genannt. Der Lauf der beiden Ströme war dem Verfasser dieser Darstellung offenbar nur in der Nähe ihrer Mündung bekannt, von dem oberen Laufe des Indus wusste derselbe offenbar sehr wenig, noch weniger von dem des Nil. Deutlich ist aber hier, dass man sich beide in einem Gebirgslande entspringend dachte und ihre Quellen sehr nahe zu einander setzte. Ging man dem Laufe des einen oder andern Stromes bis zu seinen Quellen nach, so kam man nach der Ansicht der Verfasser des Bundehesh und des Avesta auf die Hara-berezaiti. Auch scheint es mir klar zu sein, dass man sich das Verhältniss dieser beiden halb fabelhaften Ströme zu einander in ganz ähnlicher Weise dachte, wie es zwischen Euphrat und Tigris in Wirklichkeit besteht: von nahe an einander liegenden Quellen ausgehend, entfernten sich diese Weltströme gegen Westen und Osten von einander mehr und mehr, aber nur um zuletzt im Meere Vôuru-kasha sich wieder zu vereinigen. Innerhalb dieser Ströme lag nun alles Land, wenigstens soweit dasselbe bewohnbar war. Spätere Berichte der Perser theilen nun dieses Land von Qaniratha wieder in sieben Bezirke oder Klimas ab, im Avesta findet

1) Vgl. Yt. 8, 32—34
2) B. c. 20.

sich keine Spur dieser Eintheilung und auch der Bundehesh begnügt sich mit der Aufzählung der vorzüglichsten unter den ihm bekannten Flüssen, Seen, Bergen und Oasen. Diese Aufzählung führt ihn nur selten über die Gränzen Erâns hinaus, was man auch vollkommen begreift, wenn man bedenkt, dass der Verfasser des Bundehesh eigentlich nur sammelt was er im Avesta und den ihm zugänglichen älteren Schriften von geographischen Erwähnungen gefunden hat. Für die allgemeine Lage der verschiedenen Länder scheint mir eine Aeusserung von Wichtigkeit[1]) nach welcher der Ursprung des Winters in den Norden zu setzen ist, in die beiden Kareshvares Vôuru-barsti und Vôuru-jarsti, von da geht der Winter herüber auf den nördlichen Theil der Erde und zwar am Tage Anhoma, d. i. am ersten des Monat Apañm (October-November); am Tage Atun, d. i. den 9. des Monat Dîn (December-Januar) kommt er mit grösserer Macht nach Erân-vêj, im Monat Çpendârmaț (Februar-März) kommt er in die ganze Welt. Am ersten Tage des Monats Farvardîn (März-April) verschwindet die Kälte wieder und der Sommer kommt herbei. Der Sommer hat seinen Sitz in den beiden südlich gelegenen Kareshvares in Fradadhafshu und Vîdadhafshu. Von den Ländern dieser Erde ist Indien dem Sitze des Sommers am nächsten, darum ist es dort am heissesten. Allein die Kraft des Sommers ist nicht so gross wie die des Winters, während es im äussersten Norden ganz kalt bleibt und keine Hitze dorthin kommt, um die Macht des Winters zu mildern, dringt dagegen der Winter selbt in Indien ein, wo er in Gestalt von Regengüssen die übergrosse Hitze mässigt. Diese Auffassungsweise scheint mir von grosser Bedeutung und ich stehe nicht an, sie dem Avesta selbst zuzuschreiben, obwol ich keine Stelle namhaft zu machen wüsste, wo diese Lehre bestimmt vorgetragen wird, mittelbar aber tritt sie hervor in einem der wichtigsten geographischen Denkmale, welches uns das érânische Alterthum erhalten hat: in der Völkertafel im ersten Capitel des Vendîdâd. Man begreift nunmehr, warum diese ihre Aufzählung mit Airyana-vaeja beginnt und mit Hapta-hendu und mit Rağha endet. Es geht eben die Beschreibung vom Nor-

1) Cf. p. 34 in Justis Uebersetzung.

den aus und wendet sich nach Süden, nach êrânischer Ansicht nämlich, nicht nach der unserigen. Die Ansicht über die Lage der Länder in diesem Bruchstücke des Avesta ist bei mir ziemlich dieselbe geblieben wie ich sie in einer früheren Abhandlung aufgestellt habe[1]. Das nördliche Airyana-vaeja ist gewiss das spätere Arrân, die Gegend die vom Araxes und Kur eingeschlossen wird und zwar in ihrer grössten Ausdehnung bis nach Tiflis am Kaukasus. Eine genaue Kenntniss dieses Landes darf man freilich von den mehr im Innern und im Osten Erâns lebenden Verfassern des Avesta und der übrigen Parsenbücher nicht erwarten. Es ist ein halb fabelhaftes Land, in dem nach späteren Berichten die Menschen 300 Jahre alt werden, sie haben nicht das Gesetz des Zarathustra, sondern das der Paoiryô-ṭkaeshas (als diese Männer der Vorzeit dürften auch die Bewohner Airyana-vaejas gedacht worden sein), ihr Oberhaupt ist der fabelhafte Gopatishâh, der sich nur in späteren Bücheren belegen lässt[2]. Der zweite, dritte und vierte Ort, den die Völkertafel des Vendîdâd nennt, sind Gâu in Çughdha, Môuru und Bâkhdhi und es ist kein Zweifel darüber, dass man Gâu in Sogdiana zu suchen hat, Môuru das äussere Merv, Bâkhdhi das heutige Balkh ist, bei diesen Orten ist also die Richtung vom Norden nach Süden eingehalten. Der fünfte Ort ist Niçâya, aber er ist nicht mehr nachzuweisen, da uns jedoch gesagt wird, derselbe liege zwischen Môuru und Bâkhdhi, so wird man ihn etwa auf gleicher Höhe mit diesen Städten zu suchen haben, bei Andkhui, Shibergân und Meimana. Der sechste Ort, Haraeva, ist bekanntlich das heutige Herât, der siebente, Vaekereta, soll nach der ziemlich wahrscheinlichen Tradition in Kâbul liegen, also beide südlicher als die früher genannten Städte. In gleicher Richtung etwa dürfte der achte Ort, Urva, zu suchen sein, den näher zu bestimmen bis jetzt nicht gelungen ist. Der neunte, Khneuta in Vehrkâna, ist

1) Vgl. meine Abhandlung: Das erste Capitel des Vendîdâd im Bulletin der K. B. Academie der Wisschschaften 1859, Nr. 17—19. Die ältere Ansicht, welche auch ich noch im ersten Bande meiner Avestaübersetzung vertreten habe, dass nämlich im ersten Capitel des Vendîdâd die ältesten Wanderungen des êrânischen Volkes erzählt seien, ist von Kiepert (*Monatsberichte der berliner Academie der Wissensch.* 1856, *p.* 621 flg.) gründlich widerlegt und jetzt wohl allgemein aufgegeben.

2) Vgl. meine Uebersetzung des Avesta I, 61. not.

kaum zweifelhaft: es ist etwa der Gurgân-rûd und die Gegend von Asterâbâd. Der zehnte Ort ist Haraqaiti, das heutige Qandahâr, also bedeutend südlicher. Störend ist der zwölfte Ort, Ragha, welcher gewiss Ragha in Medien sein muss, also in die nördliche Richtung zurückgreift. Dagegen ist der elfte Ort, Haetumaṭ, der Hilmend sammt Umgegend, was ganz zu Qandahâr passt, der dreizehnte, Çakhra, ist nicht nachzuweisen. Eine neue Störung verursacht der vierzehnte Ort, Varena, den wir nach unseren früheren Erörterungen ganz nahe am Demâvend zu suchen haben. Der fünfzehnte Ort ist Hapta Hendu, womit ohne Zweifel Indien gemeint ist und hiermit sind wir im tiefsten Süden angekommen, dies beweist schon der Name Heñdu, die Grundform unseres Namens für Indien, den wir von den Erâniern erhalten haben. Wir freilich würden zwar Indien eher eine östliche als eine südliche Lage zuschreiben, nicht so in der alten Welt, wo es die älteren Geographen als gegen Süden liegend betrachten und noch das Shâhnâme nennt das Ostreich der Kayâniden, zu dem auch Indien gerechnet wird, das Land des Mittags oder des Südens (نیمروز). Ganz in der Nähe Indiens haben wir auch die Raǵha zu suchen, welche der Vendidâd als sechszehnten Ort nennt. Wir betrachten sie unbedenklich auch in dieser Schrift für den Nil und setzen sie an das westliche Ende von Indien, das man sich nach den Vorstellungen dieser Schriften gegen Süden hin bedeutend verlängert und mit Afrika zusammenhängend denken muss. Vielleicht dass auch das öfter im westlichen Indien genannte Nighna[1]) den Nil bezeichnen soll. — Ziehen wir die Summe des Vorhergehenden, so finden wir, dass die Richtung von Norden nach Süden ziemlich genau eingehalten wird, oder wie wir lieber sagen werden, vom Nordwesten gegen Südosten. Ausgenommen sind blos die beiden westérânischen Lande Ragha und Varena, die eigentlich gar nicht in diese Völkertafel passen, die sich sonst strenge an Ostérân hält. Es ist auch leicht zu sehen, dass man Ragha nur deswegen eingeführt hat, weil diese Stadt für den Aufenthaltsort des Zarathustra galt, ebenso wurde Varena erwähnt als Wohnort des Thraetaona.

1) Cf. Yç. 56, 11. 6. Yt. 10, 104.

An die Völkertafel des Vendîdâd können wir die Notizen anschliessen, welche uns der Bundehesh über die auf der Welt befindlichen Berge, Meere und Flüsse giebt, da dieselben auch noch diesen halbmythischen Charakter tragen wie die genannte Völkertafel, wenigstens was die Vertheilung der Länder anbetrifft. Diese Anschauung befindet sich darum auch in schönster Uebereinstimmung mit dem Avesta und wir fügen die Aeusserungen dieses Buches gleich bei, wo solche vorhanden sind. Beginnen wir mit den Bergen als den compaktesten Theilen der Erde. Ueber den Alburj und seine einzelnen Gipfel haben wir bereits gesprochen; unter den von ihm ausgehenden Bergen ist der Arpaçîn[1]) der wichtigste und seiner Lage nach auch der klarste. Von ihm heisst es, dass man ihn den Berg von Persien nenne, dass er seinen Anfang in Segestân, sein Ende in Khuzistân habe. Wenn man nun auch schon längst gefunden hat, dass unter Arpaçîn die von Kâbul und Ghazna aus gegen Westen streichende Bergkette zu verstehen sei, so hilft uns dies zur Bestimmung der einzelnen Gipfel derselben leider nur sehr wenig. Zu den Gipfeln des Arpaçîn glauben wir auch den Berg Manos rechnen zu dürfen, wiewol dies nicht ausdrücklich gesagt ist, wir wissen blos dass Manoshcihr auf demselben geboren sei. Bestimmt als Theile des Arpaçîn werden genannt die Berge Eraj, Cîn, Qâf, Kebodshegufť, Râvak, Demâvend, Pahrgar, Ispruj, Ganâvad, Marak, Mîcîn, Dâvat, Gêsbakht und Zarîn. Die wenigsten von diesen Bergen und Bergketten sind nach den ungemein allgemein gehaltenen Angaben zu bestimmen. Der Eraj soll vom Hamadân bis Khuârizm reichen — eine sehr nichtssagende Angabe und Justis Conjectur, dass statt Khuârizm Qâr zu lesen sei und die Berge im Norden von Hamadân verstanden werden müssten, ermangelt wenigstens bis jetzt der Bestätigung durch Handschriften. Der Cîn soll an der Grenze von Tur-

1) Der Name Arpaçîn hat wol in der älteren Sprache hara upairi çaena, der Berg oberhalb der Adler, geheissen. Die Lesart Arparçîn, die auch vorkommt, ist unrichtig und die Erklärung Berg von Persien nur eine auf diese Lesart begründete falsche Etymologie. Justi schreibt Harpaçên, gewiss ursprünglicher, ob im Huzvâresh ê vor n schon in î geschwächt war, wie im Neupersischen, wage ich nicht zu bestimmen.

kistân liegen, der Name ist wol dadurch entstanden, dass man in jener Gegend nach China reist. Qâf scheint mir erst später, vielleicht durch moslemischen Einfluss, in diese Liste eingedrungen und dürfte ursprünglich mit der Hara berezaiti identisch sein. Von den übrigen Bergen ist der Demâvend bekannt, der Pahrgar soll in Khoràçân liegen, der Berge Isprnj giebt es mehrere, aber keiner von ihnen kann der im Bundehesh gemeinte sein, dieser muss vielmehr mit dem Zagros identisch sein, da er sich vom Urumiasee bis nach Khuzistân erstrecken soll. Der Ganâvat ist wohl von Justi richtig als der Kenâbed des Shâhnâme bestimmt und daher am Nordrande Erâns bei der Ebene Reibad zu suchen. Die von Wahl versuchte Bestimmung des Berges Micin bei dem neueren Orte Mezînân würde uns in dieselbe Gegend führen, ist aber noch sehr fraglich. Dasselbe gilt von der Gegend Rârân, in welcher der Berg Marek liegt, Justi vermuthet es sei Lâristân gemeint. Der Dâvat soll in Khuzistân, der Zarin in Turkestân liegen. Für die übrigen noch im Bundehesch genannten Berge sind fast gar keine Anhaltspunkte gegeben. Vâitigaeça ist dem Namen nach das neuere Bâdghîs und dürfte daher bei Herât in dem Bezirke dieses Namens zu suchen sein. Hoshdâshtâr ist der Ushidarena des Avesta und ist in Segestân zu suchen, womit freilich nur wenig gesagt ist. Arezura bamya — nicht zu verwechseln mit dem Gipfel des Hara berezaiti, der auch Arezura heisst — soll an den Gränzen Rûms liegen, also etwa in Kleinasien; Justis Ansicht, dass mit Arovastân Assyrien gemeint sei, kann ich nicht billigen. Padasqârger ist der Bergrücken, welcher jetzt Elburz heisst, wir verweisen darüber auf das früher (p. 61 not.) Gesagte, ebenso über den Berg Rêvand, der in der Nähe des Ganâvat liegen muss. Der Berg Çpendyât wird in derselben Gegend wie die vorhergehenden zu suchen sein. Berge mit dem Namen Konderaçp werden zwei angeführt, der eine liegt in Airyana vaeja, der andere bei der Stadt Tus, der letztere mag der Berg Gulistân bei Tus sein, wie Justi vermuthet, den ersteren werden wir kaum genauer bestimmen können. Den Açnavañta als den neuen Savelân haben wir früher (p. 129 not.) schon besprochen, Vafromand und Siâkomand werden in die Gegend von Kâbul gegen China hin gesetzt, also wohl der Tsung-ling und Himâlaya, wie Justi ver-

muthet. Auf alle Fälle sind die Angaben über die Berge sehr ungenügend.

Wo möglich noch weniger befriedigend als diese Notizen über die Berge sind die Mittheilungen des Bundehesh über die Meere. Nach der mythischen Ansicht desselben sind die Meere durch den Regen des Tistrya entstanden, mit welchem dieser die Erde überschwemmte, um die schädlichen Geschöpfe zu tödten, welche Agrô mainyus zum Verderben der Welt geschaffen hatte. Nachdem dieser Zweck erfüllt war, wurde das Wasser an die Enden der Erde getrieben und es entstanden drei grosse und drei und zwanzig kleine Meere. Mit den Quellen dieser Meere stehen auch einige kleinere Seen in Verbindung, der See Caecaçta oder der Urumiasee und der noch nicht nachgewiesene See Çovbar [1]. Was nun aber die Darstellung dieses Systems im Einzelnen betrifft [2], so leidet dieselbe an manchen Dunkelheiten. Das Meer Vôurukasha oder Ferâkh-kant (d. i. das weituferige) soll an der südlichen Seite des Hara berezaiti den dritten Theil der Erde einnehmen, es soll 1000 Wasserbassins enthalten, was mir nicht klar ist. Das Wasser kommt aus diesem Meer durch 100000 Canäle an der Südseite der Hara berezaiti, und fliesst in Wärme und Frische hin zu dem hohen Hukairya, auf dessen Gipfel ein Bassin ist, in dieses fliesst es und wird rein und fliesst — wie es scheint — wieder rückwärts in goldnen Canälen, einer dieser Canäle geht auf den Berg Hoçindum in der Mitte des Meeres Vôuru-Kasha, von dort ergiesst sich ein Theil zur Reinigung in das Meer, der andere vertheilt sich über die Erde.— Soviel aus dieser dunklen Beschreibung klar ist, scheint es, dass wir unter dem Vôuru-Kasha ein Meer zu denken haben, welches am Ende der Erde floss, ohne dieselbe jedoch ringsum zu umgeben [3]. Durch die Quelle Ardvîçûra steht es mit den himmlischen Gewässern in Verbindung und empfängt von ihnen Zufluss, giebt aber auch wieder an sie ab. Es dürfte die Vorstellung von dem Meere

1) Bund. c. 7.

2) B. c. 13.

3) Anderer Ansicht ist Justi (l. c. 1, 7), allein in der Stelle des Bundehesch, die er citirt (13, 7. 8.), ist das Wort, welches er durch „Ocean" übersetzt, ein ἅπ. λεγ. und nichts weniger als klar.

Vôuru-Kasha etwa der von dem Weltmeere der späteren Periode entsprochen haben, welches man gleichfalls für unschiffbar und unnahbar hielt. Von den später entstandenen Meeren ist zuerst das Meer Pûitika, d. i. das stinkende, zu nennen, welches eigentlich nur eine Abtheilung des Meeres Vôuru-Kasha ist. Es wird gleichfalls an der südlichen Seite des Hara berezaiti gedacht, wie das Meer Vôuru-Kasha, von dem es nur durch den See Çatavaeça getrennt ist. Das Wasser des Meeres Vôuru-Kasha ist rein, aber im Pûitika fliessen die Gewässer zusammen, welche der Reinigung bedürfen; weiter als zum See Çatavaeça gelangt aber die Unreinigkeit nicht, von dort wird sie durch einen starken Wind in das Meer Pûitika zurückgetrieben, während das gereinigte Wasser in die See Vôuru-Kasha fliesst. (Vgl. auch Vd. 5, 56flg.) Nur die beiden Meere Vôuru-Kasha und Pûitika haben Ebbe und Flut, die schon der Bundehesh dem Einflusse des Mondes zuschreibt. Ausserdem giebt es nur noch zwei grosse Meere: das Meer Kamrût [1]) im Norden Tabaristâns, also das kaspische Meer und Jahbun in Rûm — entweder das schwarze oder das mittelländische Meer; der Name des letzteren Meeres ist nicht klar. Von den 23 kleineren Meeren wird in c. 13 nur das kleinste genannt: Kançu in Segestân, da das Wasser dieses Meeres salzig sein soll, so können wir nur den See Âbistâde darunter verstehen, obwol nicht zu leugnen ist, dass man aus mancherlei Gründen besser den Hâmûnsee mit Justi verstehen würde, der jedoch süsses Wasser hat. Im c. 22 trägt jedoch der Bundehesh die Erwähnung der ihm bekannten kleineren Seen nach, doch ist auch hier zwischen wirklichen Seen und mythologischen zu scheiden; zu den letzteren rechnen wir unbedenklich den See Çatavaeça, der zwischen dem Vôuru-Kasha und Pûitika liegt, und von welchem wir schon oben gesprochen haben, ferner den See Urviç, der auf dem hohen Hukairya liegt, es muss dies der See sein, in welchen die aus der Quelle Ardviçûra ausgehenden Canäle leiten, von welchen wir gleichfalls schon oben gesprochen haben. Die übrigen Seen sind wirkliche:

1) d. h. wohl: wenig Flüsse enthaltend, was von der Ostseite des kaspischen Meeres allerdings seine Richtigkeit hat, nicht aber von der westlichen. In c. 22 wird übrigens das kaspische Meer das Meer von Qairizm genannt.

der Caecaçta ist ohne Zweifel der Urumiasee, die Bestimmung des Sees Haoçravağha hängt von der Wahl der Lesarten ab, nach der einen derselben ist er nur fünf Parasangen vom Caecaçta entfernt, dann wird man mit Windischmann den Vânsee darunter verstehen müssen, liest man aber mit andern Handschriften, denen Justi den Vorzug giebt, fünfzig Parasangen, so wird man wohl den Sevânsee verstehen müssen. Der See Çovbar soll auf dem Berge von Tus liegen, dieser ist der Konderaçp oder Gulistân, wie wir bereits wissen. Ein See ist dort zwar bis jetzt nicht bekannt, doch dürfte es genaueren Nachforschungen gelingen ihn aufzufinden. Frâzdânava liegt in Segestân, nach unserm Dafürhalten ist es der Hâmûnsee. Der See Zarînmand ist bei Hamadân, bis jetzt ist er nicht aufgefunden, dürfte aber wohl aufzufinden sein. Vom See Açvaçt heisst es, dass sich sein Wasser nie erschöpft, leider aber hat man vergessen, die Lage desselben anzugeben.

Setzen wir nun auch noch das Verzeichniss der Flüsse an, welches uns der Bundehesh (c. 20) giebt, so treffen wir auch hier wieder dasselbe Gemisch von mythologischer Dichtung und historischer Wahrheit. Die beiden mythologischen Ströme Arang-rût und Veh-rût haben wir bereits erwähnt, nächst ihnen sind zwei andere Flüsse von Wichtigkeit, welche den alten Erâniern weit besser bekannt waren: der Deirûd, den man auch den zweiten Veh-rût nennt[1]) und der Frât. Die Ursprünge dieser beiden Flüsse sind dem Verfasser des Bundehesh ziemlich gut bekannt. Der Frât entspringt, wie er sagt, an den Gränzen von Rûm, man nimmt also an, dass der westliche Euphrat der Hauptfluss sei, der Tigris aber entspringt in Çalm, wie denn noch heute die Gegend an den Tigrisquellen den Namen Selmân führt. Der dritte bedeutende Fluss ist die Dâitya, sie kommt aus Airyana-vaeja und durchfliesst die Berge von Gurjistân, mir scheint ganz deutlich, dass hiermit nur der Kur gemeint sein kann. Der Fluss Dargam, heisst es weiter, fliesst in Çude, Name des Flusses wie der Gegend sind unbekannt, sehr wahrscheinlich ist aber Justis Annahme, es sei der Δαργαμάνης der Alten (Ptol. VI, 11. 2. Amm. Marc. XXIII, 6. 57) zu verstehen, der sich mit dem Ochus vereinigt und

1) So nach meiner Erklärung der schwierigen Stelle.

so in den Oxus sich ergiesst; Çude wäre dann das Gebiet der Σαβάδιοι. Die Flüsse Haro und Haetumat sollen beide vom Arpaçîn kommen, der erste ist der Haré-rûd, der zweite der Hilmend, die Beschreibung ist also im Wesentlichen richtig. Unsicher ist der Khânshîr in Kumis, vielleicht der Cashma Alî, wie Justi vermuthet, doch ist dies nicht ganz gewiss. Der Khajand scheint der Jaxartes zu sein, er soll auch Ashârad genannt werden; der Merv-rûd und der Balkh-rûd werden ganz richtig charakterisirt, auch sie gehen vom Arpaçîn aus, allein dass sie sich in die Vaguhi oder den Indus ergiessen, ist nicht wahr. Justi schlägt vor, Arang statt Vaguhi zu lesen, allein beide Flüsse erreichen bekanntlich auch den Oxus nicht. Der Çpét ist offenbar der Çpét-rûd oder Qizil-ozen, die nachfolgenden Flüsse dagegen sind gänzlich unbekannt. Der Tortfluss, den man auch Koir nennt, soll aus dem Kîklansee kommen und in den See Vergâ münden, für den Kur können wir diesen Fluss nicht mit Justi halten, weil wir schon oben die Dâitya für den Kur genommen haben, es muss auch ein Fluss sein, welcher aus einem See ausströmt und in einen andern See mündet, die Lage ist gar nicht angegeben, so dass man diesen Fluss in jeder beliebigen Richtung suchen kann. Der Name Tort würde an Terter, einen Nebenfluss des Kur, anklingen, aber der See Vergâ kann kaum das kaspische Meer sein, wie Justi vermuthet, der Vargân lesen will. Der Zenderûd ist natürlich der Fluss von Ispâhân, er soll sich in den Harô-rûd ergiessen, natürlich durch unterirdischen Lauf. Zishmand-rûd werden wir in der Nähe des Jaxartes suchen müssen, wir haben die Wahl zwischen dem Qizil-daryâ und dem Zarafshân. Den Zahâvayi hält Justi für den Kerkha und auch ich wüsste nichts Besseres zu geben, der Fluss soll aus Atropatene kommen und in Persien ins Meer fliessen; versteht man den Kerkha, so würde man die Gränzen Atropatenes sehr weit nach Süden rücken müssen, und Ardelân noch zu diesem Lande zu rechnen sein. In das Meer fliesst übrigens der Kerkha nur mittelbar vermittelst künstlicher Canäle, wollte man freilich auf das Wort Persien Gewicht legen, so würde man etwa an den Kum-Fîruz denken können, dessen Quelle dem Verfasser des Bundehesh nicht genau bekannt gewesen sein dürfte. Der Khurai ist offenbar der Kurân, er kommt

aus der Gegend von Ispâhân und fällt in den Tigris. Der Fluss Harhaz in Tabaristân ist bekannt, ebenso der Fluss von Termed, der aber in die Vağuhi gehen soll, also auch hier eine Vermischung des Oxus und des Indus. Ueber den Vendeçesh oder Khunaidis der in Segestân fliessen soll, verlohnt es sich kaum bei der Abwesenheit aller näheren Angaben Vermuthungen anzustellen. Kaçik giebt es zwei: der eine soll bei Tus fliessen und auch Kasp heissen, diess ist also der Fluss von Meshhed, dann führt aber diesen Namen auch der Indus. Der Pêtâkmayân liegt in Kağha, also sehr nördlich in Ferghâna oder noch weiter gegen Norden. Der Daraja endlich, an welchem die Wohnung des Pôurushaçpa lag, ist kaum mit Sicherheit nachzuweisen. Für einige andere, wie Shed, Navada, deren Name zwar genannt wird, aber ohne Angabe der Lage, haben wir gar keine Anhaltspunkte.

Den grossen Kareshvares in welche die Welt getheilt ist, entsprechen wieder kleinere Kareshvares, die den grossen nachgebildet sind und in Qaniratha liegen. Es sind diess Landstriche die durch Berge oder Wüsten von den angränzenden Ländern getrennt sind, so dass es unmöglich oder schwierig ist in dieselben zu gelangen. Einige derselben zählt der Bundehesh (c. 30) auf, das eine derselben ist das Land Kağha, dessen Lage an der östlichen Seite von Vôuru-Kasha sehr ungenau bezeichnet ist, wir wissen aber aus andern Quellen, dass wir diese Gegend, die mit dem Kandizh des Minôkhired und dem Gangdiz des Shâhnâme identisch ist, im Norden Erâns zu suchen haben, wo auch die Chinesen ein Reich Khankiu kennen. Die Wüste Pêshiânçai, wo der Körper Sâms liegt, ist das Gebiet des Flusses Navtak und soll in Kâbulistân liegen, Justi versteht die Hochebene Ghazna. Çaokavaçtâ soll auf dem Wege von Turkistân nach China liegen — vielleicht Kashgar oder eine der andern Städte Turkistâns. Kashmîr ist bekannt, mythisch ist der Vara des Yima der in der Mitte der Erde unter dem Berge Damkân liegen soll.

Es ist keine Frage, dass das geographische System der Erânier, wie wir es eben dargestellt haben, grosse Aehnlichkeit hat mit andern ähnlichen Systemen im Osten wie im Westen. Zuerst die Ansicht von einem Welteie finden wir nicht blos in Aegypten wieder, sondern auch in Indien, wo

das Mahâbharata sofort mit dieser Lehre beginnt. Auch die Lehre von den Kareshvares erinnert ganz lebhaft an die indische Lehre von den Dvîpas, wir müssen aber hier gleich sagen, dass dieses System in Indien erst später Eingang gefunden hat, denn die Vedas kennen dasselbe noch nicht. Mit der Beschreibung der Dvîpas aber, wie wir sie z. B. Mahâbh. VI, 194 flg. oder im Vishṇu-purâṇa (II, 2) finden, hat das érânische System die grösste Aehnlichkeit. Die Zahl der Kareshvares ist sieben, wie die der Dvîpas, wenn auch die Namen ganz verschieden sind, denn die indischen Dvîpas, heissen Jambû, Plaxa, Çâlmali, Kuça, Krâuñca, Çâka und Pushkara. Auch die Dvîpas sind wie die Kareshvares durch Wasser von einander abgeschieden, nur hat die indische Phantasie die sieben Meere, welche dieselben von einander scheiden, mit verschiedenen Substanzen angefüllt, nur das eine derselben besteht aus salzigem Wasser, das zweite aus Zuckersaft, das dritte aus Wein, das vierte aus geschmolzener Butter, das fünfte aus Molken, das sechste aus süsser Milch, das siebente aber aus süssem Wasser. In der Mitte aller dieser Dvipas liegt aber Jambudvîpa, das Centrum des Ganzen. Die Aehnlichkeit des Dvîpasystems mit dem Kareshvaresystem ist selbst den Parsen aufgefallen, denn Neriosengh übersetzt immer kareshvare mit dvipa, qaniratha aber mit jambudvîpa. Das Centrum der Erde (als solches kann man qaniratha ebensogut auffassen als jambudvîpa) ist hier der Berg Meru, dort der Berg Cekât-dâitik. Auch die indische Anschauung lässt die Erde von verschiedenen Bergen und Bergketten umgeben sein, die aber verschiedene Namen haben. Himavân, Hemakûṭa und Nishadha liegen im Norden, Nîla, Çveta und Çriṅgî im Süden des Meru, die beiden centralen Gebirge zunächst des Meru, Nishadha und Nîla dehnen sich auch nach Osten und Westen aus. Südlich vom Himavân liegt Bharata (Indien), nördlich vom Himavân und südlich vom Hemakûṭa eine Gegend Kimpurusha, nördlich vom Hemakûṭa und südlich vom Nishadha liegt Harivarsha. Auf der nördlichen Seite des Meru zwischen Nîla und Çveta liegt Ramyaka, zwischen Çveta und Çriṅgî Hiraṇmaya, endlich über den Çriṅgî hinaus findet man die Uttarakurus[1].

1) So nach dem Vishṇu purâṇa. Dagegen liegt nach Mahâbh. VI, 254 Uttarakuru nördlich vom Meru, südlich vom Nîla.

Der Meru selbst ist von einem Kreise umgeben, der den Namen Ilâvṛita führt, diese ganze Umgebung des Meru ist der Aufenthaltsort göttlicher Wesen, auf dem Meru selbst liegt die Stadt des Brahma. Vier Gegenden liegen auf den vier Seiten des Meru: Bhârata gegen Süden, Ketumâla gegen Westen, Bhadrâçva gegen Osten und Uttarakuru gegen Norden, alle natürlich ausserhalb des Kreises Ilâvṛita. Jede dieser Gegenden wird von einem vom Meru kommenden Flusse durchzogen. Die Bhadrâ wendet sich gegen Norden und durchfliesst das Land der Uttarakurus, die Alakanandâ (der Ganges) fliesst gegen Süden nach Bhârata, die Sîtâ nach Bhadrâçva gegen Norden und der Caxu nach Ketumâla gegen Westen. Die Aehnlichkeit dieser Vorstellung mit der von den vier Paradiesesflüssen hat man schon frühe eingesehen und öfter darauf aufmerksam gemacht. Das Gebirge Lokâloka endlich umgiebt die gesammte Welt, alle sieben Dvîpas[1]).

So sehr nun auch dieses System die Spuren der indischen Phantasie an sich trägt, so scheint es mir doch keinen Augenblick zweifelhaft sein zu können, dass wir hier in den Grundzügen dieselbe Eintheilung vor uns haben, wie in Erân. Aus der Zeit der Einheit der Inder und Erânier kann dieses System schwerlich stammen, dazu ist es zu künstlich und die Namen sind zu wenig übereinstimmend. Uebrigens ist die Darstellung des Mahâbhârata und Vishṇupurâṇa, die wir oben mitgetheilt haben, noch gar nicht die älteste und Lassen hat bereits[2]) auf eine etwas verschiedene Darstellung hingewiesen, welche sich Mahâbh. III, 11843 flg. findet, nach dieser ist im Osten ein Berg Mandara, an welchem die Sonne aufgeht, im Westen der Berg Asta, wo sie untergeht, im Süden ist das Reich der Todten, über welches Yama herrscht, im Norden aber wird Meru, der Götterberg gedacht, den die Götter bewohnen. Hinter dem Meru endlich ist ein lichter Raum, zu dem die Götter selbst nicht dringen, der aber von Vishṇu bewohnt wird. Schon Lassen hat diese Darstellung für die ältere gehalten und wir stimmen ihm darin bei, es lässt sich diese zweite Ansicht noch leichter mit der érânischen vereini-

1) Vishṇu pur. p. 202. 1. Ausg.
2) Indische Alterthumskunde I, 847.

gen als die erste. Von einer Vergleichung im Einzelnen wollen wir hier absehen, wir bemerken blos, dass die Ansicht der Erânier von den Einwohnern der sechs Kareshvares ebensowenig einen geschichtlichen Hintergrund hat, wie die der Inder von den Bewohnern der sechs Dvîpas, dass bei den Erâniern nur Qaniratha, bei den Indern nur Jambudvîpa die wirkliche Welt ist, dass in dieser wirklichen Welt nur Erân auf der einen Seite, wie Bhârata oder Indien auf der andern mit wirklich geschichtlichen Namen ausgefüllt wird. Auch hinsichtlich der Entstehung der einzelnen Flüsse scheint ein Zusammenhang in der Ansicht der Inder und der Erânier zu bestehen. Wie bei den Erâniern der Arang-rût und Veh-rût vom Alborj und der Ardviçûra aus auf die Erde herabfliessen und dieselbe umgeben, so finden wir bei den Indern die Vorstellung von den vier heiligen Flüssen, welche wir oben bereits aufgezählt haben und die man sich vom Meru aus nach verschiedenen Seiten fliessend denkt. Daneben steht die Ansicht von den sieben Flüssen, die man sich vom Himâlaya herabströmend denkt, worauf sie sich nach den verschiedenen Himmelsgegenden wenden. Nachdem der heilige Fluss vom Himmel herab in den Vindusara oder Tropfensee gefallen ist, fliesst er in drei Strömen als Sucaxu, Sîtâ und Sindhu gegen Osten, in drei andern Nalinî, Pâvanî und Hlâdinî gegen Westen, nur die einzige Gangâ wendet sich gegen Süden. So der Râmâyaṇa (I, 44 ed. Schl.) und auch in den Vedas lässt sich die Verbindung der sieben Ströme mit dem Himmel noch nachweisen. Uebereinstimmend mit obiger Ansicht ist auch die buddhistische, nur dass sie hie und da noch phantastisch ausmalt und die Zahlen vergrössert. Ueber sie können wir der Kürze wegen auf Hardys Manual of Buddhism p. 1—35 verweisen.

Wir dürfen übrigens unsern Blick nicht auf den Osten beschränken, wir müssen ihn auch gegen Westen wenden. Hier ist es vor allem die Völkertafel der Genesis, die als das älteste Denkmal dieser Art uns einen Augenblick beschäftigen soll. Es ist jetzt wohl ziemlich allgemein zugestanden, dass die Eintheilung der Völker in diesem Denkmale weniger eine ethnographische als eine topographische ist; dabei mag man allerdings auch die Farbe einigermassen berücksichtigt und unter den Japhetiten mehr die weissen, unter den Semiten die rothen

und unter den Hamiten die schwarzen Menschen verstanden haben. Auch in diesem Denkmale scheint die Richtung von Norden nach Süden eingehalten worden zu sein, wie im ersten Capitel des Vendîdâd: die Söhne Japhets nehmen den Norden, die Kuschiten den Süden ein, die Semiten die Länder der Mitte. Der Grund, warum die Semiten nicht zwischen Japhetiten und Kuschiten, sondern an das Ende der Tafel gestellt sind, ist längst bekannt: man wollte das zehnte Kapitel der Genesis an das elfte anschliessen, wo die Geschichte der Semiten fortgesetzt wird. Auf die Paradiesesströme und ihr Verhältniss zu den érânischen Strömen werden wir unten zurückkommen, wenn wir von den Beziehungen der Semiten zu den Erâniern zu reden haben werden. Nicht weniger auffällig als mit den Bruchstücken der älteren semitischen Geographie ist das érânische System mit den späteren muhammedanischen verwandt, wie wir es namentlich bei Masudi dargelegt finden. Dieses System beschäftigt sich blos mit unserer Erde, welche in sieben Klimas eingetheilt wird, das bewohnte Land reicht von den glücklichen Inseln im Westen bis nach China im Osten[1]). Am Himmel nimmt er neun Sphären an, von denen die des Mondes der Erde am nächsten ist, dann folgen die des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn, die achte Sphäre enthält den Zodiacus und die übrigen Sterne. Die neunte Sphäre umgiebt die übrigen, sie hat keine Sterne und dreht sich alle Tage von Osten nach Westen, in welche Bewegung sie auch die übrigen Gestirne hineinzieht, die sieben Planetensphären drehen sich aber von Westen gegen Osten.

Ueber den Ursprung der Quellen und Flüsse führt Masudi verschiedene Ansichten an. Nach Einigen kommen sie aus einem grossen Meere mit süssem Wasser, das man nicht mit dem Ocean verwechseln darf, nach Andern findet sich das Wasser in der Erde, wie das Blut in den Adern, wie nach der Ansicht der späteren Parsen. Unter den grossen Flüssen zählt er auf: den Nil, den Euphrat und Tigris, den Fluss von Balkh oder Jihûn, den Mehrâu in Sind, den Ganges, den Sabatu (ohne Ortsangabe), die Tanais, es sind also auch hier die

1) cap. 8. p. 187. ed. Paris.

Flüsse an die Spitze gestellt, die im Bundehesh vorangestellt werden. An einer Stelle[1]) erwähnt er ausdrücklich als eine persische Ansicht, dass Amràn der Sohn Jàbirs auf einem Meeresungeheuer den Nil bis zu seiner Quelle verfolgt habe, wo er denselben aus dem Paradiese aus goldenen Palästen[2]) kommen sah; demnach betrachteten zu Masudis Zeit die Perser den Nil als einen Paradiesesfluss. Auch erzählt Masudi (ibid.) von einer goldenen Kuppel in einem grünen Meere, auf vier Säulen von grünen, rothen, blauen und gelben Edelsteinen, von diesen Säulen träufelte Wasser herab, das sich aber im Meere nicht mit anderem Wasser vermischte, sondern an das Ende des Meeres gelangte und dort den Nil, den Sîhân, Jîhân und Euphrat bildete. Unter Sîhân und Jîhân sind wol schwerlich die beiden wenig bedeutenden Flüsse Kleinarmeniens gemeint, sondern die weit bedeutendern nördlichen: der Oxus und der Jaxartes. Die Idee von einem Herabträufeln des Wassers aus Palästen ist ganz éránisch und ohne Zweifel auch in den Beschreibungen Yt. 5, 101. 102 angedeutet. Was den Mehràn betrifft, so soll derselbe nach einer Ansicht aus dem Nil entstehen, weil es auch Krokodile in demselben gebe. Diese Ansicht war schon zur Zeit Alexanders des Grossen verbreitet[3]) und auch der Bundehesh lässt seine beiden Weltflüsse ursprünglich aus einer Quelle kommen und erst später von einander wegfliessen; andere Muhammedaner wie Ibn Hauqal lassen den Indus in der Nähe des Oxus entspringen. Natürlich kennt Masudi beim Nil wie beim Indus nur den untern Lauf. Ueber den Lauf des Jihûn ist derselbe etwas besser unterrichtet, doch verwechselt er ihn auch mit dem Fluss von Balkh. Man sieht übrigens aus Masudi, dass es auch Personen gab, welche den Jihûn in den Indus fliessen liessen. Von Meeren nennt Masudi ein Südmeer, ein Canal (خليج) dieses Südmeers ist mit dem Lande Habesh verbunden und geht zu dem Lande der Berberen. Andere Kanäle desselben Meeres sind: das persische Meer, das Meer von Yemen, das rothe Meer, die Meere von Indien und China. Andere

1) cap. 14 p. 268 ed. Paris.

2) p. 269: فراء النيل ينحدر عن قصور الذهب.

3) Nearch bei Strabo L. XV, 696. Cas.

Meere sind: das schwarze Meer und Mayotis, das mittelländische Meer, der kaspische See. Den Ocean als das Meer, welches die ganze Welt umgiebt, kennt Masudi zwar auch, weiss aber nur sehr wenig von ihm und hält es für gefährlich dorthin vorzudringen.

Eine mehr christliche Färbung trägt die Weltbeschreibung, welche der von St. Martin herausgegebenen sogenannten Geographie Vartans[1]) vorausgeht, doch wird man leicht auch da das Uebereinstimmende mit den bereits aufgeführten Weltbeschreibungen herauskennen. Vartan nimmt einen obersten Himmel an, in welchem die Dreieinigkeit wohnt, dann folgt ein zweiter Himmel, wo sich die Seraphim, Cherubim und Throne befinden, welche Wesen alle denselben Rang haben; nach ihnen kommen die Mächte, Kräfte und Herrlichkeiten, welche die mittlere Hierarchie bilden. Dann folgen im dritten Himmel abwärts die Herrschaften, Engel und Erzengel oder die untere Hierarchie, die zuletzt genannten sechs Ordnungen haben verschiedenen Rang und verschiedene Plätze, die Himmel aber, welche sie bewohnen, sind ohne Bewegung. Auf sie folgt nun aber die wässerige Sphäre, die immer in Bewegung ist. Der fünfte Himmel ist der des Firmaments, an dem sich eine grosse Anzahl Sterne befinden, dann zwei Pole der Gestirne, die sich in 24 Stunden drehen. Der sechste Himmel ist die Zone der sieben Planeten: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercur und der Mond. Hierauf folgen die vier Elemente. Was nun aber die Erde selbst betrifft, so setzt der Verfasser dieser Geographie das Paradies auf die Erde und zwar auf ein sehr hohes Plateau, das umgeben ist vom Ocean, dem Leviathan, dem einzigen Wesen das im Ocean lebt, der Insel Kherinos, die das tiefe Meer vom Ocean schneidet, endlich von dem tiefen Meere selbst, das vom Ocean wieder verschieden ist. — Wie mir scheint, hat diese Vorstellung von der Welt ganz denselben Charakter wie die vorhergehenden, die wir angeführt haben.

1) *Mémoires sur l'Arménie* II, 406 flg. A. a. O. p. 455 erklärt St. Martin, dass dieser Vartan im 13. Jahrhundert eine grosse Berühmtheit hatte und 1271 n. Chr. starb. Er glaubt indess, dass die seinen Namen tragende Erdbeschreibung später von einem seiner Schüler verfasst sei.

Nach dem Gesagten ist es also nicht unwahrscheinlich, dass sich die Erânier schon in alter Zeit die Welt in der Form eines Eies gedacht haben, welches auf dem Wasser schwamm, das dem Ocean entsprechend war. Dieses äussere die Welt umgebende Wasser muss aber verschieden gedacht werden von den Meeren der Erde, welche durch das die Erde umgebende Randgebirge von dem äusseren Meere getrennt waren und auf denen die in sieben Theile gespaltene Erde schwamm. Von diesen sieben Theilen kommt indess nur Qaniratha als die wirkliche Erde für uns in Betracht. Eine Abweichung der érânischen Ansicht von der der übrigen Völker scheint die gewesen zu sein, dass man sich das grosse Meer nur im Süden liegend dachte, von wo aus es sich gegen Westen und Norden erstreckte; den Norden dachte man sich als eine feste, erhöhte Masse, an welcher aufsteigend man zuerst in das Paradies, dann in die Wohnung Ahuras und seiner Genien gelangte. Das bewohnte Land hatte zwei Ausdehnungen, gegen Osten und gegen Westen; im äussersten Norden desselben lag Airyana vaeja, der Aufenthaltsort der glücklichen Menschen, die wir getrost mit den Hyperboreern vergleichen können. Der Süden wird von Indien eingenommen, das wir uns gegen Süden noch bedeutend verlängert und mit Africa zusammenhängend denken müssen, weshalb auch das Avesta von einem östlichen und einem westlichen Indien spricht. Die Gränzen des bewohnten Landes waren aber durch zwei Ströme gezogen, welche vom Norden ausgehend gegen Osten und Westen flossen, diese Ströme sind im Osten der Indus, im Westen der Nil; da man auch die Quelle des letztern Flusses im Norden suchte, so wurde der Yaxartes oder Oxus als nördlicher Lauf desselben angesehen, eine klare Vorstellung vom Laufe dieses Flusses hatte man natürlich nicht. — Fragen wir nun, bei welchem Volke dieses merkwürdige System entstanden sei, das sowohl bei den Indern und Erâniern wie auch bei den Hebräern und Muhamedanern Spuren seines Daseins hinterlassen hat. Dass dieses System bei den Indern entstanden sei, ist sehr unwahrscheinlich, denn einmal zeigen die ältesten Schriften der Inder, die Vedas, noch keine Spuren desselben, dann scheint mir auch die ganze Lage Indiens nicht der Art, dass ein solches System dort leicht entstehen konnte. Allerdings, die hohen Berge im

Norden und die von dort ausgehenden Flüsse mangeln in Indien nicht, wohl aber die grösseren und kleineren Inseln, die man doch nothwendig in ziemlicher Menge kennen musste, wenn die Anschauung von einer inselartigen Beschaffenheit der Erde an Wahrscheinlichkeit gewinnen sollte. Ist aber die Entstehung dieser Welttheorie in Indien unwahrscheinlich, so ist sie es noch mehr in Erân. In diesem trockenen Lande, dessen Einwohner zum grössten Theile niemals ein wirkliches Meer gesehen hatten, sondern höchstens Binnenseen, in einem Lande, in welchem ebenso wenig grosse Flüsse von Bedeutung fliessen — da scheint uns die Entstehung einer solchen Ansicht vollkommen unwahrscheinlich. Verlegen wir hingegen den Ursprung dieser Anschauung nach Babylonien, so erscheint Alles natürlich genug. Der Euphrat und der Tigris begränzten Mesopotamien, sie konnten leicht die Vorstellung von zwei ähnlichen Flüssen hervorrufen, welche die bewohnte Welt abgränzten. Es ist auch in der That wahrscheinlich, dass der Indus und der Nil die Weltkenntniss der alten Babylonier umschlossen. Die so nahe liegende Halbinsel Arabien, die nicht sehr entfernten Küsten Africas konnten die Idee von grossen durch Meere von einander getrennten Welttheilen leicht hervorrufen. Ebensowenig fehlen die hohen Gebirge im Norden, jenseits welcher das Land wohl den Babyloniern nur sehr wenig bekannt ward, wo man sich in der Nähe der hohen, schneebedeckten Gebirge Armeniens den Uebergang von der Erde zum Himmel leicht denken konnte. Wir nehmen also an, dass die érânische Weltansicht in Babylon entstanden sei, geben aber zu, dass sie dann in Erân selbst, nach den Bedürfnissen der Einwohner, manche Umgestaltung erfahren habe.

Es dürfte nun an der Zeit sein, uns von diesen allgemeinen halb mythischen Vorstellungen zu der eigentlichen Beschreibung des Landes zu wenden. Von dem ersten Capitel desVendîdâd haben wir schon oben gesprochen, dort sind zwar mythische Bestandtheile sichtbar, im Ganzen aber ist doch auch jene Völkertafel ein historisches Denkmal. Ganz auf dem Boden der Geschichte stehen wir aber mit den geographischen Angaben in den Inschriften des Darius, mit denen wir einige andere mehr oder minder gleichzeitige Notizen verbinden wollen. Bekannt genug ist, dass das ganze Ländergebiet, welches wir

gewöhnlich mit dem Namen des persischen Reiches zu benennen pflegen, bei den Einwohnern jetzt noch mit dem Namen Irân (ایران) bezeichnet wird. Es ist dies nur die neuere Aussprache des Wortes, nach den Regeln der Sprachvergleichung muss dasselbe Erân lauten, so lautet es auch wirklich in mittelalterlichen Urkunden wie im Mînôkhired, dort heisst das Land Érân und die Bewohner desselben Érânîgân, auch die Armenier schreiben Eran (Երան) und wir müssen annehmen, dass noch Firdosi das Wort so ausgesprochen hat[1]. Dieses Wort muss in älterer Zeit Ariyana oder im Ostéranischen Airyana gelautet haben, doch fehlt es bis jetzt an Belegen in alter Zeit für diesen Ausdruck als Name des ganzen Landes, man kann aber wenigstens erweisen, dass sich die Bewohner des Landes den Beinamen ariya, airya beilegten, so heisst das Land Yt. 10, 13 airyô-shayanem oder Ariersitz, ziemlich häufig heissen die einzelnen Provinzen die arischen Gegenden (airyâo daǵhâvô)[2], dem gegenüber das Ausland anairyâo daǵhâvô, die unarischen Gegenden, Darius nennt sich selbst einen Arier von arischem Samen[3]. Diese Stellen beweisen, dass sich die Bewohner des Landes zwar unter dem Namen Arier als Einheit zusammenfassten, andererseits aber auch wieder innerhalb des Landes die einzelnen Provinzen unterschieden und andere ausländische wie spätere Quellen bestätigen uns diese Thatsache. Strabo versteht unter Ἀρίανα (p. 516. 517) gerade nur den östlichen Theil des Landes und giebt als Umfang dieses Landstriches die Provinzen Gedrosien, Drangiana, Arachosia, Paropamisus, Aria, Parthien und Karamanien. Es ist zu vermuthen, dass der Name nicht schlechthin Ariana gelautet habe, wahrscheinlich hatte derselbe noch einen Beisatz zur näheren Bestimmung. Ein anderes Ariana ist natürlich das im Vendîdâd 1, 6 flg. genannte Airyana vaeja, das nach dem Bunde-

1) Nämlich weil er öfter ايران (Erân) auf شيران (shérân) reimt, cf. Shâhn. 848, 6. 1142, 14. 1157, 8. v. u. 1160, 5. ed. Mac. An anderen Stellen reimt es auf دليران (dilérân) ibid. p. 1047, 4. 1064, 10. 1145, 8 u. s. w., an einer Stelle (1063, 13) reimt ايران رسيد auf ايشان رسيد.

2) Cf. Yt. 8, 9. 56. 61. Yt. 10, 4. Vd. 19, 132 u. s. w.

3) NR. a) 14.

hesch (cc. 25. 30) im Norden und an der Seite Atropatenes liegen soll, wir haben es schon oben als das moderne Arràn (أرّان), die zwischen dem Kur und Araxes eingeschlossene Landschaft kennen gelernt und dieselbe Gegend kennt offenbar auch Stephanus von Byzanz als Ariania[1]. Auch spätere Quellen zeigen uns noch, dass innerhalb Erâns Unterabtheilungen vorhanden waren und manche Provinzen unter einem gemeinsamen Namen zusammengefasst wurden. So erwähnen muhammedanische Geographen den Bezirk Erân-shehr[2] — was in der älteren Sprache airyanem khshathrem gelautet haben wird — als besondere Abtheilung innerhalb des ganzen Reiches und es ist mir wahrscheinlich, dass man darunter das dem Könige unmittelbar untergebene Land begriff, denn man verstand darunter die Provinzen Iràq, die Persis und Khoràsàn, entgegengesetzt war wahrscheinlich schon damals das Reich des Mittags oder Ostens als mehr selbständig, wie später bei Firdosi. Ueberhaupt nennen sich die Achämenidenkönige gerne die Könige der Gegenden oder der Gaue[3] und das Wort Gaue erhält verschiedene Beiwörter wie paru viel, oder paruzana aus vielen Leuten oder viçpazana aus allen Leuten bestehend. Hieraus erhellt, dass die Achämeniden das Land in verschiedene Provinzen theilten und diese Eintheilung wurde natürlich um so nöthiger je mehr das Reich sich vergrösserte und fremde Bestandtheile in sich einverleibte.

Welches nun aber die Provinzen waren, die das érânische Reich in alter Zeit umfasste, darüber lassen uns die Inschriften des Darius durchaus nicht im Zweifel. Darius giebt uns in seinen Inschriften nicht weniger als drei solcher Verzeichnisse der Provinzen, welche sein Reich in den verschiedenen Zeiten seiner Regierung umfasste. Wie es scheint war es nicht die Absicht des Verfassers dieser Inschriften, eine geographische Beschreibung der Länder nach ihrer Lage zu geben, ebenso-

1) Ἀριανία ἔθνος προσεχὲς τοῖς Καδουσίοις.

2) Cf. Yâqût s. v. أيران شهر. Nach Masudi (II, 117 ed. Par.) heisst شهر (shehr) soviel als الملك (almulk, Königreich). Auch Firdosi versteht unter Shahr-i-érân das Land, nicht eine Stadt.

3) Bh. 1, 2. J, 3. NR. 10. D, 7 etc.

wenig aber auch eine Aufzählung nach der Reihenfolge ihrer Erwerbung. Denn einerseits zeigen sich sehr bedeutende Sprünge, wenn man die Lage der einzelnen Länder vergleicht, andererseits aber werden auch die neu erworbenen Provinzen, die in den frühern Inschriften wie die von Behistân noch fehlen, in den spätern wie I und NR nicht etwa am Ende zugesetzt, sondern zwischen die anderen Provinzen eingeschoben. Da indess doch irgend ein Princip zu Grunde liegen muss, so ist es mir am wahrscheinlichsten, dass die Völker nach einer gewissen Rangordnung aufgezählt sind, wenigstens machen die Perser überall den Anfang. Die Provinz Khuzistân nimmt in zwei Inschriften die zweite, in einer die dritte Stelle ein. Charakteristisch ist die Stelle der Meder, in der grossen Inschrift von Behistân erscheinen sie an der zehnten, in I an der dritten, in NR aber an der zweiten Stelle. Es scheint mir wahrscheinlich, dass unmittelbar nach der Usurpation des falschen Smerdes das Ansehen der Meder im Achämenidenreiche bedeutend gesunken war, dass sie aber während der Regierung des Darius Gelegenheit fanden, dasselbe wieder zu befestigen, denn darauf als zweites Volk im Reiche der Perser zu gelten hatten die Meder ein entschiedenes Anrecht, theils durch ihre glorreiche Vergangenheit, theils durch ihre religiöse Bedeutung, weil der Priesterstamm der Mager aus ihrer Mitte genommen war. Ob auch bei den andern Völkern eine so strenge Rangordnung durchgeführt war, vermögen wir nicht mehr zu bestimmen, da wir die Zustände des Achämenidenreiches zu wenig kennen. Deutlich zerfallen aber die aufgezählten Völkerschaften in zwei Hälften, die erste dieser Hälften umfasst in Bh. die ersten dreizehn, in I die zwölf ersten Völker[1]. Dagegen ist in NR die Ordnung umgekehrt und die Völker, die in den beiden genannten Inschriften den Anfang machen, stehen dort zuletzt. Nach Abtrennung der beiden Völker Pârça und Uvaja in Bh. und von Pârça, Mada, Uvaja in I und NR beginnt die eine der beiden Reihen überall

1) Der Unterschied der Zahl kommt daher, dass in der Behistâninschrift die Bewohner der Inseln (tyaiy darayahyâ) als besonderes Volk aufgeführt, in I aber die Griechen der Inseln und des Festlandes (Yaunâ tyaiy uskahyâ utâ tyaiy darayahyâ) zu einem Volke zusammen gefasst werden.

mit Bâbirus, die zweite mit Parthava, mit Ausnahme von I, welche dem letzteren Namen noch Açagarta vorgeschoben hat.

Wir gehen nun zur Aufzählung der einzelnen Provinzen im Reiche des Darius fort und vereinigen damit das der Zeit nach nicht viel verschiedene Verzeichniss bei Herodot (III, 90—94), welches aber eine etwas andere Ordnung verfolgt. Es ist dieses Verzeichniss, wie Heeren, Lassen und Ritter längst erkannt haben, eine Steuerrolle und es sind darin die Völker nach der Grösse ihres Steuerbetrags, nicht nach ihrer Bedeutung im Reiche zusammengestellt. Die Verzeichnisse beginnen wie billig mit den Pârça als dem bedeutendsten Stamme des Reiches. In der grossen Inschrift von Behistân werden sie ausdrücklich zuerst genannt, in den beiden andern Inschriften nur desshalb nicht, weil in I vorher ausdrücklich gesagt ist, dass Darius die verzeichneten Länder mit dem persischen Heere regiere, in NR aber, dass es die Provinzen des Reiches seien, mit Ausnahme von Persien. Ebenso ist auch im Steuerregister des Herodot der Name der Perser selbstverständlich weggelassen, weil diese als regierendes Volk keine Steuern zahlten. Der Ausdruck Pârça ist im engeren Sinne für die Perser zu verstehen, als den Stamm, welcher die Landschaft Persis oder Fârs bewohnte. Der Ausdruck »persisches Reich« hat sich bei den Erâniern nie einbürgern können, man verstand darunter blos das von den Persern beherrschte Gebiet, also blos das Reich der Achämeniden; man dachte sich das Reich unmittelbar als Besitzthum der königlichen Familie, mittelbar aber auch als Besitzthum des Stammes, aus dem diese hervorgegangen war und der sich zu ihren Verwandten zählte. Den Namen der Hauptstadt dieser Provinz erfahren wir gar nicht, zweifeln aber nicht daran, dass sie gleichfalls Pârça hiess, wovon dann das griechische Περσέπολις bloss eine Uebersetzung ist. Wir finden es nämlich häufig in Erân, dass die Hauptstadt und die Provinz denselben Namen führten (cf. Çugda und Çogd, Vehrkâna und Gurgân, Zaranka und Zarenj u. a. m.). — Die zweite Provinz die wir nach Anleitung der grossen Dariusinschrift nennen ist Uvaja, und es ist kein Zweifel, dass dieser Name derselbe sei, wie er im neuern Khuzistân noch vorliegt, die Verdichtung des Anlautes findet sich auch in andern Wörtern. Alterthümlicher als Khuzistân

ist die syrische Form hvaz, als Pehleviform giebt der Verfasser des Mujmil uttewârikh die Form Habujistân (هبوجستان). Das Huzvâresch zeigt die Form Hujistân oder Khujistân im Bundehesh. Schon Lassen hat richtig bemerkt, dass der Name der Stadt Ahvâz gleichfalls aus obigem Uvaja zu erklären sei, es war also auch hier der Name der Provinz und der Hauptstadt gleich. Wie sich die von den Alten überlieferten Formen Susa, Susiana und Shushan zu dem Namen Uvaja verhalten, ist bis jetzt noch unerklärt und das anlautende s auffallend; es könnte diese Lauterscheinung wirklich dazu veranlassen die Bewohner Susianas zu einem andern Stamm zu rechnen als zu den Erâniern. — Die dritte Provinz ist Bâbirus, wenigstens nach der gewöhnlichen Aussprache; es liegt aber die Frage nahe, ob man den Namen nicht besser Bâbairus lesen soll, da b vor a und i im Altpersischen dieselbe Gestalt hat. Die nämliche Frage kehrt wieder bei Eigennamen wie Arbirâ oder Arbairâ, Naditabira oder Naditabaira, und es scheint in allen diesen Wörtern der Name des Gottes Bel den letzten Bestandtheil zu bilden. Es wird also darauf ankommen, wie man den Namen dieses Gottes lesen will, ob Bira, im Anschlusse an das neuere syrische Bîl und Namensformen wie Arbil und Βαβύλων, oder Baira, wofür vor Allen das hebräische Bel בֵּל, das lateinische Belus, Arbela, mithin auch griechisch Βῆλος und Ἄρβηλα spricht. Ehe die babylonischen Inschriften entziffert sind, wird sich schwerlich mit Sicherheit bestimmen lassen, was das Richtige ist. — Die vierte unter den genannten Provinzen sind Athurâ die Assyrer. Diese Provinz schliesst sich ganz naturgemäss an die vorhergehende dritte an und es ist klar, dass man darunter die Provinz Assyrien im engern Sinne verstehen muss, die etwa in der Gegend des jetzigen Tekrit an die Provinz Babylonien gränzte. Ueber den Namen brauchen wir nur wenig zu bemerken, da er bei den meisten Völkern des Alterthums derselbe ist. Das Armenische schreibt den Namen Atur, und auch bei Strabo, Arrian und Stephanus von Byzanz finden wir die Form Ἀτουρία, bei Dio Cassius auch Ἀτυρία. Dagegen schreiben die Hebräer Ashur und die Griechen gewöhnlich Ἀσσυρία. Ein Uebergangsglied zwischen beiden Formen bildet das arabische Athur (آثور). — Das fünfte Land sind die Arabâya,

womit ohne Zweifel die Araber gemeint sind. Die Form dieses Namens ist sehr interessant, er scheint aramäisch zu sein und sich auf die Form עֲרָבָאֵי Arabâe zu stützen, wir werden gleich einen ähnlichen Namen finden. Uebrigens hat Rawlinson vollkommen Recht, wenn er diesen Namen nicht etwa auf die Halbinsel Arabien, sondern auf die Araber bezogen wissen will, welche in Mesopotamien festen Fuss gefasst hatten. Demnach müssen schon damals arabische Stämme in Mesopotamien umher gezogen sein und dafür sprechen noch andere Berichte der Alten, denn sowol Strabo (XVI, p. 747) als Plinius (H. N. VI, 26) nennen dort Araber. — Als sechste Provinz wird Mudrâya genannt und darunter haben wir ohne Zweifel Aegypten zu verstehen, diess zeigt uns die nahe verwandte Form Mizraim bei den Hebräern, Mezroye bei den Syrern, die neuern Syrer haben sogar noch Muzren erhalten. Auch in Mudrâya ist die Form des Namens sichtlich den Aramäern abgeborgt. — Als siebentes Land wird Tyaiy darayahyâ, die des Meeres, genannt. Was wir darunter zu verstehen haben zeigt uns die Inschrift I, welche die Griechen in zwei Theile theilt: die des Festlandes und die des Meeres. Man wird daher die Griechen auf den Inseln des Archipels darunter verstehen müssen. — Die achte Provinz heisst Çparda und auch über die Lage dieser Provinz kann kein Zweifel bestehen. Schon Burnouf hat auf de Sacys Anrathen das in Obadja v. 20 vorkommende Separad (ספרד) verglichen, Ritter und Lassen haben sofort an die Σάσπειρες des Herodot gedacht. Lassen sucht auch schon richtig die Provinz in Kleinasien nachzuweisen, doch darf man mit ihm nicht an Sardes denken, sondern an die armenische Landschaft Sper am Corokhflusse (cf. oben p. 143.), die noch heute Ispir heisst[1]. Dagegen ist die Vergleichung mit Sparta, an die man auch gedacht hat, schon desswegen zu verwerfen, weil dieser Name mit t, unsere Provinz aber mit d geschrieben wird. — Als die neunte Provinz wird die Völkerschaft der Yaunâ erwähnt, die früher wegen falscher Lesung des Namens manche Bedenken erweckt hat. Nach der richtigen Lesung fallen alle Zweifel weg, der Name bedeutet zunächst die Ionier, in weiterer Fassung aber

---

1) Cf. Vivien de St. Martin: *Etudes de Géographie ancienne I,* 250.

dann die Griechen überhaupt, ebenso wie dieses Volk auch von den Hebräern mit yavan (יון) und von den Indern mit yavana bezeichnet wird. Ob Darius unter diesen Yaunâ auch die Bewohner Griechenlands verstanden wissen will, bleibt zweifelhaft, zunächst sind wol nur die griechischen Bewohner Kleinasiens gemeint. — Der Name der zehnten Provinz ist Mada, ohne allen Zweifel die Meder der classischen Völker und die Madai (מָדַי) der Hebräer. Da dieser Name schon Gen. 10, 2 vorkommt, so ist ihm damit ein ziemlich hohes Alter gesichert. Dass die Meder eine höhere Stellung in den Völkerverzeichnissen zu beanspruchen haben als ihnen in der grossen Inschrift angewiesen wird und aus welchen Gründen, ist p. 213. bereits erörtert worden. — An der elften Stelle erscheint die Provinz Arminiya, worunter, wie leicht zu sehen ist, Armenien verstanden werden muss. Die Erwähnung dieses Namens in unsern Inschriften ist wichtig genug, diese sichert ihm nach meiner Ueberzeugung das vollkommene Uebergewicht über den Namen Haik, womit die christlichen Armenier ihr Vaterland benennen. Der Name ist derselbe wie das griechische Ἀρμενία und das arabische Armin, Arminiyya. Bochart und Rawlinson haben auch bereits darauf aufmerksam gemacht, dass der zweite Theil des Namens in dem biblischen Minni (מִנִּי) enthalten sei, womit Jer. 51, 27 eine Völkerschaft benannt wird, die nach den andern Völkern, die mit ihr genannt sind, in Armenien gesucht werden muss, und Ar könnte für hebr. הר, har, oder altpers. ara, Berg, stehen (cf. Arakadris, in den Keilinschriften Name eines Berges) und Arminiya könnte Har-Minni, Berg der Minni sein. Das Land der Minni wird in der oben genannten Stelle des Jeremia mit dem Ararat verbunden und Nicolaus Damascenus (bei Joseph. Ant. I, 3. 6.) erwähnt eine armenische Landschaft Μινυάς bei dem Berge Baris [1]), auf dem die Trümmer der Arche zu finden seien. Mit Recht erinnert St. Martin [2]) an den armenischen Namen Ma-

1) Die Worte lauten: Ἔστιν ὑπὲρ τὴν Μινυάδα μέγα ὄρος κατὰ τὴν Ἀρμενίαν, Βάρις λεγόμενον. Der Namen Baris hat schon viele Vermuthungen veranlasst, nach meiner Ansicht ist das Wort das altbaktrische bares, Berg, Höhe, welches als Beiwort der Hara berezaiti im Avesta mehrfach vorkommt. Cf. Yç. 41, 24. Yt. 19, 1.

2) *Mémoires sur l'Arménie I*, 250.

navaz und das in der Nähe des Ararat gelegene Manavazgert, das heutige Melasgerd. Von dieser kleinen Provinz aus mag sich dann der Name über das ganze Land verbreitet haben. — Die zwölfte Provinz ist das Land der Katpatuka, diess sind die Kappadokier, wie allgemein anerkannt ist. Die griechische Form des Namens ist aber die spätere, das t hat sich dem folgenden p assimilirt. Ueber die Nationalität der Kappadokier sind wir bei den spärlichen Nachrichten, welche uns über dieselben vorliegen, nicht in der Lage uns mit Sicherheit äussern zu können, für den semitischen Ursprung derselben zeugt Strabo, der uns sagt, dass sie zu seiner Zeit Leukosyrer, die weissen Syrer, genannt wurden; indessen wird sich auch schwerlich leugnen lassen, dass Erânier in Kappadokien wohnten, und zwar lassen sich die Belege wieder aus Strabo entnehmen, aus dem was er über die kappadokische Religion und die Gebräuche der kappadokischen Mager sagt. Die Lage des Landes an der Gränze der indogermanischen und semitischen Nationen lässt eine gemischte Bevölkerung wahrscheinlich erscheinen. Den Namen zu erklären fällt sehr schwierig, zumal da man nicht weiss an welche Sprachklasse man sich wenden soll. Lagarde[1]) hält den Namen für syrisch und sieht in Katpa das syrische כפתא, der zweite Theil bleibt aber dunkel. — Ueber die dreizehnte Provinz Parthava können wir uns hier kurz fassen, weil wir unten bei der Ethnographie wieder weitläufiger auf die Nationalität dieses Volksstammes zurückkommen müssen. Es genüge zu sagen, dass die Erwähnung der Parther in den Keilinschriften beweist, dass dieser Volksstamm schon seit alten Zeiten in Erân gewohnt habe und nicht erst nach dem Erlöschen der Dynastie der Achämeniden eingewandert sein könne. Die Landschaft Parthien müssen wir jedenfalls diesseits der grossen Wüste suchen. Moses von Khorni nennt eine Gegend Pahlav (II, 28. 68), die er fälschlich mit Bahl, Balkh in Verbindung setzt, es ist aber wol die Gegend, welche auch die muhammedanischen Geographen Pehleh oder Feleh nennen, auch Pehlev die Hauptstadt des Bezirks, scheint den gleichen Namen geführt zu haben. Man rechnete zu dieser Landschaft die Städte Ispâhân, Hamadân,

1) *Gesammelte Abhandlungen p.* 257.

Rey, Mah-Nehâvand und die Provinz Âḍarbaijân[1]. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Stadt Ispâhân als den Mittelpunkt dieses Bezirkes ansehe. — Die vierzehnte Provinz ist Zaraka oder Zaranka. Es muss zweifelhaft bleiben, welche von beiden Formen die richtigere ist, das n wird im Altpersischen vor Consonanten nie geschrieben und muss nach Bedürfniss ergänzt werden. Gewiss ist, dass der Name mit altb. zarayaġh oder zrayaġh dem altp. daraya in enger Verbindung steht und Zaranka eigentlich die Seebewohner bedeuten soll, wie denn mit dem Namen زره (Zareh) besonders der Hâmûnsee bezeichnet wird[2]. Die Form Zaranka ist bezeugt durch die Formen Ζαράγγοι und Ζαραγγαῖοι bei Arrian, auch durch Σαράγγαι bei Herodot, ferner durch den Namen der Stadt Zarenj, welche Yâqût[3] noch 10 Tagereisen südlich von Herât kennt. Zaranka sind somit die Umwohner des Hâmûnsees und ihr Gebiet entsprach wol so ziemlich dem spätern Seïstân. Die Alten nennen die Bewohner bald Zarangen, bald Drangen, welches schon Lassen[4] richtig als zwei dialektisch verschiedene Aussprachen desselben Wortes erklärt hat. — Ueber die fünfzehnte Provinz Haraiva können wir uns wieder kurz fassen, da Niemand daran zweifelt, dass damit das moderne Herât gemeint sei, welches noch Firdosi unter dem Namen Harê kennt. — Die sechzehnte Provinz ist Uvârazmiya, so wird wenigstens in Bh. u. I geschrieben, während NR die Nebenform Uvârazmis hat. Diese Verschiedenheit ist unwichtig, da sich der Sinn des Wortes durch sie nicht ändert; ebenso weicht auch die altbaktrische Form des Namens qâirizâo nur unbedeutend ab. Meine Ansicht über die Bedeutung des Wortes habe ich schon öfter ausgesprochen: ich halte uvâra für das neupersische خوار (khuâr), gering, verächtlich, das wir auch in Choarene haben, so dass das Ganze heissen würde, wüstes unfruchtbares Land, während es Burnouf mit Futterland überträgt, indem er uvâra auf altb. qar, essen, zurückleitet. Das

1) Cf. Yâqût s. v. فيلو.

2) Cf. Yâqût s. v. زره بحيرة.

3) ibid. s. v. زرنج.

4) *Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes VI*, 56.

Land hatte wohl mit den neueren Khuârizm (خوارزم) nicht bloss den gleichen Namen, sondern so ziemlich auch den gleichen Umfang. — Die siebzehnte Provinz ist Bâkhtris, dieselbe Landschaft, welche die Alten Baktrien nennen, das Gebiet der Stadt Bactra oder Balkh. Ueber die Lesung des Wortes lassen sich Zweifel erheben, nämlich ob Bâkhtris oder Bâkhtaris die richtigere Form sei. Für die letztere Form spricht der Umstand, dass t und r als besondere Zeichen geschrieben sind, während die altpersische Schrift sonst die Consonanten tr durch ein einziges Zeichen zu geben pflegt. Für die Lesung Bâkhtris spricht indess nicht bloss die griechische Aussprache Βακτρία, es erklärt sich aus ihr auch die altbaktrische Form Bâkhdhi einfach durch Abfall des r und Erweichung des t, ebenso lassen sich die neueren Formen bahr im Huzvâresch, bahl im Armenischen, endlich das neupersische balkh ganz bequem aus Bâkhtris ableiten. — Die achtzehnte Provinz Çuguda schliesst sich nahe an Baktrien an und ist, wie Jedermann sieht, das alte Sogdiana. Die Hauptstadt führte auch hier den gleichen Namen wie die Provinz und in dem Worte Sogd ist uns der Name bis heute erhalten. Es ist das Land zwischen dem Oxus und dem Jaxartes und das Vorkommen dieser Provinz in allen drei Völkerverzeichnissen beweist, dass der Besitz dieser Provinz nicht bloss ein vorübergehender war und dass zur Zeit des Darius das Reich seine Gränzen nicht mit dem Oxus abschloss. Das Vorkommen der Provinz Çughdha auch im Avesta beweist weiter, dass Sogdiana nicht blos politisch, sondern auch religiös mit Erân vereint gedacht wurde. Dennoch möchten wir bezweifeln, dass die Verhältnisse damals so sehr anders gewesen seien als heut zu Tage. Auch damals dürfte die Mehrzahl der Bewohner des Landes nichtérânischen Ursprungs gewesen sein und nur in den Städten und Handelsplätzen die érânische Bevölkerung überwogen haben. Ein Unterschied bestand freilich bei den damaligen Zuständen: die érânische Bevölkerung dürfte über die ausserérânische ein entschiedenes Uebergewicht behauptet haben. Im Huzvâresch wird Çughdha mit Çurik (סוריך) umschrieben, es ist damit nicht etwa Syrien gemeint, wie man fälschlich geglaubt hat (diess wäre vielmehr Surestân) sondern das Land Sûrî der Neuperser, dessen König auch Firdosi neben dem Könige von Ka-

bul nennt[1]). — Der Name der neunzehnten Provinz führt uns entschieden über die eigentlichen Gränzen Erâns hinaus, der Name dieser Landschaft lautet Gañdara. Auch die Alten kennen eine Landschaft Γάνδαρα oder Γανδαρῖτις an Choaspes und Kophen, dass die Gandharer durchaus in die Indusgegenden gesetzt werden müssen, hat schon Lassen[2]) gezeigt. Dazu stimmt auch, dass der Name Gandhâra im Ṛigveda (126, 7) vorkommt. An der zwanzigsten Stelle finden wir die Çaka genannt. Ohne Zweifel ist diess eine Gesammtbezeichnung der im Norden von Erân wohnenden turânischen Völker ganz so wie der Name der Skythen (cf. Herod. VII, 64) und auch noch das Shâhnâme hat den Namen in Sagsâr (سگسار) erhalten. Eine genaue Angabe hat Darius hier kaum noch machen wollen, später hat er seine Eroberungen in dieser Richtung ausgedehnt, wesshalb wir unten nochmals auf diese Völkerschaften zurückkommen werden. — Als einundzwanzigste Provinz bezeichnet Darius die Thatagus. Aus der Stellung dieses Namens in den Inschriften lässt sich kein so sicherer Schluss ziehen als Ritter glaubt, denn sie ist nicht ganz sicher; in NR steht der Name nach Harauvatis. Es sind die Σατταγύδαι der Alten, sie dürften etwa in der Gegend der Aimaqs und Hazâres gewohnt haben. — Die zweiundzwanzigste Provinz ist Harauvatis, wie man längst weiss das Arachosien der Alten, das Haraqaiti des Avesta, noch bei den Muhammedanern unter dem Namen Ar-rokhaj bekannt — die Umgegend von Qandahâr. — Endlich die dreiundzwanzigste Provinz bilden die Maka, d. i. die Μύκοι des Herodot und Μύχαι des Ptolemäus, deren Namen noch jetzt in Mekrân erhalten zu sein scheint. Es sind die Bewohner des südlichen Theiles von Erân, des heutigen Balucistân.

Das Verzeichniss von 23 Provinzen des Reiches, welche die grosse Inschrift von Behistân aufzählt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das früheste von den drei Verzeichnissen, welche uns Darius hinterlassen hat, und die beiden andern Verzeichnisse geben uns die Erweiterung des Reiches an während der Regierung des Darius. Zuerst erweitert die Inschrift I die

1) Shâhn. 907, 2 ed. Macan.

2) *Die altpers. Keilinschriften* p. 110.

Zahl der Provinzen von 23 bis auf 25. Der erste Theil des früheren Verzeichnisses, welcher mehr den westlichen Theil der Monarchie umfasst, erhielt hierbei keine Bereicherung, wohl aber die zweite Abtheilung, wo die Namen Açagarta und Hiñdu erscheinen. In den Açagarta erkennt man sofort die Sagartier der Alten, aber die Bestimmung ihres Wohnsitzes macht einige Schwierigkeit. Herodot (VII, 85) beschreibt die Sagartier als Nomaden persischen Ursprungs und von persischer Sprache, in der Rüstung zwischen Persern und Paktyern stehend. Nach Ptolemäus[1]) bewohnten sie den östlichen Theil des Zagrosgebirges und Lassen[2]) weist ihnen demnach ihre Wohnsitze im Westen der grossen Wüste an, aber hart an der Gränze derselben. Ich glaube jedoch Grund zu der Annahme zu haben, dass Arbela ihre Hauptstadt gewesen sei und möchte sie demnach in das obere Gebiet des kleinen Zabflusses setzen. Mein Grund ist dieser. Es geht aus der grossen Inschrift mit Sicherheit hervor, dass in solchen Gegenden, wo eine feste Erbfolge in der Würde der Häuptlinge herrschte, Aufrührer, die sich die Herrschaft angemasst hatten, in der Hauptstadt des Bezirkes hingerichtet wurden, falls man sich ihrer Person bemächtigen konnte; so wurde Fravartis in Ekbatana, Naditabira in Babylon getödtet, in ganz ähnlicher Weise wurde auch Bessus der Mörder des letzten Darius von Alexander nach Ekbatana zur Hinrichtung geführt, weil dort seine bösen Gesinnungen gegen seinen Herrn zuerst hervorgetreten waren. Citratakhma, der sagartische Empörer wird nun in Arbirâ oder Arbairâ, d. i. in Arbela hingerichtet, und daraus schliesse ich, dass diese Stadt der Mittelpunkt der Sagartier gewesen sei. Auffallend ist es, dass die grosse Inschrift von Behistân die Açagarta nicht als eine besondere Provinz aufführt, während wir doch wissen, dass sie unterworfen waren, weil uns die Unterdrückung eines Aufstandes in Sagartien ausführlich (2, 78 flg.) beschrieben wird. Man sieht indess aus der ganzen Mittheilung, dass der Aufstand in Sagartien eigentlich ein medischer war, wie sich denn auch Citratakhma für einen Nachkommen des Uvakhsatara oder Kyaxares ausgiebt. In der Hinzufügung der Aça-

1) Ptol. VI. 2. τὰ μὲν ἀνατολικότερα τοῦ Ζάγρου ὄρους.

2) *Zeitschr. für die Kunde des Morgenl. VI,* 55.

garta können wir demnach keinen neuen Zuwachs des Achämenidenreiches sehen, wichtiger aber ist der Name Hiñdu, der ohne Zweifel eine neue Eroberung bezeichnet und zwar in Indien, es fragt sich nur in welcher Ausdehnung. Es scheint mir blos das Stromgebiet des Indus darunter verstanden werden zu müssen und selbst dieses kaum nach seiner ganzen Ausdehnung. Auf keinen Fall erstreckte sich das érânische Gebiet weit gegen Osten, sonst könnte nicht der noch weit spätere Bundehesh andeuten, dass man in der Nähe des Indus das Ende der bewohnten Welt gesehen habe. Die Grabinschrift des Darius, ohne Zweifel die späteste von allen Inschriften dieses Königs, erhöht die Zahl der Provinzen des Achämenidenreiches auf dreissig, aber auch hier scheint Manches nur Zerlegung der früheren Provinzen in verschiedene kleinere zu sein. So erscheinen hier die Çaka in drei Theile gesondert: Çaka Tigrakhuda (oder Tigrakhauda), Çaka Haumavarka und Çaka tyaiy taradaraya, d. h. die Çaken jenseits des Meeres. Ueber die beiden zuerst genannten Abtheilungen lassen sich blos Vermuthungen anstellen, es ist nicht möglich mit Sicherheit zu sagen was die Namen bedeuten, noch auch wo die Träger derselben wohnten. Mit den Haumavarka hat man die Ἀμύργιοι des Herodot vergleichen wollen, doch bleibt diess unbestimmt. Unter der dritten Abtheilung versteht man gewöhnlich die europäischen Skythen, doch bleibt auch diess unsicher, da selbst der Name etwas verstümmelt ist. Aehnlich wie die Skythen werden auch die Griechen in der Grabschrift weiter zerlegt; schon die frühern Inschriften scheiden die Griechen der Inseln von denen des Festlandes, hier tritt noch eine dritte Abtheilung hinzu: die Yauna takabara oder die Kronen tragenden Griechen; das etwas auffällige Beiwort ist durch die assyrische Uebersetzung sicher gestellt[1]. Es können damit nur die Griechen des Continents gemeint sein, wie schon Oppert bemerkt hat. Nach Abzug dieser Namen bleiben uns aber doch noch fünf neue in der Grabschrift übrig: Çkudra, Putiyâ, Kusiyâ, Maciyâ und Karkâ. Für die Çkudra ist immer noch am wahrscheinlichsten, dass es die von Herodot (IV, 6) genannten Skoloter sind, welchen die verschiede-

1) Cf. Oppert, *Zeitschr. der DMG. XI*, 135.

nen von ihm beschriebenen skythischen Geschlechter gemeinsam geführt haben sollen. Der Name Skoloter müsste freilich im Munde der Erânier eigentlich Çkuruda oder Çkurda lauten, woraus dann Çkudra umgesetzt sein müsste. Die Putiyâ sind im altpersischen Texte verstümmelt und die Lesart ist nicht ganz sicher, es liegt aber nahe an die Phut der Bibel zu denken [1]), welche fast immer mit den Aegyptern verbunden vorkommen und ein libysches Volk gewesen sein müssen. Demnach würde hier Darius seine Eroberungen in Afrika aufzählen und dann liegt es nahe, in den Kushiyâ die Kuschiten zu sehen, doch halten Rawlinson und Lassen die Kushiyâ für die Kossäer der Alten, einen räuberischen Stamm, den auch Strabo (XI, 13) an der östlichen Seite Mediens neben den Parthern erwähnt. Eine Frage aber die wir kaum lösen können ist die, ob wir die beiden letzten Völker Maciyâ und Karka in derselben Richtung suchen müssen wie die vorhergehenden; Oppert glaubt dies und sucht sie daher in Afrika. Dann müssen wir wohl unter Maciyâ die bei Herodot (IV, 191) genannten Maxyer, ein libysches Volk, unter Karka aber Carthago, Καρχηδών, verstehen. Nach meiner Ansicht hindert uns indessen Nichts diese beiden Völker in Asien zu suchen, wenn auch an den äussersten Gränzen des Achämenidenreiches, und wir würden es sogar auffallend finden, wenn Darius gegen den Kaukasus hin gar keine Eroberungen gemacht haben sollte. Maciyâ könnte nun sehr wohl Matiene sein, denn dem altpersischen c entspricht gewöhnlich im Griechischen τ, Matiene aber ist der äusserste Theil von Atropatene. Bezüglich der Karka haben wir schon früher auf die von Firdosi erwähnten Kergesâren hingewiesen, die gewöhnliche Erklärung des letztern Wortes als »Wolfsköpfe« scheitert an dem Umstande, dass stets Kergesâr und nicht Gurgesâr geschrieben wird, die Wohnstätte dieses Volkes geht aber aus dem Shâhnâme nicht mit Sicherheit hervor. Westergaard hat die Karka in Georgien gesucht, auch an Kolchis liesse sich denken.

Ausser den Angaben über die verschiedenen Völkerschaften enthält die grosse Inschrift von Behistân auch eine nicht

1) Die Vermuthung Kerns, dass statt Putiyâ vielmehr Pauñtiyâ zu lesen und die Bewohner des pontischen Gestades zu verstehen seien, ist mir nicht wahrscheinlich.

unbedeutende Anzahl von Namen verschiedener Städte und Ortschaften. Wir sind leider gegenwärtig nur bei den wenigsten von ihnen im Stande die Lage genau nachzuweisen, sie sind uns aber darum nicht weniger wichtig. Die grosse Mehrzahl der genannten Ortschaften liegt im eigentlichen Erân, zumal wenn wir Armenien zu diesem Lande rechnen, wie wir in alter Zeit zu thun berechtigt sind; von auswärtigen Provinzen ist dann Babylonien die einzige, auf welche näher eingegangen wird. Wir erfahren, dass damals bereits der Tigris den Namen Tigrâ führt (1, 85), wie der Euphrat den Namen Ufrâtus (1, 92), die Stadt Babylon hiess aber, wie die ganze Provinz, Bâbirus (1, 78 u. sonst). Eine zweite babylonische Stadt Zâzâna (1, 92) können wir nicht näher bestimmen, wir wissen bloss, dass sie am Euphrat lag. Dasselbe ist der Fall mit der babylonischen Gegend Dubâna (3, 78). Die in Armenien genannten Localitäten lassen sich leider gar nicht genau angeben, ein Platz der (2, 33) genannt wird, scheint Zuza gelautet zu haben. Als weitere armenische Gegend wird uns Autiyâra (2, 58) genannt, dann die Festungen Tigra (2, 39) und Uhyâma (2, 44), wir wissen aber nicht, ob wir sie im Osten oder im Westen des Landes zu suchen haben. Eine assyrische Gegend wurde 2, 53 genannt, der Name ist aber jetzt nicht mehr lesbar. — Wenden wir uns nun zum eigentlichen Erân[1]), so müssen wir zuerst zweier grösserer Landstriche gedenken, von denen man eigentlich erwartete, sie als besondere Provinzen aufgeführt zu finden. So Varkâna (2, 92) womit nicht etwa blos die Stadt Gurgân gemeint ist, wie wir aus dem Zusammenhange ersehen, sondern ohne Zweifel der ganze Landstrich den die Alten Hyrcanien nannten. Es scheint, dass die Hyrcanier damals mit den Parthern verbunden waren, wahrscheinlich zu einer Satrapie, denn sie beginnen ihren Aufstand gemeinschaftlich. Es spricht auch nicht dagegen, dass der Satrape von Baktrien beauftragt wird diesen Aufstand zu dämpfen, denn der Satrape von Parthien war höchst wahrscheinlich durch den erfolgten Aufstand machtlos geworden.

1) Ueber die Lage der nachfolgenden érânischen Orte findet man eingehende Untersuchungen bei Justi: *Beiträge zur alten Geographie Persiens* II, 8 flg.

Der zweite Landstrich ist Margus (3, 11), das heutige Merv Shâhijân. Hier möchten wir mit Bestimmtheit behaupten, dass die Stadt Margus und ihr Gebiet dem Satrapen von Baktrien untergeben gewesen sei, denn nicht nur wird (3, 13) der baktrische Satrap wieder beordert diesen Aufstand zu dämpfen, sondern es wird auch (3, 21) die ganze Begebenheit als in Baktrien geschehen aufgeführt. — Unter den eigentlichen Provinzen Erâns beginnen wir billiger Weise wieder mit der Persis, in der mehrere Ortschaften angegeben werden, eine Gegend Yutiyâ (3, 23), mit der Oppert passend das Volk der Οὔτιοι bei den Alten verglichen hat, in dieser Gegend soll auch eine Stadt Taravâ liegen. Zwei andere persische Städte Kuganakâ (2, 9), Rakhâ (3, 34) und Uvâdaidaya (3, 51) lassen uns hinsichtlich ihrer Lage ganz im Zweifel. Ebensowenig wissen wir wo die wichtige Festung Pisiyâuvâdâ lag (1, 36. 3, 42), wo der Magier Gomates seine Auflehnung gegen Kambyses begann, noch kennen wir die Lage der Berge Arakadris (1, 37) und Paraga (3, 44)[1]. In der Provinz Uvaja oder Khujistân wird kein Ortsname genannt, trotzdem dass verschiedene Aufstände erzählt werden, welche dort ausgebrochen waren. Besser steht es wieder mit Medien, dort werden nicht nur mehrere Orte genannt, wir können sie auch wieder auffinden. Deutlich ist vor Allem die Gegend Kampada als das von den Alten erwähnte Cambadene und wohl auch als das neuere Chamabadan am linken Ufer des Kerkhaflusses in der Nähe des heutigen Kermânshâh. Ebenso ist die medische Gegend Niçâya wohl keine andere, als diejenige, welche den Alten unter dem Namen Nisaea durch ihre treffliche Pferdezucht bekannt war und die Rawlinson in den Weiden von Alishtar in der Nähe des heutigen Khorremâbâd wieder zu finden glaubt. In der medischen Gegend Ragâ (2, 71. 3, 2) erkennt man mit Sicherheit das heutige Rai, ebenso ist Hangmatâna (2, 76. 77) das Ekbatana der Alten oder das jetzige Hamadân. Arbirâ haben wir oben in engerer Beziehung zu den Sagartiern, in weiterer zu den Medern stehend gefunden, die Stadt selbst haben wir natürlich in Arbela oder dem neueren Erbil. Dagegen

1) Nach Justi wäre Arakadris in der Nähe von Persepolis, Paraga bei der jetzigen Stadt Forj zu suchen.

wird sich die Festung Çikathauvatis (1, 58), in welcher der Mager Gaumâta getödtet wurde, nicht näher nachweisen lassen, trotzdem dass wir wissen, dass sie in der Nähe von Niçâya lag. Auch die Stadt Kudurus (2, 65) lässt sich nicht genau angeben. Aus Parthien werden zwei Städte genannt, Vispauzatis (2, 95) und Patigrabanâ (3, 4), letzterer Name klingt an Patigran bei Ammianus Marcellinus (XXIII, 6. 39) an, doch soll die letztere Stadt noch in Medien liegen. Aus Arachosien finden wir zwei Festungen genannt Kâpisakânis (3, 59) und Arshâdâ (3, 71), leider wieder ohne genauere Angabe der Lage. Höchstwahrscheinlich ist auch die 3, 65 genannte Gegend Gañdutava in Arachosien, wenn diess auch nicht ausdrücklich gesagt wird.

Die Berichte der Alten machen noch andere Eintheilungen des Achämenidenreiches namhaft als die von Darius und Herodot angegebenen. So erwähnt Plato (de Legg. III, 695) eine Eintheilung in sieben Theile, welche bei der Vorliebe der Erânier für die Zahl sieben wahrscheinlich genug ist, bei welcher aber immer mehrere Provinzen zu einem Theile zusammengefasst wurden. Keine von den bis jetzt genannten Eintheilungen ist aber nach unserer Ansicht ein eigentliches Satrapienverzeichniss gewesen. Die Sitte, das Reich in Satrapien zu theilen, ist keine ursprüngliche, sie ist erst unter Darius entstanden und ursprünglich eine blosse Verwaltungsmassregel zur bessern Eintreibung der ausgeschriebenen Steuern. Es lässt sich denken, dass gleich vom Anfange an in denjenigen Provinzen, in welchen es erbliche Häuptlinge gab, man versuchte, womöglich die Würde der Satrapen mit der des Häuptlings zu verbinden, selbstverständlich beschränkte sich jedoch das Institut der Satrapen nicht auf die érânischen Provinzen allein, sondern es zog vor Allem auch die eroberten Länder in seinen Kreis und in diesen hatte die Regierung freie Hand in der Wahl ihrer Diener. Heeren [1]) hat es versucht ein Verzeichniss dieser Satrapien aufzustellen, ihm folgen wir grösstentheils bei den nachfolgenden Angaben. Unter den kleinasiatischen Satrapien waren die reichsten und cultivirtesten die drei Küstenländer Lydien, Mysien und Karien, sie waren der persischen Herrschaft vollkommen unterworfen, mit Ausnahme

1) Cf. Heeren, Ideen I, 181 flg. der Ausgabe von 1815.

etwa der griechischen Pflanzstädte. Ebenso war Phrygien und Kappadokien vollständig unterworfen, weniger die südlichen Gebirgsländer Lycien und Cilicien, dann die nördlichen Provinzen Bithynien, Paphlagonien und Pontus. Die reichste unter allen diesen Satrapien war Lydien mit der Hauptstadt Sardes, eine persische Besatzung in der Burg dieser Stadt wird noch in später Zeit erwähnt (Arr. 1, 7), aus Herodot (5, 100) wissen wir, dass Sardes der Sitz eines persischen Satrapen war. Der Reichthum Lydiens hatte seinen Grund nicht weniger in der Fruchtbarkeit des Landes, als in der Blüthe des Handels. Die Industrie scheint sich meist auf Luxuswaaren beschränkt zu haben (Her. 1, 50), als Schifffahrt treibendes Volk treten die Lydier nicht heraus. In Lydien lagen die griechischen Pflanzstädte aus jonischem Stamme, wie Ephesus, Smyrna und Phocaea, sie wurden von den Persern mit zu Lydien gerechnet (Arr. 1, 12). — 2) Die Satrapie Karien war von den Karern bewohnt, die wahrscheinlich semitischen Stammes waren [1]), doch waren die ursprünglichen Bewohner in das Innere des Landes zurückgedrängt, während sich die Griechen, Joner wie Dorer, der Küsten und des damit verbundenen Seehandels bemächtigt hatten. Die Karer hatten sich dem Könige der Perser freiwillig unterworfen und behielten daher ihre Könige (Her. 1, 174. 8, 87). Die vorzüglichste Pflanzstadt der Jonier in Karien war Milet, die der Dorer Halicarnassus. 3) Die dritte Satrapie war Mysien, sie gränzte im Norden an Lydien. Das Land war fruchtbar, aber auch hier hatten Griechen und zwar vom äolischen Stamme die Küsten besetzt, unter ihren Städten ist Cyzicus besonders zu bemerken, weil dieselbe den Persern wegen des Ueberganges nach Europa von grosser Wichtigkeit war. 4) Phrygien, war schon im Alterthume wegen seiner Schafzucht berühmt, Kelaenae war

---

1) So nach der jetzt ziemlich allgemein angenommenen Vermuthung, dass der Name Karier identisch sei mit dem hebräischen כָּרִי (Kari), das 2. Rg. 11, 4. 19 für einen Theil der königlichen Leibwache vorkommt und den Ausgestossenen bedeuten soll. Es ist gewiss, dass früher eine nicht unbedeutende ungriechische Bevölkerung auf den grösseren Inseln des Archipels und selbst auf dem griechischen Festlande wohnten, welche später vertrieben wurde. Cf. Ewald, *Geschichte des Volkes Israel I,* 329 flg. 2. A. Stark, *Gaza und die philistäische Küste p.* 66 flg.

die Hauptstadt des Landes. 5 und 6) Kappadokien zerfiel in zwei Provinzen: Gross- und Klein-Kappadokien oder Kappadoken am Pontus. Grosskappadokien war schlecht angebaut, grossentheils Steppe und dabei arm an Holz, der Ackerbau war daher nicht überall möglich und die Einwohner meist mit Nothwendigkeit auf die Viehzucht angewiesen. Daher war auch das Land ohne grössere Städte und selbst Mazaka, das spätere Cäsarea soll mehr einem Lager als einer Stadt ähnlich gesehen haben. Diese Satrapie dürfte frühe erblich geworden sein, noch spät finden wir sie im Besitze einer Familie, die ihren Ursprung auf die Achämeniden zurückleitet. Eigenthümlich sind dieser Gegend mehrere Priesterhierarchien, auf die wir später wieder zurückkommen werden. Kappadokien am Pontus war ein ziemlich unwegsames Land, wie wir schon aus der oben gegebenen geographischen Uebersicht wissen, und die persische Herrschaft über dasselbe bestand grösstentheils nur dem Namen nach, nicht anders dürfte es in Landstrichen wie Bithynien und Paphlagonien gewesen sein, über deren Verhältnisse zu Persien wir übrigens äusserst wenig wissen. Auch die südlichen Länder 7) Lycien, 8) Pamphylien, 9) Pisidien und 10) Cilicien waren Gegenden die mit Gebirgen angefüllt waren, und es musste schwer fallen, sie in Abhängigkeit zu erhalten. Sie wurden zwar immer zu den persischen Satrapien gezählt, sind aber kaum immer unterworfen gewesen. Die Lycier wurden schon durch Feldherrn des Cyrus unter persische Botmässigkeit gebracht (Her. 1, 28. 176) und blieben auch wohl unter persischer Oberhoheit trotz beständiger Empörungen (Diodor II, p. 74), ähnlich die Pamphylier, aber die Pisidier und Cilicier in ihren rauhen Gebirgen brauchten sich weniger um die Perser zu kümmern. Die nächsten Satrapien sind 11) Syrien und 12) Phönicien. Unter Syrien hat man in dieser Beziehung zumeist die Länder jenseits des Euphrat zu verstehen, in denen die Länder zwischen der Gebirgskette des Libanus und Antilibanus die vorzüglichsten waren, das übrige Land aber grossentheils aus Wüsteneien bestand, mit einzelnen Oasen wie Palmyra, Damascus und Thapsacus. Die Küstenstädte Phöniciens, wie Tyrus und Sidon, werden ihrer Wichtigkeit wegen besonders gestellt, sie scheinen sich den Persern schon frühe freiwillig unterworfen zu haben (Her.

3, 19), indem sie berechneten, dass ein Tribut weniger kostspielig sei als die Verluste, die durch Eroberung und Plünderung verursacht würden. Das südliche Mesopotamien wurde 13) als Satrapie Babylon von den übrigen Ländern abgetrennt und die grosse Handelsstadt mit ihren Reichthümern machte diese Satrapie zu einer der einträglichsten. Die Gebirge im Norden Mesopotamiens waren damals wie jetzt von wilden Stämmen bewohnt, die nur selten in Abhängigkeit waren, es verlohnte sich daher nicht diese zu einer besondern Satrapie zusammenzufassen. Wohl aber geschah diess mit 14) Armenien, das eine eigene Satrapie bildete.

Von den eigentlich érânischen Satrapien haben wir, wie bereits gesagt wurde, die Persis auszuschliessen, denn da der Stamm der Perser von Steuern befreit war, so bedurfte er natürlich auch keines besonderen Satrapen. Wir wenden uns also zu 15) Susiana, später bekanntlich ein Lieblingsaufenthalt der Achämenidenkönige. In diesem Gebiete wohnten die Uxier, die ähnlich den heutigen Kuhgelu und Maamaseni sich ihre unabhängige Stellung zu wahren wussten und von welchen sich selbst die Könige den ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet erkaufen mussten. An Susiana schliesst sich 16) die Satrapie Medien, deren genaue Gränzen aber kaum festzustellen sind, da sie im Laufe der Zeit öfter wechselten. Abgetrennt davon war 17) das Land der Tapurer, das mit dem der Marder zu einer Satrapie verbunden war. Die nächste Satrapie war 18) Aria, das jetzige Herât, die wahrscheinlich im Westen mit den kaspischen Thoren endigte. 19) Parthien und Hyrcanien bildete im Alterthum nur eine einzige Satrapie, unter Parthien verstand man damals nur einen kleinen rauhen Landstrich, den die Perserkönige schnell zu durchreisen pflegten, um den armen Einwohnern keine Kosten zu verursachen. Hyrcanien war reicher. 20) Die Satrapie Bactrien war eine der reichsten und wohl auch der wichtigsten. Es ist kaum zufällig, dass Darius seinen Vater Vistâçpa gerade über diese Provinz als Satrapen setzte, ebensowenig dass sich dort Bessus als König ausrufen liess (Arrian 3, 25), nachdem der westliche Theil der Monarchie so gut wie verloren war. Die Hauptstadt war natürlich Bactra, zu Zeiten aber auch Zariaspa, welche Stadt als verschieden von Bactra genannt wird. 21) Sogdiana

lag jenseits des Oxus, im Norden begränzte sie der Yaxartes, gewissermaassen die Gränzscheide zwischen dem Ackerlande und dem Nomadenlande. Die Hauptstadt Macaranda ist ohne Zweifel das heutige Samarkand, doch wissen wir im Alterthum so gut wie Nichts von dieser Stadt. An den Ufern des Yaxartes waren sieben Städte angelegt zur Vertheidigung gegen die Turânier, aber nur Kyreschata wird genannt (Arr. 4, 2). — Von den südlichen Satrapien des Achämenidenreiches ist zu nennen 22) Caramania, das jetzige Kirmàn, nach dem Berichte Arrians waren die Bewohner in Rüstung und Sitten den Persern ähnlich. 23) Gedrosien, das heutige Mekràn, die unfruchtbarste unter den érânischen Provinzen, die Hauptstadt wird Pura genannt. Verbunden mit dieser Satrapie war im Alterthum und auch noch unter Alexander die Landschaft Arachosien, für die es einer nähern Nachweisung nicht bedarf. Endlich ist noch 24) das Land der Zaranger als Satrapie zu nennen, die aber eine ähnliche Ausnahmestellung behauptete wie die Persis. Hier wohnten die Euergeten, die keinen Tribut zu bezahlen brauchten (Arr. 3, 27. DiodorII, p. 221). Dieses Vorrecht und den Titel Euergeten, d. i. Wohlthäter, sollen sie angeblich erhalten haben, weil sie den Kyros und seinen Kriegern an 30000 Wagen mit Getreide zuführten und sie so vor dem Hungertode bewahrten. Ob diese Ueberlieferung richtig ist können wir auf sich beruhen lassen, mit der Achtung und Steuerfreiheit, welche die Bewohner Segestâns genossen, dürfte es indess seine Richtigkeit haben, man denke nur an die Wichtigkeit, die den Beherrschern Segestâns im Shâhnâme beigelegt wird und welche sich ihre Nachkommen bis in die neueste Zeit zu erhalten gewusst haben. — Nach den Berichten Arrians hätten wir später den obigen 24 Satrapien noch die folgenden hinzuzufügen: 1) die Satrapie Paropanisus (4, 22. 6, 14). 2) Die Satrapie am Indus und Akesines (ib. 5, 29. 6, 15). 3) Die Satrapie des Musikanos (6, 15. 17). 4) Die Satrapie der Maller (6, 14), 5) die Oriter (6, 22), 6) die der indischen Gebirge (6, 16), 7) die Assakener (5, 20), 8) die Nysaier (5, 2), 9) Peukelaotis (4; 28). Man sieht aus diesen Angaben, dass hier von den Zeiten Alexanders und unmittelbar nach dessen Tode die Rede ist.

Diess sind die Nachrichten, die uns über die Eintheilungen des alten Reiches noch erhalten sind. Es ist begreiflich, dass Strabo gar keine Eintheilungen angiebt, weil eben zu seiner Zeit ein érânisches Reich so gut wie nicht existirte. Dagegen finden wir bei Isidor von Charax, den man in das zweite Jahrh. v. Chr. setzen darf, eine Aufzählung der Provinzen des Partherreiches. Er giebt demselben zwanzig Provinzen, die er folgendermaassen ordnet. 1) Mesopotamien, 2) Babylon, 3) Apolloniatis am Diâlaflusse, mit der Hauptstadt Artemita, 4) Chalonitis, die Fortsetzung der vorhergehenden Landschaft bis zum Pass von Kerend, mit der Hauptstadt Chala, ohne Zweifel das spätere Holvân. 5) Unter-Medien, mit dem Hauptorte Carina, dem jetzigen Kerend. 6) Cambadene, das Kampada der Keilinschriften, in der Nähe von Kermânshâh (cf. oben p. 226). 7) Obermedien, in welchem die Stadt Konkobar, das heutige Kongâver liegt mit Trümmern eines Anâhitatempels; die Hauptstadt wird Batana, d. i. Ekbatana oder Hamadân genannt. 8) Matiana, wofür aber wohl besser Ragiana zu lesen ist, wie denn auch Raga als Hauptstadt dieses Districtes genannt wird. 9) Choarene unter den kaspischen Pässen, in dem neueren Namen Khuâr (خوار) hat schon Ritter die Namen dieser Provinz wieder entdeckt. Als Hauptstadt wird Apamea genannt, die ich für das spätere Khuâr-i-Rai halten möchte, Ritter sieht darin das neuere Veramîn. 10) Komisene, nordöstlich von der vorigen Provinz, in dem Ortsnamen Qumis ist der Name noch bis jetzt erhalten. 11) Hyrkanien mit der Hauptstadt Gurgân ist bekannt. 12) Astabene, mit der Hauptstadt Asaak, wo das heilige Feuer unterhalten wird. Ich möchte diese Stadt nicht nach Tabaristân setzen, wie wol geschehen ist, sondern eher in die Gegend des jetzigen Turshîz, wo ein Feuertempel nachweisbar ist, dazu scheint auch Arrian zu stimmen, der sie (3, 25. 4, 6) zu Aria zu zählen scheint. Die Angabe des Ptolemäus, sie sei an der Meeresküste gelegen, ist demnach wol irrig. 13) Parthyene mit der Hauptstadt Sauloë Parthaunisa, wo die königlichen Gräber waren, diese Stadt ist nicht näher bekannt. In Hekatompylon dagegen sieht man allgemein das neuere Dâmeghân (cf. oben p. 62). 14) Apavarktikene mit der Hauptstadt Apavarktika kennt kein anderer Autor ausser Isidor, ebenso-

wenig seine Stadt Ragau (Ῥαγαῦ), die nicht mit Raga identisch sein kann. 15) Margiana mit der wasserlosen Stadt Antiochien, worunter nur das obere Merv verstanden sein kann. 16) Aria ist bekannt, aber die in dieser Provinz gelegenen Städte Artakoana und Kandak lassen sich schwer nachweisen. 17) Anabon, wohl richtig als ein Theil von Segestân beschrieben, die Städte Fra, Bis, Gari hat Ritter sehr treffend als die neuern Farah, Bost und Grisk erkannt. Nist ist wohl die Stadt Nih auf v. Khanikofs Karte. 18) Drangiana ist der südwestliche Theil von Segestân, die Städte Paris und Korok lassen sich freilich nicht mehr nachweisen. 19) Sakastene ist das Land südlich vom Hâmûnsee, der südöstliche Theil von Segestân. Die Städte Barda, Min, Palakenti, Sigal, sowie die griechischen Colonien Alexandria und Alexandropolis sind uns ganz unbekannt, dürften sich aber bei genaueren Nachforschungen im Süden des Hâmûnsees und am untern Laufe des Hilmend noch nachweisen lassen. Endlich 20) Arachosien, von den Parthern das weisse Indien genannt. Ausser der Stadt Alexandropolis nennt Isidor noch Biyt, Pharsana, Chorochoad und Demetrias als Städte dieser Landschaft, die aber sämmtlich nicht mehr nachzuweisen sind.

Man sieht, die Zahl der Provinzen ist in dem neuern Reiche nicht eben viel kleiner als in dem alten, aber dieses Zahlenverhältniss wird eben dadurch hergestellt, dass mehrere alte Provinzen entzwei geschnitten worden sind. Denn dass sich der Umfang der Monarchie bedeutend verkleinert habe, kann nicht in Abrede gestellt werden. Namentlich im Westen hat sie Einbusse erlitten, ausser Mesopotamien scheint dieselbe kein syrisches Land mehr besessen zu haben, es fehlt dazu Armenien wie auch natürlich Kleinasien, dessen Besitz nicht sicher sein kann, so lange man des Besitzes von Armenien nicht gewiss ist. Diese Zustände ändern sich auch in der Folgezeit nicht erheblich, wie man aus späteren Verzeichnissen sieht[1]. Ammianus Marcellinus beschränkt den Besitz der Sâsâniden zu seiner Zeit auf folgende Provinzen oder grosse Satrapien: 1) Assyria, 2) Susiana, 3) Media, 4) Persis, 5) Parthia, 6) Caramania major, 7) Hyrcania, 8) Margiana, 9) Bactriani,

1) Amm. Marc. XXIII. 6, 14.

10) Sogdiani, 11) Sacae, 12) Scythia ultra Emodem montem, 13) Serica, 14) Aria, 15) Paropanisadae, 16) Drangiana, 17) Arachosia, 18) Gedrosia. Wie man sieht sind die westlichen Besitzungen der Erânier zu dieser Zeit noch mehr zusammengeschwunden, es wird ihnen nur noch die Provinz Assyrien zugestanden, es dürften indess die Besitzungen der Sâsâniden in Mesopotamien doch grösser gewesen sein als Ammianus gern zugestehen will, wenn auch die Macht über sie nicht ganz fest begründet war. Die Vermehrungen des Reiches liegen gegen Norden und Nordosten. Uebrigens dürfte die Unterwerfung der nördlichen Völker bis China den grössten Theil der Sâsânidenherrschaft hindurch nur dem Namen nach bestanden haben. An das eben mitgetheilte Verzeichniss des Ammianus Marcellinus schliesst sich der Zeit nach ein zweites an, welches uns in der Geographie des Moses von Khorni [1]) mitgetheilt wird. Dieses Verzeichniss wird der armenische Historiker kaum aus seiner gewöhnlichen griechischen Quelle (Pappus von Alexandrien) entnommen, sondern wahrscheinlich selbständig zugesetzt haben, doch zeigt der Inhalt desselben, dass es aus guten Erkundigungen stammt. Das ganze Gebiet Erâns wird in vier Theile getheilt, davon heisst 1) Medien Gousti Gapkokhk' [2]) (Գուստի Գապկոխք) und umfasste Adarpatakan, Ré, Gilân, Mukân, Dilom, Ahmatan, Dambvar (Դամբվար), Sparastan, Aml (Amol?), K'shosh (Քշոշ), Rouvan und Arovastan (Արուաստան). Letztere Landschaft heisst auch Moutgh (Մուժղ), sie liegt östlich von Mesopotamien, in ihr liegt Ninive; St. Martin [3]) hält sie daher für identisch mit Mosul, was mir aber sehr fraglich erscheint, genau klingt aber der Name an Mudrâya an, bekanntlich kennen auch die assyrischen Keilinschriften ein Volk Muzr in der Umgegend Armeniens. 2) Elymais soll den Namen Gousti

1) *Mém. sur l'Arménie II*, 371 flg.

2) Das hier gebrauchte goust ist offenbar das im Huzvâresch und Pârsi vorkommende Kust, Seite, Gegend. St. Martin (l. c. p. 392) erklärt das Wort falsch.

3) St. Martin l. c. p. 371. 391.

Khorasan geführt haben, die Provinz war in mehrere kleine Bezirke getheilt, als solche werden genannt: Khouṭastan, Maṭ, Maspan, Mihran, K'rtak, K'ashtar, Garmakan, Eranastan, Karkavat, Notart, Sherakan, Mardin, Srhên. Der Name Gousti Khorasan kann nicht richtig sein, er würde „östliche Gegend" bedeuten und östlich kann Elymais von Erân aus unmöglich gelegen haben, mag man sich einen Standpunkt denken wie man will. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, dass statt Khorasan vielmehr Khaveran oder etwas Aehnliches zu lesen ist, also „Abendgegend". 3) Persien oder Gousti Nemroz, d. i. südliche Gegend, ganz richtig, denn aus den aufgezählten Bezirken sieht man, dass man nicht blos die Persis darunter zu verstehen hat. Die aufgezählten Bezirke sind nämlich: Pars, Aspahan, Meshoun, Hakar, Panayit (Պանայիտ), Krman, Kouran, Makouran, Snd, Hnd, Mran, Petvasht, Sagastan, Zablastan, Der, Megh, Mehik, Mayoun, Kočehrastan, Palh (sic) Ebouhay. Als Stadt wird Reshir genannt, St. Martin sieht darin wohl mit Recht Reishehr im Norden von Abûshehr an den Gränzen von Fârs und Khuzistân. 4) Aria, ganz richtig als Gousti Khorasan bezeichnet, denn es ist der östliche Theil Erâns. Als dazu gehörige Districte werden genannt Komsh (Qumis), Vrkan (Varkâna), Aprshahr, Mroum, Arovast, Hrevkateshan, Nstimanak, Bṭniv (Բծնիւ), Saghkan, Gowkan, Anaplh, Hroum, Zambiouros, Nakhcer, Dzin, Avazak, Varčan, Mansan, Čakstan, Bahgh, wo die Parther sind, Dovmat, Larimanak, Shiri, Barikan, Dovbon. Zu diesen Distrikten müssen wir nun fünftens noch die nördlichen Länder (Ապախտարք) zählen, die ausserhalb Erâns lagen, aber doch zu dem érânischen Reiche gehörten, wie die Sogdianer, Tokharen und Hephthaliten. Unter ihnen werden die Sogdianer als verständige Kaufleute besonders hervorgehoben. — Wir fügen diesen Notizen gleich die Ansicht bei, die sich uns aus dem Shâhnâme für die érânische Weltansicht ergiebt, denn dass die diesem Buche zu Grunde liegenden Anschauungen der älteren vorislamischen Periode angehören, bedarf keines besonderen Beweises. Es ist allgemein bekannt, dass das Shâhnâme oder vielmehr die in demselben erzählte Heldensage, die Welt unter

die drei Söhne Frédûns: den Selm, Tûr und Eraj theilen lässt. Sie regieren die drei grossen Reiche der alten Welt, Selm den Westen, er ist aber gänzlich als eine Verkörperung des römischen Weltreiches zu denken, Tûr den Norden, er ist der Kaiser von China, dem aber auch alle im Norden Erâns hausenden unabhängigen Völker als von Rechtswegen unterworfen betrachtet werden. Das dritte Reich ist Erân selbst, es bleibt dem jüngsten Sohne und seinem Stamme und die Geschichte dieses Reiches ist es, welche das Königsbuch behandeln will. Der Westen tritt nun in der Heldensage vollkommen zurück, was sich auch leicht begreift, wenn man bedenkt, dass dieselbe in Ostérân heimisch ist. Dagegen sind die Gränzen zwischen Erân und Turân öfter Gegenstand der Erörterung. Zum ersten Male ist davon die Rede bei dem Friedensschlusse, welcher unter der Regierung des Zav stattfindet [1], es wird uns indess nur ganz kurz gesagt, dass der Oxus die Gränze Erâns gegen Turân bilden, die Besitzungen Zâlzers aber mit der Gegend Khargâh [2] endigen sollten. Weit ausführlicher bespricht diese Gränzen eine zweite Stelle in den Unterhandlungen, welche dem Kriege Afrâsiâbs mit Kai-khosrav vorausgehen. In diesen erbietet sich Afrâsiâb alles eroberte Land wieder herauszugeben und die Gränzen des érânischen Reiches wieder so herzustellen, wie sie zu den Zeiten des Minôcehr gewesen seien. Kaikhosrav soll herrschen von den Georgiern an bis nach Bost am Hilmend, ingleichen von Thâleqân (in Khorâsân?) bis Faryâb und Anderâb, ferner erhält er noch die fünf Städte bis Bâmiyân, Gurgânân, die Gegend von Balkh bis Badâkhshân, Âmu, Zem, Khitlân, Termed, Wése-gard, Bokhârâ und Soghd. Diese Vergrösserung des Reiches nach Norden dürfte allerdings das érânische Reich in seiner grössten Blüte darstellen. Aber auch gegen Westen und Osten soll das érânische Reich mittelbar vergrössert werden, indem Lohrasp das Land der Alanen im Westen erhält, im Osten aber dem Rostem bedeutende Zugeständnisse gemacht werden. Das Reich dieses Würdenträgers beginnt bei Bost am Hilmend, er erhält Qan-

1) Shâhn. p. 205. ed. Macan.

2) Diese Gegend, welche auch Shâhn. p. 559, l. 10 v. u. erwähnt wird, erscheint als an den Gränzen Indiens liegend.

dahâr, Kâbul, Kashmir und Indien[1]. So angesehen reicht Erân gegen Norden und Osten bedeutend über seine natürlichen Gränzen hinaus, aber auch hier erreicht es im Westen nicht den früheren Bestand.

Es kann unter diesen Umständen nicht auffallen, wenn zur Zeit der Arsaciden und Achämeniden in der Aufzählung êrânischer Provinzen von Armenien ganz abgesehen wird. In der That war dieses Land während der Dauer dieser beiden Dynastien so gut wie unabhängig und blieb es trotz der Versuche, welche die Sâsâniden zu seiner Eroberung machten, aus unten näher zu erwähnenden Gründen. Dafür tritt aber Armenien in den griechischen wie in seinen eigenen Schriftstellern mehr in den Vordergrund, von ihnen erhalten wir so genaue Angaben über die innere Eintheilung des Landes, wie wir sie für die ältere Zeit nicht aufzuweisen vermögen. Die Eintheilung nun, welche die armenischen Schriftsteller dem Lande geben[2] und die von griechischen Autoren bestätigt wird, ist die folgende. Das ganze Land zerfällt in zwei Haupttheile: Grossarmenien (Մեծ Հայոց) und Kleinarmenien (Փոքր Հայոց), letzteres wird wieder in das erste, zweite und dritte Armenien getheilt. Die armenischen Schriftsteller, wie Moses von Khorni, führen diese Eintheilung in eine sehr alte Zeit zurück (Mos. Khor. I, 13) und schreiben sie dem fabelhaften Könige Aram zu, der Umstand aber, dass man ihn diese Eintheilung theilweise mit griechischen Wörtern machen lässt, spricht gegen ein hohes Alter und scheint zu beweisen, dass die Benennungen nicht älter sind als die Zeit Alexanders des Grossen. Nach der Mittheilung eines anderen armenischen Historikers[3] reichte das erste Armenien von Cäsarea bis zum Pontus, das zweite vom Pontus bis nach Melitene. Das dritte Armenien erstreckt sich von Melitene bis nach Sophene, das Land zwischen Sophene, Martyropolis und dem Westen der Provinz Aghdnik nannte man das vierte Armenien. Römer und Griechen kennen diese Unterabthei-

1) Shâhn. p. 848. ed. Macan.
2) Cf. St. Martin, Mém. I, 17 flg. und II, 355 flg.
3) Bei St. Martin, Mém. I, 19 flg.

lungen nicht und begnügen sich mit der Eintheilung in Klein- und Gross-Armenien. In späteren Zeiten wurde das unter byzantinischer Herrschaft stehende Armenien gewöhnlich als Grossarmenien, das den Sâsâniden unterworfene als Persarmenien bezeichnet [1], noch spätere Eintheilungen, die aber nicht in allgemeinen Gebrauch kamen, können uns hier nicht interessiren.

Unter den Arsaciden war Armenien in 15 Provinzen eingetheilt, die wieder in Unterabtheilungen zerfielen, von denen manche eigene Herrschaften bildeten. Die Namen dieser Provinzen sind: 1) Hocharmenien (Բարձր Հայք), 2) Taykʿ (Տայք), 3) Gougarkʿ (Գուգարք), 4) Outi (Ուտի), 5) das vierte Armenien (Չորրորդ Հայք), 6) Tourouberan (Տուրուբերան), 7) Ararat (Արարատ), welche in der Mitte liegt, 8) Vaspourakan (Վասպուրական), 9) Siunikʿ (Սիւնիք), 10) Arṭsakh (Արցախ), 11) Pʿaaytarakan (Փայտարական), 12) Aghḍnikʿ (Աղձնիք), 13) Mokkʿ (Մոկք), 14) Korčaykʿ (Կորճայք), 15) Persarmenien (ՊարսաՀայք). Die Vertheilung dieser Provinzen über das Land ist nun die folgende: 1) Hocharmenien bildete den nordwestlichen Theil des Landes, die Provinz wurde begränzt: im Osten von Taykʿ und Ararat, im Süden von Tourouberan und dem vierten Armenien, im Westen vom Euphrat und Kleinarmenien, endlich im Norden von Trapezunt und dem Gebiete der Lazen. Es ist, wie schon der Name besagt, hoch gelegen und von hohen Gebirgen durchzogen, Städte wie Karin oder Erzerum, Sper, Baiberd, Erzinjân, Til, Ani müssen wir zu Hocharmenien rechnen. 2) Tayḱ, liegt nordwestlich von Hocharmenien, nördlich von der Provinz Ararat, westlich von Gougarkʿ, östlich von dem Gebiete der Lazen, im Süden von Kolchis und Iberien. Auch diese Provinz ist von zahlreichen Gebirgen durchzogen, welche ihre Gewässer entweder durch den Čorokh ins schwarze oder durch den Kur ins kaspische Meer senden. Sie ist theils mit Gärten

1) Cf. *Procop. de bello Pers. I, c.* 12. 15. *II, c.* 23.

theils mit Waldungen bedeckt und bildete nach Auflösung des armenischen Reiches eine Zeit lang den Gegenstand des Streites zwischen den byzantinischen Kaisern und den Königen von Georgien, sie verblieb endlich den letzteren. Akhalzikh und die berühmten Salzwerke von Koghb (Կողբ) oder Kolpi an der Gränze gegen Ararat werden zu dieser Provinz gerechnet. 3) Gougark' liegt im Osten von Tayk', nördlich von Ararat und Siunik', im Westen gränzt es an Outi. Nördlich war diese Provinz von Georgien begränzt, im Osten wie im Westen vom Kurflusse, der sie im Bogen umfliesst. Sie ist rauh und bergig und in eine Menge kleinerer Districte getheilt[1]), welche durch Gebirge von einander geschieden sind, sonst ist sie fruchtbar, namentlich an Baumwolle. Ihre Fürsten führen unter den Arsaciden den Namen Bdeaskh (Բդեաշխ), was ein nicht-indogermanisches Wort zu sein scheint. Die Gränzen der Provinz scheinen öfter gewechselt zu haben, sie ist zu entlegen als dass sie in der Weltgeschichte hätte eine grössere Rolle spielen können. Als Städte, die in ihr belegen waren, werden Lorhi und Sanahin genannt. 4) Outi, östlich von Gougark' und nördlich von Artsakh, im Südosten von P'aytarakan, sonst sind die Gränzen dieser Provinz schwer zu bestimmen. Das Land umfasste einen Theil des Gebietes, den die Muhammedaner Arran nennen, es war vom Kur durchströmt

1) Cf. St. Martin I, 81, wo folgende neun Provinzen aufgezählt werden: 1) Koghbophor (Կողբոփոր), wahrscheinlich an der östlichen Gränze Gougark's, 2) Joraphor (Ջորափոր), 3) Ṭob (Ծոբ), im Süden der vorher genannten Landschaft, 4) Artahank' (Արտահանք), am westlichen Ufer des Kur, 5) Ṭravakh (Ծաւախ), gleichfalls am Ufer des Kur, östlich am Akhalzikh, 6) Thṛeghk' (Թռեղք), gehörte eigentlich zu Georgien, 7) Kagharčk' (Կաղարջք), an der nördlichen Gränze Armeniens, mit vielen Festungen, 8) Kangark' (Կանգարք), an der östlichen Gränze von Gougark', 9) Tashir (Տաշիր), der mittelste und bekannteste Distrikt von Gougark'.

und Bardaa lag in demselben. 5) Das vierte Armenien lag in der Nähe der Tigrisquellen und breitete sich zu beiden Seiten des östlichen Euphrat aus und folgte diesem Flusse, durch den es von Kleinarmenien und Syrien geschieden ward, bis nach Mesopotamien. Im Norden wurde der Landstrich von Hocharmenien, im Osten von Tourouberan begränzt, im Südosten von Aghḍnikʿ und im Süden von Mesopotamien. Auch diese Provinz war in kleinere Districte getheilt, unter denen Ṭopʿkʿ (Ծոփք) oder Sophene der bekannteste ist. Oestlich von Sophene lag der District Hashteankʿ (Հաշտեանք), wo die Prinzen der Arsaciden wohnen mussten, welche nicht zur Regierung bestimmt waren, es ist das griechische Asthianene oder Austanitis (Ptol. V, 13)). Die Städte Palu, Kʿarberd, Miafareqîn und Egil gehören in diese Provinz. 6) Tourouberan liegt im Osten des vierten Armenien, im Norden der Provinz Aghḍnikʿ und Mokkʿ, westlich von Vaspurakan, südlich von Ararat. Im Norden wird diese Provinz vom Euphrat bespült, im Süden erstreckt sie sich bis an den Vânsee und die kurdischen Berge. Unter den kleinen Abtheilungen dieser Provinz ist Taron die berühmteste, sie liegt zu beiden Seiten des östlichen Euphratarms und wird von den klassischen Schriftstellern oft erwähnt. Wir nennen von ihren Städten: Ashtishat, Mush, Khorni, Akhlat, Manavazkert, Khnous. 7) Ararat liegt gerade in der Mitte von Armenien, die anderen Provinzen bilden einen Kreis um dieselbe. Diese Provinz ist ziemlich gross und fruchtbar, der Araxes durchströmt sie von Westen gegen Osten. Zur Zeit der Arsaciden war Ararat in 20 kleine Provinzen getheilt, unter denen Basean (Բասեան), das heutige Pasin und Phasiane der Alten, die wichtigste war. Berühmt ist auch der District Shirak (Շիրակ) am Ufer des Akhourean, und der Distrikt Vanand im Norden der Provinz. Unter den Städten traten Kars, Ani, Vagharshapat, Erevan, Dovin, Armavir, Erovandashat und Erovandakert besonders hervor. 8) Vaspurakan war die grösste unter den armenischen Provinzen, sie erstreckte sich von den Bergen südlich vom Vânsee bis über den Araxes zu den Bergen von Siunikʿ. Im Osten war sie von Âḍarbaijân und Mughân begränzt, im Süden

durch Persarmenien und die Provinzen Korčayk' und Mokk', im Westen von Tourouberan. Bei den Byzantinern wird der Name dieser Provinz häufig unter verschiedenen Formen wie Ἀσπουραχᾶν, Βασπαραχᾶν etc. genannt. Zur Zeit der Sâsânidenherrschaft bestand dieselbe aus nicht weniger als 37 kleinen Districten, die indess nicht alle genau bestimmt werden können[1]. Der östliche Theil dieser Provinz gehört jetzt zu Âḍarbaijân, die östliche Gränze schwankte übrigens zu verschieden Zeiten und erstreckte sich bisweilen bis nach Gazaka. Zu den bedeutenden Städten dieser Provinz gehörte Nakhičevan, Čougha (Julfa), Marand, Maku, Khram und Van. 9) Siunik' wurde im Norden von Gougark', im Osten von Artsakh, im Süden von Vaspurakan und Atropatene begränzt, im Westen von der Provinz Ararat. Die Provinz erstreckte sich vom Araxes bis an den Sevansee und soll von den Persern Sisakan genannt worden sein (Mos. Khor. I, 2), mit welchem Namen die Armenier selbst nur den südlichen Theil der Provinz bezeichneten. Sie wurde in 12 kleine Cantone getheilt und hatte nur wenig bedeutende Städte wie Garhni, Aparan, Orotn. 10) Artsakh, im Osten von Siunik', erstreckte sich gleichfalls bis an die Gränzen von Gougark' und Outi, dann bis an den Araxes, die Provinz hatte nur geringe Ausdehnung und gränzte im Norden an Outi, im Osten an P'aytakaran und das Land der Albanier, im Süden an Mughân und Atropaṭene, im Westen an Siunik'. Auch diese Provinz war im Alterthume in 14 Cantone getheilt gewesen, von denen uns aber die meisten unbekannt sind. Von Städten ist blos Ganḍak oder Ganje zu nennen. 11) P'aitakaran. Diese Provinz lag an der äussersten Ostgränze Armeniens und scheint in dem Delta zwischen Kur und Araxes befindlich gewesen zu sein. Sie war sehr klein, mag aber früher ausgedehnter gewesen sein und auch Shirvân und Mughân in sich gefasst haben. Hauptstadt war P'aytakaran, von den Arabern später Bailaqân genannt. 12) Aghḍnik' lag am Tigris, südöstlich vom vierten Armenien, im Westen der Provinz Tourouberan und Mokk'. Im Süden und Westen wurde die Provinz von Mesopotamien begränzt und erstreckte

1) Einen Theil dieser Districte findet man bei St. Martin (Mém. I, 126) aufgezählt.

sich am linken Ufer des Tigris ziemlich weit gegen Osten; sie entspricht dem Arzanene der Alten. Angefügt an diese Provinz war auch der nördliche Theil Mesopotamiens, welchen die Armenier längere Zeit hindurch beherrschten. Darum werden Städte wie Bir, Edessa, Serug, Kharan, Nisibis ebensowohl zu dieser Provinz gerechnet wie Amida und Martyropolis. Aghdnikʿ wurde in 10 kleine Cantone getheilt, über die wir aber fast gar keine Nachricht haben. 13) Mokkʿ lag in der Nähe von Aghdnikʿ in den kurdischen Bergen, im Norden begränzten sie die Provinzen Tourouberan uud Vaspurakan, im Osten Korčaijkʿ, im Süden der Theil von Assyrien, den die Armenier Arovastan nannten und den St. Martin für identisch mit Arrapachitis hält[1]. Der Name Mokkʿ ist vielleicht in Moxoëne bei Ammianus Marcellinus (XXV, 7. 9.) erhalten und in dem neueren Mukus. Bedeutende Städte sind in dieser Provinz nicht zu nennen. 14) Korčaykʿ, auch Gorčaykʿ geschrieben, scheint dem Gordyene der Alten zu entsprechen. Die Provinz war im Westen von Mokkʿ, im Norden von Vaspurakan begränzt, im Osten von Persarmenien, im Süden von Assyrien, sie fällt ganz in das heutige Kurdistân. Wichtige Städte sind auch hier nicht zu nennen, die Ebene Albaq gehörte zu dieser Provinz. Endlich 15) Persarmenien ist sehr schwierig nach seinen Gränzen zu bestimmen, da uns die armenischen Schriftsteller über diesen Landstrich nur sehr wenig Aufschluss geben; sie scheint auf Kosten Âdarbaijâns gebildet worden zu sein. Hauptort der Provinz war Selmâs.

Zu diesen Nachrichten über Grossarmenien fügen wir noch einige Notizen über Kleinarmenien. Wir können dieses Land in fünf Provinzen zerlegen: 1) Das erste Armenien umfasst das östliche Kappadokien und reicht bis zum Euphrat. Näher lassen sich die Gränzen dieses Landstriches nicht bestimmen, da sie oft gewechselt haben. Hauptstadt war Mashakʿ oder Cäsarea, wie es nach seinem späteren Namen lautete. 2) Das zweite Armenien liegt an der äussersten Nordseite Kleinarmeniens. Auch hier haben die Gränzen öfter gewechselt und lassen sich schwer bestimmen. Sebaste, Larissa, Tephrice, Egin und Arabgir müssen zu diesem Districte gezählt werden. 3) Der

1) St. Martin, Mém. I, 174.

Euphrat schied das dritte Armenien von Grossarmenien ab, im Westen begränzte es das erste und zweite Armenien, ebenso im Norden, im Süden lag Cilicien. Malatia und Ablasta waren die hauptsächlichsten Städte. 4) Das Euphratland bildete den Norden Syriens. Im Norden wurde dieser Landstrich durch das dritte Armenien begränzt, im Westen von Cilicien, im Süden von der Gegend um Haleb und Antiochien. Im Alterthume wurde das Land Commagene genannt. Gargar, Samosata, Behesni, Rûm-qala müssen hieher gerechnet werden. 5) Cilicien. Diese Landschaft wurde erst im Mittelalter angefügt. Mopsuestia, Anarzaba, Marash und Adana sind hier zu nennen.

ACHTES KAPITEL.

Klima und Produkte.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als die Beschaffenheit des Bodens und die Gestaltung desselben sind auch das Klima des Landes und die Erzeugnisse welche dasselbe hervorbringt für die Entwickelung seiner Bewohner. Darum müssen wir über die genannten Gegenstände einige Bemerkungen hier nachtragen, um so mehr, als der Unterschied zwischen Erân und seinen Nachbarländern ein ziemlich bedeutender ist, namentlich wenn wir die Betrachtung nach unserer Gewohnheit mit der Ostgränze beginnen. Hart an den Ostgränzen Erâns vollzieht sich nämlich eine grosse Wandlung: der Uebergang vom Orient zum Occident. Dieser Gegensatz beschränkt sich nicht allein auf Indien und Erân, er lässt sich auch weiter nördlich verfolgen, wo das Land westlich vom Indus gleichfalls von dem östlichen verschieden ist, doch kann es hier nicht unsere Aufgabe sein diesen Gegensatz weiter zu verfolgen. Hinsichtlich Erâns haben wir aber schon öfter Gelegenheit gehabt, auf solche Verschiedenheiten hinzuweisen, die keinem Reisenden verborgen bleiben können, wenn er von Indien aus dieses Land zum ersten Male betritt. Selbst das Aussehen der

Menschen ändert sich, wenn auch mit mancherlei Abstufungen. Die grosse Ruhe und Weichheit des Inders, seine Behaglichkeit und sein Luxus gehen in das Gegentheil über. Die Völker jenseits des Indus sind in viele kleine Stämme getheilt, welche sich fortwährend befehden und in politischen Streitigkeiten den grössten Theil ihrer Zeit und Kraft vergeuden. Während der Inder zu einem Krieger keine besondere Befähigung zeigt, ist es jenseits des Indus der Stolz eines jeden freien Mannes waffentüchtig zu sein. Und wie mit den Menschen, so ist es mit der Natur überhaupt. Die Gleichförmigkeit des Klimas im Osten des Indus, die Milde der Luft und die Fruchtbarkeit des Landes hört im Westen dieses Flusses auf, man findet wechselnde Jahreszeiten, Winter und Frühling, kalte Stürme und Schneeschmelzen, lauter Dinge die man in Indien nicht kennt. Dieser Wechsel des Klimas muss denn auch auf die Thier- und Pflanzenwelt einen grossen Einfluss üben. Schon in Peshâver verschwinden die Dattelpalmen und machen den europäischen Obstsorten Platz. Von den zahllosen Sträuchern und Bäumen, die in Indien und in Dekkhan ganz allgemein sind, findet man bereits zwischen dem Indus und Suleimângebirge sehr wenige mehr, jenseits des genannten Gebirges ist vielleicht nicht eine einzige Art mehr zu treffen [1]. Dafür beginnen nun europäische Waldbäume zu erscheinen: Pappeln, Birken, Haseln, Eichen und Nadelholz, die ihrerseits nicht nach Indien vordringen oder höchstens in dem gebirgigen Kaschmir zu treffen sind. Von Thieren findet sich der Elephant jenseits des Indus nicht, jetzt ist er freilich westlich von der Yamunâ kaum zu treffen, aber noch Alexander der Grosse begegnete ihm am Indus. Ebenso beschränkt sich der Tiger auf die indochinesischen Lande, ist aber den érânischen Gebieten fremd. Dafür tritt aber das Kamel bereits in Baktrien auf, das in Indien nicht ursprünglich heimisch ist. Diese Gegensätze wird man übrigens sehr natürlich finden, wenn man die eigenthümliche Beschaffenheit Erâns bedenkt.

Das Plateau von Erân umfasst beiläufig 70—80000 ☐ Meilen und dasselbe hat eine durchschnittliche mittlere Höhe von 3—4000 Fuss über der Meeresfläche. Ein Gebirgszug, der in

1) Ritter VIII, 208.

verschiedener Höhe von Osten gegen Westen läuft, scheidet das Land im Norden von den turânischen Steppen ab, die sich am Oxus, am Aralsee und am kaspischen Meere ausdehnen. Im Westen fängt dieses Gebirge an in Alpenlandschaften überzugehen und diese Form setzt sich über Atropatene nach Armenien fort. Gegen den Euphrat und Tigris hin zeigen sich Stufenlandschaften, während dagegen im Nordwesten, dem Kaukasus gegenüber, wieder selbständige Gebirge erscheinen. So zeigt Erân nur in der Verzweigung seiner Gebirge nach Westen eine Mannigfaltigkeit der Formen, während dagegen seine Begränzung gegen Norden und Osten eine höchst einförmige bleibt und der Gebirgswall, der im Süden das eigentliche Erân vom Meere scheidet, nirgends durchbrochen worden ist.

Schon früher haben wir die Punkte angegeben, wo man bei dem Uebergange von Indien nach Erân den Umschlag des Klimas bemerken kann. Diese Veränderung hält auch an, wenn man weiter gegen Westen kommt. Bereits in Ghazna, das doch noch nicht sehr weit von Indien entfernt ist, trifft man neben grosser Hitze im Sommer auch sehr strenge Winter. Schon im September treten dort öfters in der Nacht Fröste ein, trotz der drückenden Hitze bei Tage, im Winter soll der scharfe Frost oft Menschen tödten[1]. Gemässigter ist das Klima in dem südlicher gelegenen Qandahâr, wo weder die starke Hitze Indiens, noch die starke Kälte Ghaznas zu fühlen ist, aber bereits in den nicht weit von Qandahâr gelegenen Tobbabergen werden die Winter wieder als sehr hart geschildert. In noch höherem Grade ist diess der Fall in dem zwar noch südlicher, aber auch noch höher gelegenen Kelât. Auf diesem Plateau, an der Gränze der Tropen, unter gleicher Breite mit Delhi und Qâhira, herrscht ein streng europäisches Klima, vier abgegränzte Jahreszeiten, im Sommer nur einzelne beschwerlich heisse Tage, im Winter heftiger Frost und Schneefall vom November bis Februar. Dieselbe Strenge des Winters nebst heissen Sommern finden wir auch längs des ganzen Nordrandes von Erân. In Khorâsân werden die Winter als sehr hart geschildert, der Schnee soll dort sechs Monate des Jahres liegen bleiben, in Balkh hat man selbst in den heissesten Mo-

1) Ritter VIII, 147.

naten, wie im Juli, den Schneevorrath nicht weiter als 8 Stunden entfernt. In Herât ist es zwei Monate hindurch sehr heiss, aber schon im September und October werden die Nächte sehr kalt. Aehnlich lauten die Berichte aus Meshhed, vom Juni bis September steigt die Hitze am Tage nicht über 29½° im Schatten und fällt in der Nacht nicht unter 19° 56′ R., aber schon im September werden die Nächte sehr kalt, der Winter bringt viel Schnee, der bis in den Februar hinein bleibt, und erst im März beginnt der eigentliche Frühling. In Nîsâpûr fällt der Thermometer im Januar bis 7° unter Null, so dass das Klima dem mitteldeutschen nicht unähnlich ist, wenn auch mit schärferen Contrasten. Nördlich von Nîsâpûr in den Bergen ist natürlich die Kälte noch stärker, auf seiner Reise nach Kucân fand Burnes am dritten Tagemarsche von Meshhed das Thermometer beim Sonnenschein unter dem Gefrierpunkt (1, 33 R.). In der Stadt Kucân selbst ist das Klima gemässigt, aber kälter als in Meshhed und Nîsâpûr, dafür fehlt aber auch die drückende Hitze des Sommers. Auch weiter gegen Westen ist die empfindliche Kälte nicht ausgeschlossen, in Shâhrûd und der umgebenden Ebene findet man im Winter und namentlich im Januar reichlich Schnee, das Eis erhält sich zuweilen selbst am Tage, dagegen steigt im Sommer die Hitze bis zu 22½° im Schatten, aber die Abende sind dabei oft so kühl, dass man gezwungen ist Feuer anzuzünden. Auch in der Turkmanenwüste ist im Sommer grosse Hitze und die Beschwerden einer Sommerreise durch dieselbe sind sehr gross, während dagegen im Winter der Schnee den Wassermangel einigermaassen ersetzt. Das strenge Klima setzt sich auch südlich vom Elburz in der Ebene fort, in Simnân findet man zwar im December die Bäume noch grün, doch fällt das Thermometer in diesem Monate unter den Gefrierpunkt herab; Teherân, das von hohen Bergen umgeben ist, hat ein noch weit rauheres und dazu sehr wechselndes Klima, es ist daher auch sehr ungesund. Im Winter verwandeln die rauhen Nordwinde alles in Schnee und Eis, erst Ende Mai beginnt dort das milde Wetter und die Sonne macht Alles schnell grün, doch kann zuweilen bereits Ende April die Hitze unerträglich sein, dann folgen aber gewöhnlich wieder Gewitter und Kälte. Diese schnellen Wechsel dauern das ganze Jahr hindurch. Eine gewisse Ausnahme

von diesem Typus des êrânischen Klimas finden wir in den Landstrichen die durch den Elburz von dem übrigen Erân abgetrennt sind, in Mâzenderân und Gêlân. Die heftigen Regen, welche dort einen beträchtlichen Theil des Jahres hindurch fallen, verwandeln das Land an manchen Stellen in einen Sumpf. In der Winterhälfte ist es heftigen Stürmen ausgesetzt, im Sommer von bösen Dünsten beherrscht. Vom September bis Januar halten diese Regen an, die nicht selten von heftigen Gewittern begleitet sind. Sie bewirken, dass alle Flüsse ihre Ufer übersteigen und weite Landschaften unter Wasser setzen Erst im Januar beginnt der kurze Winter in der Ebene, in den Bergen jedoch schon Ende October, weil sich dort der Regen der Ebene in Schnee verwandelt. Natürlich ist darum auch der Schneefall in den Bergen so beträchtlich, wie der Regen in der Ebene, er begräbt ganze Häuser und nöthigt die Gebirgsbewohner in dieser Zeit in der Ebene Schutz zu suchen. Dieses feuchte, im Sommer heisse Klima giebt diesem Landstriche Producte, welche in den übrigen Theilen Erâns nicht vorkommen. Die Nähe des Meeres zieht eine Menge Wasservögel herbei: Störche, Pelikane und Flamingos trifft man an den Flüssen, Adler auf den Höhen der Berge. In den Flüssen giebt es zahlreiche Fische, darunter Salmen und Lachsforellen, im Meere auch Welse und Störe. Der Reis gedeiht sehr gut und ist sogar die Hauptnahrung der Bevölkerung. Ein ähnliches abweichendes Clima trifft man in dem engen Thale von Târom, von welchem später noch die Rede sein wird.

Wenden wir uns vom Norden an den Südrand, so tritt dort der Gegensatz zwischen dem warmen und kalten Klima recht deutlich hervor. Das Land des warmen Klimas reicht vom Indusdelta bis zum Euphratdelta an dem ebenen Südrande Erâns, der aber in seiner ganzen Natur mehr Aehnlichkeit mit dem Klima Arabiens als dem von Erân hat. Er hat in seiner ganzen Länge keinen einzigen bedeutenden Fluss und ist überhaupt sehr wasserarm. Furchtbare Hitze und Glutwinde während des Tages wechseln mit der scharfen feuchten Kälte, welche namentlich vor Sonnenaufgang herrscht. Diese Umstände verbunden mit dem schlechten Wasser machen die Orte sehr ungesund, welche an diesem Südrande liegen. Im Winter kommen sehr heftige Nordweststürme vor, während

welcher es auf den benachbarten Bergen schneit, und die darauf folgende plötzliche Abkühlung ist dem menschlichen Organismus sehr nachtheilig. Das kalte Klima beginnt auf der Höhe von Kâzerûn und steigt nördlich bis Yezdikhuâst hinauf. In dieser ganzen Gegend herrscht ein kühles Bergklima, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, dass die Hitze, namentlich auf der nackten Hochebene, bis zu einem hohen Grade steigen kann. In dem höher gelegenen Ispâhân wird im Sommer die Hitze nicht so drückend wie in Shîrâz, dafür sind aber die Winter etwas kälter. Mitte November beginnen die ersten Regen zu fallen, im December regnet es nur wenig, aber im Januar fällt Schnee. Im März wehen gewöhnlich heftige Winde, im April regnet es wieder und der Frühling beginnt. Die heissesten Monate sind August und September, die Temperatur wechselt oft von 8—30° R., doch bleiben die Nächte immer kühl, es fällt aber in ihnen kein Thau. Im Sommer ist der Himmel fast stets wolkenlos, Sturm und Gewitter werden als ausserordentliche Erscheinungen angesehen. Wie in Ispâhân so ist auch in Hamadân das Klima ein angenehmes, die Hitze soll nicht über 21° steigen und selbst im höchsten Sommer sollen stets kühlende Winde wehen, ein Winter mit Schnee fehlt aber auch hier nicht. Das Klima des ebenen Theiles von Khuzistân ist sehr heiss und dem des Südrandes von Erân sehr ähnlich, es unterscheidet sich von den übrigen Theilen der Südküste nur durch seine grössere Fruchtbarkeit, die es den von Norden kommenden Strömen zu verdanken hat, welche dasselbe durchziehen, wenigstens wissen wir, dass die Ebenen Susianas in besseren Tagen reichen Ertrag gaben, wenn sie jetzt auch nicht mit besonderem Fleisse bebaut werden. In Shuster ist im Sommer die Hitze von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends noch sehr stark, nach dieser Zeit beginnt aber eine kühle Bergluft zu wehen, welche die Hitze sehr mässigt. Der Winter ist sehr milde, vom December bis März sind periodische Regen vorherrschend, den Schnee sieht man nur auf den fernen Gebirgen. Je weiter man aber in das Gebirge hinaufsteigt, desto mehr tritt das eigentliche érânische Klima mit seinen strengen Wintern ein. Dieses ist natürlich auch an dem ganzen gebirgigen Westrande vorherrschend. So wird aus Suleimânîa berichtet, die Winter seien

strenge, die Sommerhitze stark und abmattend, der Frühling dagegen sehr lieblich, wenn nicht scharfe Ostwinde wehen. Aus Âdarbaijân hören wir von denselben Contrasten: strenge Winterkälte, der Schnee bleibt an manchen Stellen 9 Monate lang liegen, angenehme Frühlinge und in den Tiefen der Thäler ungemein heisse Sommer. Ueber die Wüste, welche das Innere Erâns ausfüllt, und ihre Einwirkung auf das Klima haben wir schon oben zu sprechen Gelegenheit gehabt (p. 39). — Auch die Höhenverhältnisse Armeniens und die Neigung der armenischen Gebirge gegen Süden sind schon früher besprochen worden, wir erwähnen hier bloss noch, dass auch da dieselben Contraste der Witterung zu finden sind wie im eigentlichen Erân [1]. Nicht nur im armenischen Norden, auch im Süden des Landes giebt es sehr strenge Winter. In Aintâb beobachtete Ainsworth am 15. Januar den Fall des Thermometers auf 15° unter Null. Ebenso haben alle die armenischen Gebirge eine grosse Schneefülle und zum Theil auch eine grosse Schneedauer, daneben aber auch sehr heisse Sommer. Die heissen Tage fördern die Vegetation, die kühlen Nächte aber, welche auch nach heissen Tagen vorherrschen, begünstigen die Schneedauer bis tief in den Sommer hinein.

Diese Eigenthümlichkeiten des Klimas von Erân, der Wechsel zwischen grosser Hitze und Kälte, die kühlen Nächte neben heissen Tagen erklären sich genügend aus der geographischen Lage des Landes und seiner Erhebung über der Meeresfläche. Begreiflicher Weise bleiben die klimatischen Verhältnisse nicht ohne Einfluss auf die Producte des Landes, und diese sind verschieden, so wie das Klima selbst verschieden ist. Denn die Abwechslung zwischen Berg und Thal, zwischen Hochebenen und geschützten Vertiefungen, zwischen Wasserfülle und Wasserarmuth bringt grosse Verschiedenheiten hervor, so dass der Erânier so unrecht nicht hat, wenn er behauptet, Erân berge sieben verschiedene Klimas in sich. An Manchfaltigkeit und Werth der Producte kann sich zwar Erân in keiner Weise mit Indien messen, allein seinen Bodenverhältnissen nach könnte Erân bei besserer Verwaltung und genügendem Anbau die verschiedenartigsten Producte in sich ver-

1) Ritter X, 917 flg.

einigen, von der Palme und Banane bis zu den Gräsern, die unter dem ewigen Eis fortwuchern. Obwol das Land im Allgemeinen arm an Holz ist, so würden doch die Uferlande am kaspischen Meere, Gélân und Mâzenderân treffliches Schiffbauholz liefern, die mächtigen Lager von Eisen, Kohlen und Kupfer sind noch gar nicht ausgebeutet, sie würden eine grosse Industrie ernähren können [1]. Wir müssen also Erân unter diejenigen Länder zählen, in denen zwar keineswegs der Boden dem Menschen die Erzeugnisse ohne Mühe liefert, deren er bedarf, in denen aber auch die ernstliche Arbeit nicht ohne Früchte bleibt. Und solche Länder, welche den Menschen zwingen von seinen geistigen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, sind bekanntlich für die Fortschritte der Cultur die günstigsten.

Betrachten wir die vorzüglichsten Producte Erâns mehr im Einzelnen, so werden wir über das Mineralreich nur wenig zu sagen wissen, da eben die Mineralschätze Erâns noch nicht genügend ausgebeutet sind. Als einer Eigenthümlichkeit Erâns in diesem Gebiete sind jedoch die Türkisminen [2] zu erwähnen, die bis jetzt allein die Welt mit diesen Steinen versorgen, denn was an andern Orten gefunden wird, z. B. im Ural, Frankreich, Böhmen, Schlesien etc. ist kein Stein, sondern besteht aus Versteinerungen, meistens von Zähnen untergegangener Thiere. Erân dagegen besitzt drei Fundorte wirklicher Türkise, am bekanntesten sind die Minen bei Nîsâpûr, neuerdings hat man zwei neue in der Nähe von Yezd entdeckt [3]. Die Gruben von Nîsâpûr sind öfter von Europäern besucht worden, so von Fraser, Bode und zuletzt noch von Khanikof. Man gewinnt diese Edelsteine aus verschiedenen Gruben (Fraser zählt deren sechs auf), aber es wird weder Kapital für diese Arbeit verwendet, noch wird sie planmässig betrieben, daher ist es denn auch nicht zu verwundern, wenn der Ertrag der Gruben im steten Abnehmen begriffen ist. Die Gruben gehören der Regierung und diese erhielt im Jahre 1822, als Fraser sie besuchte, für dieselben einen Pacht von 2000 Tomans (= 2700 £ Sterling), zehn Jahre später war die Pachtsumme

1) Cf. Polak, Persien I, p. XIII. XIV.

2) Cf. Ritter VIII, 325 flg. Die Erânier nennen den Stein پیروزه (pérôze).

3) Khanikof, Mémoire p. 93.

bereits auf die Hälfte gesunken, im Jahre 1858, als Khanikof den Ort besuchte, ertrugen sie nicht mehr als 800—1200 Ducaten[1]. Der niedrige Stand der Bergbaukunde hindert nämlich die Bergleute in grösserer Tiefe zu arbeiten, und diess wäre doch nöthig, wenn man sich einen der Arbeit entsprechenden Betrag sichern will. Zudem haben sich mehrere Gruben mit Wasser gefüllt, und die Kenntnisse der Bergarbeiter reichen nicht hin, um dasselbe zu beseitigen. Von ähnlicher Wichtigkeit sind die Minen von Lapis-lazuli im nördlichen Bâdakhshân, welche Wood besucht hat. Wie Erân im engeren Sinne, so hat natürlich auch Armenien grossen Reichthum an Mineralschätzen und Kohlen, aber sie werden ebensowenig in entsprechender Weise ausgebeutet wie dort. Wir kennen bereits die Silbergrube von Kjeban Maaden, die am Zusammenflusse der beiden Euphratarme gelegen ist. Die Stadt gleichen Namens liegt in einer Kluft, die durch den Zusammenstoss zweier Bergketten gebildet wird, welche sich in einem spitzen Winkel treffen. Etwa 4—500 Familien bewohnen den Ort, sie beschäftigen sich fast ausschliesslich mit Bergbau und sind meistens Griechen. Es wird dort silberhaltiges Blei zu Tage gefördert, aber die Gruben sind im elendesten Zustande und wenn man den Werth des gebrauchten Holzes in Anschlag bringt, der dort freilich für Nichts gerechnet wird, so dürften die Auslagen für diese Gruben den Ertrag derselben fast übertreffen, jedenfalls kein Gewinn übrig bleiben[2]. Bedeutender noch sind die Kupfergruben Maaden-Kapûr bei Arghâna am Tigris. In früherer Zeit waren die Gruben weit bedeutender, es wurde dort auch Gold und Silber gewonnen ausser Kupfer, gegenwärtig findet man nur noch das letztere, und zwar gewinnt man nicht mehr als 1500 Centner im Jahre. Das Kupfer muss erst zur Reinigung nach Diârbekr wandern, ja sogar nach Erzerûm und Trapezunt und die Kosten für diesen Transport verringern den Gewinn natürlich bedeutend, doch wird von dem Kupfer dieser Gruben durch die Schmiede von Erzerûm und Tokât ein grosser Theil des Orients mit Kupferwaaren versehen. Eisen und Stahl wird in Mâzenderân, Khorâsân und Baktrien gefunden, Petroleum und Naphta lie-

1) Khanikof l. c. p. 91.
2) Ritter X, 801.

fert im Norden Mâzenderân und Bâku, im Süden Kerkuk und Bandiqîr und die Bakhtiyâriberge, im Osten Kirmân und Afghânistân.

Wichtiger als die Schätze Erâns aus dem Mineralreiche sind die aus dem Pflanzenreiche geworden. Sie werden auch von den eingeborenen Erâniern mehr beachtet, wie sie ja auch leichter zu gewinnen sind. Erân besitzt mehrere Bäume, theils einheimische, theils eingewanderte, welche von hoher Bedeutung sind. Wichtig ist vor Allem der Granatenbaum[1]). Derselbe erfordert ungefähr dasselbe Klima wie die Feige und kommt darum nur an wärmeren Stellen Erâns vor, namentlich aber wächst er in der Umgegend von Persepolis in dem Thale Mâin und gedeiht dort vortrefflich ohne besondere Pflege, so dass man ihn wohl für dort einheimisch halten könnte. Ebenso findet man die Granate in Ispâhân und Kâshân, wo sie 3—4 Monate früher reif wird als in Persepolis. Der District Ardistân bei Ispâhân lebt ganz von der Cultur dieser Frucht, die besten giebt es in Sâwe bei Qom uud in Korum bei Tabrîz, einzelne Grauatenbäume hat fast jedes Dorf. Der eingedickte Saft kommt jährlich in nicht unerheblichen Mengen in den Handel[2]). Auch in dem schwülen Gêlân und Mâzenderân fehlt die Granate nicht, Enzeli soll ganz unter Granatwäldern verborgen sein und der Baum setzt sich von dort nordwärts bis an den Terek fort. Auf der Ostseite des kaspischen Meeres finden wir sie bei Simnân und Dâmeghân, auch im Gebiete des Gurgân und weiter nördlich bis nach Ferghâna, wo sie noch bei Tâshkend und Margilân vorkommt. In Kâbul finden sich gleichfalls treffliche Granaten und die Verbreitung dieser Frucht setzt sich, unähnlich den meisten érânischen Früchten, auch über den Indus fort. Es lassen sich dreierlei Sorten von Granaten unterscheiden: eine süsse, eine sauere und eine dritte Art, welche den Geschmack der beiden andern Arten in sich vereinigt. Man gebraucht die Frucht sowohl zum Essen als zur Gewinnung von Wein und Essig. — Mit

1) Nach der Tradition soll mit dem Namen hadhânaepâta im Avesta der Granatenbaum bezeichnet werden, wir müssen dies auf sich beruhen lassen. Im Huzvâresch und Neupersischen heisst er انار (Anâr).

2) Cf. Polak, Persien II, 147.

noch mehr Recht als die Granate kann man die **Pistazie**[1]) dem érânischen Boden zuschreiben, da sie dort wildwachsend vorkommt und auch einen érânischen Namen trägt. Gezogen wird die Frucht blos in Qazvîn und Dâmeghân, da ist sie aber auch von unübertrefflicher Güte, und da, wie gesagt, wildwachsende Sorten (Pistacia lentiscus und mutica) an vielen Orten vorkommen, so würde der Anbau sich gewiss an noch mehr Orten lohnen. Auch diese Frucht ist nordwärts bis nach Ferghâna verbreitet, ist aber besonders häufig am obern Kerkha und in Shîrâz. Im Westen des kaspischen Meeres findet man sie bis nach Shirvân. Auch **Mandeln** (bâdâm), obwol es mehrere wildwachsende Arten giebt, werden mehrfach und sorgsam gepflegt. Unter den Fruchtbäumen hebt der Bundehesh (c. 27) noch besonders hervor die **Dattel**[2]), die aber nur an den südlichen Küstenstrichen und in Kirmân gedeiht, dort aber auch vortrefflich wird. Ferner den **Weinstock**[3]), der bis zu einer Höhe von 4500 F. gezogen wird[4]) und von dem es verschiedene Arten giebt. Wild wächst der Weinstock am kaspischen Meere und auch von dem wilden Weinstock wird guter Wein gewonnen, obwol die Traubenbeere gewöhnlich harte Schalen und sehr grosse Kerne hat. Man verwendet die Trauben theils zum Essen, zum Theil werden die Beeren zu Rosinen und Korinthen getrocknet. Aus dem Saft bereitet man theils süssen Most, theils Essig. Wein ist bekanntlich den Muhammedanern verboten und wird daher nur von Juden und Armeniern zubereitet. Im alten Erân dachte man darüber anders und es bildete der Wein ein beliebtes Getränke. Die **Citrone** findet man in der Gegend des kaspischen Meeres. Die **Quitten** sind anerkanntermassen in Erân von ausgezeichneter Güte und gedeihen zu unglaublicher Grösse. Die **Pfirsiche** (شفتالو, shiftâlû) erreichen den höchsten Wohlgeschmack, namentlich in Shîrâz und Ispâhân, ebenso **Apri-**

1) Der persische Name ist پسته (piste), wofür die ältere Form pustak lauten müsste, daher Pistacie.

2) Huzv. und neupersisch خرما (Khurmâ).

3) Der Bundehesh benennt ihn mit dem semitischen Namen כרמא, das érânische Wort ist رز (raz).

4) Polak, Persien II, 140.

kosen. Die Aepfel, Birnen und Pflaumen dagegen erreichen nur in bergigen Gegenden den Wohlgeschmack, in der Ebene bleiben sie schlecht. Noch zweier wichtiger Fruchtbäume muss hier gedacht werden. Der eine ist der Feigenbaum[1]), der in Erân seine östlichste Verbreitung findet. Er kommt in Erân nur sporadisch vor, die Frucht wird von den Erâniern nicht besonders geschätzt. In Indien giebt es zwar Feigen in Menge, aber sonst unbekannte Arten, welchen die edlen Früchte fehlen. Auch in Afghânistân scheint die Feige noch zu fehlen, obwol daselbst von wilden Feigenbäumen die Rede ist, aber jenseits des Hindûkush fand Burnes die Feige bereits in Heibek, von da verbreitet sie sich weiter westwärts nach Balkh, nordwärts nach Sogdiana und selbst bis Tâshkend. Weiter westwärts finden sich auch in Mâzenderân wilde Feigen, doch wissen wir nicht, ob auch die europäische Feige dort gezogen wird, in Teherân und Kâshân ist dies jedoch der Fall, die Frucht soll aber dort nicht jenen Wohlgeschmack erhalten wie etwa im südlichen Frankreich. Besser ist die Feige im südlichen Erân zu Hause, namentlich die Feige von Qandahâr wird gerühmt, auch in Kirmân ist sie häufig, in den Gärten von Ispâhân und Shîrâz findet man viele Feigen, ebenso auch im Thale von Shâpûr. Im Westen zeigt sie sich in den Terrassenabhängen des Gebirges, in Holvân und Suleimânia, aber sie fehlt dem höher aufsteigenden Kurdistân, ebenso in dem aufsteigenden Terrassenboden zwischen Shîrâz und Gurgân. Weiter gegen Westen, in Babylon und im südlichen Mesopotamien fehlt entweder die Feige ganz oder sie gedeiht nicht zur Vollkommenheit, dagegen ist sie vortrefflich in dem klippigen Boden des nördlichen Mesopotamien besonders im Sinjârgebirge, von da aus setzt sie sich über Syrien und Palästina bis zum Mittelmeere fort. Auch in Mosul, in Amadiya und in Samosata ist die Feige noch zu Hause, weiter nordwärts nach Hocharmenien steigt sie jedoch nicht hinauf, aber nördlich von Armenien, in Gêlân und in der Kur- und Araxesebene finden wir die Feige wieder, doch sollen in dem Thale des Kur und weiterhin in dem des Terek die Feigen nicht den feinen Geschmack haben wie im südlichen Europa. In dem

1) Die Feige heisst انجیر (anjir).

heissen Corokhthale giebt es noch Feigen, aber weiterhin über Kars, Erzerum und Ani hinaus ist von keinem Feigenbau mehr die Rede. Im südlichen Kleinasien trifft man die Feige auch in Cilicien, wo noch heute um Adana wilde Feigenbäume gesehen werden. — Ein zweiter in Erân seiner Früchte wegen sehr geschätzter Baum ist die Maulbeere (tût) und zwar die weisse, die schwarze ist weniger beliebt. Sie wird ihrer Früchte wegen namentlich in der Umgegend von Teherân gezogen, getrocknet gehen diese Früchte vielfach ausser Landes, besonders in den Kaukasus. Daneben wird der Baum vielfach auch zur Seidenzucht benützt, so in Kâshân und Yezd, besonders aber in Gélân, Mâzenderân und Tâlish. In Gélân wächst der Maulbeerbaum wild und wird besonders zum Seidenbau benutzt, so dass in Gélân nächst China und Indien jetzt die meiste Seide gewonnen wird, dessenungeachtet scheint aber die Seidenzucht erst später eingeführt zu sein. Da die Existenz der Seidenraupe an die Blätter des weissen Maulbeerbaumes geknüpft ist, so wird derselbe in Gélân in der Nähe der Häuser in förmlichen Baumschulen angepflanzt, man füttert dann die aus den Eiern gekrochenen Raupen in eigens dazu erbauten Scheunen mit den Blättern dieses Baumes. Von den Cocons werden immer die grössten ausgewählt und zur Gewinnung neuer Eier aufbewahrt, denn die von den Schmetterlingen einmal durchbrochenen Cocons sind wenig mehr werth und geben nur schlechte Seide. Die Mehrzahl der Cocons wird aber mehrmals mit heissem Wasser übergossen, wodurch die in ihnen verborgenen Raupen getödtet werden, dann wird die Seide abgehaspelt. Nicht alle gewonnene Seide ist gleich, weder hinsichtlich der Güte noch hinsichtlich der Farbe, es giebt weisse, gelbe und röthliche, die weisse soll die beste sein. Nur der geringere Theil der gewonnenen Seide wird im Lande selbst verbraucht, obwol die Seidenfabriken in Kâshân, Yezd und Tabrîz nicht unbedeutend sind. Die Ausfuhr der gélâuischen Seide allein beträgt jetzt 400000 Ducaten jährlich, und wenn die Gewinnung derselben noch energischer betrieben würde, so könnte Erân mit China concurriren[1]. Trotz dieser Blüthe der Seidenzucht ist dieselbe doch schwer-

1) Cf. Ritter VIII, 679 flg. Lassen, Ind. Alterthumsk. I, 317.

lich in Gélân heimisch, sondern ebenso wie die Cultur der Limonen, Orangen und des Zuckerrohres erst von auswärts eingeführt worden. Dass man im Alterthum in Erân seidene Kleider webte, lässt sich nicht nachweisen, wenigstens in Ost-érân kannte man sie nicht, denn der Vendîdâd kennt nur zweierlei: Pelze und gewebte Stoffe. Die Gewinnung der Seide ist auch eigentlich unzoroastrisch, denn die Raupen gehören zu den Geschöpfen des Aǵrô-mainyus und wir finden, dass man noch spät über den Gebrauch seidener Kleider Bedenken hatte. Dem gegenüber kann man freilich darauf hinweisen, dass möglicher Weise die im Alterthum so berühmten medischen Kleider aus Seide bestanden, aber selbst wenn dies erwiesen wäre, so würde daraus noch nicht folgen, dass die Seide in Erân selbst gewonnen wurde, sie konnte auch von auswärts eingeführt sein. Für das Vaterland der Seidenwürmer werden wir nach China gewiesen, denn nur dort ist die Raupe einheimisch, die von Maulbeerblättern lebt und zwar nur im nördlichen China. Das südliche China und Indien gewinnt zwar auch Seide, allein die Seidenwürmer sind von anderer Gattung, ihre Verpflanzung ist niemals versucht worden. Nach den Zeugnissen, welche besonders Ritter gesammelt hat, kam im Alterthum die Seide von fernher aus dem Lande der Serer und wir geben Lassen Recht, wenn er annimmt, dass im Alterthume die Erânier nur als Zwischenhändler zu betrachten sind und die Einführung des Seidenbaues in Gélân erst in die letzte Zeit der Sâsâ-nidenherrschaft falle. Wir wissen nämlich aus den chinesischen Annalen mit Bestimmtheit, dass die Seidenzucht in Khotan erst im Jahre 419 n. Chr. durch eine chinesische Prinzessin eingeführt wurde, von da scheint sie sich westwärts nach Yarkand und von da weiter gegen Westen nach Ferghâna und Gélân verbreitet zu haben. In Tibet soll sich die Seidenzucht erst im Jahre 634 n. Chr. durch eine ähnliche Vermittlung wie in Khotan eingebürgert haben, auch von dort könnte sie sich nach Westen fortgepflanzt haben.

Ebensowenig wie die Seide dürfen wir auch den Zucker zu den natürlichen Produkten Erâns zählen. Noch in der neuesten Zeit wurde in Mâzenderân Zuckerrohr gewonnen, bis durch falsche Massregeln der Regierung der Anbau beträchtlich verringert wurde; Raffinerien, die ein ziemlich gutes Produkt

herstellen, befinden sich in Yezd und Ispâhân[1]. Im Mittelalter wurde in Susiana bedeutend Zucker gewonnen, wie Moses von Khorni in seiner Geographie bezeugt, doch scheinen dort hauptsächlich Zuckerraffinerien bestanden zu haben. Das Zuckerrohr selbst hat seine Heimat östlich von Erân in Indien und vermag nicht über den Indus hinaus zu gedeihen. Wir glauben mit Ritter, dass sich dasselbe auf dem Seewege zuerst nach dem südlichen Erân verbreitet habe und von dort dann nach Mâzenderân gekommen sein möge.

Von den Bäumen, welche Früchte tragen, scheidet bereits der Bundehesh diejenigen ab, welche blos Holz geben. Es befinden sich auch unter diesen recht merkwürdige, obwol Erân im Allgemeinen nicht holzreich genannt werden kann, sondern nur in den Gegenden am kaspischen Meere grössere Wälder zu finden sind. Es scheint indessen, dass es in dieser Hinsicht früher besser stand und manche Berggipfel bewaldet waren, welche jetzt kahl sind. Den Uebergang von den fruchttragenden Bäumen zu den Holz gebenden mag die Olive bilden. Der Oelbaum ist nur theilweise in Erân heimisch, sein Vaterland scheint mehr im Westen, wenn auch immerhin noch in Asien zu sein, denn sowol am pontischen Gestade als an den Küsten Palästinas und Syriens ist der Baum sehr häufig, ebenso am hellenischen und mittelländischen Meere. Dagegen berichtet Strabo, dass er in Baktrien fehle (XI, p. 516. 525), ebenso am Nordrande in Medien bei Ekbatana und Ragha, wie auch in Armenien, mit Ausnahme der wärmeren Thalgebiete am Kur und Araxes (ib. XI, 528). In dem Küstenlande nördlich von den kaspischen Pforten kommt der Oelbaum zwar fort, trägt aber schlechte Früchte. So sind die Verhältnisse auch bis in die neuere Zeit geblieben. Dem südlichen Erân fehlt der Oelbaum, selbst im Thale von Shîrâz kann er nicht einheimisch genannt werden, auch wird in älterer Zeit von Anpflanzungen in dem nur wenig entfernten Ardeshîr-Kure berichtet[1]. Auf der Westseite Erâns fehlt der Oelbaum noch am Diâla, beginnt aber am Adhem, bei Tuz Khurmati, gerade wo die Dattelwaldungen enden. Von da setzt sich der Oel-

1) Ritter XI, 525 nach Ousely, *Oriental geography* p. 70.

baum westlich zum oberen Lauf der beiden Zâbflüsse fort und geht vom Tigris oberhalb Mosul durch das nördliche Mesopotamien. Im Euphratthale geht der Olivenbaum nicht südlicher als bis Anah, wo eben wieder die Gränze der Dattelpalme ist, westwärts trifft man ihn wieder bei Bir, im Alterthum nach Strabos Zeugnisse auch bei Malatia. Im eigentlichen Erân ist es nur der besonders geschützte Erdspalt am Qizil Ozen von Menjil bis Pul-i-Rûdbâr, wo von einer eigentlichen Olivencultur geredet werden kann, die selbst für den weiteren Verkehr von Wichtigkeit ist. In Gélân und Mâzenderân werden zwar auch Oelbäume gefunden, aber das aus ihnen gewonnene Oel ist schlecht. Von Indien kommend sah Elphinstone den ersten wilden Oelbaum bei Qarâbâgh am Indus, denn in Indien selbst ist der Oelbaum nicht zu Hause, es existirt dort auch keine Olivencultur, nicht einmal im Dekkhan.

Ein in Erân sehr beliebter und sehr bemerkenswerther Baum ist die Platane (cinâr)[1]. Sie reicht westlich bis nach Kleinasien und Herodot (VII, 27) spricht von ihrer Verehrung bei den Lydern. In den Ebenen am Araxes und östlichem Euphrat fehlt die Platane, doch findet sich dort die Pappel, ihre beständige Gefährtin. Dagegen finden wir sie auch in Armenien in den wärmeren Thälern der Tigriszuflüsse, z. B. in Nerjiki am Kolb-su. Ebenso verschwindet die Platane im Hochgebirge des westlichen Erân, aber sie erscheint wieder an den südlichen Abhängen Kurdistâns, besonders in den oberen Thälern des kleinen Zâb; vereinzelt findet man sie auch auf dem Wege von Abûshehr nach Shîrâz, dann im Norden in Âḍarbaijân, bei Teherân, Mâzenderân und in Kirmân. Im Osten dagegen verschwindet der Baum bei Attak am Indus gänzlich. Unter günstigen Umständen gewinnt die Platane einen ziemlichen Umfang, aber ihre Frucht ist ungeniessbar. Es scheint, dass sie solche Plätze besonders liebt wo ihre Wurzeln durch frisches Wasser getränkt werden können. — Wichtiger vielleicht noch als die Platane ist die Cypresse (سرو, serv), von welcher es zwölf Arten giebt, von denen man aber nur eine einzige im westlichen Asien und südlichen Europa antrifft. In Nord- und Südindien kommt der Baum nur als

1) Cf. Ritter XI, 511 flg.

eine eingeführte Pflanze vor und man trifft ihn blos zur Zierde in den Gärten. Dagegen ist er in Erân heimisch und man findet ihn im Osten bereits in Kâbul und Afghânistân, wo er unter anderen Bäumen an den Bergabhängen des Suleimângebirges und des Paropanisus wächst. Von da findet er sich westlich in Khorâsân, besonders aber bei Ispâhân. Auch im südlichen Erân kommt der Baum vor, namentlich bei Shîrâz und Fasâ werden schöne Cypressen erwähnt. Aber die Verbreitung dieses Baumes ist nicht auf Erân beschränkt, sondern er findet sich auch auf dem Libanon, Hermon und in den Bergen Judäas, sparsam und nur gruppenweise findet man ihn in Mesopotamien. Die öfter vorkommende Ansicht, dass die Cypresse ein heiliger Baum in der Religion Zarathustras gewesen sei, ist bis jetzt durch Nichts zu beweisen, denn die grosse Cypresse von Kishmer, von welcher gefabelt wird, ist wahrscheinlich ein anderer Baum gewesen, wie wir später sehen werden. Dagegen müssen die Platanen in Armenien eine hohe Verehrung genossen haben (cf. Mos. Khor. 1, 20), im assyrischen und canaanitischen Cultus haben die Cypressen ihre Stelle[1]).

Nur kurz wollen wir noch einiger anderer Pflanzen gedenken, welche für Erân von Wichtigkeit sind[2]). Die Baumwollenstaude ist dort heimisch und gedeiht ziemlich, doch ist es eine andere Art als die amerikanische, der sie an Länge der Faser bedeutend nachsteht. Die Cultur dieser Pflanze wird am schwunghaftesten betrieben in der Umgegend von Ispâhân, Yezd, Shîrâz, in der Umgegend von Persepolis, dann in Urumia, Kâshân, Mâzenderân, Dâmeghân und Simnân. Ausgedehnt und wichtig ist auch die Zucht der Melonen, von denen es erstaunlich viele Varietäten giebt, wie auch die Frucht von der Beschaffenheit des Bodens sehr abhängig ist. Die Zuckermelone von Ispâhân ist am meisten geschätzt, doch wachsen auch bei Qom und Kâshân gute Zuckermelonen, wie denn überhaupt diese Frucht den salzigen Boden liebt. Wassermelonen giebt es gleichfalls, sie scheinen indischen Ursprungs zu sein. Von Körnerfrüchten gedeihen Weizen und Gerste in

1) Cf. Movers, die Phönizier I, 574 flg.
2) Cf. Polak, Persien II, 135 flg.

allen Theilen des Landes, letztere bildet das Futter für die Pferde, da Hafer nirgends gebaut wird. Roggen findet sich nur in einigen höher gelegenen Gegenden. Reis bildet überall die Nahrung der Wohlhabenderen, allgemeines Nahrungsmittel ist er nur in Gêlân und Mâzenderân. Auch Gemüse (Rüben, Kürbisse, Zwiebel, Spinat etc.) wachsen in Erân reichlich, ohne dass man sich um ihre Veredlung bemüht. Farbepflanzen werden in Menge gebaut. Unrecht wäre es, zum Schlusse nicht auch der Rosencultur zu gedenken, da die Rose wahrscheinlich ein in Erân einheimisches Gewächs ist[1].

Von den Thieren in Erân giebt uns sowol der Bundehesh (c. 14) eine Uebersicht als auch das Avesta mehrfache Andeutungen, auf welche wir später zurückkommen werden. Hier genügt es, eine Uebersicht der jetzt vorkommenden Thiere zu geben. Unter den zahmen Thieren steht natürlich das Pferd oben an. Das einheimische persische Pferd soll unansehnlich aber sehr ausdauernd sein[2], es geht sehr gut und bedarf nur geringer Pflege. Das Pferd am kaspischen Meere ist eine eigene Abart davon. Kaum weniger wichtig ist das Kamel, besonders das zweihöckerige, baktrische kommt vor, es lebt kaum länger als 9 Jahre, hat aber eine grosse Tragfähigkeit und ist billig zu ernähren. Die Dromedare zeichnen sich vor den Kamelen durch grössere Ausdauer im Laufen aus, sie werden daher häufig zu Kurierdiensten verwendet, namentlich in der turkmanischen Wüste. Von grosser Wichtigkeit ist auch der Esel, von dem man zwei Arten unterscheidet: den grossen weissen Esel von Bagdâd und den kleinen chamoisfarbenen, auf dem Kreuze schwarz gezeichneten von Abûshehr, der erstere steht an Muskelkraft dem Maulthiere nicht nach. Die Dummheit und Indolenz der europäischen Esel ist an den êrânischen nicht wahrzunehmen. In den Küstengegenden am kaspischen Meere kommen diese Thiere nicht fort. Die **Schafe** sind das wichtigste unter den essbaren Thieren, denn anderes Fleisch als Schaffleisch wird in Erân nur ausnahmsweise genossen;

---

1) Der einheimische Name scheint varedha gewesen zu sein, d. i. Gewächs, Gesträuch, woraus sowol das neuere گل (gul), als auch ῥόδον entstanden ist.

2) Polak, Persien II, 104.

das Fleisch ist auch in der That von vorzüglicher Güte. Die Wolle wird zum Fertigen grober Stoffe und zu Polstermaterial benutzt. Ziegen liefern gute Milch und vortreffliche Wolle, aber die Zucht des Rindviehes kann in Erân nicht recht gedeihen, da man auf kurzes und salziges Grasfutter angewiesen ist. Das Fleisch ist zäh und unschmackhaft, aus diesen Gründen wird auch auf die Rinderzucht wenig Fleiss verwendet. Büffel findet man hauptsächlich in Mâzenderân. Unter den zahmen Thieren müssen wir noch den im alten Erân so hochgeschätzten Hund nennen, der jetzt hauptsächlich der Jagd wegen gehalten wird. Unter wilden Thieren können wir die wilden Esel, Bären, Hyänen, Eber, Pardel, Wölfe, Schakale, Füchse namhaft machen.

NEUNTES KAPITEL.

Die angränzenden Gebiete.

Die Erânier unterscheiden sich von ihren östlichen Gränznachbarn und Stammesgenossen, den Indern, besonders dadurch, dass sie nicht in abgeschlossener Selbstgenügsamkeit ihre Entwicklung vollendeten, ohne sich um fremde Bildung zu kümmern und dieselbe anzuerkennen, im Gegentheile nahmen sie eine lange Zeit einen regen und eingreifenden Antheil an den politischen Ereignissen Vorderasiens und selbst über die Gränzen Vorderasiens hinaus bis nach Europa und Africa. Dem Inder wurde seine Abgeschlossenheit möglich gemacht durch die geographische Lage und natürliche Beschaffenheit seines Landes, welches ihm die Gelegenheit bot, alle seine einfachen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne sich mit den Producten fremder Länder zu versehen. Umgeben von unkriegerischen Völkern, konnte der Inder, ohne für seine Sicherheit zu fürchten, selbst unkriegerisch bleiben und dabei seinem Hange zum beschaulichen Leben nachgeben. Es dauerte geraume Zeit, ehe die Culturvölker des Westens, die durch weite Landstrecken von Indien getrennt waren, ihren Weg bis in das eigentliche Indien fanden, und die indische Nation hatte

einen grossen Theil ihrer Cultur bereits vollendet, ehe diess Ereigniss eintrat. Der Erânier war von der Natur ganz anders gestellt. Die Lage des Landes zwar war eine solche, dass eine ähnliche Abgeschlossenheit ebenso möglich gewesen wäre, als bei den Indern, denn überall waren die Gränzen Erâns hohe Gebirge, durch welche nur wenige leicht zu vertheidigende Pässe in das Innere des Landes führen. Allein die umgebenden Völker waren nicht unkriegerisch und würden eine solche Abgeschiedenheit, soweit es an ihnen lag, gewiss nicht geduldet haben, die Völker im Norden waren stets bereit, nach Erân einzufallen, wo sie sich reiche Beute versprechen konnten, und die westlichen Völker bedurften wenigstens den Durchgang durch Erân zu Handelszwecken, um den Zutritt zu Indien und seinen reichen Producten zu erlangen. Doch auch abgesehen von diesen äusseren Gründen, gab es für den Erânier selbst Gründe genug, seine Thätigkeit nicht auf sein Land allein zu beschränken. Erân war kein reiches Land, viele Strecken waren von Natur aus unfruchtbar und öde, andere gaben nur mit Mühe den nöthigen Unterhalt. Dies war Grund genug für die Bewohner Erâns, ihre Blicke sehnsüchtig nach den reichen Gefilden Mesopotamiens im Westen zu richten, die zu den fruchtbarsten Gebieten der alten Welt gehörten, nach den reichen Handelsstädten, in denen damals grosser Reichthum zusammenfloss, und später bei wachsender Macht auch nach den Küsten des Mittelmeeres. Gedanken der Selbsterhaltung mussten ihn aber bestimmen, den Verhältnissen im Norden stete Aufmerksamkeit zu schenken und dem Drängen der nördlichen Völker Einhalt zu thun. Eine glückliche Lage des Landes setzte den Erânier in den Stand, seine Aufgabe zu erfüllen, denn wie eine Burg ragte das érânische Land über alle die umliegenden Gebiete und erleichterte den Angriff, während es einen solchen nur wenig fürchten liess. So sehen wir den Erânier in steter Wechselbeziehung mit seinen Nachbarn nicht blos in der Politik, sondern auch in der Cultur. Während er vom Westen Manches empfing und selbstständig weiter bildete, trug er seine eigene Cultur weiter gegen Norden, der damals von allen Heerden der Cultur zu entfernt war, als dass er sie anders woher hätte empfangen können. Diese stete Wechselwirkung nöthigt uns nun aber neben

dem erânischen Lande auch noch auf die angränzenden Gebiete Rücksicht zu nehmen, und dieselben, wenn auch nur in kurzer Uebersicht, unsern Lesern vorzuführen.

1. Die Gränzlande im Osten.

Kehren wir wieder zu der Gegend zurück, von der wir bei unserer Betrachtung des érânischen Gebietes ausgegangen sind, zu dem äussersten Nordosten dieses Gebietes, so haben wir dort schon im Vorübergehen den Indus kennen gelernt, als das Ziel so mancher Flüsse, welche den Höhen Erâns ihren Ursprung verdanken. Als einen érânischen Strom können wir zwar den Indus nicht betrachten, doch bildete er längere Zeit nicht blos die politische Gränze des Landes, sondern wurde nachweislich von den Erâniern als die östliche und südliche Gränze des bewohnbaren Landes betrachtet. Ueber den Ursprung des Indus dürften die Erânier so wenig wie die andern Völker der alten Welt klare Vorstellungen gehabt haben, erst in neuerer Zeit ist darüber Näheres bekannt geworden. Weit im Nordosten von Erân im Norden des Kailâsagebirges und in der Nähe der heiligen Seeen der Inder entspringt der Indus auf einem Plateau von ungefähr 15,000 F. über dem Meere. Im Lande seines Ursprungs führt er den Namen Sin-kha-bab und er wendet sich gegen Südwesten, durchfliesst erst die Provinz Shanthan in Tibet und tritt dann in die Provinz Ladakh ein, welche er von ihrer östlichen bis zur westlichen Gränze durchströmt. Bei Khalets, etwa 30 engl. M. östlich von Leh, wendet er sich nördlich gegen Iskardo, kurz bevor er diese Stadt erreicht, erhält er seinen bedeutendsten Zufluss, den Shayuk, welcher weit im Norden, über den 36° hinaus in dem gletscherreichen Kuenluu entspringt und das Karakorumgebirge durchbricht; dieses mit dem Himâlaya parallel laufende Gebirge begleitet das Nordufer des Indus in seinem oberen Laufe, während sich über dem südlichen der Himâlaya selbst erhebt. Hinter Iskardo, der Hauptstadt des westlichen Tibet, wendet sich der Indus erst westlich, dann südwestlich und durchbricht das Gebirge. Dieser Durchbruch ist ähnlich wie der des Euphrat durch die Ketten des Taurus, aber er ist noch gewaltiger, wie auch die zu

durchbrechenden Gebirge, der Himâlaya und Hindûkush gewaltiger sind als der Taurus. Ehe jedoch der Indus diesen Durchbruch bewerkstelligt, erhält er noch bedeutenden Zuwachs durch Ströme, welche theils vom Südabhange der Berge kommen, welche die Hochebene Pamer bilden, theils aus dem Hindûkush selbst: es sind die Flüsse vom Shigar, der Burshal, Hunz, Gilgit und Jasin, aus dem Hindukush kommt der Abi Sind, Burrindu und nach erfolgtem Durchbruche auch noch der Kâbulstrom. Nachdem der Indus die erste Schneekette des Himâlaya durchbrochen hat, wendet er sich südlich und hat dann noch drei Stufenthäler zu durchschneiden, ehe er in die Ebene gelangen kann. Er strömt dann etwa 10 geogr. M. durch die niederen Berge des Hindûkush bis Torbela, von wo er noch 8 geogr. M. bis Attak zurückzulegen hat, nicht weit oberhalb dieser Festung nimmt er den Kâbulstrom auf. Sein Bett ist bald enger, bald weiter, je nachdem die umgebenden Berge es erlauben, an der Stelle, wo er sich mit dem Kâbul vereinigt, ist stets grosses Getöse und starker Wellenschlag, wahrhaft gefährlich wird der Strom zur Zeit der Schneeschmelze. Etwa 200 Schritte oberhalb der Festung Attak wird der Indus durch Felsen bis auf 120 Schritte eingeengt, er schlägt hohe Wogen, die in einer Stunde etwa 4 Wegstunden durchschiessen würden, bei der Festung selbst ist jedoch das Flussbett wieder bis auf 750 Schritte erweitert und erweitert sich später noch mehr, wird aber bei Nilâb aufs Neue durch Berge eingeengt, bis auf die Breite eines Steinwurfs. Nachdem der Indus auch diese Hindernisse überwunden hat, zieht er ruhiger fort, auf einem Boden, der nur etwa 800 F. über dem Meere liegt, zwischen schlecht bebauten Hügeln, die sich zu seinen beiden Seiten erheben. Das letzte Hinderniss findet er bei Kâlabâgh, wo die vom Westen kommenden Salzberge ihn durchsetzen. Von Attak bis zum Meere ist der Strom schiffbar, oberhalb Attak verhindern die gewaltigen Stromschnellen das Vordringen. Nachdem der Indus in die Ebene eingetreten ist, versiegen nach und nach die reichen Zuflüsse, die ihm in seinem obern Laufe die Nahrung geben. Das wasserarme Suleimângebirge entsendet zwar die Flüsse seines Ostabhanges nach dieser Richtung, aber wir wissen bereits, wie wenige deren sind und dass auch diese nicht einmal alle den Indus

erreichen. Auf der linken Seite bringen indess die den südlichen Abhängen des Himâlaya entströmenden Flüsse für einige Zeit noch Leben an seine Ufer, sobald aber auch diese versiegen, beginnen dürre unfruchtbare Landstriche, in welchen nur Nomaden herumstreichen und die von Niemand in Besitz genommen werden, weil sie für Niemand einen Werth haben. Nur in der Nähe des Flusses erhält sich die Fruchtbarkeit und seine Ufer sind daher angebaut. Unterhalb Haiderâbâd beginnt die Deltabildung, aber das Indusdelta steht an Fruchtbarkeit dem des Ganges oder Nil nach, es fehlt an Quellen und nur ein Theil des sandigen Bodens lässt sich zum Anbau verwenden, auch ist das schwüle Klima dem Menschen nicht zuträglich, daher bildet der Fischfang den Hauptnahrungszweig der Bewohner. Die Unfruchtbarkeit des Landes am unteren Indus musste die Erânier in ihrer Ansicht bestärken, dass mit diesem Flusse das bewohnbare Land aufhöre und man den Gränzen der Erde nahe sei.

Das Land am obern Indus ist sehr hoch gelegen, meist 10,000 F. über dem Meere, von noch viel höheren Bergen überragt. Gleichwohl hört die Fruchtbarkeit noch nicht ganz auf, man findet noch bei einer Höhe von 12,000 F. feste Dörfer, das Gebüsch steigt bis zu 16,000 F. Höhe empor[1]. Aber natürlich sind die Sommer kurz, die Winter lange und strenge. In dieses Gebiet des oberen Indus oberhalb Attak sind die Erânier kaum vorgedrungen, sie waren durch dazwischen liegende Völker fremden Stammes im Alterthum noch mehr abgetrennt als gegenwärtig der Fall ist. Am unteren Indus sind zwar gegenwärtig érânische Völkerschaften längs des ganzen rechten Ufers angesiedelt, doch rühren diese Verhältnisse nachweislich erst aus ziemlich später Zeit her, und wenn die Erânier in alter Zeit an den Indus vorgedrungen sind, so waren sie dies als Herrscher, nicht als Ansiedler. In dieser Eigenschaft als Herrscher haben sie aber auch die Gebiete jenseits des Indus nicht blos bis Kashmir gekannt, sondern auch schon zu ihrem Gebiete gezählt, wenigstens als einen Besitz, der ihnen von Rechtswegen gebühre[2]. Es ist dies das frucht-

1) Cf. Lassen, Indische Alterthumskunde I, 36.

2) Dies lässt sich aus dem Bundehesh und dem Shâhnâme schliessen. In

bare Land der fünf Ströme, welche ihr Wasser den äussersten Schneeketten des Himâlaya oder dessen Vorbergen verdanken. Der äusserste dieser fünf Ströme ist der Setlej oder, wie sein alter Name lautet, der Çatadru [1]). Auch seine Quelle ist in der Nähe der heiligen Seen unweit der des Indus auf einem Plateau von 14—15,000 F. Höhe. Von seiner Quelle aus wendet er sich zuerst nordwestlich nach Shipke, wo er sich durch bedeutende Zuflüsse verstärkt, die vom Norden her kommen, die Gebirge von Ladakh tragen zu der Bildung dieses westlichen Armes des Setlej ebenso wie zum Indus bei. So verstärkt durchbricht der Setlej das Gebirge und erreicht bei Ropur die Ebene, nachdem er vorher ein an 40 engl. Meilen langes Thal durchströmt hat, welches zeigt, in welcher Weise dieses Gebirge in die Ebene übergeht. Während in dem unteren Theil des Thales die Gebirge zur Seite des Flusses im Durchschnitte nur 3—4000 F. hoch sind, auch die tropischen Regen dorthin vordringen und noch manche der Tropengewächse wachsen, finden wir im mittlern Theile des Thales die Berge schon bis auf 15—16,000 F. gestiegen; im Winter schneit es regelmässig und die Vegetation nähert sich der südeuropäischen; der obere Theil ist ganz Hochgebirge. Nach seinem Eintritte in die Ebene nimmt der Setlej den Beas (Vipâçâ) auf, welcher im Gegensatze zu dem Setlej nur einen sehr kurzen Lauf hat. Die Quelle derselben findet sich am Rotangpasse, welcher nach Tibet führt und sich bis zu 13,000 F. erhebt. Etwa 100 Schritte unter der Passhöhe kommt die Quelle des Beas aus einem vereinzelten Blocke von Glimmerschiefer zum Vorschein, als ein nicht mehr als drei Fuss breiter Bach. Allein bald erhält er von allen Seiten Zufluss, kleinere wie grössere Bäche und Gebirgsflüsse, und wenn auch sein Bette innerhalb des Gebirges nicht sehr breit ist, so

---

dem ersteren Buche wird Kashmir mehrfach (86, 17. 70, 12) genannt und der Verfasser hat offenbar auch Kenntniss von der abgeschlossenen Lage des Thales. Im Shâhnâme erscheint es mehrfach unter den Besitzungen Rostems, also der érânischen Secundogenitur. Shâh. 562, ult. 563, 7 und 848.

1) Çatadru, d. i. hundertläufig. Die indischen Erklärungen des Namens und die nöthigen Nachweisungen giebt Lassen, Ind. Alterthumskunde I, 45. not.

wird er doch zum stattlichen Strome, sobald er die Ebene betritt. Zur Zeit der Schneeschmelze, oder wenn grosse Regen in den Gebirgen niedergegangen sind, wird der Beas[1]) sehr reissend und kann nicht durchsetzt werden. Der nächste Fluss, den wir zu betrachten haben, ist die Candrabhâgâ oder Candra[2]), wenn wir nämlich die Quellen der Flüsse berücksichtigen, denn die Ravi und Vipâçâ entspringen erst südlich und westlich von ihr, obwohl sie in der Ebene auf ihrer linken Seite strömen. Auf der Nordseite desselben Rotangpasses, von dessen südlicher Seite die Vipâçâ ausströmt, kommen auch die ersten Quellflüsse der Candrabhâgâ, aber sie fliessen gegen Westen. Der Fluss heisst anfangs Candrâ und erhält erst den Namen Candrabhâgâ, nachdem er noch einen andern Fluss aufgenommen hat[3].) Von da an ist der Fluss 200 Fuss breit und wendet sich zuerst gegen Norden. Er durchfliesst die Provinzen Kishtewar und Aknur und gelangt so nach Gujrat und Vezîrâbâd, von wo aus sein Lauf wohl bekannt ist, weil er in der Ebene eintritt. In den Ebenen führt er jetzt den Namen Cînâb, der ursprünglich wohl Sammelwasser bedeuten sollte, die jetzigen Bewohner fassen denselben aber so auf, als heisse er der Fluss von China[4]). In der Ebene eilt die Candrabhâgâ im directesten Laufe, ohne Krümmungen zu machen, dem Indus zu, ihre Breite ist sehr beträchtlich, ihre Tiefe nicht unter 12 Fuss. Die Ravi entspringt viel näher an den Ebenen, als die Candrabhâgâ. Etwa 10 Tagreisen westlich von Tandi sollen sich zwei kleine

1) Ueber den Namen Vipâçâ, die Fessellose, hat schon Lassen (Ind. A. I, 44. not.) gesprochen und auf die spätere Legende über die Entstehung dieses Namens Mahâbh. I, v. 6746 flg. hingewiesen; es muss nur noch ergänzt werden, dass dieser Fluss auch Rgv. 326, 11 unter dem Namen Vipâç vorzukommen scheint.

2) Der Grund, warum dieser Fluss im Sanskrit den Namen Candrabhâgâ erhalten hat, ist bis jetzt nicht ermittelt. Alexander hat bekanntlich den Namen in Ἀκεσίνης, Schadenheiler, umgewandelt. Siehe das Nähere bei Lassen a. a. O.

3) *Moorcroft travels I*, 195.

4) Nämlich vom pers. چين (cin, sammelnd) und آب (Wasser). Die jetzigen Bewohner sehen aber im ersten Theile des Wortes چين (Cîn, China), also: Wasser von China.

Seen befinden, von denen ein jeder einen kleinen Bach aussendet, diese vereinigen sich später und nehmen noch einen dritten in sich auf. Diese drei Bäche, welche vereinigt kaum so stark sind, dass sie eine Mühle treiben könnten, sind der Ursprung der Ravi, welche aber anfangs diesen Namen nicht führt, sondern erst eine Tagreise später erhält sie, nachdem sie durch weitere Gebirgsbäche bedeutend verstärkt worden ist, den Namen Raiva, und noch sieben Tagreisen später bei Ulans, wo sie den Siang aufnimmt, wird der Name Ravi[1]) gebräuchlich. Unterhalb Lahore, bei dem nur aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchen Tandi, vereinigt sie sich mit der Candrabhâgâ, welche weit stärker ist. Indessen ist auch die Ravi, wenn sie sich nicht in mehrere Arme zertheilt hat, breit und reissend, ihr Wasser schlammig und reich an Fischen. Der letzte unter den fünf Strömen ist endlich der Behut oder, wie ihr alter Name lautet, die Vitastâ. Sie kommt aus Kaschmir und als Quelle des Flusses werden gewöhnlich die Quellen von Viranag angesehen, doch scheint die eigentliche Quelle eher der östliche Arm zu sein, welcher südöstlich aus den Gebirgen kommt. In einem Lande, wie das Thal von Kaschmir, das rings von Bergen umgeben ist, fehlt es nicht an Zufluss. Erst nachdem sich der Fluss mit verschiedenen andern Zuflüssen geeinigt hat, erhält er bei Islâmâbâd den Namen Behut. Später fliesst er durch den Wularsee, der etwa 40 engl. M. im Umfange hat und verlässt Kashmir durch den Pass von Baramula. Ausserhalb Kaschmirs erhält der Fluss einen Zufluss, der so bedeutend ist, wie er selbst, er wurde früherhin Krishṇagangâ genannt, jetzt heisst er Hasora. In der Ebene selbst führt er den Namen Jilum und ist schiffbar bis zum Indus; auch in Kaschmir ist er bereits schiffbar, aber seine Tiefe ist verschieden. Alle diese fünf Flüsse, die schiffbar sind, vereinigen sich, noch ehe sie in den Indus fallen,

1) Der Fluss heisst im Sanskrit Irâvatî, d. i. die Wasserreiche. Es ist der Ὑάρωτις der Alten. Cf. Lassen l. c.

2) Bei den Alten hiess der Fluss Hydaspes. Der Ursprung des Namens Vitastâ ist noch nicht genügend aufgeklärt, scheint aber aus alter Zeit zu stammen, cf. Vitaǵuhaiti im Avesta (Yt. 5, 76) und skr. vitasvat, Name eines Badeplatzes. Alle diese Worte stammen wol von der skr. Wurzel taṁs, schütteln, hin und herbewegen. Vgl. auch Lassen l. c. p. 41.

zu einem einzigen Flusse. Der Setlej und der Beas nehmen nach ihrem Zusammenflusse den Namen Gharra an und fliessen so eine Stunde weit, ehe sie den Cînâb in sich aufnehmen, der die drei übrigen Flüsse mit sich vereinigt hat. Der geeinigte Fünfstrom fällt dann in den Indus und vermehrt dessen Wassermasse beträchtlich, die Mündung bietet aber nichts Bemerkenswerthes. Das Land zwischen diesen Flüssen ist wenigstens zum Theil fruchtbar, an der Ravi liegen die bedeutenden Städte Multân und Lahore. Das vom Himâlaya umschlossene Alpenthal Kaschmir genoss seit langer Zeit im Orient den Ruf eines Paradieses, den es mit Rücksicht auf seine Schönheit auch verdient. Dass das linke Ufer des Indus unterhalb der Mündung des Fünfstroms öde und sandig wird, ist oben bereits bemerkt worden.

Diess ist das Land, welches zu kennen die Erânier nicht vermeiden konnten, nachdem sie einmal bis zu dem rechten Ufer des Indus vorgerückt waren. Wir werden später sehen, dass sie in der That diesen Strom mehr als einmal erobernd überschritten und dass das Land der fünf Ströme für die älteste érânische Cultur nicht ohne Bedeutung ist.

2. Die Gränzländer im Norden. Der Yaxartes und die Gebiete Sogdianas.

Einen nicht weniger wichtigen, wenn auch ganz anders gearteten Verkehr unterhielt Erân mit den angrenzenden Gebieten im Norden. Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, dass die nördliche Seite Erâns die am schwächsten vertheidigte ist durch natürliche Gränzen. Obwol das érânische Land auch hier sich über die Wüste im Norden um einige tausend Fuss erhebt, wird dasselbe doch durch keine schwer durchgängliche Gebirge von ihr abgeschieden. Darum ist hier immer ein lebhafter Verkehr gewesen, vorwiegend der Art, dass die Völker des Nordens nach Erân einzudringen suchten, woraus in den Zeiten der érânischen Macht das Bedürfniss entstehen musste, diese Länder im Norden zu beherrschen und die Gelüste der grossentheils nomadischen Völker zu zügeln. Auf diese Art entstanden dauernde Nieder-

lassungen im Norden und ein Einfluss, der bis heute noch nicht ganz verwischt ist.

Den Oxus als eine Gränze Erâns gegen Norden haben wir schon oben kennen gelernt und den Lauf desselben von der Quelle bis zur Mündung verfolgt. Aber auch ein zweiter mächtiger Strom ist im Norden, der fast denselben Weg nimmt, wie der Oxus und gleichfalls in denselben Aralsee mündet. Es ist dies der Fluss, den die jetzigen Anwohner Sîr daryâ, die Alten Yaxartes zu nennen pflegen[1]. Die Dunkelheiten, welche uns den Lauf dieses Flusses bisher noch verhüllten, sind zum Theil durch russische Berichte schon aufgeklärt und werden bald ganz weichen müssen, da die Russen im Besitze seiner Ufer sind, den obern Lauf allein ausgeschlossen; dieser ist denn auch noch am wenigsten bekannt. Dieses obere Yaxartesgebiet wird von dem des Oxus durch eine vom Belurtâgh sich abzweigende und nach Westen laufende Kette geschieden, welche den Namen des Asferrah-Gebirges führt und auch Aqtâgh (weisser Berg) genannt wird. Der Yaxartes entsteht aus zwei Quellströmen, einem nördlichen und einem östlichen. Der nördliche ist am wenigsten bekannt, er ist indess der bedeutendere und soll aus dem Mustâgh oder Thian Shan entspringen, er wird auch Narym genannt. Der östliche Arm ist der Fluss von Andejân, er entspringt in der Gegend des Terekpasses, welcher in das chinesische Turkestân hinüber führt. Von da wendet sich der Fluss nach Osh an der Gränze Ferghânas und dann weiter nach Nameghân und Andejân. Weiter stromabwärts liegt Khojand an den Ufern des Sîr-daryâ, dann Cinas. Es ist ein fruchtbares Land mit zwar strengen Wintern, die aber nicht hindern, dass alle europäischen Obstbäume dort gedeihen und auch Baumwolle gebaut wird und Maulbeerplantagen für die Seidenzucht überall

1) Der Yaxartes, der von den Alten zwar genannt wird, aber ihnen nur unvollständig bekannt war, wird von ihnen öfter mit der Tanais verwechselt und als Gränze zwischen Europa und Asien angesehen. Er führt auch den Namen Araxates und scheint mit dem Ἀράξης des Herodot (I, 201. 202. IV, 40) identisch zu sein. Vgl. hierüber das Nähere bei Forbiger, Alte Geographie II, 77. not. Im Shâhnâme heisst er گلزریون (Gulzarriun), Shâhn. 321, 4 v. u. 525, 7 v. u. 937, 3, so nennen ihn auch die Armenier.

verbreitet sind. An einem Seitenflusse des Sîr-daryâ liegt in diesem obern Laufe Khokand, gleichfalls eine bedeutende Stadt. Den Lauf des Sîr-daryâ von Cinas abwärts kennen wir genauer[1]). Der schiffbare Fluss fliesst zwischen flachen, bald sandigen, bald thonigen von Salz gesättigten Ufern dahin. Keine Stadt liegt mehr an seinen Ufern, diese ziehen die Nebenthäler der Zuflüsse vor, weil dort die künstliche Bewässerung leichter ist, als aus dem Hauptstrome und ohne diese kann in diesen Gegenden Nichts gedeihen. Die Ufer des Flusses sind mit undurchdringlichen Weidengebüschen und Brombeerstauden bedeckt, die trockenen Stellen mit Saksaul und Tamarisken. Schilfrohr bezeichnet auf eine weite Strecke hin die Gegend, welche von dem Sîr-daryâ bei seinen jährlichen Ueberschwemmungen in einen Sumpf verwandelt wird. Diese Sumpfebenen verwandeln sich nach dem Rücktritt des Wassers in fette Weiden, welche jetzt von den Kirgisen benutzt werden. Die Breite von Cinas abwärts bis zu dem jetzigen Fort Peroffsky beträgt im Durchschnitte 450—2400 F., seine Tiefe 18—36 F., die mittlere Geschwindigkeit 3—2½ Knoten die Stunde. Die Inseln im Flusse sind zahlreich und gross, gewöhnlich mit üppiger Vegetation bedeckt, welche Tiger nicht selten in sich bergen sollen. Der Lauf des Flusses ist ausserordentlich geschlängelt. Die gegenwärtige Oede der Ufer und die dünne Bevölkerung derselben ist keine Naturnothwendigkeit, sondern blos eine Folge der gegenwärtigen Unsicherheit des Eigenthums in jenen Gegenden. Diess beweisen die Ruinen mittelalterlicher Städte, die wir noch jetzt am Ufer des Sîr-daryâ sehen können, wie Tunkat, welches Tamerlan zerstörte, und Otrar, in welcher Stadt er starb. Auch jetzt hat der russische Schutz am untern Sîr-daryâ schon einen erfreulichen Aufschwung der Cultur zur Folge gehabt. Die Ruinen von Tunkat liegen auf dem linken, die von Otrar auf dem rechten Ufer des Sîr-daryâ, beide sind von einem ganzen Systeme von Bewässerungscanälen umgeben. Das rechte Ufer des Sîr-daryâ begleiten auf der rechten Seite zwischen Bayldyr-Tugaï bis Sazan-Tugaï die Vorberge des Ala-

1) Vgl. Butakoff: *Notiz über den oberen Lauf des Sir-daryâ zwischen dem Fort Peroffsky und Bayldyr Tugaï in der Zeitschr. der Gesellsch. für Erdkunde. Bd. I.* (1866) *p.* 114 flg.

Tau, die man vom Fusse aus erblicken kann. Von Sazan Tugaï bis Julak läuft der Fluss in einer Entfernung von 40 bis 60 Werst vom Ala-Tau, der sich bis zu 6—7000 F. Höhe erhebt. Von diesen Bergen kommen dem Hauptstrome verschiedene Zuflüsse, über deren Lauf uns zur Zeit die genauere Kunde noch mangelt, am bekanntesten ist der Circik, oder der Strom, an welchem Tàshkend liegt, dann der Arys, an welchem die Ruinen von Otrar liegen. Die Mündung des Arys ist 90—180 F. breit, seine Tiefe 12—18 F., auch er hat viele Krümmungen. Ein Nebenfluss des Arys ist der Mangai, an welchem Cemkend liegt. Von andern Nebenflüssen des Sîr-daryà auf seinem rechten Ufer ist noch zu nennen der Initschke, an dem die Stadt Turkistàn liegt. Nicht alle Zuflüsse erreichen den Sîr, mehrere nur zur Zeit des Hochwassers. Die Städte dieses mittleren Laufs des Sîr-daryà und seiner Nebenflüsse: Tàshkend, Cinas, Cemkend und Turkestàn sind sich in ihrem Aussehen sehr ähnlich[1], sie bestehen aus ganz ähnlichen krummen und schmutzigen Strassen und unterscheiden sich nur durch die Zahl ihrer Einwohner. Tàshkend, eine Stadt von 80—100,000 Einwohnern, ist die bedeutendste und auch wohl die älteste[2], Baumwolle, getrocknete Früchte, Rosinen, Seide, Lederwaaren, bilden die hauptsächlichsten Erzeugnisse; von grosser Bedeutung ist die Stadt als Stapelplatz für den Transithandel. Ans Khokand, Khojand, Margilan und Andijàn kommen hieher Seidenstoffe, Tücher, Rohseide, Teppiche und Schreibpapier. Aber auch aus Kaschmir, Kaschgar, Bokhàrà und aus Russland werden viele Artikel hier eingeführt.

Der untere Lauf des Sîr-daryà unterhalb des Fort Peroffsky bietet wenig Bemerkenswerthes[3]. Noch dreissig Werste

---

1) Cf. Marthe: *Aus dem Kirgisenlande. Zeitschrift der Gesellsch. für Erdkunde. II*, 289.

2) Die Stadt Tàshkend ist wol dieselbe, welche die Muhammedaner des Mittelalters Càc (چاچ) nennen. Die Stadt findet sich häufig im Shâhnàme genannt (cf. p. 412. 813. 935. 909. ed. Mac.). Eine weitere Stadt Qâcâr bâshî (قاچار باشى), die in demselben Buche mehrfach neben Càc genannt ist (p. 426. 506) kenne ich nicht näher.

3) Cf. Butakoff: *Ueber den unteren Theil des Syr-daria, Zeitschrift für Erdkunde. IV* (1858), 172 flg.

oberhalb des eben genannten Forts scheidet sich von dem Sîr-daryâ nach rechts ein enger Arm, Ber Kazane genannt, der zur Zeit der Stromanschwellung mehrere Seen füllt und sich schliesslich mit dem Qarâ Ouziak vereinigt, von dem wir gleich sprechen werden. Etwa $11^1/_2$ Werst unterhalb Fort Peroffsky trennt sich vom linken Arme des Stromes der Jan-daryâ, der vor etwa 90 Jahren durch das Territorium des Khanates von Khiva zog und der Tradition nach das Hauptbette des Sîr-daryâ bildete, gegenwärtig ist zwar etwas Wasser in demselben, verläuft aber schon im ersten Drittheile seines Laufs gegen den Aralsee in Sand und Morast. Nur 5 Werst unterhalb des Austritts des Jan Daryâ spaltet sich der Sîr in zwei grosse Arme, die, nachdem sie sich von Neuem in demselben Bette vereint haben, die Insel Koce-Kurgan bilden, die eine Länge von 111 Werst und 13 Meilen mittlere Breite hat. Der nördliche Arm heisst Qarâ Ouziak, der südliche Yaman daryâ. Von diesem letzteren zweigt sich, 22 Werst von seinem Anfange, zur Linken der Arm Kuvan Daryâ oder Cirgaïli ab. Der Kuvan fiel vormals in den Aralsee, gegenwärtig verliert er sich, ehe er die Hälfte seines frühern Laufs erreicht hat, in Sümpfe und Moräste. Auf seinen beiden Ufern liegt treffliches Weideland. Auch an den Ufern des Yaman daryâ sieht man gute Weiden, auch der Boden ist gut zum Anbau, aber nur die ärmeren unter den Kirgisen geben sich damit ab, denn die Feldarbeit ist sehr beschwerlich, sie muss zum grossen Theil unter brennender Sonnenhitze bestellt werden, beschwerlich ist auch das Hüten der Saaten vor den wilden Schweinen, den Sperlingen und Fasanen, dazu wird sehr häufig die Ernte durch Heuschreckenschwärme verheert. Zuflüsse erhält der Sîr-daryâ in seinem unteren Laufe auf einem Raume von 800 Werst nicht einen einzigen, während er viel Wasser an seine Nebenarme abgeben muss. Ehe der Sîr in den Aralsee einfliesst, bildet er ein Delta und seine Arme verzweigen sich in sehr kleine und seichte Rinnen. Die Hauptarme bespülen im Norden und Süden die Insel Kos-Âral. Das Klima am untern Theile des Flusses ist ein extremes, im Sommer tropische Hitze bis 30° R. im Schatten, im Winter Kälte bis — 27° R. Gleichwol ist dies Klima ein gesundes, namentlich fieberfreies, denn die Miasmen, welche aus dem

faulenden Schilfe entstehen, werden durch die heftigen Winde verweht.

Dies sind die Ufer dieses wichtigen Stromes, mit welchem wir im Norden das Gebiet der éranischen Cultur begränzen wollen, er wird gewiss in Zukunft wieder eine grössere Bedeutung erlangen, wie er sie auch schon im Alterthume gehabt hat. Etwas ausführlicher müssen wir uns über die Landstriche verbreiten, die südlich vom Yaxartes, nördlich vom Oxus liegen. Zwar das Wenige was wir über den schmalen Landstrich zu sagen wissen, der den fruchtbaren Theil des Khanates von Khiva bildet — das alte Qâirizâo oder Khuârizm — haben wir schon oben mitgetheilt. Dagegen erfordert das mehr nach Osten zu gelegene Khanat von Bokhârâ hier unsere Aufmerksamkeit, denn wenn dasselbe jetzt auch lange nicht mehr zu Erân gehört, so war es doch im Alterthume unter dem Namen Sogdiana mit ihm verbunden und bildete nicht einen blos äusserlichen Bestandtheil des Landes. Der Umfang dieses Bezirkes ist ein ziemlich ausgedehnter und kann auf 5600 Quadratmeilen geschätzt werden, wovon aber nur 5—600 Q.-M. bebaut und von einer sesshaften Bevölkerung bewohnt sind, das übrige Land wird von Nomaden durchzogen. Nur gegen Osten ist das Land gebirgig, nur an der nordöstlichen Seite wird es von dem gleichfalls bebauten Khokand begränzt, auf den anderen Seiten ist es von Wüsten umgeben. Diese Theile, welche an die Wüste gränzen, leiden an grossem Wassermangel, es finden sich in ihnen nur wenige Brunnen und mehrere von diesen haben wenig oder schlechtes Wasser; gleichwohl sind diese Gegenden nicht wasserlos und es würde nur etwas mehr Energie von Seiten der Einwohner erfordern dasselbe zu Tage zu fördern, denn es lässt sich erweisen [1]), dass es nirgends tief unter der Erde verborgen liegt, wenn es auch nicht an die Oberfläche tritt. Die Berge, welche die östliche Gränze bilden, sind eine Fortsetzung der Berge von Kashgar und Bâdakhshân und erheben sich zu bedeutender Höhe, die höchste Kette des Qarâtau trägt ewigen Schnee, ebenso einige Gipfel des Aqtau. Zwischen diesen beiden Ketten entspringt der Zerefshân, der wichtigste Fluss des Landes, wenn wir den Oxus ausnehmen,

1) Khanikof, Bokhara p. 14.

von dem schon oben die Rede gewesen ist. Der Zerefshân hat einen Lauf von 620 Wersten[1], er entspringt aus drei Quellflüssen, die durch den ewigen Schnee des Qarâtau immer reichliche Nahrung finden. Eine lange Strecke hindurch begleitet der Qarâtau den Fluss auf dem rechten, der Aqtau dagegen auf dem linken Ufer. Bei Penjkend durchbricht er diese Kette und sein Thal erweitert sich darauf, der Stromlauf ist indessen fortwährend so reissend, dass bis nach Samarkand kein Boot über denselben fahren kann. Von der genannten Stadt an wird das rechte Ufer ebener und die Fruchtbarkeit auf demselben nimmt zu, weil der Fluss nunmehr zur Bewässerung verwendet werden kann; das linke Ufer bleibt nach wie vor zwischen steilen Felsen eingeschlossen und dadurch ist das Austreten des Flusses nach dieser Seite verhindert. Erst unterhalb Katta Kurghan treten die Felsen auch auf dieser Seite zurück und der Zerefshân nimmt mehr den Charakter eines Steppenflusses an, in seiner unmittelbaren Nähe bleibt aber das Land immer fruchtbar. Den Namen Zerefshân (goldstreuend) führt der Fluss, weil er Gold mit sich führen soll, doch ist der Goldgehalt seines Sandes nur unbedeutend und wird von der Bevölkerung vielfach übertrieben. Seinen Werth hat der Fluss weder durch den Goldsand noch durch seine Schiffbarkeit, denn auch unterhalb Samarkand wird er nur zum Holzflössen benutzt, sondern durch die vielen Canäle, welche von ihm abgeleitet werden, es sind deren mehr als hundert, darunter sehr bedeutende. Den Oxus erreicht der Zerefshân nicht, sondern mündet in den See Dengiz. Uebrigens ist der Zerefshân ohne Zweifel der Polytimetus der Alten und die Oxiana palus der See Dengiz. Neben ihm ist nur noch Âbi Shahr-i-sebz (das Wasser von Shahr-i-sebz) zu nennen, der seinen Ursprung in den Hügeln von Shahr-i-sebz hat. Nachdem er aus den Bergen herausgetreten ist, fliesst er etwa 150 Werste bis zur Stadt Karshi, in deren Nähe er in den Sand versinkt, sein Bette lässt sich aber noch eine Strecke weiter gegen Norden verfolgen bis zu einem ausgetrockneten See. Im Frühjahre soll es bisweilen mit Wasser gefüllt und sehr fischreich sein.

1) Khanikof l. c. p. 35.

Das Klima von Bokhârâ muss nach der südlichen Lage des Landes ein sehr heisses sein und in der That ist vom März bis zum November die Temperatur eine ziemlich hohe und der Sommer ist unerträglich heiss, verschiedene Umstände vereinigen sich jedoch um die Hitze zu mässigen. Zuerst ist das Land im Norden durch keine Gebirge geschützt und die scharfen vom Norden her wehenden Winde haben freien Zutritt, wogegen der im Süden liegende Hindûkush einen ähnlichen Andrang der warmen Südwinde abwehrt. Der Boden ist vielfach von Salzen durchzogen, welche sich auflösen und die Temperatur abkühlen, endlich ist auch der ewige Schnee des Qarâtau und Aqtau in Anschlag zu bringen. Die Fröste beginnen im November und bald darauf pflegt auch Schnee zu folgen, der aber selten lange liegen bleibt, dagegen kann es kommen, dass sich der Oxus 3—4 Wochen lang mit einer festen Eisrinde bedeckt, welche es Karavanen möglich macht, trocknen Fusses über ihn hinwegzuziehen. Bei den Gegensätzen des Klimas mangelt es nicht an Krankheiten; Fieber, Aussatz, Augenkrankheiten sind darunter hervorzuheben und ein Wurm, der sich durch den Genuss des Wassers im menschlichen Körper erzeugt und Entzündungen verursacht, wenn er nicht ganz entfernt werden kann. — Von den Städten ist zuerst Bokhârâ zu nennen, eine bedeutende Stadt, welche vier Meilen im Umfange hat. Sie ist von Khanikof und Vámbéry ausführlich beschrieben worden, doch ist sie für uns ohne Interesse, da nichts in ihr auf hohes Alter hinweist. Die zweite Stadt des Reiches ist ohne Zweifel Samarkand, in die man stromaufwärts am Zerefshân gelangt, sie ist alt und bei den Orientalen wegen ihrer Schönheit berühmt. Ihre Lage entspricht jedoch ihrem Rufe keineswegs und ihr gegenwärtiger Verfall ist eher geeignet, einen traurigen Eindruck zu machen.

Von Samarkand führen Strassen nach Khokand und Tâshkend. Ueber das Khanat Khokand sind unsere Nachrichten noch immer spärlich, doch hat neuerdings Vámbéry darüber einige Mittheilungen gemacht[1]. Die Grösse des Khanates Khokand kann nicht genau angegeben werden, doch ist es

1) Vámbéry, Reisen p. 302 flg.

grösser als Khîva und Bokhârâ und auch bewohnter als diese. Die Hauptstadt ist Khokand, das in einem lieblichen Thale liegt und dreimal so gross als Bokhârâ sein soll, doch ist die Stadt mit Ausnahme weniger Gebäude blos aus Lehm gebaut, auch werden die Häuser durch grosse Fruchtgärten von einander geschieden und dadurch die Ausdehnung der Stadt vergrössert. Sättel und überhaupt Lederzeug sind die Haupterzeugnisse Khokands. Ein bedeutender Ort ist auch Khojend, das gegen 5000 Häuser und viele Fabriken besitzt, welche Baumwollenstoffe bereiten. Auch Margilân ist eine grosse Stadt und Hauptsitz der Gelehrsamkeit in Khokand.

3. Fortsetzung. Die nördlichen Gränzländer im Westen des kaspischen Meeres.

Die Steppen, welche das südliche Ufer des Sir-daryâ begleiten und sich zwischen diesem Flusse und dem Oxus bis an das östliche Ende des kaspischen Meeres erstrecken, setzen sich zwar auch noch westlich des eben genannten Meeres fort, aber sie weichen soweit gegen Norden zurück, dass sie nicht mehr die Begränzung Erâns bilden. Im Gegentheil, die Gränzländer im Westen des genannten Meeres nehmen einen gebirgigen Charakter an und sind von den östlichen Steppen ganz verschieden. Der mächtige Kaukasus trennt hier die Steppen von Erân ab und erstreckt sich längs des Nordens von Armenien. Er bildet einen Gränzwall gegen die nördlichen Steppen und läuft von der Halbinsel Taman aus, welche einen Theil des asowschen Meeres vom schwarzen Meere abscheidet, in südöstlicher Richtung fort und durchschneidet den Isthmus, welcher das schwarze und kaspische Meer von einander trennt an seiner schmalsten Stelle, wendet sich anfangs östlich, dann südöstlich und endet wieder in eine Landzunge, der Halbinsel Abscheron. Die höchste Erhebung des Kaukasus bildet eine fortlaufende Kette mit durchschnittlicher Höhe von 8—10000 F., an deren beiden Seiten niedrigere Vorberge lagern. Die höchste Spitze ist der schon auf einen Abstand von 40 Meilen sichtbare Elburz, der sich bis zu 17000 F. Höhe erhebt, die zweithöchste Spitze ist der Kasbek, welcher südlich von ihm liegt (15,400 F.). Die höchste Bergreihe des Kaukasus stellt sich

als eine fortlaufende Kette dar und ist fast durchgängig mit ewigem Schnee bedeckt. Auf seiner östlichen Seite theilt sich der Kaukasus in zwei Schenkel, deren einer den Namen des andischen Kaukasus führt, weil die Anden, ein lesghischer Volksstamm, ihn bewohnen, und der gegen das kaspische Meer hin ausläuft; während der andere längere die Kurebene begleitet und in der Halbinsel Abscheron ausmündet. Innerhalb dieser beiden Kaukasusschenkel breitet sich ein dreieckiger Landstrich bis an das kaspische Meer aus, durchzogen von Gebirgsketten, welche vom Kaukasus ausgehend gegen Norden verlaufen. Ausserdem zieht sich in der Nähe des kaspischen Meeres noch ein mächtiges Gebirge hin, das sich zum Theil über die Gränzen des ewigen Schnees erhebt, in parallelem Laufe mit dem Kaukasus entsendet es mächtige Arme gegen Osten, gegen Westen verbindet es sich mit dem Kaukasus. Dieses ganze Dreieck ist ein sehr gebirgiges Land, daher ihm auch der Name Dâghestân, d. i. Gebirgsland, gegeben worden ist. So wenigstens bei den Orientalen, während in Europa man in neuerer Zeit nur den östlichen Theil des Landes so nennt, den westlichen aber unter dem Namen Lesghistân besonders abscheidet.

Auf der westlichen Seite des längeren Kaukasusschenkels, der gegen Südosten verläuft, geht das Gebirge allmälig in eine Ebene über, welche sich vom kaspischen Meere bis in die Gegend von Tiflis fortsetzt und in welcher der Kur viele vom Kaukasus herabkommende Bäche und Flüsse aufnimmt. Wir haben diesen Strom und die ihn umgebende Ebene schon früher kennen gelernt, als wir von der nördlichen Begränzung Armeniens sprachen; auf der linken Seite des Kur ist sie eine wasserarme Steppe, auf der rechten Seite ist sie fruchtbar und dehnt sich bis zu dem alten Genje, dem neueren Elisabethopol aus, jenseits dieser Stadt verliert sie sich in das flache Shirvân. Aber auf der westlichen Seite der Kurebene beginnt wieder Gebirgsland, das sich bis zum Ufer des schwarzen Meeres fortsetzt. Es sind die Ausläufer der armenischen Gebirge, welche gegen Norden ziehen und sich mit dem Kaukasus verbinden.

Trotz der gewaltigen Gebirgsmassen, aus denen der Kaukasus besteht, entquellen demselben doch keine so mächtigen

Ströme, die Ursache davon ist, dass der Kaukasus nur wenig Gletscher besitzt und auch diese nur von geringer Mächtigkeit. Im Norden des Gebirges geht der Kuban, der seine Wasser meist vom Elburz empfängt in das schwarze Meer, während der Terek am Kasbek entspringt, nördlich durch die Schlucht von Dariel hindurchbricht und sich dann bei Wladikaukas erst nordöstlich, dann östlich wendet, um, nachdem er eine Menge kleiner Flüsse in sich aufgenommen hat, das kaspische Meer zu erreichen. Auf der südlichen Seite entspringt der Rion (Phasis) in den südlichen Ausläufern des Elburz, strömt dann an Kutais vorüber durch Imerethien und Mingrelien in das schwarze Meer. Es ist sehr fischreich, an seinen Ufern wird viel Wein gebaut. Den Kur und den Čorokh haben wir schon früher zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Aber auch die Flüsse der östlichen Seite, welche in das kaspische Meer ausfliessen, verdienen wenigstens eine kurze Erwähnung. Unter den zahlreichen Küstenflüssen verdient der Koisu namentlich berührt zu werden, der aus zwei Armen entsteht, welche das Land in nordöstlicher Richtung durchziehen; alle Gewässer, welche innerhalb Lesghistâns entstehen, fliessen zuletzt in diesen Fluss zusammen. Der westliche Fluss heisst der andische Koisu oder Takara. Er entspringt in dem innersten Winkel der beiden oben besprochenen Kaukasusschenkel aus einem nicht unbedeutenden Bassin im Gebiete des Thushstammes gelegen. Ein zweites Quellgebiet besitzt der Fluss noch im Westen in einem ähnlichen Thalkessel, der von den Lesghierstämmen der Dido und Zumta bewohnt wird. Der Takara nimmt dann, von Osten nach Westen strömend, eine Menge von Bächen auf. Der östliche Arm heisst der avarische Koisu und ist weit bedeutender als sein westlicher Nachbar. Sein Quellengebiet begreift drei grosse Thäler mit einer Menge von Seitenthälern nnd eine hügelige Hochebene. Die drei Thäler werden von drei Flüssen durchflossen, deren westlichster schon von der Quelle an den Namen des avarischen Koisu führt und ihn auch später nicht nur beibehält, sondern auch auf die übrigen Arme überträgt. Der mittelste Arm heisst gewöhnlich Qarâ-koisu, der östlichste der Kasi-Kümükische Koisu, weil der grösste Theil des Khanates Kasi-Kümük an seinen Ufern liegt; an seinem unteren Laufe bis zu seiner Mündung in das kas-

pische Meer wird er Sulak genannt. Ein anderer wichtiger Fluss ist der Samur, der reissendste unter allen Flüssen des Kaukasus. Er entspringt bei zwei Eisbergen, Sari-tau und Turpi-tau, aus zwei Bächen, die anfangs durch einen Bergrücken geschieden sind und sich erst später vereinigen. Der Samur hat zuerst einen rein östlichen, später einen mehr nordöstlichen Lauf und nimmt später den Akhti als einen dritten Fluss auf, mit welchem vereinigt er dem Meere zueilt, das er in mehreren Armen erreicht.

Aus dieser kurzen Beschreibung kann man sehen, dass die Natur die Nordgränzen Erâns diesseits des kaspischen Meeres nicht so schroff von den umliegenden Ländern abgeschieden hat wie jenseits desselben, wo grösstentheils Wüste die Gränze Erâns bildet und mit dem Aufhören der érânischen Bevölkerung die Cultur und sesshaftes Leben endigt. Hier streichen die Gebirge Erâns gegen Norden oder auch, die Gebirge des Nordens verzweigen sich gegen Süden und bilden Thäler, welche mit denen Erâns viele Aehnlichkeit haben. Das Klima in ihnen ist abwechselnd, in den höher gelegenen Theilen kalt und streng, in den Tiefebenen dagegen im Sommer unerträglich heiss, so dass die Bewohner gezwungen sind, sich während derselben auf die Höhen zu flüchten. Landstriche, welche zu den gesündesten gehören, wechseln ab mit solchen, welche für alle Einwohner, namentlich aber für Europäer, sicher verderblich sind. Diese letzteren Gegenden findet man besonders in der Nähe der Meere, wo sich durch die sumpfigen Flussmündungen und die verderblichen Seewinde und Nebel bösartige Fieber erzeugen. Die Berge wie die Hochebenen aber tragen herrliche Wälder, zwischen welchen man fruchtbares Ackerland und treffliche Weiden findet. In den Thälern gedeihen die edelsten Früchte, namentlich ist die Weinrebe dort zu Hause und treibt ihre Ranken in so üppiger Fülle, wie nicht leicht anders wo. Für den Handel und Verkehr mit den umliegenden Völkern sind Thore genug geöffnet. Nach Süden zu zieht sich von Tiflis aus die Strasse durch Armenien ganz ungehindert nach dem medischen Atropatene, die grosse Handelsstrasse, welche aus Âḍarbaijân durch Armenien über Bâyezid und Erzerûm nach Armenien zieht, berührt das Čorokhthal bei Baiberd; ausserdem führt von Erze-

rûm aus eine früher viel begangene Strasse nach Akhalzikh und Tiflis. Den Weg gegen Norden durch den Kaukasus öffnet der Engpass von Dariel, durch ihn zieht sich die Strasse über das Gebirge von Tiflis aufwärts an den tosenden Ufern des Terek nach der schon jenseits des Kaukasus gelegenen Festung Wladikaukas; es ist dies der Weg, welcher schon den Alten unter dem Namen der Pforten des Kaukasus bekannt gewesen ist. Demnach war das Land im Norden von Atropatene und Armenien in keiner Hinsicht von der Natur stiefmütterlich bedacht und wenn sich in ihm nicht eine selbstständige Cultur entwickelt hat, so dürfte daran weniger das Land als die Bewohner desselben die Schuld tragen.

4. Die Gränzländer im Westen: a) Der Sangarius und sein Stromgebiet.

In einer ganz anderen Hinsicht wichtig als die Gränzländer im Norden sind die Gränzländer Erâns im Westen. Die kriegerischen Ereignisse, die übrigens auch hier gewiss stattgefunden haben, treten zurück an Wichtigkeit hinter den friedlichen des Handels und des Verkehrs. Sind im Norden die Erânier die Träger der Kultur, welche blos geben ohne zu empfangen, so ist dagegen an der westlichen Seite der Vortheil ein gegenseitiger und bei genauer Untersuchung dürfte sich herausstellen, dass hier die Erânier mehr empfingen als gaben. Wenn wir aber mit dem Halys die westliche Gränze Erâns überschreiten, befinden wir uns sehr bald in dem Stromgebiete des Sangarius, das im Alterthume von den Phrygern bewohnt wurde, die mit den Erâniern nahe verwandt gewesen sein dürften. Noch ist das Gebiet des Sangarius nicht in allen seinen Theilen durchforscht, doch wissen wir über die Quellen desselben Näheres. Die Alten, welche den Sangarius wohl kannten, setzen seine Quelle in die Gegend von Pessinus, wir werden aber besser thun, wenn wir den Fluss von Angora als den am weitesten im Osten entspringenden Quellfluss für den Hauptstrom ansehen. Dieser entsteht aus dem Zusammenflusse mehrerer kleinerer Ströme, die aus der grossen galatischen Gebirgsgruppe dicht am Westufer des Halys ihren Ursprung nehmen. Es sind drei solcher Flüsse, unter denen der von Süden kommende Tabak-su der unbedeutendste ist,

er entspringt aus einem kleinen See Mohan Göl bei Bursal, fliesst dann durch den sehr laugen See Emîr-göl, zieht darauf unter dem Namen Inje-su an Angora vorüber und vereinigt sich unterhalb dieser Stadt mit dem Cibûq-su. Dieser zweite Quellfluss entspringt 16—18 Stunden nordöstlich von Angora, durchzieht die lange Ebene Cibûq-owa und nimmt von da seinen Lauf nach dem nur 6 Stunden entfernten Angora. Der wasserreichste Quellfluss ist aber der dritte, der in seinem unteren Laufe Murtad-su, in seinem oberen aber Qarâbâzâr genannt wird. Er entspringt am Nordfusse des Aidos-dâgh und mündet westlich von Angora in den Hauptfluss, welcher nach dieser Stadt Engüri-su genannt wird. Ebenso vereinigt sich ein vierter Gebirgsstrom, der einen parallelen Lauf mit dem Murtad-su hat, bei Baibâzâr mit dem Hauptstrome. Als fünften Zufluss endlich muss man den Tabkhâne-su aufführen. Er kommt gerade von Osten und ist eigentlich die östlichste Quelle des Sangarius, denn er entspringt nur einige Stunden westlich vom Halys. Die Stadt Angora, die am oberen Lauf des Sakaria liegt, erwähnen wir nur im Vorübergehen, sie lässt sich nicht in das hohe Alterthum zurückführen und scheint erst unter den Macedoniern und Römern zu einiger Bedeutung gekommen zu sein, sie ist also für unsere Absichten nicht wichtig. Ueber den südlichen Zufluss des Sakaria, der bei den Alten für dessen eigentliche Quelle gilt, haben wir gleichfalls einige Aufschlüsse erhalten. Er hat zwei Hauptquellen, die eine im N.-O. von Afiun Qarâ Hiṣâr, nahe bei dem Dorfe Beyâḍ, die zweite wasserreichere im N.-W. südlich von Seidel-Ghâzî. Er fliesst von Süden nach Norden und wendet sich dann gegen Osten, bei Candyr, im Süden von Siwrihiṣâr, vereinigen sich die beiden Arme. Bei Germa wendet sich der Fluss nach Norden, aber erst nachdem er noch einen Zufluss, den kleinen Sakaria (Kücük Sakaria), aufgenommen hat, über den etwas Näheres nicht bekannt geworden ist. Der Lauf dieses südlichen Armes ist nur wenig bekannt, aber die Vereinigung mit dem Hauptarme geschicht zwei Stunden südwestlich von dem Dorfe Sarrubas und erst darauf nimmt der gesammte Strom den Namen Sakaria an. Unweit dieses südlichen Armes des Sakaria bei dem Dorfe Bâlâhiṣâr ist die alte

Stadt Pessinus wieder entdeckt worden, von welcher noch ziemlich weitläufige Ruinen vorhanden sind.

Der mittlere Lauf des Sakaria bis nach Lefkeh ist ziemlich unerforscht geblieben, denn er nimmt seinen Weg durch eine unfruchtbare Gegend, welche die Karawanen vermeiden, ihre Strassen ziehen im Norden und Süden des Hauptstromes im Gebiete seiner Nebenflüsse. Diese sind im Norden der Kösseh-su, an dem Nalikhân liegt und an dessen Ufern auch, jedoch näher nach der Mündung zu als der eben genannte Ort, die alte Stadt Gordium gelegen haben muss, nach deren Trümmern wol noch keine nähern Forschungen angestellt worden sind. Weiterhin gegen Westen folgt auf diesem nördlichen Wege der Allan-su, in dessen Nachbarschaft wir wahrscheinlich die von Ammianus Marcellinus genannte Stadt Dadastana zu suchen haben [1]. Auf dem südlichen Ufer ist ausser dem schon bekannten südlichen Quellstrom des Sakaria nur noch der Pursak als Zufluss bekannt geworden. In der Nähe dieser Flüsse, etwa 7 Stunden von Seid el Ghâzî entfernt, liegen bei der Station Khosrew Pâshâ-khân die berühmten phrygischen Grabmonumente. — Der untere Lauf des Sakaria ist für die érânischen Verhältnisse so wenig wichtig, dass eine ganz kurze Beschreibung desselben hier genügen mag. Bald nachdem der Sakaria den Pursak aufgenommen hat, nimmt er eine nördliche Richtung, die ihm aber bis zu seinem Durchbruch bei Lefkeh von dem dazwischen tretenden Gebirge sehr erschwert wird. Die vielfachen Engpässe, durch welche sich der Strom zu winden hat, machen, dass er keine bequemen Uferwege gestattet und also sein Lauf nur selten begangen wird, doch durchfliesst er manche romantische Thäler. Von seinen Nebenflüssen auf dieser Strecke seines Wegs, die er auf dem rechten Ufer aufnimmt, wissen wir nur wenig, auch sind sie nicht bedeutend, auf dem linken Ufer kennen wir neben dem Pursak nur noch zwei: den Celtülük-derre oder Qarâsu und den Göksu, den Gallus der Alten. Unterhalb Lefkeh, von

1) Cf. Ammian. Marc. XXV, 10. 12. *cum enim venisset Dadastanam, qui locus Bithyniam distinguit et Galatas.* Der Name ist rein érânisch und findet sich sowol im Armenischen als in anderen érânischen Dialekten und bedeutet Gerichtshof.

Aqserâi an, wird das Thal offener, später gegen die Mündung hin werden die Ufer zu beiden Seiten des Flusses wieder klippig. Der Strom ist seicht, weil er sich in der Ebene in zwei Theile theilt, dagegen aber sehr fischreich. Sein Ausfluss in das Meer ist zur Anlegung eines Hafens nicht geeignet und darum von keiner Bedeutung.

5. Fortsetzung: b) die pontische Küste.

Wir begnügen uns mit einer kurzen Uebersicht über die vorzüglichsten Küstenstädte, welche zwischen dem Sakaria und dem Čorokh liegen. Da sich die Erânier niemals als seefahrende Nation ausgezeichnet haben, so sind auch sie für uns nur von untergeordneter Bedeutung, aber ganz übergehen können wir sie doch nicht, da gerade in ihnen nach dem Sturze der Achämenidenherrschaft die Nachwirkungen und eine gewisse Anhänglichkeit an das alte Reich sich am deutlichsten zeigte. Die westlichste dieser pontischen Küstenstädte ist Heraclea, die in der Nähe der Sangariusmündungen liegt, und sie kann darum mit diesem Flusse verbunden gedacht werden. Die Stadt hat ihren alten Namen in der verstümmelten Form Eregli bis jetzt beibehalten und alle europäischen Besucher rühmen die Schönheit der umgebenden Küstenlandschaft und den Fischreichthum der Küste. Dennoch hat die Stadt blos 7000 Einwohner und scheint darnieder zu liegen. Die Geschichte Heracleas beginnt erst mit Alexander dem Grossen und auch die Ruinen, die sich noch erhalten haben, führen uns in keine ältere Zeit zurück. Weit älter ist erweislich die Stadt Amasri, das alte Amastris. Zwischen den Mündungen des Sangarius und des Halys gelegen ist die Stadt eigenthümlich zwischen zwei Baien im Osten und Westen auf zwei vorspringenden Vorgebirgen erbaut, die durch Landengen unter sich verbunden sind. Die innern Buchten derselben enthalten doppelte Häfen, die sich gegen Norden und Südwesten öffnen, und diesem Hafen, der zur Bildung einer Seemacht einlud, verdankt die Stadt ihre Bedeutung. Der eigentlich zum Halys gehörige Hafen ist der von Sinope, dessen Gründung weit über die Zeit der Griechen hinausgeht, die Stadt Sinope hat als Residenz des grossen Mithridates auch

für Erân eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Eine Halbinsel, jetzt Boz tepeh (der graue Hügel) genannt, erstreckt sich weit in das Meer hinein und der Handel scheint hauptsächlich mit den an der Küste liegenden griechischen Colonien betrieben worden zu sein. Die Bevölkerung der Stadt war immer eine gemischte; zur Zeit Xenophons hatte die starke griechische Bevölkerung die Oberhand, später scheint sich diess geändert zu haben und bis zum Schlusse der Achämenidenherrschaft müssen die Einwohner von Sinope den persischen Königen tributpflichtig gewesen sein. Die jetzige Stadt ist nach Art der orientalischen Städte gebaut, mit schmalen aber gut gepflasterten Strassen, die Häuser sind hoch und grossentheils mit Gärten versehen. Ein schöner Hafen ist Sinope noch heute, aber sein gegenwärtiger Zustand entspricht nicht seiner eigentlichen Bedeutung. Oestlich von Sinope liegt Samsûn (Amisus), auch diese wie es scheint von den Griechen gegründete Stadt konnte nicht selbstständig bleiben, sondern musste sich erst den Achämeniden, später den pontischen Fürsten unterwerfen. Die Rhede ist nur im Sommer günstig gelegen, Nord- und Nordwestwinde sind gefährlich, blos im Westen liegen schützende hohe Berge. Darum war auch Samsûn längere Zeit hindurch ganz vernachlässigt und hat sich erst in neuester Zeit durch die Einrichtung der Dampfschifffahrt wieder etwas gehoben, namentlich wegen des Transithandels. Weiter nach Osten, zwischen dem Iris und dem Čorokh, treffen wir ein fruchtbares Küstenland, das aber von Dickicht und Waldungen überwuchert und von zahllosen kleinern Küstenflüssen durchschnitten ist, ohne alle Pfade und Strassen, wesswegen es auch bis in die neueste Zeit ziemlich unbekannt blieb. In diesem Gebiete haben wir Kerasus, das alte Pharnacia, zu nennen, weniger wichtig ist für uns das erst in neuerer Zeit in die Höhe gekommene Trapezunt, das freilich jetzt, als kleinasiatischer Ausgangspunct der Strasse, die von Constantinopel nach Erzerûm führt, wichtig genug ist. Wir können die Geschichte dieser Stadt nur bis in die Zeiten der Byzantiner hinaufführen; bei der Wichtigkeit des Platzes aber muss man vermuthen, dass auch in alter Zeit ein bedeutender Ort in jenen Gegenden bestand, von dem wir nur zufällig keine Kunde haben, weil jene Küste dem Gesichtskreise

der alten Welt zu ferne lag. Oestlich von Trapezunt ist nur noch Batum an der Mündung des Čorokh zu nennen, aber dieser Ort ist ungesund und nicht sehr bedeutend, auch ist der Hafen ein unangenehmer Aufenthalt für die Schiffe wegen der dort sehr häufig vorkommenden weissen Würmer, die sich in das Holz der Schiffe einbohren und dieselben in kürzester Zeit zu Grunde richten.

6. Fortsetzung: c) der Jeihân und Sihân und ihr Gebiet.

Mit den beiden in der Ueberschrift genannten Strömen betreten wir das Gebiet Kleinarmeniens, das noch lange nicht zur Genüge erforscht, für uns aber glücklicher Weise von geringer Bedeutung ist. Denn einmal beginnt die eigentliche Geschichte desselben für uns erst im Mittelalter, dann ist auch die starke armenische Bevölkerung, welche wir gegenwärtig dort finden, gewiss nicht ursprünglich, sondern erst durch muhammedanische Verfolgungen aus Grossarmenien vertrieben und hierher verschlagen worden. Die Quelle des Jeihân [1], welcher der Pyramus der Alten ist, liegt nicht sehr weit vom Halysthale, südlich von Siwas. Die nördlichste Quelle des genannten Flusses finden wir bei Khurma-Kalesi und das Wasser führt daher anfangs den Namen Khurma-su. Er fliesst durch die Hochebene Palanga-owa unweit der Städte Görun und Derende, die wir schon oben als im Gebiete des Tokhma-su liegend kennen gelernt haben. Bei dem Städtchen Albistân erreicht ihn der Göksu, der nach einem Laufe von etwa 20 Stunden von Westen her kommt, an welchen sich von Osten der Sögüdlü-su als dritter Quellfluss sehr bald anschliesst. Südwärts sich wendend muss der Fluss die wilden Ketten des Antitaurus durchbrechen und nimmt dann unterhalb dieses Durchbruchs bei Marash noch den aus weiter Ferne kommenden Aq-su in sich auf. Nach seinem Eintritte in die Ebene

1) Den Namen Jaihân (جيهان) erhält der Fluss bei den Arabern, z. B. Masudi, die Syrer nennen ihn Gikhan, die Armenier aber ջահան (Jahan), cf. St. Martin, Mém. I, 184.

fällt er bald in das Meer. Die Städte an seinen Ufern reichen nur bis in das Mittelalter zurück, wo, wie bereits gesagt wurde, die Geschichte dieser Landschaften erst beginnt, es dürfte aber nicht zweifelhaft sein, dass diese Gegenden in den blühenden Zeiten Erâns dem Scepter der Achämeniden unterthan waren. Von diesen Städten haben wir schon oben Albistân[1] genannt, welches uns als ein hübsches von Pappeln und Obstbäumen umgebenes Städtchen geschildert wird. Das Klima ist ein ziemlich kühles, da die Stadt hoch liegt, darum sollen auch die Winter daselbst ziemlich strenge sein. An dem Göksu lag die alte Feste Cocossus, der Verbannungsort des Chrysostomus. Auch Marash ist keine alte Stadt, sie mag vielleicht dem Antiochia ad Taurum entsprechen, aber die Geschichte der Stadt spielt zumeist im Mittelalter. Zwei kleinere Nebenflüsse, der Fluss von Ain Zarba und der Fluss von Sìs sind von einiger Wichtigkeit, wegen der an ihnen liegenden Städte Anazarba und Sìs. Die Stadt Anazarba[2] erwähnt schon Plinius (H. N. V, 22) mit dem Bemerken, dass dieselbe auch Caesarea genannt werde, uns ist sie vorzüglich durch die Kämpfe der Araber im Mittelalter bekannt, in ihrer Umgebung werden jedoch auch Ueberreste aus römischer Zeit gefunden. Sìs[3] ist bekannt als der Sitz eines armenischen Patriarchen. Die Stadt ist im 10. Jahrhundert n. Chr. schon vorhanden gewesen, über ihre frühere Geschichte haben wir keine Nachrichten. Unterhalb der Vereinigung dieser Zuflüsse von Anazarba und Sìs liegt die neue Stadt Missis, das alte Mopsuestia[4]. Der Strom durchfliesst dort einen weichen Boden und

---

1) Cf. St. Martin l. c. I, 192. Ritter XIX, 15. Bei den Byzantinern erscheint der Ort unter dem Namen Ablasta, so heisst er auch bei den Armeniern (Ապլաստթա) Aplastha, bei den Syrern Ablastin. Blosse Volksetymologie ist die Form ألبستان (Albostân), Garten.

2) Die Armenier nennen die Stadt Anarzaba (Անարզաբա), die Syrer Anazarba, woraus dann die Araber den Namen in عين زربة (Aln Zarba) umgestaltet haben. Cf. St. Martin l. e. I, 199.

3) St. Martin l. e. I, 200. Der Name wird im Armenischen Սիս (Sìs), im Arabischen سيس (Sìs) geschrieben.

4) D. i. Μόψου ἑστία, woraus in späterer Zeit Mamesdia, von den Türken aber Missis gebildet wurde. Cf. St. Martin l. e. p. 199.

führt eine Masse Erde mit sich fort, welche Barren am Ausflusse bildet und das Einlaufen in denselben erschwert. Auch theilt sich der Fluss in mehrere Arme, ehe er das Meer erreicht.

Der zweite Fluss ist der Seihân, der Sarus der Alten. Auch sein Lauf ist noch nicht ausreichend erforscht und namentlich der mittlere Lauf noch dunkel. Er entspringt weit nördlich an dem uns schon bekannten Khanzîr dâgh, mit dem Hauptarme, dessen Quelle südwärts von Tunuz (Tonosa) liegt, vereinigt sich bald ein zweiter und ein dritter Quellbach. Er nimmt dann seinen Lauf durch das wilde wenig begangene Taurusgebirge, an seinen Ufern haben wir den Bezirk der Comana Cappadociae zu suchen, der ein ähnliches Tempelgebiet bildete mit einem Oberpriester an der Spitze, wie wir es früher schon in dem pontischen Comana kennen gelernt haben. Der gesammte Lauf des Flusses scheint 34 geogr. M. zu betragen. Mit ihm vereinigt sich der Zamantia-su, dessen Lauf nur etwa um die Hälfte kürzer ist und der am Westabhange des Kosser-dâgh entspringend, einen parallelen Lauf wie der Seihân gegen Süden nimmt, durch diesen Gebirgszug jedoch vom Stromgebiete des Seihân abgeschieden wird. Aber auch hier ist das Stromgebiet des zweiten Flusses und seine Mündung in den Hauptstrom noch unbekannt, erst nachdem sich beide Arme vereinigt haben, tritt der Fluss unter dem Namen Urlinja-su aus dem Gebirge heraus in der Breite von etwa 170 F., auch bleibt er in der Ebene tief und reissend, so dass er bei Adana zu einer Breite von 1050 F. angewachsen ist. Von dort hat er noch 7—8 Meilen zu fliessen, ehe er den Ort seiner Mündung in das Meer erreicht. Die einzige Stadt von Bedeutung an seinen Ufern ist Adana in fruchtbarer und sehr heisser Umgebung. Sie wird gleichfalls schon von Plinius genannt, aber wir kennen ihre Geschichte in älterer Zeit so wenig wie die der früher in diesen Gegenden genannten Städte.

Zum Schlusse mag noch ein kleiner aber wilder Bergstrom genannt werden, der zwar nicht das Gebirge durchbricht, wie die beiden eben beschriebenen Ströme, sondern erst in den Vorbergen entspringt und durch das fast verhängnissvolle Bad eine grosse Berühmtheit erreicht hat, das

Alexander der Grosse in ihm genommen hat. Es ist dies der Cydnus der Alten, der jetzt von der an ihm liegenden Stadt Tarsus den Namen Tersûs-eâi, der Strom von Tarsus führt. Gleich an seiner Quelle sammelt sich das Wasser in ein Bassin, das einen Strom entsendet, der nicht mehr zu überschreiten ist, dieser fliesst in jähen Abstürzen durch wilde Thäler, so dass man seinem Laufe an seinen Ufern nicht nachgehen kann. An seinen Ufern, aber bereits in der Ebene, liegt die berühmte Stadt Tarsus, deren Gründung bis in die Zeit der Assyrer zurückgeführt wird.

7. Fortsetzung. d) Mesopotamien.

Den Lauf der beiden grossen Ströme, welche dieses Land von allen Seiten einschliessen und denen es gewissermassen seinen Namen verdankt[1]), haben wir schon früher zu beschreiben Gelegenheit gehabt; wir können sie daher hier übergehen und zu der Beschreibung des in ihrer Mitte gelegenen Landes uns wenden. Was dieses Land, das in mancher Hinsicht mit der lombardischen Ebene verglichen werden kann, in seinem Innern an Strömen aufzuweisen hat, ist nur wenig und unbedeutend. Sie können nur aus dem Norden dieser Strominsel kommen, denn nur dieser ist gebirgig und sie entspringen hauptsächlich an der Südseite des Gebirges, da die Nordseite desselben ihr Wasser dem Tigris zusendet; dieses vom Norden kommende Wasser sammelt sich aber in nur zwei Flüssen an, welche beide in den Euphrat münden. Unter ihnen ist der westlichste der Belikh[2]), der bei Raqqa in den Euphrat fällt, sein Lauf ist

1) Bei den Hebräern ist der Name für Mesopotamien bereits אֲרַם נַהֲרַיִם (Aram-naharayim), d. i. das zwischen den zwei Strömen liegende Aram (cf. Gen. 24, 10. Jud. 3, 8 etc.), dagegen scheint פַּדַּן אֲרָם (Paddan Aram), d. i. die Ebene von Aram (cf. Gen. 25, 20. 28 u. a. m.) mehr diejenige Ebene zu bezeichnen, in welcher Edessa und Kharan liegen. Cf. Chwolson, die Ssabier I, 304. Der Name Mesopotamien scheint erst zur Zeit der Seleuciden aufgetaucht zu sein, an ihn schliesst sich der syrische ܒܝܬ ܢܗܪ̈ܝܢ (Bet-nahrîn) und armenisch Միջագետ (Miĉaget) an (cf. Mos. Khorn. Geogr. bei St. Martin, Mém. II, 368).

2) Die arabische Namensform ist بليخ (Belîkh). Bei den Alten trug er verschiedene Namen: Basilius bei Strabo (XVI, 747), Balissus bei

nur kurz und von der Mündung nur etwa 25 geogr. M. entfernt, derselbe geht parallel mit dem des Euphrat zwischen Rûm-qala und Bâlis. Der Belîkh entsteht aus mehreren Quellenbächen, deren nördlichste nicht weit von Samosata liegen, in jener wüsten mit Basaltblöcken überdeckten Hochebene, welche sich von Bîr aus gegen NO. zum Qarâja-dâgh und nach Diârbekr hinzieht. Es ist dies der Fluss, an welchem Edessa liegt und der sich dann gegen Kharan wendet, in der Nähe dieser Stadt vereinigt er sich dann mit seinem östlichen Quellflusse, dem Jullâb[1]).

Weit berühmter ist der zweite Fluss der mesopotamischen Ebene, welcher den Namen Kabûr[2]) führt, den man aber nicht mit jenem Khabûr verwechseln darf, den wir oben (p. 174) als einen Zufluss des Tigris', auf dessen linkem Ufer kennen gelernt haben[3]). Auch der Kabûr entsteht aus verschiedenen Quellenflüssen, über die wir aber noch nicht genügend aufgeklärt sind[4]). Er besteht gewiss aus zwei Hauptflüssen, von denen der westliche bei Râs ul-ain entspringen soll, kein Europäer hat aber noch seine Quelle gesehen; mit ihm vereinigt sich bei der oben genannten Stadt ein kleiner Strom Ajjargab, der im Westen von Mardîn fliessen soll. Dieser westliche Fluss ist der eigentliche Chaboras der Alten, er vereinigt sich aber bei dem Berge Kaukab mit einem von Osten kommenden und man kann von jenem Hügel aus weithin die gesonderten Strombette verfolgen. Der zweite Strom wird von den Ara-

Plutarch (Crassus c. 13), Bilecha bei Isidorus und Belias bei Ammianus Marc. (XXIII, 3. 7). Cf. Chwolson l. c. I, 306.

1) Chwolson (l. c.) giebt aus Yâqût als die richtige Form جُلَّاب (Jullâb).

2) Der Strom wird schon bei Ezechiel genannt (c. 1, 3. 3, 15. 23. 10, 15. 22), aber in der Form כְּבָר (Kebâr), ebenso oder ܟܒܘܪ (Kebur) die Syrer.

3) Dieser heisst im A. T. חָבוֹר, Khabôr (2 Reg. 17, 6. 18, 11. 1 Chr. 5, 26). An ihn und nicht an den mesopotamischen Kabûr wurden die in die Gefangenschaft geführten Israeliten von den Assyrern versetzt. Cf. Wichelhaus, Zeitschr. der DMG. V, 467 flg.

4) Cf. Ritter XI, 253—65, dessen Angaben aber jetzt vielfache Berichtigung bedürfen. Ich folge vornehmlich den Angaben Layards, Discoveries I, 309.

bern Jerujer genannt, es ist der Fluss, der bei Nisibis fliesst. Dieser Fluss soll seine Quelle 6—7 Stunden nördlich von Nisibis haben und aus drei Quellen entspringen, die sich anfangs vereinigen, dann aber wieder in mehrere Arme aus einander gehen; der an der Ostseite von Nisibis fliessende Arm heisst Jaghjagh, der auf der Westseite Chnes [1]. Diess ist der Mygdonius der Alten, wahrscheinlich aber münden noch einige andere Bäche in den Kabûr, über deren Lauf wir noch nicht genügend aufgeklärt sind [2]. Gegen Osten von Kaukab, dem Vereinigungspunkte der beiden Hauptströme zu einem einzigen, liegt eine sumpfige, von aller Vegetation entblösste Landschaft, Hol genannt, jenseits derselben erreicht man nach einem Marsche von 6 Stunden den einsamen See Khâtûnîyya. Eine Halbinsel erstreckt sich in den See hinein, in dem auch eine Insel liegt, welche Spuren früherer Befestigung trägt; im Osten des Sees erheben sich die Sinjârberge. Das Wasser des Sees ist zwar nicht gut, aber doch trinkbar und weder für Menschen, noch für Thiere ungesund, auch Fische giebt es in reicher Anzahl in demselben.

Was noch südlich vom Qarâja-dâgh an Bergen vorhanden ist, kann nur für unbedeutend gelten. Eine Tagreise südlich liegt die unbedeutende Hügelreihe, welche den Namen Abd-ul-azîz führt [3], eine Tagreise weiter gegen Osten kommt man an den Kaukab, der keine Gebirgskette, sondern ein einzeln stehender Hügel ist, bei welchem sich die beiden Arme des Kabûr vereinigen. Wieder eine Tagreise entfernt liegt das Sinjârgebirge [2]. Auch aus den Sinjârbergen kommen kleinere Flüsse, Ritter zählt deren drei auf: den Sinjârfluss, den Sakiniya und den Saluk; Layard nennt deren sogar vier, nennt sie aber Sufreya, Sayhel, dann einen schönen Strom

1) Cf. Petermann, Reisen II, 342. Chesney, Expedition I, 49.

2) Einer von diesen ist der Serkan, dessen Petermann l. c. II, 348 gedenkt.

3) Cf. Petermann l. c. II, 34, 342. 350. Layard l. c. p. 312.

4) Diese Hügel führen schon bei den Alten den Namen Σίγγαρα, bei den Syrern heissen sie ܫܓܪ (Shigar), im Arabischen سنجار. Vergl. die Belege bei Tuch: *de Nino urbe animadversiones tres* (*Lips.* 1845) *p.* 5 flg. Tuch will den Namen von persisch سنگ (Seng, Stein) ableiten.

beim Dorfe Khersa und den Atthenir[1]. Es muss zweifelhaft bleiben, ob diese Flüsse den Kabûr wirklich erreichen, oder schon früher für die Bewässerung aufgebraucht werden. Von Kaukab abwärts besteht die Umgebung des Kabûr aus üppigem Weidelande und es ist nur der gegenwärtigen Missregierung zuzuschreiben, wenn sich nicht reicher Anbau in jenen Gegenden vorfindet. Zu den Flüssen des Sinjârgebirges darf übrigens auch der Tharthar gerechnet werden, obwohl wir über dessen Ursprung und Lauf noch nicht genau unterrichtet sind. Es wird indess versichert, dass derselbe aus den Sinjârbergen komme, und sein Lauf ist an verschiedenen Stellen gekreuzt worden. Wir werden unten wieder auf diesen Fluss zurückkommen.

Namentlich der nördliche Theil Mesopotamiens ist es, welchen die Culturstrassen seit alter Zeit durchkreuzen. Grösserer Vorrath von Wasser und ein Boden, der nicht blos für die Viehzucht, sondern auch für den Ackerbau geeignet ist, sichern dem nördlichen Theile einen gewissen Vorrang. Die Behauptung des Plinius, als seien die Städtegründungen erst aus der Zeit des Seleucus zu datiren, hat wenigstens für die nördlich gelegenen Städte eine gewisse Berechtigung. Die Strasse, welche jetzt gewöhnlich von den Caravanen begangen wird, führt bei Bîr über den Euphrat und von da über Orfa und Mardîn nach Mosul. Allein das bebaute Land erstreckt sich noch weiter gegen Süden und gerade dort liegen Städte, welche bis ins höchste Alterthum hinauf reichen. Südwärts noch von Orfa, auf dem Wege, welcher von Samosata in diese Stadt führt, liegt die reiche Ebene von Sarug[2] und eine Stadt Batne[3], welche als mit Kaufleuten gefüllt dargestellt wird und wo grosse Märkte stattfanden. Von letzterer Stadt lässt sich jetzt die Lage nicht mehr angeben, aber zahlreiche Ruinen aus der Römerzeit, die in der ganzen Ebene zerstreut sind, zeigen ihre frühere Bedeutung. Zwei Bäche bewässern diese Ebene, von denen der eine bei dem Dorfe Râs-ain (Quellpunkt, verschieden von der Stadt Râs-ul-ain) entspringt, in welchem Dorfe

1) Layard l. c. pp. 326. 332. 334.
2) Cf. Ritter XI, 286.
3) Vgl. Chwolson, die Ssabier I, 341.

Ritter[1] wol mit Recht das Ῥίσινα des Ptolemaeus wieder erkennen will. Diese Ebene ist eine der reichsten in ganz Mesopotamien, in ihr gedeiht namentlich der Reis vortrefflich und mehr als 20 Dorfschaften beschäftigen sich ausschliesslich mit dem Reisbau. In gleicher Richtung mit dieser Ebene liegt die altberühmte Stadt Kharan oder Carrhae, eine der ältesten Städte der Welt. Sie liegt an dem oben bereits genannten Flusse Jullâb, der sich unterhalb der Stadt mit einem zweiten vereinigt, welcher den Namen Jullâb et-Turkmân führt. Die Ebene um Kharan ist daher nicht wasserarm und mithin fruchtbar. Darum ist diese Gegend schon seit sehr alter Zeit für eine dauernde Ansiedelung geeignet erschienen, wir wissen bereits aus der Genesis (11, 31 flg. 22, 20 flg.), dass dort Terakh mit seinen Söhnen Abraham und Nahor seinen Wohnsitz nahm; sie mag damals schon im Besitze eines Heiligthums gewesen sein. Als ein für den Handel wichtiger Platz wird sie schon von Ezechiel genannt[2] und auch spätere Schriftsteller erzählen noch, dass von dort ein Weg zum Tigris nach Adiabene und von da nach Persien führte, andere Wege verbinden die Stadt mit Thapsacus am Euphrat. Einen neuen Aufschwung nahm die Stadt unter griechischer und römischer Herrschaft. In dieser Zeit liessen sich viele griechische Ansiedler in Kharan nieder, welche aber weder die Sprache noch die Ansichten der Eingeborenen verdrängen konnten, sondern im Gegentheile mit denselben sich vermischten. Eine Zeitlang machte sich neben den Römern und Griechen auch die Herrschaft der Armenier bis an die Thore von Kharan geltend, denn diese hatten sich über das ganze nördliche Mesopotamien verbreitet.

Vielleicht von noch grösserer Bedeutung als Kharan war die nördlicher gelegene Stadt Urhoi oder Edessa, namentlich in der späteren Zeit, als das Christenthum in Mesopotamien herrschend geworden war. Sie liegt hart an der Gränze des Bodens, wo die mesopotamische Ebene gegen Nordosten durch

---

1) Ritter XI, 281.

2) Ez. 27, 22 flg. Die Zeugnisse späterer Schriftsteller über die Handelsverbindungen Charans findet man bei Chwolson (l. c. I, 341 flg.) gesammelt.

Aufsteigen von steilen Bergklippen ein verschiedenes Ansehen gewinnt. Dort ist nämlich die Gränze des Fruchtbodens gegen die Wüste, welche im Nordosten der Stadt mit den kahlen Felsen beginnt, welche dort die Ebene begränzen. Die Nimrûdberge im Süden der Stadt sind aber Kalksteinfelsen und an sie schliesst sich weiterhin die reiche Ebene an, in welcher Kharan liegt. Allgemein wird der Quellreichthum der Stadt Edessa gerühmt, und namentlich werden zwei Quellen hervorgehoben, die im Süden der Stadt hervorkommen, mehrere Mühlen treiben und sich zu einem See vereinen, welcher Birket-Ibrahîm (See Abrahams) genannt wird. Zahlreiche aus den Zeiten der Römer herrührende Alterthümer beweisen die Wichtigkeit der Stadt in der Zeit der Römerherrschaft. Die Bevölkerung der Stadt ist gegenwärtig eine sehr gemischte: Kurden, Juden, Araber und Armenier wohnen dort beisammen und die meisten derjenigen Bewohner, welche sich den Handelsgeschäften widmen, verstehen ausser dem Türkischen auch noch das Arabische und Armenische. Das Klima der Stadt ist sehr wechselnd, im Winter trifft man grosse Kälte, im Sommer grosse Hitze. Die Geschichte der Stadt lässt sich nicht so hoch ins Alterthum hinaufführen wie die Kharans, vor der Zeit der Macedonier ist nichts Näheres über sie bekannt. Von da an aber schwingt sie sich in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu besonderer Bedeutung empor und bildet eine Zeitlang den Zankapfel zwischen Römern und Persern.

Ostwärts von Kharan und wahrscheinlich an derselben Strasse, die von dieser Stadt nach dem Osten führt, liegt die Stadt Râs-ul ain. Sie ist unseres Wissens noch von keinem neuern Reisenden besucht worden, da sie ausserhalb der Wege liegt, welche gewöhnlich genommen werden. Der Weg, welcher zu ihr führt, ist daher unbekannt, sie dürfte von Kharan etwa 14 geogr. M. entfernt sein, noch leichter wäre sie von Mardîn aus zu erreichen. Nach Allem, was wir wissen, liegt Râs-ul-ain in einer von zahlreichen Quellen wohl bewässerten Gegend, an den Anfängen des Kabûrstroms, und Alterthümer aus der Zeit der Römer zeigen ihre frühere Bedeutung [1].) Der älteste Schriftsteller, welcher sie nennt, ist Ptolemäus und

1) Vgl. Ritter XI, 376. Vgl. auch Layard, Discoveries p. 312.

der Name ʿΡεσαίνα, den er ihr giebt, ist von ihrem jetzigen nicht eben sehr verschieden. Im Jahre 380 n. Chr. wurde sie vom Kaiser Theodosius vergrössert und erhielt den Namen Theodosiopolis, später machte sie Justinian zu einer Festung, deren Bedeutung noch durch die Befestigung anderer Ortschaften der Umgegend verstärkt wurde. Später unter dem Kaiser Mauricius wird sie noch als Zufluchtsort der römischen Legionen erwähnt.

Die Strassen, welche jetzt vom Euphrat nach dem Tigrisgebiete führen, liegen alle mehr nördlich als die bis jetzt genannten Städte, und diese Strassen sind uns natürlich besser bekannt, weil sie oft durchzogen werden. Ein solcher Weg führt von dem uns schon bekannten Bîr am Euphrat nach Diârbekr und von da nach Mardîn [1], unterhalb dieser Stadt vereinigt sich dieser Weg mit dem südlichern, welcher von Bîr über Orfa geradezu gegen Osten führt. Das Land zwischen Diârbekr und Bîr ist zuerst sehr steinig und unfruchtbar, aber auch später, wo der Boden besser wird, nur sehr wenig und zwar in der Nähe der Dörfer angebaut. Der einzige Ort von Bedeutung auf diesem Wege ist Süverek, hinter Süverek zeigen sich wieder vielfache Basalttrümmer, ohne jedoch das Land ganz unfruchtbar zu machen, dieses ist vielmehr theilweise bebaut und der Boden scheint gut zu sein. Um nach Diârbekr zu gelangen, muss der Qarâ-dâgh überstiegen werden. Der Basaltboden dauert hinter der Stadt Diârbekr noch etwa 4 Stunden gleichmässig fort, aber auch später ist das Land zwischen beiden Städten steinig und uninteressant, der Weg aber beschwerlich. Der zweite Weg, der von Bîr nach Orfa und von dort nach Mardîn führt [2], unterscheidet sich in seinem Charakter nicht viel von dem oben beschriebenen. Auch er führt nur theilweise über bebautes Land, das von Wüsteneien eingeschlossen ist. Mehrfach hat man kleine Flüsse zu durchsetzen, welche Zuflüsse des Kabûr zu sein scheinen. Eine verlassene Stadt, welche Kohrasar genannt wird, liegt in der Nähe dieses Wegs, mit theilweise noch gut erhaltenen Kirchen, Mauern und Gräbern. Es scheint dies die

1) Cf. Petermann, Reisen II, 19 flg.

2) Cf. Ritter XI, 367 flg. Petermann l. c. II, 353 flg.

von Byzantinern öfter erwähnte Stadt Constantina zu sein, welche an die Stelle einer älteren syrischen Stadt, Tela, getreten ist. Weiterhin erreicht man Kochiṣâr, an einem Hauptzuflusse des Kabûr gelegen, früher, in der Blüte der Khalifenherrschaft, als nicht unbedeutende Stadt unter dem Namen Duneisir bekannt, gegenwärtig nur ein Dorf, aber mit Ruinen, welche an den frühern Glanz des Orts erinnern. Von Kochiṣâr ist die Stadt Mardîn nicht mehr sehr weit entfernt, welche namentlich zur Zeit blühte, als das Christenthum in Syrien herrschend war und damals einen bedeutenden Namen hatte. Die Stadt ist auf einem ziemlich steilen Berge erbaut, zu dem man von Westen her an $1\frac{1}{2}$ Stunden empor zu steigen hat, und der bewirkt, dass man von Osten her auf der Strasse von Nisibis die Stadt Mardîn schon aus weiter Ferne erblickt. An ihrem Nordende wird sie von einem steilen Felsen überragt, auf welchem die Citadelle liegt, die durch ihre Festigkeit berühmt ist. Setzt man den Weg von Mardin gegen Osten fort, so kommt man nach Dârâ [1], dessen Ruinen gleichfalls an die frühere grössere Bedeutung des Ortes erinnern. Dârâ ist das alte Anastasiopolis und die Ruinen sind die Trümmer der vom Kaiser Anastasius dort erbauten Festung, die später durch Justinian bedeutend verstärkt wurde. Die Stadt ist nur $1\frac{1}{2}$ Stunden von Nisibis entfernt und die Festung war zum Widerstande gegen die Perser bestimmt; nach den jetzigen Begriffen ist jedoch der Ort zu einer Festung nicht mehr geeignet, da er von den umliegenden Höhen beherrscht wird. Nur etwa 20 armenische und 100 kurdische Familien wohnen gegenwärtig dort. Nicht viel anders verhält es sich mit dem nahen weit berühmteren Nisibis [2]. Schon in dem Feldzuge des Lucullus gegen den Tigranes wird die Stadt genannt, nach Plinius (H. N. VI, 30) sind die Seleuciden ihre Erbauer, sie soll früher Antiochien in Mygdonien geheissen haben. Nach Moses von Khorni [3] war sie schon 150 n. Chr. eine bedeutende Stadt

1) Cf. Petermann II, 342.

2) Ritter XI, 413. Petermann II, 41.

3) Cf. Strabo XVI, 747. Mos. Khorn. II, 36 und St. Martin I, 161. Movers, die Phönizier II, 3. p. 162. Chwolson, die Ssabier I, 342 flg. Die beiden letzteren nehmen an, dass der Ort schon von den Phöniziern gegründet sei. Ueber den Namen äussert sich Stephanus von Byzanz

und längere Zeit Sitz der armenischen Könige, unter den Parthern scheint sie abwechselnd im Besitze der Römer und Parther gewesen zu sein. Zuletzt verblieb sie den Römern und ist bekannt durch die langwierigen Kämpfe, welche Römer und Sâsâniden um ihren Besitz führten, die letztern vermochten sie jedoch den Römern nicht zu entreissen, bis sie endlich durch den schmachvollen Friedensschluss Jovinians in persischen Besitz kam, aus dem sie nie wieder zu den Römern zurückkehrte. Jetzt ist Nisibis zu einem elenden Dorfe herabgesunken, welches zwischen den Ruinen der früheren Stadt liegt. Der Ort, welcher von dem Flusse Jakjak durchschnitten wird, ist schmutzig und ungesund, berüchtigt durch sein schlechtes Wasser. — Die übrigen Orte, die auf dem Wege von Nisibis nach Mosul liegen, sind ohne Bedeutung, allein der Boden, über den die Strasse führt, ist grossentheils fruchtbar und würde den Anbauer reichlich lohnen, nur die Unsicherheit des Besitzes und die ungeordneten Zustände überhaupt tragen die Schuld an dem gegenwärtigen Verfall dieser früher so blühenden Landschaft.

Den Norden zwischen der oben beschriebenen Strasse und dem Ufer des Tigris füllt eine Berglandschaft aus, die unter dem Namen des Jebel Tûr bekannt und als Hauptsitz der jakobitischen Christen häufig genannt ist. Leider ist uns über den gegenwärtigen Zustand dieses Districts wenig bekannt, da nur selten Reisende in denselben geführt werden, nach früheren namentlich byzantinischen Nachrichten muss aber diese Strecke wenigstens früher sehr bevölkert, wohl bebaut und voll von bedeutenden Anlagen gewesen sein. Dieses Gebirgsland im Norden Mesopotamiens ist nur durch eine schmale mehr oder minder bebaute Ebene von einem südlichern Bergzuge ge-

(p. 211): Νέσιβις ... σημαίνει τῇ Φοινίκων φωνῇ λίθοι συγκείμενοι καὶ συμφορητοί. In der That ist נציב (nezib) im Phönikischen die Säule. Die Armenier nennen die Stadt Մծբին (Medzbin) und erzählen, dass Sanatruk, der zweite Nachfolger Abgars, so viel von seinem Schatze auf die Ausstattung dieser Stadt verwendet habe, dass er nur einen Dirham im Schatze behielt. Daher liess er eine Statue vor seinem Palaste errichten, welche einen Dirham in der Hand hielt und die Stadt danach Mnatzmin (einer blieb übrig) nennen. Diese etymologische Spielerei bestätigt eigentlich die erstere Angabe.

trennt, welcher unmittelbar aus der Erde aufsteigt und den Namen Jebel Sinjàr führt [1]. Dieser läuft von Osten nach Westen in einer Länge von 20 und einer Breite von nur 4 Wegstunden; im Westen ist er am breitesten und die Berge erheben sich bis zu 1600 F. Höhe. Der nördliche Theil ist wasserreicher und fruchtbarer, als der südliche, wo der Boden meist trocken und klippig ist, daher schlechte Ernten giebt, dafür aber um so bessern Ertrag an Trauben und Feigen. Die Bevölkerung, welche dieses Bergland zu ernähren vermag, ist nicht sehr zahlreich und wird auf 4—6000 Individuen geschätzt. Von Ortschaften ist innerhalb der Berge nur Sinjàr zu nennen, welches gegenwärtig blos aus 80 Häusern besteht, aber noch zur Zeit der Muhammedaner weit bedeutender gewesen sein muss, wie die umliegenden Ruinen beweisen. Der nicht unbedeutende Ort Tel Afar liegt in der Nähe dieser Berge im Osten, aber schon ausserhalb derselben. Kleine Flüsse gehen von diesen Bergen mehrere aus, wie es scheint, — denn genau untersucht ist ihr Lauf noch nicht — werden dieselben zur Bewässerung der Felder aufgebraucht, ehe sie den Kabûr erreichen, der sonst ihr natürlicher Bestimmungsort wäre. Nur der Hesawi macht eine Ausnahme, doch soll dieser auch nicht im Sinjàrgebirge entspringen, seine Quelle ist im Norden und er durchbricht blos dieses Gebirge, um an den Kabûr zu gelangen.

Als einen nach Osten abfliessenden Strom des Sinjàrgebirges darf wohl noch der Tharthar genannt werden, denn nach den Versicherungen der Eingeborenen zum wenigsten soll er in diesem Gebirge seinen Ursprung haben. Sein Lauf ist indess von europäischen Reisenden zwar schon öfter erblickt, aber noch nicht bis zu seiner Quelle verfolgt worden. Er wird bald als ein Fluss von 50, bald auch nur von 15—20 F. Breite angegeben, woraus sich schliessen lässt, dass sein Wassergehalt in verschiedenen Jahreszeiten verschieden ist. Das Wasser desselben ist aber trinkbar und er ist 5 — 7 F. tief., auch scheint es richtig zu sein, dass er in einen kleinen Salzsee in der mesopotamischen Wüste mündet. An seinen Ufern liegen

1) Vgl. hierzu Ritter XI, 442 flg. und Layard: *Ninive und seine Ueberreste p.* 164 flg. der deutschen Uebersetzung.

in vollkommenster Einsamkeit die Trümmer der ehemaligen Stadt Hathra [1]), die durch ihre frühere Bedeutung als Handelsstadt und ihren glücklichen Widerstand gegen die Belagerungen des Septimius Severus berühmt geworden ist. Ueber die Gründe ihres Verfalles wissen wir nichts Näheres, es ist wahrscheinlich, dass die Aenderung der Handelswege und namentlich die Verödung der Strasse über Thapsacus nach Palmyra diesen Verfall der ehemals blühenden Stadt verschuldet hat. Die Ruinen von Hathra sind mehrfach untersucht worden, sie scheinen der Zeit der Sâsâniden anzugehören, ganz genaue Nachrichten fehlen, die Stadt ist jedoch gewiss höchstens aus den Zeiten der Arsaciden.

Es bleibt uns noch übrig, mit kurzen Worten die Hauptstädte zu erwähnen, welche bereits auf dem linken Ufer des Tigris liegen, also strenge genommen, nicht zu Mesopotamien gehören, die aber doch zu demselben gerechnet werden müssen, da ihre Geschichte mit diesem Lande unzertrennlich verwebt ist. Dort liegt Ninive, dem heutigen Mosul gegenüber [2]), in der Gegend, wo die hohen Gebirge des Taurus im Norden und des Zagros im Osten bereits in die Ebene übergegangen sind und nur unbedeutende Erhebungen, in paralleler Richtung mit den Hauptgebirgen, das Land durchziehen, zwischen welchen die vom Norden und Osten herabströmenden Gewässer sich ihren Weg zum Tigris suchen. Unter ihnen ist der nördlichste der Khosr-su, oder der Fluss von Khorsâbâd, welcher vom Jebel Maqlûb herabkommt. Während der Winterregen ist dieser Fluss tief und nicht zu durchsetzen, wogegen er aber in andern Zeiten nur wenig Wasser mit sich führt. Er fällt unter 36° 21′ in den Tigris gerade Mosul gegenüber. Ganz in ähnlicher Weise wird auch der grosse Zâb unter 35° 59′ vom Tigris aufgenommen. Den Zwischenraum zwischen dem Khosr-su und dem grossen Zâb füllt eine culturfähige Ebene aus, ein Parallelogramm von etwa 25 engl. M., das im

1) Ritter XI, 466 flg. Layard l. c. p. 50 flg.

2) Vergl. zum Folgenden F. Jones, *Topography of Nineveh im Journal of the R. As. Society of Gr. Br. XV*, 297 flg. Die irrige Ansicht mancher Schriftsteller, dass Ninive am Ufer des Euphrat, nicht des Tigris belegen gewesen sei, hat bereits Tuch, *de Nino urbe p.* 1 flg. widerlegt.

Nordosten und Osten vom Ghâsir-su oder Gomal begränzt wird. Diese Ebene ist von hervorragendem strategischen Interesse, in ihr kämpften Darius und Alexander gegen einander und in späterer Zeit liess dort Mervân, der letzte der Ommayaden, sein Leben. In dieser Gegend finden wir die hauptsächlichsten Ueberreste der alten Stadt Ninive, deren Plan neuerdings Jones wieder zu ermitteln gesucht hat. Die ungeheure Grösse, welche man der Stadt zu geben liebt, wird man einigermassen einschränken müssen. Spuren alter Canäle nöthigen uns, sie in bestimmte Gränzen einzuschliessen, und es scheint, dass die Erbauer derselben die strategische Wichtigkeit der Lage wohl erkannten und die ihnen gebotenen natürlichen Hülfsmittel nach Kräften benützten. Im Westen floss der Tigris hart an der Stadt, er hatte damals einen östlichern Lauf als jetzt und sein Bette dürfte an der Stelle des Dorfes Armushiya gewesen sein. Um nun die noch übrigen Seiten eben so decken, scheint der Khosr-su verwendet worden zu sein, indem man den Ausfluss desselben in den Tigris zu stauen vermochte und mittelst seines Wassers die Stadtgraben füllen konnte, welche gegen Norden und Nordwesten, gegen Osten und Südosten die Stadt umgeben. Grosse Wasserwerke waren dazu bestimmt, das Wasser aufzunehmen, welches durch die Anschwellungen des Khosr-su herbeigeführt wurde. Ausserdem war die Stadt auch noch mit Mauern umgeben. Der Raum, welchen die Stadt in dieser Gestalt einnahm, betrug nach Jones Berechnung 1800 Acres, auf der etwa 174,000 Menschen leben konnten. Von den noch erhaltenen Ruinen fallen die Hügel von Koyunjiq und Nebbi Yunus innerhalb der Stadtmauern, die erstere Ruine scheint die Akropolis von Ninive gewesen zu sein, die Bedeutung der zweiten muss noch zweifelhaft bleiben. Neben diesen grösseren Gebäuden scheint aber die Stadt nicht aus fortlaufenden Reihen von Häusern bestanden zu haben, sondern meist aus Gärten, in denen die Einwohner, die kaum dem nomadischen Leben vollkommen entsagt hatten, ihre Zelte aufgeschlagen hatten; in Baghdâd findet man ähnliche Zustände mehrfach bis heute. Gegen Osten war die schwächste Seite der Stadt und von dieser Seite wurde sie auch zum Falle gebracht. Die Ruine von Khorsâbâd scheint nicht ein blosser Palast gewesen zu sein, sie dürfte

auch den Zweck gehabt haben, die schwache nördliche Seite der Stadt vollständiger zu decken.

In geringer Entfernung von den oben beschriebenen Ruinen finden wir stromabwärts und immer auf dem linken Ufer des Tigris noch andere aus der Zeit der Assyrer, die aber nicht zu Ninive gehört haben können. Südlich von dieser Stadt, aber hart am Tigris finden wir die Ruinen von Selamiyah, die gegenwärtig einen Umfang von 410 Acres haben, von grosser Ausdehnung scheint die Stadt nie gewesen zu sein, ein Theil von ihren Ueberresten dürfte vom Tigris weggeschwemmt worden sein. Weit bedeutender war die Stadt, von welcher die Ruinenhügel von Nimrûd die Reste sind, und die man allgemein jetzt für eine andere Stadt als Ninive hält, nach Rawlinson war es die Stadt Kalah des A. T. Was von Nimrûd gegenwärtig noch bleibt, füllt einen Raum von wenig mehr als 1000 Acres. Nur die nördliche Hälfte der Stadt scheint mit einer Mauer eingefasst gewesen zu sein, deren Spuren sich zum Theil noch nachweisen lassen, sonst scheinen aber hier grosse Veränderungen vorgegangen zu sein, allem Anscheine nach ist der Tigris, der sich selbst bei Ueberschwemmungen den Ruinen nicht nähert, früher an den Mauern der Stadt geflossen. Die Ueberreste der Paläste von Nimrûd sind bekanntlich die wichtigsten unter den assyrischen Alterthümern, ihre Beschreibung gehört jedoch nicht hieher. Die südlichste dieser assyrischen Städte sind die Ruinen von Qala Sherghat, welche man für das Eleassar der Bibel zu halten pflegt, diese Stadt lag aber auf dem rechten Ufer des Tigris, wo sich denn überhaupt Ruinen ganz ähnlicher Art von Ninive und Nimrûd an westlich durch Mesopotamien erstrecken und uns dadurch das Recht geben, die Städte am linken Ufer des Tigris mit Mesopotamien in Verbindung zu setzen. Keiner von allen diesen Ruinenhügeln auf dem rechten Ufer des Tigris, welche man bis jetzt untersucht hat, kommt an Umfang und Bedeutung den Ruinen auf dem linken Ufer dieses Flusses gleich. Ausgenommen sind die Ruinen von Arbân am Kabûr, in deren Nähe noch im Mittelalter eine bedeutende Stadt lag. Dort hat der Fluss Denkmale blosgelegt, welche denen von Ninive sehr ähnlich sind, aber eine alterthümlichere Form zeigen als diese. In

den Ruinenhügeln von Arbân hat man auch ägyptische Scarabäen gefunden, welche der 18. ägyptischen Dynastie angehören und also ins 15. Jahrhundert v. Chr. zu setzen sind; sie erweisen mittelbar auch das Alter der Ruinen von Arbân.

Wie die Ruinen ninivitischer Zustände mehr dem nördlichen Mesopotamien und dem Tigris angehören, so müssen wir die Ueberreste babylonischer Cultur in dem südlichen Theile Mesopotamiens und am Euphrat suchen, sie stehen also zu Mesopotamien in einer noch nähern Beziehung als die Ruinen von Ninive. Von dem grossen Unterschiede, welchen die Natur selbst zwischen dem nördlichen und südlichen Mesopotamien gemacht hat, ist schon die Rede gewesen: das letztere ist angeschwemmtes Land, ohne Quellen, die Fruchtbarkeit daher lediglich von künstlicher Bewässerung abhängig. Es ist auch bereits gesagt worden, dass die Gränze Babylons gegen Assyrien im Norden Baghdâds, etwa in der Gegend des heutigen Tekrit zu suchen sei. In der Nähe von Baghdâd, an der Stelle, wo sich der Euphrat und Tigris am meisten einander nähern, ist in alter Zeit die sogenannte medische Mauer errichtet gewesen, die, wie wir aus Xenophon (Anab. II, 4. 12) wissen, an 100 F. hoch und 20 F. dick war; man hatte sie erbaut, um die von Nordosten kommenden Angriffe abzuwehren. Innerhalb dieser Mauer nun war das vollkommen ebene Babylonien reichlich bewässert durch die vielen zwischen dem Euphrat und Tigris gezogenen Canäle, die sich damals noch alle in gutem Stande befanden. Diese reichliche Bewässerung, in jenem Landstriche eine unerlässliche Bedingniss des Ackerbaues, verursachte nun die grosse Fruchtbarkeit, von welcher wir bei Herodot mit Erstaunen lesen. Keine andere Gegend war im Alterthum so reich an Getreide, welches an mehreren Orten zweihundertfältigen, ja wenn das Jahr sehr fruchtbar war, auch dreihundertfältigen Ertrag gab. Die Aehren des Waizens und der Gerste wurden vier Finger breit und über die Grösse der Hirse und des Sesams getraute sich der alte Geschichtschreiber gar nicht zu berichten, da er wusste, dass man ihm doch nicht glauben würde. Nur Feigen, Oelbäume und Weinreben gedeihen dort nicht, dafür aber sind die Palmen überall zu Hause. Wir werden uns daher nicht mehr wundern, wenn uns berichtet wird, unter den Achämeniden sei die

Satrapie Babylon die einträglichste gewesen. Ein so fruchtbares Land war natürlich auch mit zahlreichen Städten und Dörfern besäet, sie sind aber mit dem alten Glanze der Landschaft längst verschwunden und wir kennen die Orte nicht mehr, wo sie gelegen haben mögen. Nur von wenigen haben sich Trümmer erhalten, die uns einen Begriff von der alten Herrlichkeit geben können, unter diesen wenigen sind die Ruinen der Stadt Babylon selbst am ersten zu nennen [1]. Wir können uns, Dank der eingehenden und scharfsinnigen Forschungen Opperts an Ort und Stelle, von dem frühern Aussehen dieser Weltstadt einen ziemlich genauen Begriff machen. Da die Bedeutung einer Stadt in nicht geringem Maasse von ihrer Lage abhängt, so ist es schon von vornherein unwahrscheinlich, dass ein so bedeutender Ort wie Babylon mit einmal eine vollkommene Wüste geworden sein sollte, ohne einen andern Ort in der Nähe entstehen zu sehen, der wenigstens einen Theil der Bedeutung der alten Stadt an sich gezogen hätte. So finden wir denn in der That noch im Mittelalter bei Ibn Hauqal die Stadt Babil als einen berühmten, wenn auch unbedeutenden Ort erwähnt, da die Stadt Ktesiphon die frühere Bedeutung an sich gerissen hatte. Jetzt hat sich aber auch herausgestellt, dass die schon früher genannte nicht unbedeutende Stadt Hillah den Mittelpunkt des ehemaligen Babylon bildet. Freilich war die alte Stadt viel grösser. Der Euphrat floss mitten durch Babylon und unterbrach die äussere Mauer, welche sonst die ganze Stadt umgab. Eingefasst war der Euphrat von einem aus rothen Backsteinen erbauten Quai, dessen Reste noch bis heute theilweise im Wasser sichtbar sind, denn der Euphrat hat seit jener Zeit seinen Lauf etwas geändert. Wie man aus den Berichten der Alten weiss und auch die jetzt wieder aufgefundenen Reste zeigen, war die Stadt von zwei Mauern umschlossen, von denen die äussere einen Umfang von 480, die innere von 320 Stadien hatte; durch eine dritte Mauer war die Königsstadt abgeschlossen, deren Länge auf 60 Stadien oder 3 Stunden angegeben wird. Der ungeheure Umfang der Stadt wird dadurch erklärlich, dass ebensowenig wie in Ninive der ganze

1) Vgl. J. Oppert: *Expedition scientifique en Mesopotamie.* 2 *voll.* *Paris* 1859—63 und Ferd. Justi: *Babylon im Auslande,* 1866. *nr.* 39—41.

Raum innerhalb der Stadt angebaut war, sondern die Gebäude häufig durch Gärten und Felder unterbrochen wurden; in der That sagt uns Curtius, es seien nur etwa 90 Stadien innerhalb der Stadt bewohnt gewesen. Tritt man an der Nordostseite in die Stadt, an der Stelle, wo früher der Euphrat in dieselbe hineinfloss, so kommt man an eine grosse Ruine, welche jetzt die Umwohner Muqelibe (مقليبه) nennen. Sie enthält die Reste eines der ältesten Gebäude Babylons, das schon Nebucadnezar wieder hergestellt, später Xerxes zum Theil zerstört hatte. Es war dieses Gebäude ein Quadrat, über dasselbe erhob sich auf einer wohl 100 F. hohen Terrasse eine Pyramide, auf deren Plattform die Götterbilder gestanden haben müssen, welche den Zorn des Xerxes so sehr reizten. Von diesen Götterbildern, die aus Gold gefertigt waren, so wie von den sie umgebenden kostbaren Geräthschaften hat uns Herodot Nachrichten hinterlassen, aus denen wir sehen, dass der Goldwerth aller dieser Dinge über 9 Millionen Thaler betrug, ein Beweis des ungeheuren Vorrathes von edlen Metallen, welcher damals in Babylon zusammenströmte. Auch nachdem Xerxes die Pyramide schon zerstört hatte, blieb noch das Gebäude stehen und wurde später als Festung benützt. Dieses Gebäude lag innerhalb der Königsstadt, welche, wie bereits gesagt wurde, durch eine eigene Mauer von den übrigen Stadttheilen abgetrennt war, um das Schloss lagen die Gärten und Parkanlagen zum Vergnügen des Hofes. Die zweite grosse Ruine, die einen Complex von nicht weniger als 300 Hügeln bildet, heisst noch heute Qaṣr (قصر) oder das Schloss und ist in der That der Ueberrest des von Nebucadnezar gebauten Schlosses, man sieht diess aus den Inschriften der mit königlichem Stempel versehenen Backsteine. Die Ruine ist von einem solchen Umfange, dass man ohne Compass Gefahr läuft, sich in ihr zu verirren. Die Backsteine sind nicht alle von derselben Farbe, man findet unter ihnen auch schwarze, weisse, blaue, braune, ockergelbe, seltener auch rothe. Sie waren dazu bestimmt, Gemälde an den Mauern darzustellen, man hat noch Bruchstücke solcher Gemälde gefunden, welche Löwen, Rinder u. dgl. darstellen, ebenso Keilinschriften, mit weisser Schrift auf blauem Grunde. Die Burg hatte eine äussere Mauer, durch welche Thore in den innern

Hofraum liefen, ein erhöhter Weg, der, einem Eisenbahndamm ähnlich, auf beiden Seiten scharf abfiel, führte von diesem Eingange zur eigentlichen Burg, die natürlich wieder aus vielen Gebäuden bestand für die verschiedenen Einwohner. Südlich von diesem Schlosse liegt die dritte Ruinengruppe, die letzte in Babylon erhaltene, die den Namen Amrân Ali führt. Man nimmt mit grosser Wahrscheinlichkeit an, dass man in ihr die Ueberreste der berühmten hängenden Gärten vor sich habe. Durch Wasserleitungen wurden diesen aus dem Euphrat die nöthigen Gewässer zugeführt. Es war natürlich, dass diese Anlagen in dem dortigen Klima sehr rasch zerfielen, nachdem man aufgehört hatte, ihnen die nöthige Sorgfalt zuzuwenden.

Die übrigen Ueberreste, die wir aus der babylonischen Zeit noch kennen, die aber nicht zu Babylon selbst gehörten, liegen alle im Süden der eben genannten Stadt. Hierzu gehört die grosse Ruine, welche die Araber jetzt den Thurm des Nimrod (Birs Nimrûd) nennen und der am meisten Anrecht hat, für den berühmten Sprachenthurm in der Ebene Sinear zu gelten. Er lag nicht in Babylon selbst, sondern in der Stadt Borsippa, welche aber in das babylonische Mauernetz aufgenommen worden war. Was noch erhalten ist, sind die Ueberbleibsel eines Thurmes, jener Pyramide ähnlich, welche wir weiter nördlich am Eingange in die Stadt gefunden haben und mit welcher die hier genannte nicht zu verwechseln ist. An Alterthümern haben die meist schmucklosen Ruinen von Babylon nicht die Ausbeute gegeben, wie die Ruinenpaläste Assyriens. Die noch weiter gegen Süden gelegenen babylonischen Ruinen sind fast ohne Ausnahme mit grossen Kirchhöfen verbunden, unter denen der von Warka wol der grösste ist. Die Zahl der gefundenen Leichen ist eine so ungeheure, dass sie unmöglich alle von den Einwohnern der Umgegend herrühren können; es scheint hier ein heiliger Ort gewesen zu sein, an welchem sich auch Entferntere begraben liessen, ähnlich wie jetzt die persischen Schiiten in Kerbela. Die Ruine Hammâm scheint ein Thurm gewesen zu sein, der dem Birs Nimrûd nicht unähnlich war. Auch in Niffer steht ein Thurm auf einer hohen Terrasse, dessen Ueberbleibsel einen Schuttkegel von noch 70 F. Höhe bilden. Dagegen bilden die Ruinen von Sinkara eine kreisförmige Terrasse, $4^1/_2$ engl. Meilen im Um-

fange; die Hauptruine ist ein grosses Gebäude, dessen Stockwerke sich terrassenförmig über einander erheben. Auch diese Gebäude im Süden zeichnen sich durch vollkommene Schmucklosigkeit aus. Endlich die Ruinen von Muqayyar sind Ueberbleibsel eines zweistöckigen Gebäudes, dessen eine Ecke direct nach Norden weist, die längeren Seiten liegen gegen Südwesten und Nordosten und messen 198 F., während die beiden kürzeren nur 133 F. lang sind. Man sieht, dass sich die meisten babylonischen Gebäude sehr hoch vom Boden erheben und diess ist auch bei der sumpfigen Beschaffenheit des Landes vollkommen erklärlich, denn auf diese Weise war man weniger der nachtheiligen Sumpfluft ausgesetzt, auch blieb man befreit von dem lästigen Ungeziefer der Mücken und Muskitos, die sich nicht sehr hoch über den Boden erheben.

ZWEITES BUCH.

ETHNOGRAPHIE.

ERSTES KAPITEL.

Die Ethnographie Erâns.

1. Afghânen.

Die scharfe Gränze, durch welche die Natur Erân von Indien geschieden hat, ist nicht in demselben Grade für die Bevölkerung vorhanden wie für das Land. An einem Punkte, bei Makkad, sind die Erânier sogar über den Indus fortgeschritten, im Allgemeinen aber kann man sagen, dass heute der Indus die Gränze bilde zwischen der indischen und érânischen Bevölkerung, die letztere bewohnt daher einen langen Streifen Landes, der geographisch noch zu Indien gerechnet werden muss. Der Einfluss des heissen Klimas und der sonstigen indischen Naturverhältnisse hat denn auch nicht verfehlt auf die Erânier einzuwirken und lässt den Uebergang vom Indier zum Erânier minder schroff erscheinen. Dieses Verhältniss ist jedoch keineswegs ein altes und das Vordringen der érânischen Bevölkerung nach Indien zu findet durch die Geschichte Indiens in den letzten Jahrhunderten ihre natürliche Begründung. Immerhin sind es die thatsächlichen Verhältnisse der jetzigen Zeit und von ihnen werden wir bei der Beschreibung der Bevölkerung auszugehen haben.

Die érânischen Völkerschaften, die wir am Indus — allerdings noch mit Jats und Hindus untermischt — antreffen, sind die Belûcen und Afghânen. Die ersteren wohnen an dem südlichen Theile des Flusses, die letzteren dehnen sich nördlich

noch über die Mündung des Kâbulstromes in den Indus aus. Das südliche Ende des Suleimângebirges kann man im Allgemeinen für die südliche Gränze der Afghânen, die nördliche der Belûcen gelten lassen, unmittelbar am Flusse sind jedoch die Belûcen viel weiter vorgedrungen und halten die bis zum 32 Breitengrade sich erstreckende Ebene Makelvâd[1]) besetzt. Diese nicht sehr bevölkerte Ebene liegt brach, trägt kein Gras, sondern ist grösstentheils mit niedrigem Gebüsche bewachsen, ohne Bäume; nur die Dörfer sind mit Dattelpalmen umgeben. Gegen Westen wird diese Ebene durch eine Reihe sandiger Hügel begränzt und hinter diesen liegen die ersten Ansiedelungen der Afghânen, die wir zuerst betrachten wollen. Von den eigentlichen Afghânen im engeren Sinne, welche sich, wie wir sehen werden, in zwei Abtheilungen spalten, werden die afghânischen Bewohner Indiens, welche das sogenannte Dâman (d. i. Saum) inne haben, als eine dritte Abtheilung abgetrennt, die sich in Sitten und Lebensweise von den beiden anderen, mehr êrânisch gebliebenen unterscheidet. Zu dieser dritten Gruppe gehört nun auch der westlich von der Ebene Makelvâd wohnende Stamm der Marvats, obwol sein Gebiet noch nicht zum eigentlichen Dâman gehört, sondern nördlich davon liegt. Die Marvats werden auf 8000 Familien geschätzt und bewohnen einen Raum von 35 (engl.) Quadratmeilen, der nördlich vom Bannu, südlich von Makelvâd, östlich von den Hügeln von Larghi und westlich vom Suleimângebirge begränzt wird. Die Bevölkerung ist eine spärliche, denn die Gegend ist ziemlich wasserlos und die Fruchtbarkeit zum grössten Theil vom Eintritte des Regens abhängig. — Südlich von den Marvats beginnt das eigentliche Dâman, das sich der Suleimânkette entlang ebensoweit erstreckt als die Ebene Makelvâd, die Breite des Landstriches wechselt von 8—10 engl. M. bis auf 30. Die Stämme, welche dieses Gebiet bevölkern, sind die Dauletkhails, Gandepûr, Miânkhail, Babûr und Storiânis. Sie werden unter dem Gesammtnamen der Lohâni zusammengefasst, in weiterer Ausdehnung nicht selten auch noch die Esaukhail, Marvats und Khaisor mit unter diesem Gesammtnamen einbegriffen. Die Dauletkhails bestehen aus etwa 8000

1) Cf. Elphinstone, Cabul. p. 366 flg.

Familien, zu ihnen werden noch mehrere westlich wohnende kleine Stämme gezählt, doch ist das Gebiet der eigentlichen Dauletkhails das fruchtbarere, da dasselbe durch den Gomal bewässert wird. Die Hauptstrasse, die längs des Gomal nach Ghazna und Kâbul führt, geht durch ihr Gebiet. Südlich von den Dauletkhails wohnen die Gandepûr in mehreren grossen Dörfern, ihre Zahl wird nicht angegeben. Noch südlicher folgen die Miânkhails (3000 Familien), deren Gebiet etwas weniger flach ist, ihr Hauptort ist Derabend, durch den sich eine Strasse nach Qandahâr zieht. Wiederum gegen Süden folgen dann die Babûrs, 4000 Familien stark, die gebildetsten unter den afghânischen Stämmen. Endlich am südlichsten sitzen die Storiânis (4000 Familien), diese waren bis vor nicht langer Zeit alle Nomaden, sind aber jetzt, weil äussere Verhältnisse sie an ihren Wanderungen hindern, zum Theil Ackerbauer, zum Theil Kaufleute geworden. In allen den genannten Gegenden dieser Stämme ist sowol der Anbau des Feldes und der Ertrag desselben dem von Indien ganz gleich. Die Lebensweise und die durch das Klima bedingte leichtere Kleidung scheiden sie von ihren westlichen Stammesgenossen, den östlichen Afghânen, mit denen sie mancherlei Aehnlichkeit haben, nur sind sie fremden Sitten zugänglicher geworden als die übrigen Afghânen, weil viele unter ihnen Handel treiben und die Welt besser kennen lernen.

Wenden wir uns von diesem Saumlande der Indusebene weiter nach Westen in das Suleimângebirge selbst, so treffen wir dort wieder andere Stämme und etwas veränderte Verhältnisse. Am nördlichsten wohnen die Vezîrîs [1]), die am häufigsten genannt werden, weil der Weg, der längs des Gomal nach Ghazna führt, durch ihr Gebiet geht und die Reisenden häufig von ihnen belästigt werden; sonst lassen sich die Vezîrîs ausserhalb ihres Gebietes nicht leicht sehen und es ist selbst Elphinstone bei seinem Aufenthalte in den Kâbulländern nicht gelungen, auch nur eines einzigen ansichtig zu werden. Später ist Masson zu ihnen vorgedrungen, ohne jedoch etwas Besonderes zu melden. Ihr Gebiet ist ziemlich umfangreich und erstreckt sich nördlich bis an den Safêd-koh; vom Parallel von Sîrafza

1) Elphinstone p. 384.

bis zur Quelle des Kurram theilen sie das Land mit den Jadrâns, so dass diese die westliche, die Vezîris die östliche Seite inne haben. Gegen Süden sind die Shîrânis ihre Nachbarn. Nur wenig bebautes Land findet sich im Gebiete der Vezîris, der grösste Theil besteht aus unfruchtbaren, waldigen Bergen, die niederen Hügel sind ganz nackt. Das Land ist reich an Eisen, das die Bewohner zu bearbeiten verstehen und zum Verkauf ausführen. Sie leben grösstentheils vom Fleisch der Schafe, Ochsen und Kamele, das sie halb roh verzehren. Die kleinen Stämme der Jadrâns und Kharotis, die ihnen im Westen wohnen, so wie der Stamm der Damtani, der wenigstens im Sommer in der Umgegend von Vaneh zu finden ist, unterscheiden sich in ihren Sitten und Gewohneiten nicht von ihnen. — Südlich von den Vezîris im Westen der Babûrs und Miânkhails gehört das Gebirge den Shîrânis, noch weiter südlich, im Westen der Storiânis, den Zmarris [1]. Die Shîrâni und Zmarri haben so ziemlich dieselbe Lebensweise. Die gebirgige Natur des ganzen Gebietes gestattet nur schmale Wege, die oft in die Felsen gehauen werden müssen und für Lastthiere unzugänglich sind. Die Besitzer wohnen in kleinen zerstreut liegenden Dörfern von 30—40 Häusern. Sie treiben vorzüglich Ackerbau, Geld kennen sie wenig und beschränken sich vornehmlich auf Tauschhandel. Sie ernten zweimal des Jahres und erzielen indisches Korn, Reis und Tabak; Rindvieh und Esel sowie wenige Schafe bilden ihren Viehstand, auch einige Ziegen. Sie haben keine Maulthiere und weder Pferde noch Kamele. Drei kleine Districte westlich vom Suleimângebirge aber am Fusse desselben, am rechten Ufer des Zhobaflusses gelegen, heissen Spushta, Sahra und Ghosa, der erste ist der nördlichste, der letzte der südlichste. Sie werden von den Marhail-, den Musakhail-, den Berg-Babûrs- und den Harripâl- und Kapip-Stämmen bewohnt, die aber sämmtlich unbedeutend sind, so wie ihr Gebiet unfruchtbar.

Nun erst, nachdem wir die Uebergangsstufe betrachtet haben, welche die afghânischen Bewohner des westlichen Indusgebietes sammt dem darüber sich erhebenden Suleimângebirge bilden, können wir zu den eigentlichen Afghânen im

1) Elphinstone p. 380 flg.

engeren Sinne übergehen. Sie zerfallen in zwei Gruppen, eine östliche und eine westliche. Die Stämme, welche den Nordosten von Afghânistân bewohnen, eingeschlossen vom Indus, den Salzbergen und dem Hindûkush- und Suleimângebirge, pflegt man unter dem Namen Berdurâni oder östliche Afghânen zusammenzufassen [1]). Die Landstriche, welche die östlichen Afghânen bewohnen, bestehen aus flachen, tief liegenden Ebenen, zum Theil auch aus stark hervortretenden Bergen. Die Ebenen sind heiss und fruchtbar, meist gut bevölkert und von sesshaften Ansiedlern bewohnt. Die Berge dagegen sind steil und klippig, auf ihren Gipfeln mit Wald gekrönt, sie dienen den einzelnen Völkerschaften als Scheidewände und hindern den Verkehr unter denselben; daher hier auch keine grösseren Staaten entstanden sind, sondern die alte Stammverfassung mit ihrer demokratischen Einrichtung vorherrscht, die nicht selten in vollkommene Anarchie ausartet. Sie zerfallen in Stämme, unter denen die Yûsuf-zais, Othmânkhail, Turkolâni, Khaiberi und die Bewohner, welche die Ebenen von Peshâver, Banghasht und Khattak bewohnen, hervorzuheben sind. Auch diese östlichen Afghânen ähneln in ihren Sitten noch vielfach den Indern, sie sind beinahe alle Ackerbauer und wohnen, im Gegensatze zu den nomadischen Stämmen, dicht gedrängt. Der Mangel an Land nöthigt den Einzelnen, sehr auf seinen Unterhalt bedacht zu sein und dieser Umstand hat auf den Charakter der Berdurânis nicht eben günstig eingewirkt, sie sind tapfer, thätig und fleissig, aber auch selbstsüchtig, streitsüchtig und unehrlich. Ihr Lebenswandel ist weit lasterhafter als der der übrigen afghânischen Stämme und dabei sind sie sehr zelotische Muhammedaner. Die Laster zeigen sich in höherem Grade bei den Bewohnern der Ebene, weniger bei den abgeschlossenen Stämmen der Gebirge. Sie üben zwar Gastfreundschaft, aber keineswegs in dem Grade wie die westlichen Afghânen. Ihr Gebiet umfasst die Hügel und Thäler des Hindûkush, die Ausläufer des Suleimângebirges, dann die Ebenen von Bajûr und Peshâver; doch bewohnen sie das Land nicht allein; die höchsten Thäler in der Nähe des Hindûkush halten die Kâfirs besetzt, weiter gegen Süden wird das Land

1) Elphinstone p. 325 flg.

von Hindus bebaut, wiewol in Abhängigkeit von den Afghânen und nur die niedrigsten Hügel haben sich diese selbst vorbehalten. Die Seiten dieser Hügel tragen Weizen und Gerste, wenn sie gut bewässert werden können, die Thalsohle selbst ist meistens reich an Wasser und liefert gute Ernten von Weizen, Reis, indischem Korn, Gerste, Zuckerrohr, Tabak und Baumwolle, selbstverständlich ist die Güte des Ertrags nicht aller Orten die nämliche. In den Wäldern der höheren Hügel giebt es viele wilde Thiere wie Tiger, Leoparden, Wölfe, Hyänen. Zum Feldbau verwendet man gewöhnlich Rinder; Esel und Maulesel werden zum Lasttragen verwendet, doch sind sie nicht sehr häufig, ebensowenig Pferde, ja in manchen Gegenden wie Sewâd, Boneri, Bajûr sind selbst Schafe nicht eben häufig.

Der grösste unter den Stämmen der östlichen Afghânen sind die Yûsuf-zais, welche ein weites Gebiet inne haben, nämlich die Ebene von Peshâver, die Thäler von Panjkora, Sewâd, Boneri (das Burrinduthal); selbst über den Indus sind sie vorgedrungen in das Thal des Dur, der bei Torbela in den Indus mündet. Der Besitz dieser Landstriche geht aber für die Afghânen nicht in sehr alte Zeit zurück. Nach einer Geschichte der Afghânen, aus der uns Elphinstone einige Auszüge mitgetheilt hat[1]), wohnten die Yûsuf-zais ursprünglich in der Gegend von Gharra und Nushki und kamen erst gegen das Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts nach Kâbul durch die Nachfolger Timurs, denen sie wesentliche Dienste leisteten. Wegen ihrer Unbotmässigkeit wurden sie jedoch bald wieder aus der Nähe der Stadt Kâbul vertrieben und wandten sich nunmehr ostwärts nach Peshâver und in die nördlich von dieser Stadt gelegenen Thäler. Dort fanden sie theils andere afghânische Stämme theils Inder vor, welche sie, durch neuen Zuzug aus Khorâsân verstärkt, bekriegten und den Besitz des Landes errangen. Sie sorgten dann auch für ihre Bundesgenossen, die Muhammedzais (8000 Familien), denen sie Landbesitz in der Gegend von Hashtnagar zuwiesen und die Goggiânis (8000 Familien), welche mit Duâbe und einem Theile von Bajûr abgefunden wurden,

1) Elphinstone p. 330 flg.

den letzteren Besitz aber später wieder einbüssten[1]. Ausserdem sorgten sie auch noch für die Othmânkhail, die in den Bergen östlich von Bajûr ihren Sitz haben. Die Yûsuf-zais theilen sich nun wieder in viele kleine Unterabtheilungen, welche alle mit Namen anzugeben nach Elphinstones Versicherung nahezu unmöglich ist. Sie sollen nach einheimischen Berichten nahezu an 900,000 Seelen stark sein, doch glaubt der englische Berichterstatter, dass man sie nicht höher als 700,000 Seelen schätzen dürfe[2]. Sie haben eine eigenthümliche Vertheilung des Landes unter sich eingeführt, Vaish genannt, die sich strenge nur bei ihnen durchgeführt findet, selbst bei den übrigen östlichen Afghânen ist sie nicht allgemein geworden, im Westen finden sich nur schwache Spuren davon. Es werden nämlich die Ländereien in gewissen, aber bei den einzelnen Stammesabtheilungen sehr verschiedenen Zeiträumen nach dem Lose unter der Bevölkerung gewechselt. Die Fâqirs, d. i. derjenige Theil der Bevölkerung, der kein Grundeigenthum besitzt, sind gehalten noch für die Yûsufzais zu arbeiten, so dass diese in der That den grössten Theil ihrer Zeit im Müssiggange zubringen können. Darum ist aber auch die Anarchie bei diesem Stamme grösser als irgendwo in Afghânistân.

Die nördliche und östliche Gränze des Thales Bajûr bilden Berge, welche genau genommen schon zum Hindûkush gehören. Sie bilden den Hauptbestandtheil des Landbesitzes der Othmânkhail, denn dieser Stamm besitzt ausserdem in der Ebene nur noch zwei lange aber schmale Thäler, die sich nach Sewâd hin öffnen. Die südliche Seite dieser Berge fällt steil ab, die nördliche aber nicht in demselben Grade, sie ist daher terrassenförmig angebaut. Die Othmânkhail kommen nur wenig mit anderen Stämmen in Berührung, was wol ihrer abgeschlossenen Lage zuzuschreiben ist, sie sollen aber unter sich viele Fehden haben, wenn auch nicht so viele wie die Yûsufzais. Sie werden nicht unter 10,000 Familien geschätzt.

Die Turkolânis[3] bestehen aus etwa 10—12000 Familien. Sie bewohnen das Thal Bajûr, aber nicht allein, im

1) Elphinstone l. c. p. 333. Masson (I, 132) schreibt Kogiâni.
2) Elphinstone p. 344.
3) Elphinstone p. 352.

oberen Theile wohnen Kâfirs, im unteren Inder; in den Ebenen ist überhaupt die Bevölkerung sehr gemischt. Die Afghânen sind jedoch der tonangebende Theil der Einwohner, der Fürst derselben lässt sich von der nicht-afghânischen Bevölkerung Tribut zahlen und bestreitet mit dieser Einnahme — etwa 100,000 Rupien — die Kosten eines stehenden Heeres. Da aber in diesem Theile Afghânistâns die Tribut zahlende Bevölkerung nicht genöthigt ist für ihre Herren zu arbeiten, so müssen die Turkolânis selbst Hand anlegen und sind darum arbeitsamer und weniger zu Händeln geneigt als die Yûsufzais. — Die südlichen Ausläufer der Berge der Othmânkhail, dann die Ebenen bis an den Kâbulstrom gehören den sogenannten oberen Mommands. Ihre Stärke wird gleichfalls auf 10,000 Familien angegeben [1], doch ist die Zahl wol zu hoch gegriffen, denn die Hügel sind dünn bevölkert und die Ebenen werden vielfach auch von Hindkis bewohnt. Die meisten Mommands treiben Ackerbau, ein Theil hütet die Heerden in den unbewohnten Strecken der Hügel. Sie haben ein Oberhaupt, das aber wenig zu sagen und keine weiteren Einkünfte hat als den Ertrag einiger Grundstücke. Weit bedeutender ist der Einfluss der den einzelnen Stammesabtheilungen beigegebenen Vorsteher oder Mâliks. Das Klima ist im Winter vier Monate hindurch kalt, im Sommer aber ausserordentlich heiss. Zwei Abtheilungen (Khails) wechseln ihren Aufenthalt und ziehen im Frühjahre mit ihren Heerden an den oberen Hilmend. Dies ist das einzige Beispiel von Wanderhorden unter den östlichen Afghânen.

Die Khaiberîs [2]) wohnen am Südufer des Kâbulflusses, in den nördlichen und östlichen Ausläufen des Safêd-Kôh. Ihr Gebiet zeigt grosse Abwechslung, ein Theil liegt ziemlich hoch auf den Bergen, dagegen der untere Theil zwischen kahlen Hügeln und hat reiche, aber sehr enge Thäler. Sie theilen sich in drei Abtheilungen: Afrîdî, Shainavarî und Urukzais (Orakzai nach Masson), betragen aber in Allem nur etwa 120,000 Seelen. Auch die oberen Mommands werden bisweilen als ein Stamm der Khaiberîs aufgeführt. Sie gelten für

1) Elphinstone p. 354.

2) l. c. p. 356. Masson I, 162 flg.

gute Soldaten, sind aber wegen ihres fast unüberwindlichen Hanges zum Stehlen gleichwol fast unbrauchbar.

Die Ebene von Peshâver wird von den folgenden Stämmen bewohnt[1]: den Muhammedzais, Goggiânis, Mehmends, Khalîls und Dâudzais. Von den beiden ersten Stämmen, die mit den Yûsuf-zais verbündet sind, ist bereits oben die Rede gewesen. Die drei andern werden unter dem Namen Ghori zu einer Einheit zusammengefasst. Auch sie sind spät, unter der Regierung von Babers Sohn nach Peshâver übergesiedelt, während sie früher im Westen von Ghazna gewohnt haben sollen, die Mehmends im Süden von Ghazna. Diese Mehmends oder Mommands leben in der Ebene und stehen in durchaus keinem Zusammenhange mit den früher genannten obern Mommands, doch sollen sie mit ihnen verwandt sein. Sie belaufen sich auf 12,000 Familien, die Dâudzais auf 10,000, die Khalîls dagegen nur auf 6000. Die übrigen Bewohner der Peshâverebene sind indischer Abkunft, die sogenannten Hindkis, die Gesammtbevölkerung der ganzen Ebene mag sich auf 300,000 Seelen belaufen.

In der letztern Gegend, welche der Kâbulstrom östlich von der Ebene von Peshâver bis zu seiner Mündung in den Indus durchläuft, wohnen auf seinem Nordufer die Yûsuf-zais, von deren Ansiedlungen schon die Rede gewesen ist. Am südlichen Kâbulufer bis an die Salzberge wohnen die Khattak[2]. Ihr Gebiet ist ziemlich umfangreich, etwa 70 engl. Meilen lang und 35 engl. M. breit, aber die Gegend ist unfruchtbar und öde, sehr steinig und nur in der Nähe des Flusses mit grünen Bäumen geziert, Dörfer giebt es nur wenige, aber sehr grosse. Der südliche Theil ist, wegen seiner grossen Entfernung von einem bedeutenden Flusse, der weniger fruchtbare. Die Khattaks sind es, welche in der Gegend der Stadt Makkad auch noch ostwärts über den Indus vorgedrungen sind. Die Khattaks zerfallen in zwei Abtheilungen, die nördliche soll 10,000, die südliche 15,000 Familien umfassen, wahrscheinlich ist jedoch diese Schätzung zu hoch. Die nördliche Abtheilung soll die südliche an Rechtlichkeit und

1) l. c. p. 352.
2) l. c. p. 360.

Ordnungsliebe weit übertreffen. Die Banghash[1]) wohnen westlich von den Khattaks, so dass sie die Khaiberis im Norden, die Vezìris im Süden, die Tûris im Westen haben. Ihr Gebiet ist ein langes Thal, das sich zu einer Ebene erweitert, welche etwa 12 engl. M. im Umkreise hat; diese Ebene heisst Unter-Banghash, während das Thal sammt den dazu gehörigen Hügeln Ober-Banghash genannt wird. Unter-Banghash ist fruchtbar und wohl bewässert, doch giebt es dort nur wenig Bäume mit Ausnahme der Zwergpalme. Ober-Banghash ist im Thale wohl bewässert und fruchtbar, aber die Hügel sind kahl und traurig, das Klima ist namentlich auf den Hügeln, die in der Nähe der Suleimânkette liegen, sehr wechselnd und die Berge nicht ganz frei von Schnee, doch scheint dieser niemals bis in die Ebenen herab sich zu erstrecken. Das Thal von Ober-Banghash setzt sich ziemlich parallel mit dem Kurramfluss laufend, gegen Westen fort und diese Fortsetzung wird von zwei Stämmen bewohnt den Tûrîs und den Jâjîs[2]). Die ersteren gränzen an Ober-Banghash, und das Klima sowie die Produkte ihres Landes sind so ziemlich dieselben wie dort. Das Gebiet der Jâjîs liegt der grossen Bergkette näher, es ist daher kälter und ärmer. Die Hügel sind mit Fichten bedeckt, Ziegen bilden die Mehrzahl der Hausthiere. Weder die Jâjîs, noch auch die Tûris werden strenge genommen mehr zu den Berdurânis gezählt, hier beginnt bereits die Uebergangsgruppe der Indusländer, von der oben bereits die Rede gewesen ist. Da indess die Tûris und Jâjîs sowie auch die nachfolgenden Stämme sich von den Bewohnern des Dâman ebensogut unterscheiden als wie von den östlichen Afghânen, so ist es wol am besten, sie hier anzuschliessen.

Die Stämme, welche neben den beiden oben genannten den Uebergang von der zweiten zur dritten Gruppe der Afghânen machen, sind: die Esau-Khail, Sheotak, Bannâsi, die Bewohner von Dowar und die Khosti[3]). Die drei ersten Stämme leben südlich von den Tûris, das Dâman liegt ihnen im Süden. Das Gebiet der Esaukhail erstreckt sich etwa

1) l. c. p. 362.
2) l. c. p. 363.
3) ibid.

30 engl. M. dem Indus entlang und ist etwa 12 engl. M. breit. Ausser im Osten ist es von allen Seiten von Bergen umgeben. Die Gegend ist fruchtbar, reich an Pflanzungen und Dorfschaften; Hauptprodukt des Landes ist der Weizen. Die Sheotaks wohnen westlich von den Hügeln der Esaukhail, Näheres ist jedoch über sie nicht bekannt. Gleichfalls westlich, nur noch etwas höher gegen Norden hinauf liegt Bannu, eine ausgedehnte Ebene, welche von dem Kurram bewässert wird. Diese ist sehr fruchtbar und gut angebaut, aber die Einwohner leben in beständiger Fehde mit einander. Noch oberhalb Bannu und durch Hügel davon abgeschieden liegt das lange aber schmale Thal Dowar, dessen Einwohner übel berüchtigt sind. Neben Dowar am Kurram liegt Khost, dessen Bewohner auch keines guten Rufes geniessen. Sie stehen sich in zwei Verbindungen, Tor Gundi und Spin Gundi (die schwarze und weisse Verbindung) gegenüber.

So haben wir denn in der ersten und zweiten Gruppe der Afghânen einen allmählichen Uebergang vom indischen Leben zum érânischen gefunden. Während die Bewohner des Dâman und die daran gränzenden Stämme fast ganz wie die Inder leben, zeigt die Gruppe der östlichen Afghânen ein grösseres Hinneigen zu Erân, aber doch noch viele Berührungen mit der ersten Gruppe. Dieses ändert sich vollständig bei der dritten Gruppe. Der lange Gebirgszug, der ganz Afghânistân durchschneidet und mit den Suleimângebirgen zusammenhängt, von welchem der Gomal herabkommt, scheidet nicht blos das Klima, sondern auch die Beschaffenheit der Gegend und damit zugleich die Lebensweise der Bewohner [1]. Das Gebiet der westlichen Afghânen zeigt nicht den schroffen Unterschied zwischen Berg und Thal wie im Osten. Die Thäler wechseln hier mit nur mässigen Hügeln oder auch, das Thal verliert sich unmerklich und allmählich in welliges Hügelland. Der allgemeine Eindruck des Landes ist der einer welligen Ebene, die theils vollständig Wüste, theils unvollständig bebaut ist. Im Allgemeinen ist darum das Land der westlichen Afghânen weit mehr für das Nomadenleben geeignet, als für den Ackerbau, womit aber noch nicht gesagt ist, dass der grösste Theil

1) Elphinstone l. c. p. 388 flg.

der westlichen Afghânen aus Nomaden besteht. Im Gegentheil, die überwiegende Anzahl derselben ist sesshaft, namentlich die Umgebung grösserer Städte ist so gut angebaut wie nur irgend wo in der Welt. Der grösseren Städte giebt es freilich nicht viele und diese sind, wie man kaum zu bemerken braucht, nicht von den Afghânen gegründet. Ausser Kâbul verdienen nur noch Ghazna, Qandahâr und höchstens noch Farah diesen Namen.

Den westlichsten Zweig der westlichen Afghânen bilden die Durânis, deren Gebiet 400 engl. M. lang und 120—140 e. M. breit sein mag. Begränzt wird das Land im Norden durch das Gebiet der Aimaqs und Hazâres, im Westen durch die grosse Wüste, welche das Innere Erâns ausfüllt, sowie im Südwesten durch Segestân und den Wüstenstrich, der dieses Land von Belûcistân trennt. Im Süden trennt die Durânis die Ebene Shorawak und die Berge Khoja Amrân von dem Gebiete der Terîns und Kakers, im Osten ist keine natürliche Gränze vorhanden. Ohwol der grösste Theil des Durânigebietes unfruchtbar genannt werden muss, so ist es doch nicht so schlecht, dass es nicht an den meisten Stellen wenigstens den Nomaden Futter und Wasser zu geben vermöchte. Die Umgegend der Flüsse ist wohl bebaut und selbst in etwas weiterer Entfernung durch künstliche Wasserleitungen fruchtbar gemacht. Die Nomaden besitzen eine gesonderte Sommerstation (Eilaq) und eine Winterstation (Kishlaq), diese Sitte werden wir auch weiter im Westen finden, sie scheint eine altérânische zu sein, trotzdem dass sie jetzt mit türkischem Namen bezeichnet wird. Die nomadisirenden Afghânen leben unter schwarzen Haarzelten (سیاه چادر), Dörfer giebt es natürlich nur an Stellen, welche des Anbaues fähig sind, auch sind diese nicht gross. Die Durânis führten früher den Namen Abdâlis, sie haben aber den Namen gewechselt, seitdem Ahmed Shâh, der Begründer der afghânischen Macht, in Folge des Traums eines Heiligen den Titel Shâh-dûr-i-dûrân angenommen hatte[1]). Ihre frühere Geschichte ist ungewiss, nach unverbürgten Ueberlieferungen sollen sie von Westen her, aus Khorâsân in ihr jetziges Gebiet eingewandert sein. Sie zerfallen ursprünglich in zwei grosse Ab-

1) Elphinstone p. 388 flg.

theilungen: Zîrak und Panjpàh, diese Unterscheidung ist jetzt nicht mehr im Gebrauche, aber alle Stämme führen sich noch auf eine dieser beiden Abtheilungen zurück. Sie vertheilen sich in der folgenden Weise[1]:

Zîrak	Panjpâh
Popalzai	Nurzai
Allekkozai (Alikouzeï[2])	Alizai
Bârikzai (Borikzeï[2])	Ishakzai
Atschikzai	Khugàni
	Maku.

Unter diesen Stämmen sind die Popalzai die bedeutendsten, da aus einem Clane derselben (Saddozai) der Begründer der afghânischen Macht hervorgegangen ist. Popalzais wohnen hauptsächlich um Shahr Saffa und am untern Ternekflusse, einige in der Nähe von Qandahâr, viele auch in der hügeligen Gegend im Norden dieser Stadt. Sie werden auf 12,000 Familien geschätzt und gelten für den gebildetsten Theil der Afghânen. Nur wenige sind Nomaden, die meisten Ackerbauer. — An Ansehen nicht viel geringer als die Popalzai sind die Bârikzai und an Zahl weit bedeutender, denn man berechnet sie auf 30,000 Familien. Sie bewohnen die Gegend im Süden von Qandahâr, das Thal des Arghesân und des Hilmend, so wie die trockene Ebene, welche beide Flüsse scheidet. In der Gegend von Qandahâr, an den Ufern der Flüsse, übrigens überall wo es überhaupt die Umstände erlauben, sind sie eifrige Ackerbauer, dennoch besteht der grösste Theil des Stammes aus Nomaden. Sie gelten für sehr muthig und kriegerisch. — Die Atschikzais sind eigentlich kein besonderer Stamm, sondern erst durch Ahmed-shâh von den Bârikzais abgetrennt worden, weil ihm die Grösse dieses Stammes anfing bedenklich zu werden. Jetzt haben sie durchaus keine Verbindung mehr mit dem Stamme, welchem sie ihren Ursprung verdanken. Sie bewohnen das Khoja-Amrângebirge von der Lora bis zum Kaddenai, haben ihr eigenes Oberhaupt und

1) l. c. p. 397.

2) Cf. Khanikof, *Mémoire sur le partie meridionale de l'Asie centrale* p. 133.

gelten für die wildesten unter den Durânis. Sie leben blos von Viehzucht und vom Raube. Ihre Zahl wird auf 5000 Familien geschätzt, dürfte aber nicht mehr als 3000 betragen. — — Die Nurzais sind ebenso zahlreich wie die Bârikzais, sie bewohnen die Hügel im Westen und die Wüste im Süden des Durânigebietes. Sie sind fast alle Nomaden, spielen jedoch keine besondere Rolle unter den Afghânen, trotzdem dass sie für kriegerisch gelten. — Die Alizais werden auf 15,000 Familien geschätzt. Sie bewohnen Zemîndâver am obern Hilmend und sind meist Ackerbauer. — Die Allekkozais sind nur 10,000 Familien, der Hilmend trennt sie von den Alizais, mit denen sie in ihrer Lebensweise die grösste Aehnlichkeit haben. — Die Ishakzais leben zwischen Zemîndâwer und der Wüste, sie sind nur etwa 10,000 Familien, die sich zu gleichen Theilen als Ackerbauer und Nomaden vertheilen — Maku und Khugâni sind zwei kleine Stämme, die kein eignes Land besitzen, manche von ihnen leben bei Qandahâr, andere unter den Nurzais. Obwol jeder der Clane einen ihm bestimmt zugemessenen Landstrich hat, so halten sie sich doch nicht strenge aus einander und manche erwerben auch Grundstücke auf fremdem Gebiet und in manchen Gegenden wie in der Umgegend von Qandahâr und im sogenannten Garmsîr leben Angehörige fast aller Stämme. Die meisten Nomaden aus dem Stamme der Durânis findet man in der hügeligen Gegend zwischen Herât und Segestân. Die Nomaden im Süden von Qandahâr nehmen ihren Sommeraufenthalt in den Bergen von Tobba, was am Hilmend wohnt, begiebt sich in die Berge der Aimaqs und Hazâras.

Im weiteren Sinne mag zu den Durânis auch noch der Stamm der Terîns gerechnet werden, da derselbe mit ihnen in gutem Einvernehmen steht[1]), demnach greift dieser Stamm im Süden Kâbulistâns über die Gränzen der westlichen Afghânen in das Gebiet der östlichen hinüber. Die Terîns zerfallen in weisse und schwarze (spin und tor Terîn). Die ersteren bewohnen das lange Thal Zawara und die Ebenen Tal und Katiali, Gegenden, die sich in der Nähe des Thales Pishin bis gegen das Suleimângebirge ausdehnen. Die Tor Terîns wohnen in

1) Elphinstone p. 427.

Pishîn selbst. Sie sind meist Ackerbauer, nehmen aber auch an dem Handel Theil, der zwischen Qandahâr und Sind stattfindet. Beide Stämme der Terîns sind sich in ihrer Lebensweise sehr ähnlich.

Der zweite grosse Stamm der westlichen Afghânen sind die Ghilzais[1]. Sie besitzen den oberen Theil des Ternekthales, von einer Steinbrücke im Osten von Tat und es ist nicht unrichtig, wenn man von da nördlich vom Paropanisus an bis zu den Hügeln am Arghesân im Süden die westliche Gränze dieses Stammes zieht, obwol dann noch einige fremde Bestandtheile in ihr Gebiet eingeschlossen sind, wie die zwischen Kâbul und Ghazna lebenden Wardaks. Nördlich begränzt ihr Gebiet der Fluss Panjir und scheidet es von dem sogenannten Kohistân, nachdem aber dieser Fluss sich einmal mit dem Kâbul vereinigt hat, zieht sich das Ghilzailand östlich bis an die Höhen von Jelâlâbâd, wo es mit dem der östlichen Afghânen zusammenstösst. Den übrigen Theil der Ostgränze bildet der Zweig des Suleimângebirges, welcher das indische und érânische Klima scheidet. Die südliche Gränze ist schwer zu bestimmen: man findet noch Ghilzais bei Vaneh und in einigen unfruchtbaren Gebieten oberhalb des Gomal, im Südwesten trennt sie eine Hügelreihe vom Arghesân. In den Gegenden, welche zwischen dieser Südost- und Südwestgränze liegen, herrscht theils eine aus Kakers und Ghilzais gemischte Bevölkerung, theils trennen wüste Landstriche ohne alle Bewohner die beiden Stämme. Die Beschaffenheit des Landes, welches die Ghilzais bewohnen, ist sehr verschieden. Eine Hochebene läuft vom oberen Ternek bis gegen Makkar und Qala-i-Abd-ur-Rehîm, aber sie ist schlecht bewässert und namentlich in der Umgegend von Makkar weder für den Ackerbau, noch auch für die Viehzucht tauglich; nur am mittleren Ternek ist einige Cultur, weiterhin ist auch da Alles unfruchtbar und der künstlichen Canäle giebt es nur wenige. Ueberhaupt besteht das ganze Ghilzaigebiet grösstentheils aus sandigen Ebenen und unfruchtbaren Hügeln, nur in der Nähe des Âbistâdesees herrscht stellenweise eine grössere Fruchtbarkeit, das

1) l. c. p. 429 flg. Vgl. auch Masson II, 204, der Ohtak statt Hotaki schreibt.

Ufer des Sees selbst ist von Tamarisken umgeben, nur hie und da findet man eine Pappel oder einen Weidenbaum. Ghazna und Kâbul gehören zum Gebiete dieses Stammes, doch rrscht in der Nähe jener Städte die Tâjikbevölkerung vor. Die Ghilzais theilen sich in zwei Abtheilungen: die Torân und die Burhân, die erstere Abtheilung ist die ältere, sie besteht aus zwei Clanen, der eine heisst Hotaki und ist jetzt nur 5—6000 Familien stark, früher war er stärker. Sie leben grösstentheils in Zelten, beschäftigen sich aber auch vielfach mit Ackerbau und Handel. Der andere Stamm heisst Tokhi, er besteht aus 12,000 Familien, die meist in der Umgegend von Kelat-i-Ghilzai leben. Für sich allein besitzen sie Land im Ternekthale und in der hügeligen Gegend, welche die Ausläufer des Paropanisus bilden, doch wohnen sie auch an vielen Stellen vermischt mit den Hotakis. Die zweite grosse Abtheilung (Burhân) besteht aus 4 Clanen: Suleimânkhail, Alikhail, Andar und Taraki. Unter diesen ist der Suleimânkhail der zahlreichste, er enthält 30—35,000 Familien und zerfällt wieder in vier Abtheilungen (Uluss), von denen zwei die Qaisarkhail und Ismaelzai im Süden und Osten von Ghazna leben, dagegen die Sultânzai nördlich von den Wardaks, meist mit Ackerbau beschäftigt, die Ahmedzai im Osten des Loghar, in den Thälern Altamûr und Speigha. Die Alikhail werden auf 8000 Familien gerechnet, aber diese Zahl ist offenbar zu hoch gegriffen, da sie an Land ausser dem kleinen Thal Zurmul nur wenig besitzen und selbst dieses Thal ist nur zur Hälfte von ihnen besetzt. Die Andars sind 12,000 Familien und bebauen den reichen District Shilgar im Süden von Ghazna. Die Taraki, gleichfalls 12,000 Familien, wohnen in der Gegend von Makkar, sie sind grösstentheils Nomaden und begeben sich im Winter theils westwärts in das Gebiet der Durânis, theils ostwärts bis nach dem Dâman. Ausserdem sind noch zu den Ghilzais zu zählen: die Sahâks (5—6000 Familien), die zum Theil in Kharvâr, zum Theil in Paghmân wohnen, dann die Shîrpâs, die sich mit den Tâjiks im Koh-i-Dâman mischen und auch 6000 Familien stark sein sollen. — Die Hotakis und Tokhis unterscheiden sich in ihrer Kleidung nicht viel von den Durânis, aber die Aehnlichkeit nimmt ab, wenn wir weiter nach Osten gehen.

Die Tarakis bilden den Uebergang von den westlichen zu den östlichen Afghânen, sie unterscheiden sich nicht blos von den Durânis, sondern sind auch unter sich selbst wieder verschieden. Die innere Verfassung der Ghilzais ist ganz abweichend von der der Durânis, der Einfluss der einzelnen Oberhäupter der Clans fast gänzlich vernichtet und diese begnügen sich auch, nur unter ihren nächsten Anverwandten Ordnung zu halten, ohne sich in die Angelegenheiten der entfernter stehenden Stammesgenossen einzumischen. In der Kleidung gleichen die Ghilzais mehr den Bewohnern des Dâman als den Durânis, namentlich lieben sie es, weisse Turbane zu tragen. An Bildung stehen sie entschieden unter den Durânis, selbst nach ihrem eigenen Geständnisse, doch darf man ihnen unmittelbar hinter diesen ihren Platz anweisen.

Noch mag hier einiger kleiner Stämme gedacht werden, die entweder zu den Ghilzais in einiger Beziehung stehen oder ihren Grundbesitz innerhalb des Landes derselben haben. Der Stamm der Kharotis kann zu den Ghilzais im weiteren Sinne gerechnet werden. Er bewohnt einen Ausläufer des Suleimângebirges, dessen Hauptkette gegen Osten seine Gränze bildet, während ein anderer Ausläufer ihn nach Norden begränzt. Im Westen bildet der Gomal die Gränze, und würde sie auch gegen Süden bilden, wenn das kleine Gebiet von Vanch nicht dazwischen läge. Die Kharotis besitzen einige enge Thäler, die durch hohe Gebirge von einander geschieden werden und sollen 5—6000 Familien stark sein. Hauptort ist Sirafza, der 500 Häuser zählt. Das Land bringt nur eine Ernte und hat im Winter drei Monate lang Schnee; während dieser Zeit sind die Bewohner an aller Thätigkeit gehindert, wer nicht reich genug ist, um so lange müssig zu liegen, wendet sich südwärts an den Gomal. In einem ähnlichen Verhältnisse stehen die Wardaks, die im Westen vom Paropanisus, auf den drei übrigen Seiten von den Ghilzais begränzt werden. Ihr Gebiet ist ein langes Thal zwischen Hügeln, die sie vom Thale des Logar trennen, es erstreckt sich dasselbe auch noch etwas in den Paropanisus hinein. Der Fluss, den man gewöhnlich den Fluss von Ghazna nennt, entspringt im Süden ihres Landes und bewässert dasselbe. Sie sind ohne Ausnahme Ackerbauer, — Der einzige afghânische Stamm, der noch zu erwähnen ist,

sind die **Kakers**, ihr Gebiet ist indess so entlegen, dass es nur wenig besucht wird, darum sind auch die Nachrichten über sie nur dürftig. Ihre nördliche Gränze stimmt mit der südlichen der Ghilzais überein, auch im Westen sind diese in den Tobbabergen und in Pishin ihre Nachbarn, weiterhin die Belûcen im Süden und die Terins. Ihr Gebiet ist ziemlich ausgedehnt und sie spalten sich in unzählige kleine Abtheilungen.

Alle die genannten Stämme der Afghânen haben ein bestimmtes Ländergebiet im Besitze, und die Gränzen der einzelnen unter denselben sind, wenn auch nicht durch geschriebenes Gesetz, doch durch das Herkommen geschieden. Ein einziger Stamm, die **Nasirs**, ist davon ausgenommen, er besitzt gar kein Gebiet[1]. Die Nasirs leben im Frühjahre und im Sommer in kleinen Abtheilungen von 2—5 Zelten zerstreut im Lande der Ghilzais, oder noch weiter westlich in Khoràsân, später sammeln sie sich an Orten, welche sie erreichen können in Abtheilungen von etwa 200 Zelten und ziehen zu Anfang des Herbstes an den Indus. Ihr Weg dahin führt durch das Land der ihnen feindlich gesinnten Vezîris und es werden für die Zeit dieser Gefahr, welche 9—10 Tage anhält, ganz besondere Massregeln getroffen. Jede Privatfeindschaft muss während dieser Zeit schweigen, es wird für jede Abtheilung ein eigener Zugführer gewählt und diesem grosse Gewalt eingeräumt. Der ganze Stamm rückt nun in der von den Zugführern bestimmten Ordnung fort, die Einen müssen das Vieh treiben, die Andern sich bereit halten, einen etwa erfolgenden Angriff zurückzuweisen. So geht der Weg durch das Gomalthal bis an den Indus, dort führen die Männer ein müssiges Leben und lassen alle Arbeiten durch die Frauen besorgen, sobald aber der Schnee vom Takht-i-Suleimân verschwunden ist, begeben sie sich in derselben Weise wieder in ihre Sommerlager zurück. Es werden Volksversammlungen gehalten, und in ihnen die Führer gewählt, wie denn überhaupt ihre Einrichtung der der unabhängigen Stämme gleicht. Sie werden auf 12,000 Familien geschätzt, ihre Kleidung hält die Mitte zwischen den westlichen und östlichen

1) Elphinstone p. 457 flg.

Afghânen, doch gleichen sie durch ihre weissen Turbane mehr den letzteren. Sie leben fast nur von ihren Heerden, der Verkauf ihrer Erzeugnisse und das Vermiethen ihrer Kamele dient dazu, ihnen die wenigen Bedürfnisse zu verschaffen, die sie von auswärts beziehen müssen. Ihre Herkunft ist unbestimmt, am wahrscheinlichsten ist noch die Vermuthung, dass sie eingewanderte Belûcen sind. Die Nasirs behaupten zwar, mit dem Durâniclane der Hotakis verwandt zu sein, aber diese lehnen die Verwandtschaft ab und sehen in ihnen blos Schutzverwandte.

Die Geschichte der Afghânen beginnt erst zu der Zeit, als sie eine geschichtliche Bedeutung erlangten, d. h. erst in den letzten Jahrhunderten. Dass sie über ihre früheren Schicksale keine Erinnerungen bewahrt haben, ist bei einem so rohen Volke, das niemals die Wissenschaften pflegte, ganz natürlich. Was die Einleitungen zu den verschiedenen Geschichtswerken sagen, in welchen die Afghânen selbst ihre Geschichte beschreiben, ist unglaubwürdig und zeigt das deutliche Bestreben, die Anfänge der afghânischen Stämme mit den glänzendsten Erscheinungen des Islâm in Beziehung zu setzen, auch stimmen diese Berichte in manchen Dingen gar nicht unter sich überein. Die Hauptpunkte der Erzählung, welche Nimet-Allah, einer der bekanntesten Geschichtschreiber der Afghânen, über die Urgeschichte seines Volkes giebt, dürften die folgenden sein [1]. Nach ihm hatte der israelitische König Tâlût (Saul) zwei Söhne, Berkhia und Ermia, diese liess David, nachdem er zur Regierung gelangt war, erziehen und beförderte sie zu Ehrenämtern. Sohn des Ermia war Afghâna, der unter Suleimân (Salomo) den Oberbefehl über die israelitische Armee führte. Afghâna hatte vierzig Söhne, deren Nachkommen allmählich so zahlreich wurden, dass sich an Grösse kein anderer Stamm mit ihnen messen konnte [2]. Als nun Nebucadnezar die Juden in die Gefangenschaft führte, wurden auch die Nachkommen Afghânas mit ihnen abgeführt und in die

1) Cf. *History of the Afghans translated from the Persian of Neamet-Ullah by B. Dorn. London* 1829. 2 *Bde.* 4[to]. Der Verfasser lebte unter Jehângîr in Indien und verfasste sein Werk in den Jahren 1609—11 n. Chr.

2) Dorn l. c. I, 21.

Districte Ghor, Ghazna, Kâbul, Qandahâr und Koh Fîroza vertheilt; ein Theil der Nachkommen Afghânas flüchtete sich aber nach Arabien und blieb dort wohnen, unterhielt aber fortwährend Beziehungen mit seinen im Osten wohnenden Brüdern. Aus der Mitte dieser nach Arabien eingewanderten Nachkommen Afghânas soll nun auch Khâlid, der berühmte Feldherr der ersten Khalifen, hervorgegangen sein. Durch ihre Verwandten im Westen erhielten nun die Afghânen im Osten sofort Nachricht von dem Auftreten des grossen Propheten Muhammed und ein Theil der afghânischen Häuptlinge entschloss sich, auf diese Kunde hin sofort zu einer Wallfahrt nach Medîna. Unter ihnen trat namentlich ein gewisser Qais hervor, welcher, vom Propheten mit dem Ehrennamen Abd-ur-rashîd ausgezeichnet, in sein Vaterland zurückkehrte. Er hatte drei Söhne, Sarbanni, Batanî und Ghargasht, von denen wieder Söhne und die afghânischen Stämme herkommen [1]). Andere unter den Afghânenfürsten hatten Gelegenheit, sich während der Züge Mahmûds von Ghazna auszuzeichnen; der eigentliche Anfang der Bedeutung der Afghânen ist aber erst unter die Dynastie der indischen Ghoriden zu verlegen. Sultan Shihâḅ-ed-dîn Ghorî veranlasste sie, aus dem Ghor auszuwandern und sich in der Umgegend von Ghazna anzusiedeln. In Folge dieser Aufforderung verliessen sämmtliche Afghânenstämme ihre Heimath im Paropanisus und nahmen ihre Wohnsitze in Koh Suleimân, Ashnaghar, Bajûr, an den Gränzen von Kâbul bis Nîlâb und in den Umgebungen von Qandahâr bis Multân [2]).

Mit der obigen Erzählung des Nimet-allâh stimmt in den meisten Punkten eine zweite überein, die uns Raverty aus einem andern historischen Werke der Afghânen, genannt Taḍkirat ul mulûk, mitgetheilt hat [3]). Nach ihm hatte Abd-urraschîd drei Söhne, Sarî, Gharî und Tabrî. Von dem ersten stammt die grosse Abtheilung der Sarbans, zu denen sich folgende Stämme rechnen: Abdâli, Tarîn, Barech, Ma-

1) Dorn I, 38.

2) Dorn I, 40.

3) *Raverty grammar of the Pukhto language* p. 7 flg. (1. Aufl.). Ich wage in der nachfolgenden Aufzählung der Stämme nicht, Ravertys Rechtschreibung zu ändern und lasse daher seine Orthographie bestehen.

bâna, Gharshîn, Shîrânî, Bâbarî, Kânsi, Jamand, Kâtanî, Kaliânî, Tarkânî, Khalîl, Mhomand, Dâud-zoe und Yûsuf-zoe. Die verschiedenen Theile der Ghargashts stammen von Gharî, dem zweiten Sohne ab, zu ihnen rechnen sich: die Surânî, Jailam, Drukzoe, Afrîdî, Chakânî, Jankî oder Jangî, Kerâni, Bâbi und Mashwânî. Von dem dritten Sohne Tabrî leiten sich die Ghalzoe, Lûdhi, Niâzi, Lohânî, Sorbânî und Klakpûrstämme ab. Es scheint auch, dass der Verfasser dieser Einleitung nicht denselben Nachdruck darauf legt, dass seine Landsleute aus dem Ghor ausgewandert sind, sondern den Hauptsitz derselben in der Umgegend des Takht-i-Suleimân findet. Dass die Nachricht falsch sei, nach welcher die Afghânen zu den Israeliten gehörten und sich nach dem Exil in Afghânistan angesiedelt hätten, wird heut zu Tage allgemein zugegeben, obwol sich diese Ansicht bis auf die neueste Zeit einiger Anhänger zu erfreuen hatte. Dagegen hat der andere Theil der obigen Erzählung, dass die Afghânen erst später in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert seien, vielen Beifall gefunden und dürfte auch richtig sein. Lassen hat mit Recht darauf hingewiesen [1]), dass die Berichte der einzelnen Afghânenstämme die späte Einwanderung der Afghânen in das östliche Kâbulistân bestätigen. Nach den von Elphinstone eingezogenen Nachrichten sassen die Yûsufzai früher in Garra und Nushki an der Gränze der grossen Wüste, wo wir jetzt Belûcen finden, von dort wurden sie um 1300 n. Chr. vertrieben und wanderten erst nach Kâbul und von da nach Peshâver (cf. oben p. 312), wo sie aber schon die afghânischen Stämme Dilazak und Khaiber vorfanden. Die Ghoris wohnten noch um 1450 westlich von Ghazna am Ternek, erst seit Sultan Bâber scheinen sie nach Peshâver gekommen zu sein. Die Turkolâni, die jetzt in Bajûr wohnen, waren früher in Laghmân ansässig. Das Vordringen von Westen nach Osten ist daher nicht ganz unwahrscheinlich.

Die äussere Erscheinung der Afghânen ist uns durch v. Khanikof geschildert worden [2]). Die Nase des Afghanen ist gewöhnlich gross und abgeplattet, nicht vorn zugespitzt wie

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde* I, 427.

2) Khanikof: *Mémoire sur l'ethnographie de la Perse* p. 105.

bei den westlichen Erâniern. Die Unterlippe ist meist ziemlich dick, die Hände, namentlich die Finger, sind sehr lang, die Augen horizontal, die Augenspalte weit und nicht so sehr geöffnet wie bei den westlichen Erâniern. Das Aussehen der Afghânen hat meistens etwas Abstossendes, Uebelwollendes, der Hals ist nicht sehr lang und sitzt tief in den Schultern, die Haut, wenn sie nicht zu sehr der Luft ausgesetzt wird, hat etwas Sammetartiges, einen matten Glanz und ein schwärzliches Ansehen. Im Allgemeinen gleicht das Ansehen der Afghânen ziemlich dem der später zu erwähnenden Tâjiks, doch ist ihr Wuchs weit schlanker als bei diesen.

Sind die obigen Vermuthungen über den westlichen Ursprung der Afghânen richtig, so werden wir die Afghânen unter den Paropanisaden der Alten zu suchen haben. Das Paropanisadenland umfasst nach Ptolemäus die Stadt Kâbul mit ihrem Gebiete bis an die Gränzen Baktriens, Ghazna, Bâmiân und das Land im Westen des Kohi Bâba.

Die Namen Afghân und Afghânistân sind den Afghânen von aussenher gegeben worden, und sie wissen selbst nicht, wie sie zu ihnen gekommen sind, ebensowenig wissen die neuern Perser einen sicheren Grund für den Ursprung dieses Namens anzugeben. Die Afghânen nennen sich selbst Pashtûn, im Osten Pakhtûn, ihr Land aber Pashtûnkhâ, d. i. Pashtunseite, ihre Sprache endlich Pashto oder Pakhto. Was diese Worte aber bedeuten sollen, ist bis jetzt dunkel geblieben[1].

Die Sprache der Afghânen ist in neuerer Zeit mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen[2]. Im Allgemeinen dürfte das Urtheil über diese Sprache feststehen, dass wir in ihr nämlich weder einen indischen, noch einen érânischen Dialekt, sondern eine selbstständige Sprache zu sehen haben,

---

1) Lassen, *Ind. Alterthumskunde I*, 428, sucht nachzuweisen, dass die Pashtûn oder Pakhtûn den alten Paktyern entsprechen. Die Sache mag richtig sein, aber der alte und der neuere Name werden kaum zusammenhängen.

2) Ausser auf die Grammatik von Raverty und die Wörterbücher von Raverty und Bellew verweisen wir auf Dorn, *grammatische Bemerkungen über das Pushtu. St. Petersburg* 1840, Fr. Müller, *über die Sprache der Afghânen*. 1. 2. 3. *Wien* 1862. 63. 67. E. Trumpp, *die Verwandtschaftsverhältnisse der Pushtu* in der *Zeitschr. der DMG. XXI*, 10 flg. *XXIII*, 1 flg.

welche sowol nach der indischen, wie nach der éränischen Seite hin Anknüpfungspunkte bietet. Eine solche Mittelstellung begreift sich auch aus der Lage der afghânischen Wohnsitze. Im Besondern freilich stehen sich zwei Ansichten unvermittelt gegenüber, nach der einen ist der indische Bestandtheil der vorherrschende, das Eränische blose Beimischung, während es sich nach der zweiten Ansicht gerade umgekehrt verhält. Es ist schwer, über diesen Punkt ins Reine zu kommen, da wir das Afghânische blos in Aufzeichnungen aus neuester Zeit untersuchen können, dazu in Literaturdenkmälern, die eingestandenermassen nach bestimmten fremden Vorbildern geschrieben sind, eine solche Streitfrage wie die vorliegende würde sich aber am besten schlichten lassen, wenn man die Sprache historisch durch einige Jahrhunderte verfolgen könnte, dann würde sich leicht zeigen, welches der beiden Elemente das ursprüngliche und welches das eingedrungene sei. Das Resultat scheint verschieden zu sein, je nachdem man die östlichen oder westlichen Afghânen zu Rathe zieht. Weitere Forschungen über die afghânische Sprache sind für éränische Ethnographie vom höchsten Interesse, wichtige Uebereinstimmungen mit den éränischen Sprachen nicht nur im Wortschatze, sondern auch in der Grammatik lassen sich schon jetzt nicht leugnen, dahin rechnen wir die Pluralbildung, das persönliche Pronomen der ersten Person, die Pronomina suffixa u. A. m. Aber auch eben so bedeutende Berührungen mit den indischen Sprachen lassen sich nicht ableugnen und sind nicht einmal auffallend, da es sicher genug ist, dass nicht nur am Kâbulstrome, sondern auch südlich in Gedrosien im Alterthume eine überwiegend indische Bevölkerung wohnte. Wahrscheinlich hatte sich aber unter diese indische Bevölkerung schon seit sehr langer Zeit eine nicht ganz unbedeutende éränische Minderheit gemischt und so mag nach und nach aus diesen beiden Bestandtheilen das Volk der Afghânen entstanden sein. Dieser eigenthümlichen Bevölkerung des éränischen Ostens entsprachen auch eigenthümliche Verhältnisse, welche wir im Verlaufe dieses Werkes mehr als einmal hervorzuheben Gelegenheit finden werden.

Im Gebiete der Afghânen findet man neben diesen selbst namentlich im östlichen Kabulistân eine indische Bevölkerung,

die man unter dem Namen Hindki zusammenfasst[1]). Sie sprechen einen indischen Dialekt und man trifft sie besonders häufig in und um Peshâver und in Bajûr, zerstreut kommen sie auch im Gebiete der Yûsuf-zais und anderer Stämme im Nordosten Kâbulistâns vor. Ihre Sprache ist mit der Sprache des Penjâb nahe verwandt, ihr Aussehen ist ganz indisch, viele von ihnen behalten auch ihre indische Tracht bei. Sie werden als sehr furchtsam und sehr sparsam geschildert, daher leben Viele von ihnen in sehr guten Vermögensverhältnissen; man verwendet sie gerne zu Geschäften, die mit Geldangelegenheiten oder dem Rechnungswesen zusammenhängen. Sie wollen als ächte Inder gelten und behaupten, vor nicht langer Zeit aus Indien nach Kàbul eingewandert zu sein. Im Thale des Kamehtromes und in einigen Thälern von Laghmân findet man sie jedoch auch als selbständigen Stamm und sie scheinen früher noch weiter im nordöstlichen Afghânistân verbreitet gewesen zu sein. Dort sprechen sie die Sprache, welche in den Memoiren Babers als Laghmânî genannt wird. Wir möchten daher diese Hindkis nicht als Eingewanderte, sondern als ursprüngliche Bewohner des Landes ansehen.

2. Belûcen und Brahuis.

Das unwirthbare Land, welches die Belûcen bewohnen, wird nur selten von Reisenden betreten, da keine Strassen durch dasselbe führen und die Unfruchtbarkeit, wie der räuberische Charakter der Einwohner gleich wenig zum Besuche einladen. Wir sind daher noch jetzt im Wesentlichen auf die Nachrichten angewiesen, welche Pottinger bereits im Jahre 1810 gesammelt hat[2]); bei den einfachen Verhältnissen in jenen Gegenden dürfte sich jedoch seit jener Zeit nichts Wesentliches geändert haben. Die Belûcen theilen ihr Land mit einem andern Volksstamm, den Brahuis, als Ganzes werden jedoch beide Völkerstämme stets unter dem Namen der Belûcen zusammengefasst. Der Unterschied zwischen diesen beiden Völkerklassen ist jedoch ein sehr beträchtlicher. Die Sprache der

1) Elphinstone p. 316 flg.
2) Pottinger *travels p.* 50 flg.

Belûcen ist eine éranische und steht dem modernen Neupersischen so nahe, dass man sie mit dessen Hülfe verstehen kann[1].) Obwohl nun Wechselheirathen den Gegensatz zwischen Belûcen und Brahuis sehr gemildert haben, so ist derselbe doch auch jetzt noch auffallend genug. Die Belûcen im engern Sinne zerfallen in drei Stämme: die Nharuis, Rinds und Maghzi. Die Nharuis bewohnen namentlich den Theil Belûcistâns, der westlich von der Wüste liegt[2], Abtheilungen (Khails) derselben findet man jedoch auch bei Nushki und in Seïstân. Die beiden andern Stämme, die Rinds und Maghzi sind besonders in Kaccha Gandava ansässig, wohin sie zu verschiedenen Zeiten aus Mekrân übergesiedelt sind und wo sie sich nach und nach mit den Jats verschmolzen haben. Die Nharuis sind schöne grosse Gestalten, nicht grade von grosser physischer Stärke, aber abgehärtet gegen das Klima und fähig, die grössten Beschwerden zu ertragen. Sie sind sehr tapfer, aber auch der wildeste und räuberischste Theil der Belûcen, welche in ihren Raubzügen (Capûs), mit denen sie die umliegenden Gegenden unsicher machen, nicht blos eine Quelle des Erwerbs finden, sondern sie auch als ruhmvolle Unternehmungen ansehen. Die Rinds und die Maghzis sind weniger räuberisch, dies scheint aber blos daher zu kommen, dass sie mehr unter Aufsicht stehen als ihre westlichen Nachbarn[3]; in den Gebirgen, wo dies nicht der Fall ist, sind sie ebenso schlimm wie die Nharuis, denen sie auch im Aussehen gleichen, ohne darum ebenso abgehärtet zu sein wie diese; das heisse Klima, in welchem sie wohnen, hat sie sehr verweichlicht. Ihre Gesichtsfarbe ist dunkler als die der Nharuis; dies ist aber gleichfalls dem heisseren Klima zuzuschreiben. Alle Belûcen sind sehr gastfrei. Sie wohnen in Zelten aus schwarzem Filz, der über ein Gestell gezogen ist und man nennt sie Ghedân, eine Anzahl solcher Ghedâns bildet einen Tumân, d. i. ein

1) Pottinger l. c. p. 58: *The similarity of sound is, however, so very striking, that during my journey amongst these people, I latterly understood from my knowledge of Persian, almost every sentence that I heard spoken in Beloochee.*

2) Pottinger p. 55.

3) Pottinger p. 60.

Dorf[1]), die Einwohner aber einen Khail, oder eine Genossenschaft. Viele Belûcen, besonders unter den Nharuis, leben indessen auch in Lehmhänsern oder in Festungen. Die gewöhnliche Kleidung eines Belûcen ist ein grobes meist blaues Hemd aus Kattun, das bis an die Kniee reicht, die Beinkleider sind entweder aus demselben Stoffe, oder aus gestreiftem Zeuge. Für gewöhnlich tragen sie blos eine kleine Mütze von Seide oder Kattun auf dem Kopfe, die nur bei Festlichkeiten mit dem Turbane vertauscht wird, bei solchen Gelegenheiten tragen sie auch einen Gürtel (Kamarband). Der Anzug der Frauen ist dem der Männer sehr ähnlich. Die Krieger führen die Flinte, das Schwert und die Lanze, einen Dolch und einen Schild, sie verstehen fast alle sehr gut zu schiessen und lieben es deshalb mehr, aus der Ferne zu kämpfen, als in der Nähe. Ihre Vergnügungen sind der Art, wie man sie bei einem rohen Volke erwarten muss: Faustkampf, Kampfspiele und Jagd nehmen einen hervorragenden Rang darunter ein. Ihre Gebräuche haben nichts Eigenthümliches, sie folgen grösstentheils den Vorschriften des Qorân. Manche Nachrichten sollen ihre Verwandtschaft mit den Afghânen und Juden behaupten, doch lehnen die Belûcen Beides ab. Das Aussehen der Belûcen hat Pottinger auf die Vermuthung geführt, dass dieselben ein ursprünglich mongolischer Stamm sein möchten, der später erst die persische Sprache sich angeeignet habe. Dies ist nun an und für sich nicht sehr wahrscheinlich und auch mit den historischen Nachrichten der muhammedanischen Geographen nicht wohl vereinbar. Dass aber die Einfälle der Mongolen und Seljuqiden bei den Belûcen Spuren zurückgelassen haben, dürfte nicht wohl zu bezweifeln sein. Fast alle sind schlank, hochgewachsen und von herkulischem Körperbau und haben in ihrem Aeussern einige mongolische Züge. Ihre Füsse sind gross und haben breite Sohlen, die Stirn ist niedrig, ihr Haar hart, die Nase meist stumpf und breit. Nach Ansicht eines berühmten Forschers[2]) gleichen diese Nomaden den Kirghisen am meisten.

1) Pottinger p. 62.
2) Cf. N. de Khanikof, *le tour du Monde* 1861. *nro.* 96.

Die zweite grosse Abtheilung der Bewohner Belûcistâns sind die Brahuis[1]. Sie haben Vieles mit den Belûcen gemein, theilen sich aber in noch mehr Unterabtheilungen und sind dem Wanderleben noch mehr ergeben als diese, indem sie ihren Standort im Winter und im Sommer verändern. An Thätigkeit, Stärke und Abhärtung übertreffen sie die meisten Völker, die Brahuis können ebensowol die Kälte der Gebirgszüge Belûcistâns, als die Hitze von Kaccha Gandava ertragen. In ihrem Aeussern unterscheiden sie sich so sehr von den Belûcen, dass es unmöglich ist, sie mit diesen zu verwechseln. Statt der hohen Gestalt und der langen Gesichter ihrer Nachbarn haben die Brahuis kurze, dicke Knochen und runde Gesichter, viele von ihnen haben braune Haare und Bärte. Im Landbau sind sie sehr eifrig und arbeiten viel, ihre Nahrung ist dieselbe wie die der Belûcen, doch lieben sie Fleisch über Alles, dieses verzehren sie halb roh, ohne Brot und Salz: sie sind überhaupt ihrer Gefrässigkeit wegen berüchtigt und ihre ausgedehnten Heerden erlauben ihnen, ihre Gelüste in dieser Hinsicht zu befriedigen, auch behaupten sie, in ihren kalten Gebirgen seien Fleischspeisen durchaus nothwendig. Die Brahuis sind ebenso gastfreundlich wie die Belûcen, ihr Charakter ist aber dem der letzteren vorzuziehen. Die grössten Untugenden der Belûcen: Geiz, Rachsucht und Grausamkeit, fehlen ihnen, ihre Dankbarkeit ist dauernd und ihre Treue selbst von den Belûcen anerkannt. Ihre Vergnügungen sind dieselben wie die der Belûcen, ihre Kleidung besteht im Sommer wie im Winter in einem weissen, weiten Hemde und Beinkleidern von derselben Farbe. Die Brahuis sind alle Sunniten.

Die Geschichte der Belûcen lässt sich, ebenso wie die der Afghânen, nur in höchst dürftigen Spuren rückwärts verfolgen, aus leicht begreiflichen Gründen. In die Ebene am Indus und nach Sindh, wo sie neuerdings sich verbreitet haben, sind sie ziemlich spät eingewandert, wahrscheinlich nicht viel vor 1786. Aber auch in dem östlichen Theile des jetzigen Belûcistân scheinen sie nicht von jeher heimisch, wir wissen, dass Kelât und das umgebende Land viele Jahrhunderte von eige-

1) Pottinger p. 70 flg.

nen Königen beherrscht wurde, die als Hindu bezeichnet werden und Sehva genannt wurden. Der letzte dieses Geschlechts wurde durch Angriffe der Afghânen genöthigt Kumbur, den Häuptling der Belûcen in Panjgar, zu Hülfe zu rufen. Dieser kam, vertrieb aber zuletzt die einheimische Dynastie und die Belûcen scheinen erst seit dieser Zeit (etwa 1600) sich im östlichen Theile des Landes festgesetzt zu haben, während ihre Heimath entschieden im Westen zu suchen ist[1]). Der Name der Belûcen findet sich im Mittelalter bei Firdosi[2]) und später auch bei andern muhammedanischen Geographen und zwar in Verbindung mit dem Namen der Kûc. Den Schlüssel geben uns die Bemerkungen Istakhris und anderer muhammedanischer Geographen, aus ihnen sieht man, dass die Namen كوچ (Kûe) oder قفس (Qufs) oder قفص (Qufṣ) die Berge bezeichnen[3]), welche jetzt den Namen Bushkurd führen und die äusserste Westgränze Mekrâns bilden und die Landecke ausfüllen, welche in den indischen Ocean hineinspringt und eine Seite des Eingangs zum persischen Meerbusen bildet, indem sie nur einen schmalen Streif Landes zwischen dem Berge und dem Meere zurücklässt. Die Bewohner dieser Gebirge werden bald zu den Arabern, bald zu den Kurden gezählt, sind aber nach übereinstimmenden Berichten eine räuberische, äusserst übelberüchtigte Menschenklasse, von denen sogar bezweifelt wird, ob man sie wirklich zu den Menschen rechnen dürfe, wie sie denn auch angeblich keine Religion haben sollen. Im Gegensatze dazu werden die Zustände der Belûcen als sehr geordnet geschildert, sie blieben noch unter der Regierung der Ummayyaden eifrige Anhänger des Magiercultus und bekehrten sich erst seit der Zeit der Abbâsiden. Es erhellt aus den Angaben Istakhris, dass die Belûcen noch im 10. Jahrhundert n. Chr. an den Gränzen Kermâns sassen, ihre Verbreitung gegen Osten dürfte bald nachher unter den Wirren der Seljuqen und Ghazneviden begonnen haben. Das Wenige, was sich über diese Völker aus Forschungen über die ältern Zeiten ergiebt, bestätigt die obigen Verhältnisse. Der im 7. Jahrhundert unserer Zeitrech-

1) Pottinger p. 276.

2) Shâhnâme p. 402, 1. ed. Macan.

3) Cf. die Untersuchungen Lassens in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV, 478 flg. und Yâqût s. vv. بلوص und قفس.

nung reisende Chinese Hiuen-thsang berichtet uns, dass das Land zwar von den Persern beherrscht werde, dass aber der Dienst des Çiva und indische Sitten im Lande gebräuchlich seien. Wir dürfen dem chinesischen Reisenden in diesem Stück vertrauen, da er der indischen Sprache wohl kundig und mit indischen Sitten durch längeren Aufenthalt vertraut war. Aus den Namen, welche uns Ptolemäus von den verschiedenen Völkerschaften Gedrosiens überliefert hat, lässt sich kein sicherer Schluss darauf ziehen, ob die Gedrosier näher mit den Indern oder den Êrâniern verwandt waren. Der Zug Alexanders des Grossen liefert für diese Gegenden kein Ergebniss als die Gewissheit, dass auch damals die Hauptstadt des Landes, Pura, im Westen war. Ob wir die Brahuis unter den asiatischen Aethiopen verstehen dürfen, welche Herodot in der siebzehnten Satrapie zugleich mit den Parikaniern nennt (Her. III, 94), ist nicht gewiss, aber doch wahrscheinlich, ebenso dürften unter den Μύχοι oder Μέχοι Herodots und den Maka der Keilinschriften die Bewohner Mekrâns verstanden werden. Hiernach dürften wir also für die ältere Zeit eine aus Indern und Erâniern gemischte Bevölkerung Belûcistâns annehmen, wie auch jetzt noch der Fall ist, mit dem Unterschiede jedoch, dass sich in der älteren Zeit die indische Bevölkerung beträchtlich weiter nach Westen erstreckte als gegenwärtig.

Je unvollständiger die Nachrichten sind, welche uns über die Bewohner Belûcistâns bis jetzt zu Gebote stehen, desto grösseres Gewicht müssen wir auf die sicheren Schlüsse legen, zu denen die Sprache der Völker dieses Gebiets uns berechtigt. Die Belûcen sprechen eine eigene Sprache oder vielmehr einen eigenen Dialekt. Dieser beginnt im Westen an der Ostgränze Kirmâns; bereits in Banpur und Basman wird die Sprache der Belûcen gesprochen. Gegen Osten sind sie bis an den Indus vorgedrungen und halten das ganze westliche Ufer im südlichen Laufe dieses Flusses besetzt (cf. oben p. 308). Das Inselland Candkoh, Burdgâh, Ken, Muzarka, dann ganz Sevistân ist gegenwärtig von Belûcen besetzt. Ihre nördliche Sprachgränze fällt mit der südlichen des Afghânengebietes zusammen, im Süden endet ihr Land mit dem Meere[1]).

1) Cf. Lassen, *Zeitschrift für die Kunde des Morgenl. IV*, 96. 97. 474 flg.

Dass aber diese Verbreitung der Belûcen gegen Osten erst eine ziemlich späte sei, haben die obigen Nachrichten gezeigt, ebenso dass die wahre Heimat der Belucen im Westen zu suchen sei. Es kann unter diesen Umständen nicht auffallen, wenn wir finden, dass die Sprache der Belûcen ein érânischer Dialekt und die Verwandtschaft derselben mit den übrigen érânischen Sprachen eine viel nähere sei, als die der afghânischen. Zwar ist unsere Kenntniss von der Sprache der Belûcen noch eine sehr geringe [1]), doch reicht sie hin, um uns eine Grammatik der Sprache wenigstens in ihren Hauptzügen zu entwerfen [2]). Diese stellt sich nun in den Grundzügen als eine durchaus érânische heraus, mit eigenthümlichen Abweichungen und Alterthümlichkeiten sowohl in der Grammatik, als im Wortschatze. An Fremdwörtern ist allerdings kein Mangel, und zwar sind dieselben theilweise aus dem Arabischen, theilweise aus den indischen Sprachen entnommen, der ersteren Sprache gehören vorzugsweise die Bezeichnungen für religiöse Gegenstände, der zweiten die des gewöhnlichen Lebens an und sie können natürlich nur für späte Eindringlinge gelten. Von mongolischen Bestandtheilen ist unseres Wissens Nichts ermittelt, doch spricht dieser Umstand nicht gegen die Annahme einer starken mongolischen Beimischung zu den Belûcen, da wir aus andern Beispielen wissen, dass die Mongolen sehr geneigt sind, ihre Sprache zu Gunsten der érânischen aufzugeben.

Da also die Belûcen ohne Zweifel erst in sehr neuer Zeit in den östlichen Theil ihrer jetzigen Wohnsitze eingewandert sind, so erhält das Volk der Brahuis, welches diese Wohnsitze mit ihnen theilt, für uns eine erhöhte Wichtigkeit. Die Brahuisprache wird jetzt im Khanat von Kelât gesprochen, gegen Norden begränzt sie die Stadt Shâl, gegen Westen Kohak (im Westen von Panjgar), im Südwesten Kej, im Süden der niedrige und heisse Theil Jalavâns. Im Osten wird die Stadt Harrand als äusserster Punkt angegeben, in früherer

1) Meines Wissens sind wir noch immer auf die Mittheilungen von Leech beschränkt: *Epitome of the grammars of the Brahuiky, the Balochky and the Penjabi languages etc. Journal of As. Society of Bengal VII*, 538. 608. 711. 780.

2) Lassen l. c. p. 419 flg.

Zeit dürfte ihre Ausbreitung eine grössere gewesen sein. Auch über diese Sprache hat Lassen eingehende Untersuchungen angestellt[1]) und es hat sich gezeigt, dass sie mit der Sprache der Belûcen nichts gemein hat. Obwol mit indischen und arabischen Wörtern überladen, ist der Bau der Sprache doch ein von der indogermanischen verschiedener und scheint sich an die Sprachen Südindiens anzuschliessen. Dieses Ergebniss ist nicht unwichtig, es bestätigt, was schon Lassen auf die Angaben der Alten und Inder gestützt, bewiesen hat: dass Afghânistân und Belûcistân Uebergangslande sind, die man eigentlich weder zu Indien, noch zu Erân rechnen darf, in welchen in alten Zeiten die Bevölkerung vorwiegend indisch, die Herrschaft aber vorwiegend bei den Erâniern war. Das indische Sprachverhältniss scheint auch hier eingedrungen und der Norden dieses Gebiets von sanskritredenden Indern, der Süden aber von Drâviḍas bewohnt gewesen zu sein.

3. Tâjîks.

Vermischt mit Afghânen und Belûcen, aber durchaus nicht auf die Gebiete der beiden eben genannten Völkerschaften beschränkt, treffen wir eine interessante Volksklasse, die man im Lande selbst mit verschiedenen Namen belegt. Man nennt sie bald Dihqân, Landmann, von ihrer Beschäftigung, oder auch Dihvâr, Dorfbewohner, von ihren Wohnsitzen, oder Pârsivân, von der Sprache, denn es ist ein charakteristisches Kennzeichen dieser Volksklasse, dass sie überall persisch spricht. Der Name aber, unter dem sie am meisten bekannt ist, ist der Name Tâjîk[2]). Hören wir auf die Versicherung von An-

1) Lassen l. c. V, 337 flg.

2) Dass man mit dem Namen Tâjik einen Araber bezeichnen konnte, leidet keinen Zweifel. So findet sich der Name תאֲזִיך im Bundehesch gebraucht, so 48, 12, wo von סוסיאי תאֲזִיך, einem arabischen Pferde, die Rede ist, auch 82, 2, wo die Araber mit diesem Namen bezeichnet werden Im Sanskrit heissen tâjika oder tâjaka die aus dem arabischen übersetzten astronomischen Lehrbücher (cf. Böhtlingk-Roth, *Sanskritwörterbuch s. v.*), auch das neup. تازی, arabisch, spricht dafür. Im Armenischen soll տաճիկ (tačik) einen Türken bedeuten, doch steht mir keine Beleg-

gehörigen dieser Völkerklasse, so würde Tâjîk einen Araber bedeuten und der Name ihnen ihrer Abstammung wegen gegeben worden sein, denn sie wollen aus Babylon stammen, wie Wood auf seiner Reise zu den Quellen des Oxus erfuhr [1]). Obwol die Erklärung des Namens eine mögliche ist, so stehen doch sprachliche Bedenken dieser Deutung entgegen und den Ungrund der Ueberlieferung, als stammten die Tâjîks aus Babylon, hat neuerdings v. Khanikof [2]) überzeugend nachgewiesen. Es ist allerdings richtig, dass während der Verfolgungen, welche die Familie des Propheten unter Hajjâj in den letzten fünf und zwanzig Jahren des ersten Jahrhunderts der Hejra erfuhr, mehrere Mitglieder derselben in die Gegenden jenseits des Oxus flüchteten und sich dort unter die unabhängige Bevölkerung mischten. Es mag darum sein, dass einige der Tâjîks mit Recht ihren Stammbaum auf diese Familie des Propheten zurückführen und sich demgemäss als Araber bezeichnen können, doch gilt dies für die wenigsten, allein es ist ganz natürlich, dass jeder eifrige Muselman unter den Tâjîks dieser Ehre theilhaftig zu werden suchte und daher alle oder doch die Meisten sich eine solche Abstammung zuschrieben.

Nach allen Anzeichen zu schliessen bilden die Tâjîks den ältesten Theil der Bevölkerung in den Ländern, welche sie bewohnen, wie sie denn auch durchgängig persisch sprechen. Sie finden sich nicht blos in Kâbul, Herât, Segestân, sondern auch noch im Norden: in Balkh, Khîva und Bokhârâ, in Bâdakhshân bis gegen die Hochebene von Pâmer. Die Bewohner des Districtes Wakhân zunächst von Pâmer und den Oxusquellen sprechen zwar nicht mehr persisch, haben aber ganz das Aussehen der Tâjîks und scheinen ursprünglich gleichfalls zu ihnen gehört zu haben. In Bokhârâ schätzte Meyendorff die Zahl der Tâjîks auf 650000, Murawiew in Khîva auf

stelle zu Gebote. Da aber die Tâjîks schon unter den Sâsâniden von den Chinesen unter dem Namen Tiao-ci erwähnt werden, so wird die Sache zweifelhaft und es ist wol das Sicherste mit Khanikof das Wort auf np تاج, tâj, Krone, Kopfputz zurückzuführen und darunter die eigenthümliche Kopfbedeckung zu verstehen, welche die Anhänger Zarathustras bis heute tragen.

1) Wood, *journey* p. 257—59.

2) *Mémoire sur l'ethnographie de la Perse* p. 87 flg.

100000 [1]). In geringerer Anzahl finden sie sich aber noch viel weiter verbreitet, als Kaufleute treffen wir sie östlich bis nach China, namentlich in Hami, Turfân, Aqsu, Ush, Khotan und Yarkend angesiedelt, westlich bis Orenburg und Kasan. In Khîva nennt man sie auch Sarten, doch sollen sie diesen Namen als einen Schimpfnamen auffassen. Ihre Beschäftigung ist eine überwiegend friedliche: Ackerbau und Handel. Ihre Rolle als civilisatorische Race haben sie bis jetzt nicht aufgegeben und Bokhârâ ist nur desswegen Hauptsitz der mittelasiatischen Civilisation, weil dort am meisten Tâjiks wohnen. In Bokhârâ und Khîva gehören nicht blos die berühmtesten Lehrer zu ihnen, sondern auch die einflussreichsten Staatsbeamten, welche Aemter verwalten, zu denen mehr als gewöhnlicher Geist erforderlich ist. Obwol sie gegenwärtig nicht mehr der Religion der Feueranbeter angehören, so deuten doch noch verschiedene ihrer Gebräuche darauf hin, dass sie früher dieser Religion zugethan waren. Noch jetzt scheuen sich die Tâjiks in Bâdakhshân ein Licht auszublasen, weil sie dadurch das Feuer zu verunreinigen fürchten [2]). In Bokhârâ feiern sie ein Fest, bei dem man über das Feuer zu springen hat und das die orthodoxe Geistlichkeit bis heute mit Missbilligung ansicht. Kranke nöthigt man das Feuer zu umwandeln oder, wenn sie zu schwach dazu sind, lässt man sie wenigstens die Augen auf ein angezündetes Licht richten. Wird ein Kind geboren, so lässt man 40 Tage lang neben seiner Wiege ein Licht brennen, um die bösen Geister von ihm abzuhalten [3]). Ueber ihre physische Beschaffenheit haben wir neuerlich von competenter Seite eine ausführliche Beschreibung erhalten [4]). Gewöhnlich sind sie hoch gewachsen, haben schwarze Haare und Augen und einen langen Kopf wie die Perser, aber das Stirnbein zwischen den beiden halbkreisförmigen Linien der Schläfe ist breiter, daher auch das Gesicht breiter erscheint als es bei den westlichen Persern der Fall ist. Nase, Mund und Augen sind gut gezeichnet, die erstere ist selten gebogen, sondern gewöhnlich gerade, aber mehr hervorstechend als bei den mongoli-

1) Ritter V, 724. 727. Wood, *journey* p. 293 flg.
2) Wood l. c. p. 333.
3) Khanikof l. c. p. 92.
4) Khanikof l. c. p. 103.

schen Völkerschaften, wiewol nicht so sehr als bei den im Süden und Westen wohnenden Erâniern. Der Mund ist sehr gross, ebenso Ohren und Füsse. Sie haben denselben Reichthum an Haaren wie die übrigen Erânier, nicht blos ist der Kopf dicht damit bewachsen und der Bart stark, sie finden sich auch reichlich auf der Brust und den Armen. Der Knochenbau ist stärker als bei den westlichen Erâniern, es fehlen darum auch schlanke, hochgewachsene Gestalten und die Tâjîks haben neben den westlichen Erâniern etwas Plumpes. — Weit schwieriger als über ihre körperliche Beschaffenheit ist es, über ihren geistigen Zustand ein allgemeines Urtheil abzugeben, denn dieser wechselt natürlich in den einzelnen Ländern und durch die Behandlung, welche sie erfahren, auch ist nicht ohne Einfluss auf ihren Charakter dass sie überwiegend Untergebene sind. Dass die Tâjîks sich meist den friedlichen Beschäftigungen zuwenden, ist schon gesagt worden, Ausnahmen finden sich blos in Afghânistân, wo wir durch Elphinstones Bemühungen über die Zustände derselben am besten unterrichtet sind. Auch dort wohnen die meisten Tâjîks friedlich unter der übrigen Bevölkerung und stehen in gutem Einvernehmen mit den Afghânen, mit welchen sie Wechselheirathen abschliessen [1]). Sie zahlen mehr Steuern als die Afghânen und müssen einen ziemlichen Theil des Heeres stellen. Am zahlreichsten sind sie in der Nähe der Städte, sie bilden den Hauptheil der Bevölkerung um Kâbul, Qandahâr, Ghazna, Herât und Balkh, dagegen in den wilden Thälern des Landes, in den Gegenden der Hazâres und Kakers findet man auch nicht einen einzigen Tâjîk. Ausser diesen unter den Afghânen zerstreuten Tâjîks giebt es aber auch an mehreren Orten noch solche, welche ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Unter ihnen sind die wichtigsten diejenigen, welche im Berglande (Kohistân), im Norden der Stadt Kâbul, wohnen. Die drei langen Thäler, aus denen dieses Bergland besteht: Nijrov, Panjir und Ghorband sind reich an Schluchten, die ihre Wasser in das Hauptthal ergiessen. Die angebauten Stellen bringen nicht blos Weizen und andere Kornfrüchte hervor, sondern auch Tabak und Baumwolle, was bei der hohen Lage in Er-

1) Elphinstone p. 312 flg.

staunen setzen muss. Die Hauptnahrung erhalten aber die Bewohner durch die zahlreichen Maulbeerbäume, deren Früchte sie zu trocknen und zu einem nahrhaften Brote zu verarbeiten wissen. Vieh ist nicht zahlreich, denn die Raubthiere sind sehr häufig. Die Bevölkerung schätzt man nur auf etwa 40000, aber die Bewohner sind unabhängige Tâjiks, die in ihrer geschützten Lage, trotz der Nähe der Hauptstadt des Landes, ihre Unabhängigkeit zu wahren verstanden — ähnlich wie die alten Uxier in der Nähe der persischen Hauptstadt. Sie sind in der That nicht blos vollkommen unabhängig von den Beherrschern Kâbuls, auch ihre eigenen Häuptlinge haben nur wenig Macht über sie. Sie gelten als ausgezeichnete Fusssoldaten, besonders in den Bergen, aber ihre ganze Kraft wird durch nutzlose innere Zwistigkeiten aufgezehrt. Sie lieben die Fehden in einem Grade, dass sie es für eine Schande erklären, auf dem Bette zu sterben. Sie führen Flinten, Pistolen uud Dolche, ihre Häuptlinge, die im Frieden nicht viel zu sagen haben, leiten sie im Felde. — Ein anderer Zweig von Tâjiks sind die Barekis, die das Logarthal und einen Theil von But-Khâk[1]) bewohnen. Obwol sie mitten unter Afghânen wohnen und ganz deren Sitten angenommen haben, so bilden sie doch noch einen eigenen Stamm und haben besondere Felder. Sie stellen eine ziemliche Anzahl von Soldaten und sind hoch geachtet. Sie bestanden zur Zeit als Elphinstone seine Nachrichten sammelte (1809) aus etwa 6000 Familien. Etwa von gleicher Anzahl siud die Parmulis oder Fermulis, ein anderer Zweig der Tâjiks. Sie bewohnen Urghun, im Lande der Kharotis, mit denen sie in immerwährender Fehde leben; ein kleiner Theil befindet sich im Westen von Kâbul, sie beschäftigen sich vorzugsweise mit Handel und Ackerbau. Die Gesammtzahl der in Afghânistan lebenden Tâjiks kann man auf anderthalb Millionen annehmen.

In Herât und der Umgegend sind die sesshaften Einwohner Tâjiks und durchgängig Sunniten. Ebenso bilden sie den alten Theil der Bevölkerung in Seïstân, wo sie den Namen dihqân, Landmann, führen, aus ihnen hebeu sich die

1) Elphinstone p. 492. Khanikof, *Mém sur la partie méridionale de l'Asie centrale p.* 159.

Kaiâniden heraus, welche den Adel bilden und sich von den alten Königen Erâns abzustammen rühmen; bis in die neueste Zeit wurde aus ihnen der Statthalter der Provinz genommen[1]. Auch unter den Belûceen werden die Dorfbewohner mit dem Namen dihqân oder dihvâr ausgezeichnet. Sie sprechen alle persisch und sind über ganz Belûcistân zerstreut[2]. Nach ihrer Angabe wären sie Ueberbleibsel von der Armee Nâdirshâhs, sie wohnen aber offenbar schon viel länger im Lande. Sie beschäftigen sich zumeist mit Ackerbau, in der Nähe Kelâts haben sie die Obliegenheit dem Khân ohne Bezahlung zu dienen, ihm Wasser, Gras, Holz und Korn für seine Gäste zu liefern und ihn auf seinen Jagdpartien zu begleiten. Für diese Dienste haben sie wieder gewisse Vorrechte, unter denen das vorzüglichste ist, dass sie keine Grundsteuer zu bezahlen brauchen, dass sie keinen Zoll entrichten wenn sie Waaren auf den Markt bringen, nicht zum Militärdienste beigezogen werden und ihre Thiere auf allen freien Plätzen um Kelât weiden lassen können. Sie sind ruhig und harmlos und erkennen stillschweigend die Ueberlegenheit der Belûcen und der Brahuis an. In ihrer Statur sinken sie unter das gewöhnliche Maass herab, ihr Aeussres ist nicht schön, doch haben sie einen einnehmenden Zug in ihrem Aeussern. Gegen Fremde sind sie höflich, aber nicht gastfrei.

Aus diesem Allen dürfte erhellen, dass die Tâjîks die ursprüngliche, aber meist die unterworfene Bevölkerung des Landes ist. Zu bemerken ist noch, dass der Name Tâjik auf das östliche Erân beschränkt ist. Wo in Westérân ähnliche Verhältnisse vorkommen finden wir andere Namen. In weiterer Beziehung müssen wir zu den Tâjîks auch die persisch redende Bevölkerung Ostérâns zählen, besonders die Bewohner der Städte Khâf, Rui, Tebes und Birjand, wo sie sich am reinsten erhalten hat, während im südlichen Segestân viele Afghânen und Belûcen untermischt sind. Die Sprache hat der Tâjik mit dem Westérânier gemein, von dem er sich sonst durch einen brauneren Teint und kürzere Statur unterscheidet[3].

1) Khanikof l. c.
2) Pottinger p. 79.
3) Vámbéry, *Skizzen aus Mittelasien p.* p. 256 flg.

4. Hazâres und Aimaqs.

Eine eigene Betrachtung erfordern die Bewohner des gebirgigen Landstriches, der sich von Kâbul bis gegen Herât erstreckt und von den muhammedanischen Geographen unter dem Gesammtnamen des Ghôr zusammengefasst wird. Die Einwohner dieses Landstriches werden Aimaqs und Hazâres genannt und gelten gewöhnlich für tatarischer Abkunft, eine Annahme, die, wie wir sehen werden, nur unter Einschränkungen richtig ist. Diese Annahme verdankt ihren Ursprung den Mittheilungen Elphinstones, der zwar das Land nicht selbst besucht, wohl aber Erkundigungen über dasselbe eingezogen hat. Er äussert sich über die Einwohner desselben folgendermaassen [1]: „Man ist erstaunt innerhalb der Gränzen Afghânistâns und gerade in dem Theile, welcher der ursprüngliche Wohnsitz der Afghânen sein soll, ein Volk zu finden, das sich in Aussehen, Sprache und Sitte ganz von dieser Nation unterscheidet. Das Räthsel scheint gelöst, wenn wir finden, dass es seinen türkischen Nachbaren gleicht, aber Verschiedenheiten finden sich auch da, welche uns in noch grössere Verwirrung bringen als früher. Das Volk selbst bietet uns keine Hülfe, um die Dunkelheiten zu entfernen, denn sie haben keine Berichte über ihren eigenen Ursprung, noch giebt ihre Sprache, die ein persischer Dialekt ist, irgend eine Handhabe, durch die wir entdecken könnten, aus welcher Race sie entsprungen sind. Ihre Gesichtszüge weisen sie indess sofort der tatarischen Race zu und eine Ueberlieferung erklärt sie für Nachkommen der Mongolen. Sie werden in der That bis heute Mongolen genannt und häufig mit den Mongolen und Cagatai verwechselt, welche in der Nähe von Herât wohnen. Sie selbst erkennen diese Verwandtschaft mit diesen Stämmen an, ebenso mit den Kalmücken, die in Kâbul ansässig sind, und sie schliessen Wechselheirathen mit diesen beiden Nationen. Sie verstehen aber die Sprache der Mongolen um Herât nicht. Abulfazl sagt, dass sie die Ueberbleibsel des Mongolenfürsten Manku-Khân seien, des Enkels von Jingiz-Khân und

1) Elphinstone p. 478 flg.

Sultan Baber bezeugt, dass die Hazâres noch bis zu seiner Zeit mongolisch sprachen [1]".

Diese Bemerkungen Elphinstones sind vollkommen richtig für die Hazâres, welche den östlichen Theil des Ghor bewohnen, in östlicher Richtung aber sich gegen Kâbul nicht über das Ghorbandthal (am Hindûkush) hinaus erstrecken. Sie sind uns am besten bekannt geworden, da der Weg von Kâbul nach Balkh durch ihr Gebiet führt. Spätere Reisende, wie Wood und Bellew, bestätigen ihr tatarisches Aussehen sowie dass sie jetzt persisch sprechen; Wood giebt auch ein Verzeichniss ihrer Stämme (cf. die Beilagen), unter denen die Dia Zingi, Deh Zingi und Sheikh Ali die wichtigsten sind und schätzt ihre Gesammtzahl auf 156000 Seelen. Ueber ihren Charakter und ihre Lebensweise dürfte die Schilderung Elphinstones noch heute die richtige sein. Nach ihm dient das Korn das sie bauen in ihrer rauhen Gegend nur als Beihülfe, weit wichtiger ist ihnen das Fleisch ihrer Schafe, Ochsen und Pferde, von dem sie hauptsächlich leben, die Wolle dieser Thiere dient zur Bereitung der groben wollenen Stoffe, in die sie sich kleiden; Käse und Butter finden in den Ebenen willigen Absatz, aus dem Erlöse von diesen Dingen kaufen sie ihre einfachen Bedürfnisse. Auch durchziehen Krämer die Gegend der Hazâres, wo sie Gelegenheit finden grobe Baumwollenstoffe, Mäntel und die ärmlichen Fabrikate von Koh Dâman vortheilhaft gegen Filz, Teppiche und Ghi (geschmolzene Butter) umzutauschen, ein brauner Pelz, der in Afghânistân viel getragen wird, findet auch bei den Hazâres Liebhaber. Die Weiber stehen bei ihnen in grossem Ansehen, sie werden nie geschlagen, können im Innern des Hauses ziemlich frei schalten und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten befragt. Ihr Ruf ist nicht der beste, doch mögen die üblen Gerüchte übertrieben oder auch ganz unbegründet sein, da sie von ihren Nachbarn herrühren, die sie als Ketzer hassen. Die Hazâres lieben Musik und Gesang und gelten für gute Schützen. Sie leben in Dörfern von 20—200 Häusern, an ihrer Spitze steht in

1) Abweichend ist blos der Bericht Vignes (*a personal narrative etc. p.* 168. 169), der sie von den Ghorkas in Nepal abstammen lässt, wonach die Hazâres zu den tibetischen Völkern zu rechnen wären.

jedem Dorfe ein Vorstand, Aqsu-Kal genannt. Sie gelten für gutmüthig und gastfrei, aber sehr aufbrausend und bei dieser Gemüthsart fehlt es nicht an Streitigkeiten, es giebt kaum einen Stamm, der nicht mit seinen Nachbaren im Streite begriffen wäre. Nicht zu vergessen ist übrigens, dass alle Hazâres fanatische Schiiten sind, in dem Grade dass sie nicht nur die umwohnenden Sunniten (Oezbegen, Afghânen, Aimaqs) aufs Aeusserste hassen, sondern selbst ihren eigenen Landsleuten misstrauen, wenn sie längere Zeit unter Andersgläubigen gelebt haben.

Ueber die westlichen Nachbarn der Hazâres, die Aimaqs, waren bis in die jüngste Zeit unsere Nachrichten spärlich, doch sind sie jetzt etwas besser bekannt geworden theils durch die Berichte Khanikofs und Vámbérys [1]), theils durch Ferrier, welcher der einzige Reisende ist, der in das Innere ihres Landes vorgedrungen ist. Ein wichtiges Ergebniss der Forschungen dieses letzteren Reisenden ist, dass auch in diesem Theile des Landes die persische Sprache Volkssprache ist und keine andere [2]). Dass die Aimaqs mit den Hazâres gleichen Ursprunges seien, hat Elphinstone angenommen und auch später ist es öfter behauptet, aber unseres Wissens niemals erwiesen worden. Ein beträchtlicher Unterschied, der aber aus späteren Zeiten herrühren könnte ist, dass die Aimaqs eben so fanatische Sunniten sind wie die Hazâres, ihre östlichen Nachbaren, fanatische Schiiten. Elphinstone schätzt die Zahl der Aimaqs auf 400000—450000 Seelen. Er theilt sie in vier Stämme: 1) Taimuni, die in zwei Unterabtheilungen zerfallen, a) Kipcak, b) Durzai; 2) Hazâra, gleichfalls zwei Abtheilungen, a) Jemshîdî, b) Fîrozkûhî; 3) Taimuri; 4) Zuri. Wenig

1) Cf. Vámbéry, *Skizzen aus Mittelasien p.* 259 flg. Nach Vámbérys mir sehr wahrscheinlicher Mittheilung ist Cahâr Aimaq ein Sammelname, mit welchem die Mongolen die vier Stämme der Taimuris, Teimeni, Firuzkûhî und Jemshîdî bezeichnet hätten. Demnach gehörten weder die östlichen noch die westlichen Hazâres zu den Aimaqs, zu welchen sie gewöhnlich gerechnet werden.

2) Ferrier II, 12: *Le persan qu'ils parlent (les Eimaks) paraît être très-ancien et ne contient que fort peu d'arabe auquel ils n'ont d'ailleurs recours que dans le cas très-rare où leur langage ne fournit pas le mot par lequel ils veulent exprimer une idée.*

verschieden ist die Angabe Khanikofs [1], der die Aimaqs immer Cahâr Aimaq, die vier Stämme, nennt, zu diesen rechnet er: 1) die Kipcak 100000 Familien, 2) die Jemshîdîs 12000 Familien, 3) die Taimunis 60000 Familien und 4) die Firozkûhîs 10—12000 Familien. Vergleicht man diese Mittheilungen Khanikofs mit denen Elphinstones, so sieht man, dass er eigentlich nur von zwei Stämmen der Aimaqs redet, denn die Kipcak bilden eine Unterabtheilung der Taimuni, die Jemshîdî und Firozkûhî aber Unterabtheilungen der Hazâres. Es scheint demnach als ob seit der Zeit Elphinstones die Unterabtheiluugen der beiden zuerst von ihm genannten Stämme, durch Verhältnisse die uns unbekannt geblieben sind, zu selbständigen Stämmen von nicht unbedeutender Stärke herangewachsen sind. Der dritte und vierte Stamm Elphinstones, die Taimuris und Zuris wird von Khanikof gleichfalls erwähnt, von letzteren aber bestimmt in Abrede gestellt, dass sie mongolischer Abkunft sind, sie werden vielmehr neben die Tâjîks gestellt als zwei Zweige der êrânischen Race, welche ein sehr reines Persisch sprechen, das aber reicher an alten Ausdrücken ist als die Sprache, die gegenwärtig in Erân gesprochen wird [2]. Ebenso werden auch die Jemshîdîs als eine rein êrânische Race in Anspruch genommen, trotzdem dass sie eine Unterabtheilung der Hazâres bilden. Beide Stämme, die Zuris wie die Jemshîdîs, wollen aus Segestân nach dem Ghor eingewandert sein [3]. Die Zelte der Jemshîdîs unterscheiden sich von denen der Afghânen und Belûcen dadurch, dass sie, ähnlich wie die der Kurden, aus Binsengittern gemacht werden, die man mit Wolle umgiebt, nicht aus dem groben Zeuge, das man palâs nennt. Ihre Sprache ist reines Persisch, aber in ihrem Aussehen unterscheiden sie sich zu ihrem Nachtheil von den westlichen Persern, sie haben Stülpnasen, einen dicken Mund und aufgeworfene Lippen [4]. Hiernach sind auch die Jemshîdîs zu den Tâjîks zu stellen, wie uns Hr. v. Khanikof an einer anderen Stelle bestimmt sagt: „Von allen êrânischen Stämmen, die ich zu untersuchen Gelegenheit hatte, nähern sich die Bewohner

1) *Mémoire sur l'Asie centrale* p. 138.
2) l. c. p. 133.
3) l. c. p. 158.
4) Khanikof l. c. p 140.

von Herât, die Jemshîdîs und Guebern, am meisten dem Typus der Tâjîks" [1]). Auch die Firozkûhîs sind nach Ferrier érâniscben Ursprungs [2]). Ueber die Wohnsitze der verchiedenen als Aimaq bezeichneten Völkerstämme macht uns Vâmbéry [3]) folgende Mittheilungen: „Die Timuris bewohnen theils die westlichen Gränzen Herâts theils aber auch die meist östlich gelegenen Gränzdörfer von Turbet-i-Sheikh-i-Jâm angefangen bis nach Khâf. In erstgenannter Gegend bilden sie die ausschliessliche Bevölkerung, in der letzteren aber nur sporadisch anzutreffen. Sie sind kenntlich, dass unter ihnen mehr kurze und dicke Gestalten anzutreffen sind als unter den Seïstânern, von diesen unterscheiden sie sich durch weisseren Teint und kastanienfarbiges Haar, während die Seïstâner mehr olivenbraun sind und schwarze Haare haben. — Die Teimenis wohnen von Kerrukh bis nach Sebzevâr, nur ein kleiner Theil hat sich bis Farah ausgebreitet und wird von den Afghânen Pârsivân (also wie die Tâjîks) benannt. Sie sind Ackerbauer, aber von wilder, kriegerischer Natur. — Die Firozkûhîs halten sich in den steilen Bergen nordöstlich von Kaleh-no auf und sind durch ihre Räubereien berüchtigt. — Die Jemshîdîs bewohnen die Ufer des Murghâb, wohin sie schon unter Jemshîd aus Seïstân einwandert sein wollen. Sie sollen schlanker sein als die Tâjiks und ein mehr länglicher Gesicht haben. Sie sollen Vieles von den ihnen benachbarten Salar angenommen haben. Sie werden als die gebildetsten unter diesen Stämmen beschrieben, auch soll unter ihnen der Islâm noch keine sehr festen Wurzeln gefasst haben und Manches noch in ihren Sitten und Gebräuchen an den Cultus des Zoroaster erinnern, daher dürfte es wol kommen, wenn Ferrier in Zerni Feueranbeter zu finden glaubte (s. oben)". Bei dem Allen wird aber doch das Vorhandensein tatarischer Elemente auch unter den Aimaqs nicht in Frage gestellt, sie haben wie ihre östlichen Namensverwandten ihre Sprache aufgegeben und die persische dafür an-

1) Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie etc.* p. 104. Vgl. auch Ferrier I, 303: *Les Eimaks appartiennent à la race des Parsivans, avec cette seule différence que ceux-ci vivent dans des villes et que les Eimaks sont nomades et couchent sous des tentes.*

2) Ferrier I, 370: *Les Firoz-kuhis, dont l'origine est persane.*

3) Vâmbéry, *Skizzen* p. 260 flg.

genommen, aber sie sind durch ihr Aussehen noch kenntlich[1]). Diese tatarischen Bestandtheile sind in den Hazâres enthalten, obwol das Verhältniss zu den unter den Aimaqs mit inbegriffenen éranischen Stämmen noch dunkel ist. Man unterscheidet sie von ihren schiitischen Namensvettern als die sunnitischen Hazâres und dieser religiöse Gegensatz ist stark genug, um jede Vermischung mit den schiitischen Hazâres unmöglich zu machen. So erzählt uns Ferrier von einer Colonie sunnitischer Hazâres, die er in Kareu fand, in der Nähe der Bâmiânpässe, zwischen den Flüssen von Balkh und Khulm. Obwol sie seit mehr als hundert Jahren in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert sind, so haben sie sich mit ihren schiitischen Nachbarn doch nicht vermengt, dagegen unterhalten sie jetzt noch Beziehungen zu ihren westlichen Stammesgenossen[2]). Noch mehr als gegen Osten haben sich diese sunnitischen Hazâres gegen Westen verzweigt. Ferrier traf sie auf seiner Reise von Herât nach Meimana bei Turshikh, wo ihr Gebiet anfängt[3]). Die Hazâres, die er Zeidnats benennt, bewohnten die Gegend um Kaleh. Sie wohnen in der Ebene bei Herât, wo sie, wie schon Elphinstone und Leech behauptet haben, noch mongolisch sprechen und in der That ist jetzt diese Sprache bestimmt als mongolisch nachgewiesen[4]). Die Ebenen Bâdghés und die Ebene zwischen Meshhed und Turbeti Sheikh-i-Jâm sind ihnen überlassen, man findet Hazâres von der Sunnisecte in Khâf und bis vor die Thore von Meshhed[5]). Ihr tatarisches Aussehen haben sie Alle beibehalten, aber die überwiegende Mehrzahl hat auch hier die persische Sprache angenommen, woraus die interessante Thatsache erhellt, dass

1) Ferrier 1, 367: *Les Hézarèhs sont des Eimaks, bien qu'ils prétendent être de race afghane: mais cette origine leur est déniée avec raison par les Afghans, parce qu'ls ne parlent pas le puchton leur langue mère. Le language parlé par les Hézarèhs est le persan corrompu, mais à leur physique il est facile de voir, qu'ils descendent d'une race tatare.*

2) Ferrier 1, 412 flg.

3) Ferrier 1, 364.

4) Cf. Leech *im Journal of the Asiatic society of Bengal* 1838. *p.* 785—87. v. d. Gablentz, *Zeitschrift der DMG. XX*, 326—35. Der Ort, wo diese mongolisch sprechenden Aimaqs sich aufhalten, soll Baghian in der Nähe von Qandahâr sein und Marigan, in der Nähe von Herât.

5) Ritter VIII, 387 flg.

sich das Mongolische dem Persischen gegenüber nicht halten kann, während das Türkische sogar Fortschritte macht. Die Hazâres von Bâdghês rühmen sich übrigens Oezbegen zu sein und zum Stamme Berlas zu gehören, von denen noch heute ein Theil in Shehr-i-Sebz, im Südosten von Bokhârâ wohnt. Diese Hazâres sollen im Jahre 799 der Hejra von Shâh-Rokh seinem Sohne als Leibgarde mitgegeben worden sein, als er denselben zum Statthalter von Herât ernannte [1]).

Aus diesen Mittheilungen verschiedener Reisender scheint uns nun hervorzugehen, dass man Unrecht thut, wenn man glaubt die alte érânische Bevölkerung des Paropanisus sei ganz verschwunden und durch eine mongolische ersetzt worden. Wir dürfen wol getrost annehmen, dass die Mehrzahl der Bevölkerung érânisch geblieben und nur erst in später moslemischer Zeit mit mongolischen Elementen durchsetzt wurde. Diese mongolischen oder besser tatarischen Elemente sind in den Hazâres zu suchen. Die Mongolen haben bei verschiedenen Veranlassungen und in verschiedenen Gegenden solche Hazâres — d. h. 1000 Familien — angesiedelt, die älteste Erwähnung einer solchen Ansiedelung findet sich im J. 694 der Hejra. Der Umstand, dass die westlichen dieser Hazâres sunnitisch, die östlichen aber schiitisch sind, spricht dafür, dass beide Ansiedelungen nicht zu gleicher Zeit stattgefunden haben, es mag daher auch sein, dass kein Widerspruch in den Traditionen der Hazâres vorhanden ist und die östlichen wirklich von Manku-khân, die westlichen von Shâh-rokh in ihre jetzigen Wohnsitze geführt worden sind. Keinenfalls haben diese verhältnissmässig späten Ansiedelungen eine Rückwirkung auf die ältere Zeit, für die wir im Ghor eine rein érânische Bevölkerung anzunehmen haben.

5. Die turkmanische Bevölkerung Erâns.

Wenn wir bei den Bewohnern des Ghor, den Aimaqs und Hazâres, zu der Ueberzeugung gekommen sind, dass sie zwar eine starke turânische Beimischung erhalten haben, Viele von ihnen aber auch ächte Erânier sind, so lässt sich nicht dasselbe

1) Khanikof, *Mémoire sur l'Asie centrale p.* 112.

von den Stämmen sagen, welche wir an dem Nordrande Erâns treffen, wenn wir weiter nach Westen vorrücken. Wir treffen da eine rein türkische Bevölkerung, die sich an vielen Stellen in die Gränzen Erâns hereinzieht und die wir nicht übergehen dürfen, wenn auch diese Sprach- und Völkerverhältnisse grösstentheils erst aus neuerer Zeit herrühren. Die ursprüngliche Physiognomie hat sich bei denjenigen turkmanischen Stämmen, welche an der Gränze Erâns wohnen, sehr verwischt, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man die starke Vermischung derselben mit den Erâniern bedenkt, die besonders durch den Sklavenraub gefördert wird, den alle diese Turkmanen als ihre Lieblingsbeschäftigung betreiben. Merkwürdig ist es, dass sie gegenüber den mongolischen Einwanderern, die zum grössten Theil ihre Sprache aufgeben mussten, dieselbe treu bewahrt haben, sie sprechen türkisch und zwar soll sich ihr Dialekt am meisten dem in Âderbaijân gesprochenen nähern[1]. Der ächt turkmanische Typus bekundet sich durch mittlern Wuchs, verhältnissmässig kleinen Kopf, länglichen Schädel, wenig sich erhebende Backenknochen und eine stumpfe Nase. Sie haben ein längliches Kinn, die Farbe der Haare ist überwiegend blond, es giebt sogar ganze Stämme, wie der Keltestamm bei den Yamuds, die durchgängig blond sind[2]. Nach ihren Ueberlieferungen sind sie nicht in ihren jetzigen Wohnsitzen heimisch, sondern erst von Osten nach Westen, späterhin nach Süden gezogen und zwar von Mangishlaq, dem ältesten Sitze der Turkmanen. Zuerst waren es die Salars und Sariks, welche auswanderten, ihnen folgten die Yamuds, die noch zur Zeit der Sefidendynastie von Norden gegen Süden, entlang der Ufer des kaspischen Meeres zogen. Die Tekkes wurden angeblich zur Zeit Timurs in kleiner Zahl nach Akhal versetzt.

Als die Nordgränze Erâns gegen die Horden der Turkmanen wird noch im Shâhnâme der Oxus angegeben, doch ist es uns zweifelhaft, ob schon zur Zeit des Firdosi diese Gränze in Wirklichkeit noch bestand und nicht blos vom érânischen

1) Vámbéry, *Skizzen p.* 237. Vgl. auch Ilminsky: *die Sprache der Turkmanen. Bulletin der petersburger Academie I,* 563—71.

2) Vámbéry l. c p. 236 flg.

Nationalstolze gefordert wurde. Gewiss ist heut zu Tage nicht blos diese Gränze längst überschritten, sondern türkische Stämme haben in sämmtlichen Nordprovinzen Erâns festen Fuss gefasst und dort nicht blos die ursprüngliche Bevölkerung sehr gemindert, sondern auch in weiten Strecken ganz verdrängt. Am östlichsten treffen wir den turkmanischen Stamm der Ersari, der das linke Oxusufer von Cârjui bis Balkh besetzt hält, die Zahl seiner Zelte soll gegen 60,000 betragen, er theilt sich in 20 Stämme mit zahlreichen Unterabtheilungen. Ferner die Alieli bei Audkhui 2—3000 Zelte, die Qara zwischen Andkhui und Merv. Die nächsten dieser turkmanischen Wanderstämme sind die Saruks oder Sariks, welche den alten érânischen Vorposten, das obere Merv, am Ausflusse des Murghâb in die Wüste, in ihre Gewalt gebracht hatten, jetzt aber von den Tekkes verdrängt sind. Sie haben ihre einheimische Sprache und Sitte bewahrt, ihre Zahl wird auf nicht weniger als 20,000 angegeben. Eine ähnliche Stellung wie die Sariks gegen Merv nehmen die Salars zu einem andern érânischen Vorposten ein: der Stadt Serakhs am Ausgange des Tejendflusses in der Wüste. Auch sie sind Türken der Sprache und der Sitte nach geblieben, doch wird ihre Zahl auf nur 2000 Familien angegeben [1]. Besser unterrichtet als über diese östlichsten Turkmanenstämme sind wir über ihre westlichen Nachbarn: die Tekke, Goklan und Yamud, die sich mehr innerhalb des érânischen Machtgebietes befinden [2]. Diese drei Stämme geben zu, dass sie durch Blutsverwandtschaft mit einander verbunden seien, indem sie behaupten, von drei Brüdern abzustammen; dieser Umstand verhindert sie jedoch nicht, in ewiger blutiger Feindschaft mit einander zu leben. Grösser als diese Gemeinschaftlichkeit der Abstammung ist die Einwirkung einer andern Eintheilung nach der Reinheit des Blutes, die von reinem turkmanischen Blute abstammenden haben den Namen Ik, die mit persischen oder

1) Cf. Ritter VIII, 279. Vgl. auch Vámbéry, *Reise in Mittelasien* 245 flg.

2) Vergl. Bode: *Aperçu géographique et statistique de la province Asterâbâd*, in den Denkschriften der russischen geogr. Gesellsch. I, 375 flg. der deutschen Ausgabe. Häntzsche, *Topographie und Statistik der persischen Turkmanen. Zeitschr. für allgemeine Erdkunde. N. F. XIII*, 97 flg.

kirgisischen Sklavinnen erzeugten dagegen Ghul. Die Tekkes sollen alle zu den Ghuls gehören und können daher mit den Goklans und Yamuds keine Wechselheirathen eingehen. Die Tekkes sind die östlichsten unter diesen drei Stämmen und zugleich die zahlreichsten. Nach den officiellen Abschätzungen im Jahre 1855 bestanden sie aus 10,710 Zelten. Sie haben Iskâbâd als östliche, Qizil-robât als westliche Gränze, im Süden wohnen sie bis Bujnurd, Kucân und gegen Meshhed, im Norden bis gegen Khîva. Sie zerfallen in zwei Hauptabtheilungen: Tekke Aachalnishîn, die zwar Nomaden sind, aber nebenbei auch Gerste, Weizen und Melonen anbauen und Tekke gum nishîn, ohne feste Weideplätze, blos herumziehende Räuberbanden. Die Goklans halten hauptsächlich das Gurgânthal besetzt, früher waren sie zahlreicher und hatten auch die Nebenthäler des Sund und Cinder inne. Sie zerfallen in 11 Stämme (vgl. die Beilagen) und bestanden im Jahre 1855 aus 2250 Häusern. Zahlreicher sind die Yamuds, sie zerfallen in 17 Stämme, die auf 9215 Hütten mit angeblich nur 22,188 Köpfen geschätzt wurden (Näheres in den Beilagen). Das Gebiet der Goklans und der Yamuds wird durch den sogenannten Thurm des Kâus geschieden, doch ist um diesen Thurm eine neutrale Strecke von etwa 2 Meilen leer gelassen, um die immerwährenden Feindseligkeiten zu vermeiden. Um diesen Thurm wohnen die Goklans östlich, die Yamuds westlich. Im Süden theilt eine Bergkette, die gegen Nordost läuft, ihre Besitzungen von denen der Kurden ab, im Norden ist die Gränze ziemlich unbestimmt.

Mit den oben genannten Turkmanenhorden ist übrigens die Zahl der in Erân wohnenden Horden vom türkischen Stamme noch bei weitem nicht erschöpft. Einzelne türkische Stämme haben sich, wenn auch erst in den letzten Jahrhunderten, in Mazenderân angesiedelt, in grosser Anzahl sind sie besonders in Âḍarbaijân eingedrungen, wo sie die érânische Sprache ganz verdrängt haben. Auch diese Einwanderung fällt erst in die neuere Zeit, noch im Mittelalter war dies anders und damals wurde in Âḍarbaijân ein eigener érânischer Dialekt gesprochen, der Âḍerî genannt wurde[1]. In verein-

---

1) Yâqût s. v. Âḍarbaijân.

zelten Horden haben sich aber die Turkmanen namentlich im östlichen Erân viel weiter nach Süden verbreitet. Nähere Angaben über diese Stämme, so wie ihre Namen, so weit sie uns bekannt geworden sind, haben wir in der Beilage zusammengestellt, da dieselben, als sehr junge Bewohner Erâns, unsern Hauptzweeken ferner liegen.

6. Die Bewohner Luristâns.

Wichtiger als die eben besproeheuen Einwohner türkischer Abkunft, deren Anwesenheit erst nach Jahrhunderten gezählt werden kann, sind die Bewohner Luristâns. Sie sind wie die Turkmanen in ihrer Lebensweise, grösstentheils Nomaden, aber fest in ihren Wohnsitzen, die sie wahrscheinlich schon zur Zeit der alten Perserkönige bewohnten, denn sie sind alle érânischen Ursprungs. Sie zerfallen in mehrere Classen, von denen sich die Bakhtiâris am besten an die früher genannten anschliessen. Ihre östliche Gränze ist bei Burûjird, Feridûn und Cahâr Mahall, zwei Tagereisen von Ispâhân. Im Westen besitzen sie noch die Hügel und selbst einen Theil der Ebene oberhalb Dizfûl, Shuster und Râm Hormuz. Ihre nördliche Gränze ist der Fluss Dizfûl, die südliche bezeichnet eine Linie, die man von Deh Yur (in der Ebene Râm Hormuz) bis Felat in der Gegend von Qumishe [1]) zieht. Sie unterscheiden sich in manchen Dingen von ihren westlichen Nachbarn, den Feïlis, denen sie sich auch sprachlich nur schwer verständlich machen können. Die Bakhtiâris zerfallen in zwei grosse Abtheilungen: die Haft Lang und die Cahâr Lang; an sie haben sich aber eine grosse Anzahl von Abtheilungen angeschlossen, die nicht für ursprüngliche Bewohner der Berge gelten können, die Bindûnis ausgenommen, die für Autochthonen gelten. Sonst haben aber die Traditionen über den Ursprung dieser Stämme wenig Glaubwürdigkeit, nach diesen wären die Bakhtiâris aus Syrien eingewandert, und zwar ursprünglich blos ein einziger Häuptling. Einer seiner Nachkommen soll zwei Frauen gehabt haben, welche er

1) Layard, *Description of the Province of Khuzistan* im *Journ. of the Geogr. Society of London XV*, 6 flg.

beide gleich sehr liebte, die eine von ihnen hatte vier, die andere sieben Söhne, von ihnen nun sollen die Stämme Cahâr-leng und Haft-leng abstammen. Dagegen sollen die Dinarûnis aus der Gegend von Ispâhân gekommen sein; die Janniki Garmsir und die Janniki Sardsir gehörten angeblich früher zu den Kuhgelu. Die Gunduzlu, deren Haupt in Bolcïti, unweit Shuster residirt, gehören zu den früher schon genannten türkischen Stämmen und zwar zu den Afsharen. Obwol sie das Türkische noch verstehen, so wird doch ganz allgemein auch arabisch und persisch von ihnen gesprochen.

Von den beiden grossen Abtheilungen der Bakhtiâris verdienen die Cahâr-leng den Vorzug wegen ihrer grösseren Gesittung. Die Haft-leng sind fast durchgängig Nomaden und nur auf Plünderung bedacht, während dagegen von den Cahâr-leng Viele sesshaft sind und eigentliche Plünderungen nur sehr selten von ihnen verübt werden. Der Unterschied zwischen beiden Abtheilungen erstreckt sich sogar auf die Kleidung, die Haft-leng sind ärmlich angezogen, ihre Wohnsitze sind armselig, die waffenfähigen Mannschaften schlecht bewaffnet. Die Cahâr-leng dagegen sind gewöhnlich sehr wohl gekleidet, ihre Wohnungen ausgedehnt und von grossen Heerden umgeben, sie haben Ueberfluss an Pferden und Waffen. Die Bakhtiâris sind von mittlerer Grösse und starker Constitution, sehr abgehärtet, von brauner Gesichtsfarbe und mit langen schwarzen Haaren. Ihre tiefliegenden Augen sind von langen buschigen Augenbrauen beschattet, ihre Nasen stark nach den Lippen herabgebogen, der Unterkiefer ist stark, die Backenknochen hervorstehend, der Hals mager[1]. Als verschieden von den Bakhtiâris betrachten sich die Kuhgelu, welche die Berge im Süden des Thales Meï Dâvud bis Basht (einem Dorfe zwischen Bebehân und Shirâz) inne haben[2]. Ihr Dialekt unterscheidet sie indess nur wenig von dem der Bakhtiâris, Sitten, Charakter und Religion sind beiden Stämmen gleich. Sie stehen unter dem Gouverneur von Bebehân, einer früher bedeutenden, gegenwärtig aber verfallenen Stadt. Unter ihnen sind die Bamehis der bedeutendste Stamm,

1) Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie etc.* p. 108. 109.
2) Layard l. c. p. 21 flg.

sowol der Zahl als dem Einflusse nach, sie umfassen etwa 3000 Familien. Die Gesammtzahl der Kuhgelus schätzt Layard[1] auf 15,000 Familien und sie können etwa 10,000 Mann stellen, die Regierung fordert von ihnen einen Tribut von 16,000 Tomans. Neben den Kuhgelus wohnen die Mamesseni oder Mohammed Huseini, sie wollen sehr alt sein und leiten ihre Abkunft auf Rostem zurück. Ihre vorzüglichsten Stämme heissen Rustam, Guvi, Bakesh und Dushmenziori, sie bestehen aus etwa 3000 Familien, und zahlen 7000 Tomans Tribut. Ihr Vorstand wohnt in der Nachbarschaft von Qala-i-Saféd[2].

Die Feïlis bewohnen die Gebirge in der Nachbarschaft von Kirmânshâh im Westen, bis östlich gegen Shîrâz. Ihr Land heisst Lûr-i-Kucuk, das Land der kleinen Luren, im Gegensatze gegen Lûr-i-buzurg, dem Lande der grossen Luren, oder dem Lande der Bakhtiâris. Sie zerfallen in zwei Hauptabtheilungen Pîsh-Kûh (d. i. vor dem Berge) und Pusht-i-Kûh (d. i. hinter dem Berge) und diese beiden Abtheilungen zerfallen wieder in viele Unterabtheilungen (vgl. die Beilagen). Die grosse Abtheilung der Pîsh-Kûh zerfällt in vier Stämme, die wieder zahlreiche Unterabtheilungen haben. Ein Oberhaupt für die ganze Abtheilung ist nicht vorhanden, aber jeder Stamm und beinahe jede Unterabtheilung hat ein solches, welches Tushmâl genannt wird und keiner dieser kleinen Stammesfürsten erkennt ein anderes Oberhaupt über sich an als den Shâh, aber auch dieser hat nur Ansehen, wenn er dasselbe durch Heeresmacht geltend machen kann. Aus diesem Grunde sind diejenigen Stämme der Feïlis, die in der Nähe grosser Städte wohnen, wie Kirmânshâh, Burûjird und Khorremâbâd, am meisten unter dem Einflusse der Regierung. Diese Stämme aber gehören zu den Pîsh-Kûh, und sie stehen unter dem Statthalter von Kirmânshâh, während die Pusht-i-kûh die Autorität des Wâli von Luristân anerkennen. Die Pîsh-kûh bestehen aus vier Stämmen, welche in beständigem Hader mit einander liegen. Der Stamm der Dilfan gehört grösstentheils zur Secte der Ali Illâhis. Er stellt 800 Bewaffnete. Die Amalas sind

1) l. c. p. 24.
2) l. c. p. 25.

Dorfbewohner und bebauen das Kronland in der Nähe von Khorremâbâd. Die Einwohner von Pusht-i-Kûh stehen unter einem Wâli. Die Waffenmacht, welche Kleinluristân zu stellen im Stande ist, lässt sich schwer abschätzen. Nach Layards Vermuthung dürften es 4—5000 Reiter und 20,000 Fussgänger sein. Von der Sprache der Bakhtiâris und Feïlis haben wir nur geringe Proben, nämlich das Wörterverzeichniss, welches Rich (Narrative I, 394. 98) gegeben hat und einige Zeilen Texte, welche Layard mittheilt. Sie genügen wenigstens, um zu zeigen, dass die Sprache eine érânische ist.

7. Die Kurden.

Die wichtigsten vielleicht unter den räuberischen Gebirgsvölkern Erâns sind die Kurden, welche in viel weiterer Ausdehnung als die Luren die Gebirge bewohnen und weit über die Gränzen des heutigen Erân hinaus reichen. Die Missregierung der letzten Jahrhunderte hat ihre Wichtigkeit nicht vermindert und wahrscheinlich nicht wenig zu ihrer grösseren Verbreitung beigetragen. Die östlichsten Kurden, welche wir kennen, wohnen in Khorâsân, wo sie von Cinârâm bis Asterâbâd alle Nordabhänge und Vorthäler der Elburzkette besetzt halten. Diese Wohnsitze sind aber erst seit wenigen Jahrhunderten den Kurden zu eigen geworden, denn wir. wissen, dass erst Shâh Abbâs 15,000 Kurdenfamilien in diese Gebirgsgegenden übersiedelte, die ihren heimischen Gebirgen sehr ähnlich waren, weil er in ihnen eine Gränzwache gegen die Einfälle der Turkmanen zu bilden hoffte. Diese Hoffnung erfüllte sich jedoch nicht, es wurden vielmehr die räuberischen Sitten der Kurden eine neue Plage für jene Gegenden, mochten sie auch in ihren Zügen gegen die Turkmanen diesen Gefangene abnehmen und sie zum Loskaufe derselben nöthigen, so diente dies doch nur zu ihrer eigenen Bereicherung, nicht zur Sicherstellung des Landes gegen feindliche Angriffe. Die Zahl der kurdischen Colonienstaaten, die hier gebildet wurden, beläuft sich auf fünf, nämlich 1) Cinârâm im Norden von Meshhed, 2) Bam oder Miyânâbâd, 3) Kucân, früher die mächtigste unter diesen Colonien, 4) Bujnurd, wozu die Hauptthäler von Bujnurd und Simulghân gehören, ein Land-

strich von 10 geogr. M. Länge und 3—6 g. M. Breite, endlich 5) Dereguz, die am meisten vorgeschobene dieser Colonien, innerhalb des Bergrückens gelegen, welcher Dereguz vom Etreklande abscheidet. Viele dieser Kurden sollen ihren ursprünglichen kurdischen Dialekt noch bewahrt haben [1].

Die ursprünglichen und eigenthümlichen Wohnsitze der Kurden schliessen sich an die der oben besprochenen Luren an, mit denen sie ursprünglich wol eines Stammes sein mögen. Sie lassen sich in zwei Hälften theilen, in die östlichen und in die westlichen. Die Wohnsitze der östlichen Kurden sind im Zagrosgebirge. Unter ihnen sind die Kalhur die südlichsten und ihre südliche Gränze fällt mit der nördlichen der Luren zusammen; sie sind zugleich einer der ältesten, wenn nicht der älteste unter den Stämmen Kurdistâns. Sie bestehen aus etwa 20,000 Familien, von welchen die eine Hälfte in verschiedenen Theilen Erâns zerstreut ist, während die andere mehr im Zagros wohnt. Diese letzteren heissen die Kirmânshâh Kalhurs, sie zerfallen in zwei Abtheilungen: die Shâhbâzis und Maasûris, die ersteren zählen 8000, die letzteren 2000 Familien. Die Shâhbâzis besitzen das ganze Land von Mahidasht bei Kirmânshâh bis Mandelli an der türkischen Gränze, die Maasûris dagegen haben nur einen beschränkten Bezirk bei Gilan (in der Nähe von Kirind) [2]. — Nördlich von den Kalhurs wohnen die Jafs, welche das höchste Gebirgsland auf der Gränze zwischen Sinna und Suleimânîya bewohnen und beiden Gebieten angehören. Ihnen gehört auch der waldreiche District von Juanru im Südwesten von Sinna. Sie sind ächte Wandertribus; es sollen dieselben in zwölf Unterabtheilungen zerfallen. Ursprünglich sind die Jafs nicht sehr zahlreich, nur 600 Familien, ihre Zahl ist aber gestiegen durch andere Stämme, die sich ihnen anschlossen; sie stellen zu ihrer eigenen Vertheidigung 1000 Mann Fussvolk und 300 Reiter. Die Jafs gelten selbst den Kurden Suleimânîyas für Barbaren, die letzteren sind gebildeter und weit zahlreicher, sie stellen 2000 Mann Reiterei und 4000 Mann Fussvolk ins Feld. Die Kurden Suleimânîyas zerfallen in zwei Abtheilungen: in sesshafte

1) Cf. Ritter VIII, 393 flg.
2) Cf. Rawlinson, *Journ. of the Geographical Soc.* IX, 44.

und nicht sesshafte. Die ersteren sind im Districte Pizhder angesiedelt, nämlich die Sekkir und Nûreddînî, von beiden an 200 Dörfer, dann in gleichnamigen Districten die Shinkis 200 Familien und die Ghellalis 150 Familien. Die Siwell scheinen nicht von einer kurdischen Abstammung zu sein, sondern mit der Bauerncaste gemischt. Weit angesehener sind auch hier die reinen Wandertribus, die Bebbehs, aus denen der Pascha von Suleimânîya genommen wird. Es werden 17 Abtheilungen aufgezählt, die aber nicht stark sind (cf. die Beil.) Nach einer ungefähren Schätzung Richs dürfte man im Gebiete von Suleimânîya etwa 10,000 wandernde Kurdenfamilien annehmen und diese auf 70,000 Personen schätzen, die Zahl der angesiedelten Kurden aber nur auf 21,000 Personen im Ganzen, also 91,000 Kurden. Weit zahlreicher ist aber die Bauernkaste, von welcher später die Rede sein wird[1].

Gehen wir weiter gegen Norden, so finden wir die Umgegend von Rowandiz grösstentheils von Abtheilungen der Revendis bewohnt, ein sehr ansehnlicher Stamm, der mit Allem, was sich an ihn anschliesst, etwa 12,000 Familien zählt. Ihr Häuptling hat seinen Sitz in Rowandiz, die meisten des Stammes sind aber um Shakkàbâd und Herîr zu finden. Sie dienen unter den Ṣohrâns, der herrschenden Familie unter ihnen und zerfallen in 12 Stämme, an welche sich eine Anzahl kleinerer Stämme angeschlossen hat (cf. die Beil.), die nicht ursprünglich zu den Revendis gehören. In dem Bergdistricte Sidek (zwischen Ushneï und Rowandiz) wohnen etwa 1000 Familien, die den Stämmen Revendek, Pîrehsûi, Bâliki, Risûri und Shirvânî angehören[2]. — Unmittelbar oberhalb Sidek, gegen Norden, im Westen von Ushneï, jenseits der Berge ist der District Kâniresh, der den Beradust-Kurden angehört, einem früher mächtigen Stamme, der aber jetzt auf 500 Familien zusammengeschmolzen ist. Sie sind dem Pascha von Amadiya unterworfen, nördlich von ihnen wohnen die Hakkâri, im Westen eine Anzahl kleinerer Stämme. Einer der mächtigsten Stämme jener Gegend ist der Stamm der Bâlikis, welcher etwa 10,000 Familien zählt und in einer abgeschlossenen Gegend an den Kandilân-

1) Cf. Ritter IX, 438. 570. 612 flg.
2) Raw. X, 25.

bergen wohnt, welche eine Fortsetzung der Ushneïberge sind und die Ebene von Lahijân gegen Südosten begränzen. Ihr Hauptort ist Râyât, etwa 18 Stunden südlich von Ushneï[1]. — Südöstlich von den Ebenen von Ushneï und Solduz wohnen die Mikrikurden, deren Hauptstadt Souj Bûlak ist. Diese Stadt liegt in einem hübschen Thale, am rechten Ufer eines nicht unbedeutenden Stromes, der seine Quelle in den Bergen im Westen der Stadt hat. Der Ort ist neu und besteht aus 1200 Häusern, von denen etwa 100 Juden und 30 Nestorianern gehören[2]. Die Mikris sind jetzt die stärksten unter den Kurdenstämmen, sie zählen etwa 12,000 Familien. Die Gegend, welche sie bewohnen, ist etwa 40 engl. M. lang und 50 breit, und erstreckt sich nördlich und südlich von der Miyândâbebene bis zum eigentlichen Kurdistân und vom Thale des Jaghatu im Osten bis zu den Bergen im Westen. Fast alle Mikris haben das nomadische Leben verlassen und sind Ackerbauer geworden. Sie können 4—5000 Reiter ins Feld stellen. Auch in der Ebene Solduz wohnen neben neuerlich eingewanderten türkischen Bewohnern noch Kurden von den Stämmen Mikri und Zerzâ. Die Zerzâs umfassen nur etwa 800 Häuser, sie sind durch Krankheiten herabgekommen, früher waren sie viel stärker. Die Bilbâs bewohnen die Ebene Lahijân und werden von den Mikris als zu ihrem Stamme gehörend angesehen, sie haben sich aber seit langer Zeit von ihnen getrennt. Sie waren vor etwa 50 Jahren sehr mächtig, seitdem aber Ahmed-shâh, der Häuptling der Muqaddams 300 ihrer Häuptlinge auf trügerische Weise ermorden liess, ist ihre Macht gebrochen. Zwei ihrer Hauptabtheilungen Mengur und Mâmish bewohnen jetzt die Ebene Lahijân, wo sie allmälich zu Ackerbauern werden. Der Rest dieser beiden Abtheilungen, sowie die Abtheilung Pirân, welche fast die Hälfte des ganzen Stammes in sich befasst, sind Nomaden geblieben und ziehen an der persischen Gränze zwischen Serdesht und Ushneï hin und her, im Winter leben sie meist auf türkischem Gebiete. Sie bestehen aus etwa 5000 Familien und zerfallen nach Rawlinsons Mittheilungen in mehrere Unterabtheilungen (cf. die Bei-

1) Raw. X, 26.
2) Raw. X, 32. 34.

lagen)[1]. — Auf der ganzen Westseite des Urumiasees bis in die Nähe des Vansees treffen wir die Shekâki, die in sieben Clane zerfallen und von einem Oberhaupte regiert werden. Ihre Wohnsitze beschränken sich auf die Westseite des Urumiasees und da diese schmale Gebirgslandschaft für das Nomadenleben nicht ausreicht, so haben sich viele derselben zu einer sesshaften Lebensweise entschlossen. Noch weiter nördlich auf dem Gebirge am Kotur und den Bergen von Qara Aina und Khoi leben die Melakurden, die ziemlich arm und verkommen zu sein scheinen. Noch nördlicher, im Bezirke von Mâkû, treffen wir die Jelâli. Ihre Stärke wird auf etwa 5000 Zelte angegeben, die unter einem einzigen Oberhaupte stehen. Ihr Wandergebiet ist ein Theil des türkisch-persischen Gränzgebirges, südlich und östlich der Ebene von Qara Aina, westlich von Diâdîn und dem Balyk-göl begränzt, nord- und nordwestlich reicht es bis zum Ararat und den Ufern des Araxes. Im Sommer halten sie sich gewöhnlich in der Nähe der grossen Karawanenstrasse auf, die von Erzerûm nach Tibrîz führt und machen dieselbe unsicher. Sie sind am meisten aus der kurdischen Stammesverfassung herausgetreten und nichts weniger als reiner Abstammung, sie werden im Gegentheil alljährlich durch den Zuzug von allerlei Gesiudel vermehrt, auch ihr Name Jelâli scheint ursprünglich ein Schimpfname zu sein und soviel als Räuber zu bedeuten.

Die westlichen Kurden schliessen sich an die östlichen an und bewohnen seit undenklichen Zeiten einen Theil des kleinarmenischen Hochgebirges, das sich am Nordsaum der mesopotamischen Wüste erhebt. Eine Kreislinie von Diârbekr über Mardîn, Nisibis, Jezîre-ibn-Omar nordostwärts bis Vân, endlich westwärts über Mush, Pâlû, Arabgir bis gegen Siwâs, dann südlich nach Marash, Ajaman und nordwärts über Samosat nach Diârbekr zurück dürfte das Land dieser westlichen Kurden bezeichnen, in welchem sie aber nicht allein wohnen, sondern vielfach mit Armeniern gemischt sind. Ihre Nachbarn sind im Osten die Perser, im Westen die Turkmanenstämme, im Norden die Armenier, im Süden die Araber. Von diesen letztern sondern sie sich am bestimmtesten ab. Sie bewohnen

1) Raw. X, 32.

die Höhenzone, die Region der Fichte und Galläpfeleiche, bis zur Olive und dem Granatbaum hinab. Ueber sich dulden sie nur den ewigen Schnee, aber bis zur Palmenzone steigen sie nicht hinab [1]). In den letzten drei Jahrhunderten haben sie sich sehr viel über ihre ursprünglichen Gränzen hinaus verbreitet, früher haben sie gegen Westen nicht weiter als in Mush und Pâlû gewohnt. Erst seit dieser Zeit sind sie auch südlich in ziemlicher Anzahl in das Sinjârgebirge vorgedrungen und werden auch bei Râs-al-ain und selbst um Orfa gefunden, auf der Westseite aber in Gerger, Kâchta, Ajaman und Vîranshehr, im Delikli Tâsh bis Siwâs, vereinzelt begegnet man ihnen noch bei Tokât und Zileh, nordwärts bis Sinope. Auf den Hochebenen Kleinasiens haben sie sich bis Cäsarea und Angora ausgedehnt. Auch im Norden haben sie sich ausgedehnt und sind sogar Beherrscher der Tauruspässe am Sheitân-deresi und Qarâkulek geworden. Als Raubhorden drangen sie über den Kur bis Akhalzikh vor und haben sich dort auch zum Theil niedergelassen.

Eine besondere Bemerkung verdienen die sogenannten Dushikkurden [2]), nicht etwa weil sie besonderer Abstammung sind, sondern weil sich bei ihnen vermöge ihrer abgeschiedenen Wohnsitze eigenthümliche und wie es scheint alterthümliche Sitten erhalten haben. Sie bewohnen das Gebirgsland zwischen den beiden Euphratarmen, das Liwâ Dersim in der Provinz K'arberd und die Kreise Terjân und Kyghy, die zu Erzerûm gehören. Ihr Gebiet ist zum Theil sehr waldreich und besonders mit schönen Eichen bewachsen, dazwischen viele Waiden mit Quellgebieten und Ackerland, auf dem Weizen und Gerste gebaut wird. Angeblich finden sich in ihrem Gebiete auch Bleigruben und selbst Edelmetalle, auch Ruinen mit alterthümlichen Inschriften fehlen nicht. Die Herrschaft der türkischen Regierung über diesen Bezirk ist ziemlich unsicher. Obwol die Dushikkurden äusserlich für Mosleme gelten wollen, so ist es doch ziemlich die allgemeine Ansicht, dass sie diess nicht sind, sondern eigenthümliche religiöse Ansichten haben,

---

1) Ritter XI, 137. 138.

2) Cf. Blau in der *Zeitschr. der DMG. XVI*, 621 flg. Lerch schreibt Tužik.

die sie aber vor Fremden sorgfältig zu verbergen suchen; sie scheinen sich an die Ali-Illâhi oder sogenannten Lichtauslöscher anzuschliessen. Sie besitzen weder Moscheen, noch sonstige Tempel, sondern verrichten ihre Andacht im Freien. Die Einen beten zu Ali, Andere verbeugen sich vor der Sonne, noch andere bringeu Opfer unter alten Bäumen. Man will auch gesehen habeu, dass sie die Stelle küssen, wo der erste Sonnenstrahl hinfällt, ingleichen, dass sie Stöcke von Kirschbaumholz bei sich führen, die sie öfter inbrünstig und feierlich küssen. Einmal jährlich wird ein grosses Fest gefeiert, welches mit Orgien enden soll, zu diesem Feste werden die unverheiratheten Mädchen und Kinder nicht zugelassen. Manche halten zweimal des Jahres Fasten, und zwar strenger als die Muhammedaner, da sie auch Nachts kein Fleisch essen; das erste dieser Fasten wird in den 15 Tagen der ersten Hälfte des Monats Muharram gehalten, das zweite im Monat Schewâl und dauert zehn Tage. Nach jedem Fasten folgt ein grosses Opferfest. Die Würde eines Priesters (Khojah) ist in der Familie erblich und wird nur, wenn eine solche ausstirbt, auf andere übertragen. Die Priester stehen übrigens in hoher Achtung, reisen im Lande umher und werden vielfach beschenkt. Schrifturkunden religiösen Inhalts bestehen nicht und die Thätigkeit des Priesters beschränkt sich darauf, gute Lehren zu ertheilen, und die Ceremonien zu handhaben. Dem Verstorbenen pflegt man etwas Brod, Käse und einen Stock mit ins Grab zu geben, um den ihm begegnenden bösen Geistern diese Leckerbissen anzubieten und wenn sie sich dadurch nicht beschwichtigen lassen, sich mit dem Stocke zu helfen. Die Blutrache ist eines ihrer vornehmsten Gesetze und die Fehden zwischen den einzelnen Familien sind natürlich sehr häufig. Doch sind die Stämme nicht so sehr von einander abgeschiedeu, dass sie sich nicht unter einander verheirathen sollten. Merkwürdig ist, dass sie eine grosse Vorliebe gegen die Perser an den Tag legeu, mit denen sie ihre Töchter ohne Anstand verheirathen, nicht aber mit den Türken.

In der äussern Erscheinung haben die Kurden sehr viele Aehnlichkeit mit den Afghânen, wiewol bei ihnen die Nase an der Wurzel weniger breit ist und die beiden Nasenflügel enger beisammen stehen. Namentlich die Bildung der Nase

hat etwas sehr Charakteristisches, aber auch schwer zu Beschreibendes. Die Augen sind bei ihnen grösser als bei den Afghânen, sonst aber hat ihr Aeusseres grosse Aehnlichkeiten. Die schönen Köpfe sind ziemlich häufig, man trifft oft wahre Patriarchenköpfe und hat Mühe zu glauben, dass diese würdigen ernsten Züge den verrufensten Dieben und Mördern angehören [1].

Ueber die Entstehung der Kurden liegt uns eine Notiz bei Firdosi vor. Zur Zeit, als König Dahâk jeden Tag zwei Menschen schlachten liess, um mit ihrem Gehirne die Schlangen zu füttern, die aus seinen Schultern hervorgewachsen waren, da gelang es zwei edlen Erâniern, die den Küchendienst versahen, von diesen zwei Opfern immer eines zu retten, indem sie dem Gehirne des einen ein Gehirn von Thieren zumischten. Die also Geretteten entsandten sie in die Bergwildnisse mit einigem Vieh versehen, damit sie dort leben könnten. Aus diesen Flüchtlingen entstand das wilde und gesetzlose Volk der Kurden. Diese Nachricht ist natürlich fabelhaft wie die ganze Regierung Dahâks, aber ohne alle Wahrheit ist sie nicht, wenn auch die Kurden nicht auf diese Art entstanden sind, so leidet es doch keinen Zweifel, dass sie sich zu jeder Zeit durch Flüchtlinge verstärkt haben, welche ihre Gründe hatten, die bessere Gesellschaft zu meiden und dass dieses Element dazu beigetragen hat, die ursprüngliche Wildheit und Sittenlosigkeit der Kurden noch zu vermehren. Ueber die kurdische Sprache sind mehrfache Untersuchungen angestellt worden [2]. Diese Forschungen haben nun gezeigt, dass das Kurdische vom Neupersischen dialektisch unterschieden ist, aber eben auch nur dialektisch, kein Zweifel kann aber darüber bestehen, dass das Kurdische ebensowol eine érânische Sprache ist wie das Neupersische oder das Belûci. Es haben diese Forschungen ferner gezeigt, dass das Kurdische in eine ziemliche Anzahl von Dialekten zerfällt, wie dies bei der rauhen gebirgigen

1) v. Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie etc. p.* 108.

2) Cf. Lerch: *Forschungen über die Kurden und die iranischen Nordchaldäer. St. Petersburg* 1857. 1858. In der Einleitung zur zweiten Abtheilung dieses Werkes findet man auch die Literatur angegeben. Fr. Müller, *Beiträge zur Kenntniss der neupersischen Dialecte.* 1. *Zaza Dialect.* 2. *Kurmânji. Wien* 1864. 65.

Natur des Landstriches, welchen die Kurden bewohnen, von vornherein wahrscheinlich ist. Noch sind uns nicht Proben von allen kurdischen Dialekten zugänglich, doch glaubt man deren fünf[1]) unterscheiden zu können: Zazâ, Kurmânji, Kalhûri, Gurâni und Lûri. Die drei letzteren Dialekte gehören dem Zagrosgebirge an, sie bilden die Sprachen der östlichen Kurden. Das Kurmânji scheint im ganzen westlichen Kurdengebiete verbreitet zu sein und von Mosul bis nach Kleinasien hinein verstanden zu werden. Dagegen beschränkt sich der Zazâdialekt auf die Gegenden um die Städte Mush, Pâlû, die Dushikkurden und den Stamm Dumbeli; gewöhnlich verstehen auch die Zazâ das Kurmânji[2]). Das Zazâ stellt sich als ein vom Kurmânji wesentlich verschiedener Dialekt dar, im Ganzen steht es hinter diesem zurück und hat noch stärkere Zerrüttungen eintreten lassen. Auffallend ist, dass auch diese westkurdischen Dialekte in ziemlich nahem Verhältnisse zum Neupersischen stehen und als Dialekte derselben gelten können, nicht aber sich an das Armenische anschliessen, wie man wohl vermuthen sollte. Es scheint daher, als ob die Kurden von Osten aus gegen Westen bedeutend vorgedrungen wären.

8. Die Armenier.

Die harten Schicksale, welche Armenien schon seit dem Zuge Alexanders des Grossen, namentlich aber im Mittelalter zu erdulden hatte, und die zahlreichen fremden Eindringlinge, die es aufnehmen musste, haben natürlich auch auf den physischen Charakter seiner Bewohner zurückgewirkt und selbst das Aussehen derjenigen Armenier verändert, welche der ursprünglichen armenischen Bevölkerung angehören. Die reichlich eingewanderte türkische Bevölkerung hat sich ohne Zweifel mit den früher schon im Lande lebenden Einwohnern vielfach vermischt, dasselbe haben gewiss auch die in den armenischen Gebirgen lebenden Kurden gethan, was die Semiten betrifft, so lebt noch jetzt eine nicht unbedeutende Anzahl derselben in den Gebirgen hart an der Ostgränze Armeniens sesshaft, in älterer Zeit dürften dieselben nach Armenien selbst hineingereicht

1) Lerch l. c. II, 72.

2) Lerch l. c. I, p. XXI.

und die Gebirge im Süden und Südwesten dieses Landes besetzt gehalten haben, denn die Zurückführung armenischer Familien in diesen Landestheilen auf die Söhne des Sennacherib, welche nach biblischen Mittheilungen[1] nach Armenien geflohen sein sollen, kann doch wol nur den Umstand zum Hintergrund haben, dass eben die Bewohner jener Gegenden Semiten waren, wie schon Kiepert bemerkt hat[2]. Auch ausserdem sprechen die armenischen Schriftsteller noch von verschiedenen Einwanderungen fremder Völkerschaften nach Armenien in älterer Zeit[3], die aber kaum bedeutend genug sein können, um den Charakter der Einwohner umzuändern, auch wenn sie alle sich bewahrheiten sollten, was mir gar nicht sicher ist. Als den reinsten armenischen Typus werden wir wohl die Armenier ansehen können, die in Astrachan wohnen[4]. Sie sind, wie wir bestimmt wissen, im Laufe des 14. Jahrhunderts n. Chr. dorthin ausgewandert und wohnen seit dieser Zeit im Norden, umgeben von uncivilisirten Völkern muhammedanischen Glaubens, mit denen sie keine Mischheirathen eingehen, sie haben sich also wenigstens seit der genannten Zeit ohne Vermischung erhalten. Sie sind schlank und gut gewachsen, aber zur Fettleibigkeit geneigt. Die Bildung ihrer Köpfe ist länglich und entschieden érânisch, die Augen sind schwarz und gross, liegen aber tiefer in den Augenhöhlen, als dies bei den Erâniern gewöhnlich der Fall ist. Die Stirne ist niedrig, die Nase aber fast ausnahmslos sehr hervorstehend, sehr gebogen und lang, das Gesicht ist noch länger als bei den Persern, der Hals lang und dünn, Hände, Ohren und Füsse gewöhnlich ziemlich gross, sie haben nicht die schöne Form wie bei den Erâniern. Die Haut ist bei jungen Personen weiss und zart, wird aber bei Individuen vorgerücktern Alters leicht kupferig.

Wir besitzen leider so gut als keine Nachrichten von den Armeniern, die über ihre Einwanderung und früheren Schicksale einiges Licht verbreiten könnten. Strabo (XI, 525) lässt

1) Cf. 2 Reg. 19, 37.

2) Kiepert: *Monatsberichte der berliner Acadamie* 1869. *p.* 238.

3) Vgl. die Aufzählung bei Neumann, *Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I*, 251 flg., auch Injijean und Ritter X, 584 flg.

4) Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie etc. p.* 112.

sie von den Medern abstammen, Stephanus von Byzanz stellt sie zu den Phrygern[1]. Die eigene Ueberlieferung der Armenier ist christlich gefärbt: der eigentliche Stammvater des armenischen Volkes war nach ihr Haik und er hat sich nach dem Misslingen des babylonischen Thurmbaus und der darauf erfolgten Sprachverwirrung nach Armenien zurückgezogen, die haikanische oder armenische Sprache ist seine Sprache[2]. Dass diese später erst aus christlicher Zeit stammende Nachricht nicht auf eine ursprüngliche Volkssage zurückzuführen sei, dürfte allgemein zugestanden werden. Um so rathloser war man bis vor kurzer Zeit der Frage gegenüber, welchen Platz man den Armeniern und ihrer Sprache im Kreise der Völker- und Sprachengeschichte anweisen solle. Die wenigen hebräischen, aramäischen, griechischen und persischen Wörter genügen nicht, um sie einer dieser Sprachen als Dialekt unterzuordnen, denn die grosse Masse des Sprachschatzes schien keine Verwandtschaft mit irgend einer dieser Sprachen zu zeigen. So hat man denn lange Zeit hindurch das Armenische für eine gesonderte von allen andern Sprachen unabhängige Mundart gehalten[3]. Erst die neuern Forschungen haben mit Bestimmtheit gezeigt, dass das Armenische als eine besonderer Zweig dem grossen érânischen Sprachstamme anzuschliessen sei. Nach der Weise der jetzigen Sprachwissenschaft hat man diesen Nachweis nicht auf zufällige Wortähnlichkeit gegründet, sondern auf genaue Vergleichung der Laut- und Formenlehre und Ermittelungen ihres Verhältnisses zu den übrigen érânischen Sprachen. Diese Untersuchungen, die zuerst von Petermann in seiner armenischen Grammatik und unabhängig von ihm von Windischmann[4] begonnen wurden, sind dann von Bopp, Lagarde, Fr. Müller mehr ins Einzelne fortgesetzt und ausgeführt worden. Unter den érânischen Sprachen nun reiht sich das uns in der Literatur erhaltene Armenische an das Mitteléranische, namentlich

1) s. v. Ἀρμενία: τῇ φωνῇ πολλὰ φρυγίζουσι.

2) Cf. Mos. Khor. I, 13.

3) Cf. Schröder in der *dissertatio de antiquitate etc. linguae armeniacae* vor seinem *Thesaurus ling. arm. p.* 2. 4. 52.

4) Windischmann: *die Grundlage des Armenischen im arischen Sprachstamme* in den *Abhandlungen der k. bayr. Academie der Wissensch. Bd. IV.* (1847.) *p.* 1—49.

an das Huzvâresch an; dabei ist indessen im Auge zu behalten, dass die Denkmale der Sprache erst in einer Zeit beginnen, wo die Armenier bereits zum Christenthum übergetreten und dadurch ihren érânischen Stammesgenossen in einer Weise entfremdet wurden, welche auch in der Sprache bemerkbar ist. Dieser Riss zeigt sich nicht blos darin, dass die armenischen Schriftsteller ihren Stil nach griechischen Mustern bilden, die dem Geiste ihrer Sprache ferner stehen, dass sie griechische und syrische Wörter aufnehmen, sondern besonders auch darin, dass der érânische Theil der Sprache besonders in der Flexion seinen ganz eigenthümlichen Gang geht, das Lautsystem nimmt an der charakteristischen Eigenthümlichkeit der érânischen Sprache Theil, das ursprüngliche indogermanische s in h zu verwandeln, wo es nicht durch einen nachfolgenden Consonanten geschützt ist, dagegen hat es zwei l, während die altérânischen Sprachen diesen Buchstaben gar nicht besitzen, die mittelérânischen kaum erst gewonnen haben. In Anschlag ist auch noch zu bringen, dass die im Norden Armeniens wohnenden kaukasischen Völker Einfluss auf die armenische Sprache geübt haben müssen und dass dieser Einfluss möglicher Weise in ziemlich frühe Zeit zurückgeht.

Neben den Kurden und Armeniern wird es passend sein, hier auch der Yezîden mit einigen Worten zu gedenken, nicht als Religionsgemeinschaft, in dieser Hinsicht kann erst später von ihnen die Rede sein, aber als Nation. Denn da die Yezîden überall wo sie vorkommen, einen kurdischen Dialekt sprechen [1], so haben wir ein Recht sie zu den Erâniern zu zählen, obwol ihre Gebete und religiösen Schriftstücke in arabischer Sprache abgefasst sind, welche aber nur sehr wenige von ihnen verstehen. Der Hauptsitz dieser Secte ist das Sinjârgebirge im Norden Mesopotamiens, wo sie sich bis in die neueste Zeit in ziemlicher Unabhängigkeit erhalten haben. Nach ihrer eigenen Tradition wollen sie dort nicht einheimisch, sondern aus der Umgegend von Basra dorthin eingewandert sein, es ist aber auf diese Ueberlieferung nicht viel zu geben. Ausser im Sinjârgebirge findet man sie auch in der Ebene Mesopotamiens, nördlich von Mosul und dort sind die Dörfer Baazani, Baa-

1) Layard: *Ninive und seine Ueberreste p.* 162 der deutschen Uebers.

sheika und Sscmil ihre vorzüglichsten Niederlassungen[1]. Sie haben sich aber auch im Norden des Tigris erhalten, in dem Bezirke Kherzan, südlich von Bitlis. Die Stadt Redwân und die Umgegend derselben ist grösstentheils von Yezîden bewohnt[2]. Andere Angehörige dieser Religionsgemeinschaft sollen auch im nödlichen Armenien und selbst jenseits der russischen Gränze wohnen[3].

9. Die Tâts und die Guran.

Ehe wir die érânische Bevölkerung Westérâns verlassen, müssen wir noch einige Worte über die Tâts sagen, welche im Westen Erâns eine ähnliche Rollc spielen wic die Tâjiks im Osten. Sie wohnen in der Umgegend von Bâkû, wohin sie erst unter den Sâsâniden eingewandert zu sein scheinen und zwar aus Âdarbaijân. Sie haben mehr als andere érânische Familien durch Vermischung mit den türkischen Stämmen gelitten. Sie sind von mittlerer Statur, ziemlich beleibt, ihre Augen schwarz und kleiner als die der Perser, die Haare schwarz und stark; obwol nicht so stark wie bei den Persern. Sie sind stark und gut zu Seeleuten zu gebrauchen, diese letztere Eigenschaft zeichnet sie vor anderen Erâniern aus[4]. Ihre Sprache, das Tâti, ist eine érânische und man trifft dieselbe in der jetzigen Provinz Bâkû, auf der Halbinsel Absheron, in Tabasserân und in einigen Dörfern des nördlichen Erân. Die Sprache hat hie und da alterthümliche Formen erhalten, ist aber rein érânisch, ein Dialekt des Neupersischen. Dass sich hie und da türkische Wörter eingemischt finden, kann nicht befremden[5].

Wie die Tâts so gehört auch dic Bevölkerung an der Südküste des kaspischen Meeres, die Bewohner der Tâlischalpen, die Bewohner Gélâns und Mâzenderâns zu den Erâniern und ihre Sprachen, die nie zu Schriftsprachen geworden sind, ruhen

1) Layard l. c. p. 163.
2) Layard, *discoveries p.* 40.
3) Layard l. c. p. 47.
4) Cf. Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie p.* 77. 114.
5) Einen Abriss der Tâtsprache findet man bei Beresine, *recherches sur les dialectes Persans. Casan* 1853. *p.* 4 flg.

durchweg auf êrânischer Grundlage [1]). Dies kann insofern befremden als der êrânische Mythus (s. unten) die Bewohner Mâzenderâns von einem anderen Menschenpaare ableitet als die übrigen Erânier. Die Sprache erweist indessen das Gegentheil und lässt uns auch diese Völkerschaften an die westlichen Erânier anschliessen.

Endlich müssen wir hier noch der Guran gedenken, welche im Westen Erâns eine ähnliche Stellung haben wie die Tâjîk im Osten. Guran nennt man die Bauernkaste, welche im Zagros (namentlich bei Suleimânîya) unter den Kurdenstämmen lebt und diese an Zahl weit übertrifft. Die Guran unterscheiden sich von der Kriegerkaste nicht blos durch das Aussehen, indem sie sanftere und regelmässigere Züge haben, sondern auch durch ihren Dialekt, welcher sich mehr dem Persischen als dem Kurdischen nähert.

10. Die Osseten.

Wir schliessen diese Uebersicht über die verschiedenen êrânischen Völkerschaften mit einem versprengten Zweige derselben, der ganz abgetrennt von allen anderen Stammesgenossen wohnt. Die Osseten bewohnen Landschaften nördlich und südlich vom Kaukasus, gerade da wo die Pässe von Dariel den Hauptübergang über den Kaukasus nach Norden zu bilden. Schon ihr Name deutet ihren Ursprung an, denn sie nennen sich selbst nicht Ossen sondern Iron, ihr Land aber Ironistan. Der Name Ossen wird ihnen von den umliegenden Völkerschaften gegeben, sie selbst aber benennen mit diesem Namen die Malkaren und Baikaren, die nordöstlich von Elburz sitzen und die Nachkommen der westlichen Alanen sind. Die Alanen nebst den Georgiern bilden bei Firdosi die äusserste nordwestliche Gränze des êrânischen Reiches. Es hat sich bei den Osseten keine Nachricht erhalten, welche uns über ihr vereinzeltes Vorkommen so weit von dem gemeinsamen Vaterlande Aufschluss geben könnte und es scheint uns dasselbe nur auf zwei Weisen erklärt werden zu können. Entweder reichte

1) Proben aller dieser Dialekte findet man bei Chodzko, *specimens of the popular poetry of Persia. London* 1842 und in Beresines oben genanntem Werke. Reiche Beiträge für das Mâzenderâni enthalten: Dorn, *Beiträge zur Kenntniss der Irânischen Sprachen. St. Petersburg. T. I.* 1860. *T. II.* 1866.

früher der érânische Sprachstamm bis an den Kaukasus und die Osseten waren der äusserste Posten derselben. Völker anderen namentlich tatarischen Stammes müssten sich dann später zwischen die Osseten und ihre Stammesgenossen eingedrängt haben. Die zweite Art der Erklärung wäre, dass die érânischen Könige zur Zeit ihrer Macht grössere Colonien an einzelne in strategischer Hinsicht besonders wichtige Punkte gesendet hätten, um diese im Interesse des Reiches zu behüten. Ein solcher wichtiger Punkt dürfte auch der Engpass von Dariel gewesen sein. Die Colonie der Osseten blieb in diesem Falle an dem ihr angewiesenen Wohnsitz, verlor aber später ihren Zusammenhang mit dem Mutterlande, bewahrte sich aber ihre Sprache und Sitten, was in einer gebirgigen wenig zugänglichen Gegend leichter geschehen konnte als in der Ebene. Diese zweite Ansicht scheint mir eigentlich die wahrscheinlichere zu sein.

Der Ossete unterscheidet sich in seinem Wuchse sehr von seinen Nachbarn, den Tscherkessen[1]. Während die letzteren sehr hoch gewachsen sind, wird ein Ossete selten mehr als $5^1/_4$ F. hoch. Der Körperbau ist breit und fleischig, die Haare sind oft blond oder roth, die Augen klein; ausnahmsweise sieht man jedoch unter den Osseten auch sehr herkulische Gestalten. Die Männer sind selten schön, dagegen die Frauen oft von idealer Schönheit. Durch die Natur ihres Landes sind sie gewohnt den grössten Gefahren zu trotzen, sie gehen sicheren Fusses an den stärksten Abgründen dahin. Das Klima des Landes ist gesund, wenn man anders an dasselbe gewohnt ist, und die Osseten sind gegen Witterungswechsel abgehärtet. Die Flora ihrer Wälder und Wiesen ist eine sehr mannichfaltige und diese Mannichfaltigkeit kommt den Beschäftigungen der Osseten zu Gute, welche fast lediglich in Ackerbau und Viehzucht bestehen. Blutrache ist auch bei ihnen heimisch wie bei allen érânischen Völkern, doch kann das vergossene Blut auch gesühnt werden, und charakteristisch sind die Sühnungsmittel, die sie anwenden. Für die Ermordung eines Familienoberhauptes muss ein Stück Feld gegeben werden im Werthe von 2×18 Kühen und 18×18 Kühen. Den Mord

1) Khanikof, *Mém. sur l'ethnographie* p. 113.

einer Frau sühnt ein Stück Feld im Werthe von 18 Kühen und 9 × 18 Kühen. Für die Ermordung eines Jünglings zahlt man ein Stück Feld im Werthe von 18 Kühen und 12 × 18 Kühen u. s. f. Auch für Verwundungen treten ähnliche Strafsätze ein, die Verwundung der Nase wird mit einer Strafe von 4 × 18 Kühen, die Verwundung eines Auges oder einer Hand fast mit derselben Strafe belegt wie die Ermordung einer Frau. Diese Strafsätze erinnern lebhaft an die Bestimmungen des Vendîdâd

Auch in anderer Hinsicht erinnern Sitten und Gebräuche der Osseten sehr daran, dass nicht nur die Sprache sondern auch die Religion derselben früher die des alten Erân war. Zwar sind die Osseten jetzt mit wenig Ausnahmen Muhammedaner, früher hatten sie die Georgier theilweise zum Christenthume bekehrt, die Inschriften an alten Kirchen, die aus georgischen und ossetischen Bestandtheilen gemischt sind, geben noch sprechendes Zeugniss von dieser ehemaligen Bekehrung. Später ist jedoch das Christenthum, welches niemals sehr tiefe Wurzel bei den Osseten gefasst hatte, wieder verschwunden und hat seine Spuren nur in einzelnen abergläubischen Gebräuchen zurückgelassen. So fastet der Ossete dreimal in der Woche ohne einen Grund für diesen Gebrauch angeben zu können, er schlachtet am Tage des heil. Georg ein Schaf, welches er an die Armen verschenkt, ebenso wird in der Osterwoche ein Lamm geschlachtet und mit grossen Ceremonien von der Gemeinde verspeist. Dagegen sprechen wieder andere Ceremonien für altéranische Sitten. Ganz éränisch ist, dass für Frauen ein Kaufpreis gezahlt werden muss, der geringste Preis einer Frau ist 18 Kühe, der höchste 8 × 18 Kühe, Wittwen werden zum halben Preis verkauft. Bei Todesfällen bricht die Wittwe in lautes Weinen aus und verwundet sich mit einem Steine oder scharfen Instrumente, die Männer geisseln sich, während Frauen und Kinder die Haare zerraufen. Trotz aller zur Schau getragenen Religiosität bricht der Ossete oft seine Schwüre und liebt den Diebstahl.

Auch über die Sprache der Osseten haben wir in neuester Zeit mehrfache Belehrung erhalten und ihre Zugehörigkeit zum éränischen Sprachstamme kann für vollkommen erwiesen gelten. Wir besitzen eine ossetische Grammatik von Ro-

sen [1], welche hauptsächlich die südossetischen Dialekte im Auge hat, während eine andere von Sjögren [2] die beiden nördlichen Dialekte, den Tagaurischen und Digorischen, behandelt. Wir verdanken ferner dem Eifer Schiefners die Mittheilung mehrerer ossetischer Texte [3] sowie dem Fleisse Fr. Müllers [4] eingehende sprachwissenschaftliche Mittheilungen. Wie zu erwarten war, stellt sich das Ossetische in die Mitte zwischen dem Armenischen und Neupersischen, schliesst sich aber auch in vielen Dingen an das Huzvâresch und Pârsi an, wie es denn überhaupt mehrfach alterthümliche Formen erhalten hat.

11. Die Semiten.

Wie wir im äussersten Südosten des érânischen Sprachgebietes in den Brahuis einen Ueberrest einer fremden Völkerfamilie kennen gelernt haben, so finden wir ähnlich wieder im Nordwesten Erâns im engeren Sinne einen ähnlichen Uebergriff eines fremden Sprachstammes. Auf der Westseite des Urumiasees, in den Gebirgen von Selmâs und vor Allem in Urumia selbst treffen wir vom Osten kommend die ersten Angehörigen des semitischen Sprachstammes, die sich von den anderen Bewohnern des Landes durch die Sprache wie durch die Religion unterscheiden, und zwar wohnen sie dort bereits in ziemlicher Menge. Von da können wir ihre Spuren gegen Westen verfolgen über die Hochebene Albaq bis nach Mahmûdia in der Nähe des Vânsees, sie wohnen in diesen Gebieten ziemlich vereinzelt zwischen den Kurden. Ihre Hauptniederlassungen erstrecken sich aber von der Hochebene Albaq gegen Süden, auf dem rechten und linken Ufer des grossen Zâb. Die Districte Diz [5],

1) G. Rosen: *über die ossetische Sprache* in den *Abhandlungen d. k. Academie der Wissensch. zu Berlin* 1845. *p.* 361—403.

2) Sjögren: *Ossetische Sprachlehre nebst kurzem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche. St. Petersburg* 1844.

3) *Bulletin de l'Academie imp. des sc. de St. Pétersbourg. T. IV.* (1862) 291—318. *T. V.* (1863) 1—40.

4) Fr. Müller: *Ueber die Stellung des Ossetischen im érânischen Sprachkreise. Wien* 1861. *Beiträge zur Lautlehre des Ossetischen.* 1863. *Die Grundzüge der Conjugation des osset. Verbums.* 1864.

5) Ohne Zweifel das neupersische دز, diz, Festung.

Waltu, Jelu [1]), Tkhoma [2]) und Baz auf dem linken und die Distrikte Tiyari [3]) und Berwari auf dem rechten Ufer dieses Flusses sind zum grössten Theile oder ganz von syrischen Nestorianern bewohnt, welche unter eigenen Häuptlingen stehen und als ihr geistliches Oberhaupt den Patriarchen in Julâmerg anerkennen. Es sind dies alles wilde, gebirgige Districte, deren Unzugänglichkeit es ihren Bewohnern möglich machte, nicht nur ihre Unabhängigkeit sondern auch ihre Religion und Sprache zu bewahren, trotzdem sie von lauter Feinden umgeben waren. Als ihre ursprünglichen Sitze geben sie die Gegend zwischen dem Urumiasee und der Stadt Bitlis an [4]), in die höher gelegenen Gegenden wollen sie erst später, durch Verfolgungen gezwungen, eingewandert sein. Für die christliche Zeit können wir nun mit ziemlicher Gewissheit sagen, dass diese Gegenden am grossen Zâb immer schon von Nestorianern bewohnt wurden [5]). So nennt Dimeshqî christliche Kurden in diesen Gebirgen, womit ohne Zweifel diese Syrer gemeint sind, Barhebraeus gedenkt ihrer mehrfach in den Kämpfen des 12. Jahrhunderts n. Chr. Die Hochebene Albaq ist als ein uraltes semitisches Gebiet nicht anzuzweifeln, da sie bekanntlich bereits in der Genesis unter dem Namen Arpakshad vorkommt. Nicht unwichtig ist es auch, dass diese Syrer noch im Mittelalter bei Sheref-ed-dîn, dem Geschichtschreiber der Kurden, den Namen آسورى (Âsûri) führen, der wahrscheinlich aus اثورى (Athûri). Assyrer verderbt ist. Ueber die Syrer, welche östlich von den Gebirgen am Urumiasee wohnen, sind unsere Nachrichten sehr spärlich, doch dürften auch sie bis in das hohe Alterthum in jenen Sitzen heimisch gewesen sein. Von den Jakobiten und unirten Chaldäern, welche den Norden Mesopotamiens bewohnen, unterscheiden sich diese syrischen Nestorianer mehr durch ihre Religion als durch ihre

1) Der Name ܓܝܠܘ (Gelu), d. h. der höchste Theil des jetzigen Gebirgslandes, findet sich bereits 1580 gebraucht. Cf. Assemani, *Bibl. or. III.* 1. 621. und Nöldeke, *neusyrische Grammatik p. XXI.*

2) d. h. ܬܚܘܡܐ (Tkhuma), Gränze. Nöldeke l. c. p. XXV.

3) d. i. ܛܝܪܝ (Tiari), Gehöfte. Nöldeke l. c.

4) Cf. Ritter IX, 664.

5) Vgl. die ausführlichen Belege bei Nöldeke l. c. p. XVIII flg.

Sprache, es scheint dass sie sich unter einander verständlich machen können[1]) und wir dürfen sie also getrost als Glieder desselben Volkes ansehen wie die Aramäer der Ebene. Indessen ist das Neusyrische, welches sie sprechen, durchaus nicht als geradezu von der altsyrischen Schriftsprache abstammend anzusehen, sondern scheint in seinen Grundlagen eher mit dem babylonischen Dialekt zu stimmen[2]), es unterscheidet sich aber überhaupt von den alten Dialekten sehr wesentlich. Das Neusyrische hat viele der alten Bildungen fallen lassen, um sie aber durch neue zu ersetzen und zwar ist sie in ihren Neubildungen recht glücklich gewesen. Der Wortsatz ist begreiflicher Weise mit vielen Fremdwörtern — arabischen, türkischen und persischen — versetzt. Es ist begreiflich, dass diese Sprache in mehrere Dialekte zerfällt, da sie über einen ziemlich weiten Raum verbreitet ist, und die Stämme, welche sie sprechen, wegen der Schwierigkeit des Verkehrs nur wenig Verbindung unter sich unterhalten können. Ueber diese Dialekte sind wir aber noch sehr wenig unterrichtet, nur das wissen wir, dass die Sprache der zwischen dem Bohtan und Mosul wohnenden Nestorianer von dem Dialekte am Urumia so verschieden sein soll, dass eine Verständigung unmöglich ist.

Obwol die Nestorianer, welche den Westen der érânischen Gebirge bewohnen, ohne alle Frage Semiten sind, so hat doch der langjährige innige Verkehr mit den Erâniern, besonders den Kurden, auch auf ihre physische Erscheinung eingewirkt[3]). Die semitische Form des Schädels hat sich bei ihnen erhalten und zwar namentlich bei den in den Gebirgen wohnenden Stämmen, der érânische Einfluss zeigt sich besonders in der Vergrösserung des Auges, das nicht sehr tief liegt, wie sonst bei den Semiten der Fall zu sein pflegt. Die Nase ist gewöhnlich hervorstehend, aber nicht sehr lang, Hände und Füsse sind klein und schön geformt. Sie sind von grosser Gestalt, sehr muskulös, Haare und Augen gewöhnlich braun, nicht

1) Vgl. Nöldeke, *neusyrische Grammatik p. XXIV.*

2) Für eine genauere Charakteristik dieser nicht uninteressanten Sprache verweisen wir die Leser auf die schon öfter angeführte Grammatik der neusyrischen Sprache am Urumiasee und in Kurdistân von Th. Nöldeke. Leipzig 1868.

3) Cf. Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie p.* 110. 111.

schwarz, wie bei den Erâniern, in den Gebirgen soll es sogar blonde und rothhaarige Individuen geben.

Neben diesen im Nordwesten von Erân wohnenden Semiten haben wir nun auch noch derer im Südwesten dieses Landes zu gedenken. Auch hier zeigen sie wieder ihre Vorliebe für die Ebenen. Araber besitzen bereits die Ebene im Westen von Dizfûl und Shuster, wo sie sich häufig in kleinen Dörfern niederlassen, Reis und Korn bauen und grosse Heerden halten [1]. Unter den Stämmen, die unter der Oberhoheit von Shuster stehen, sind die Anâfiyya die stärksten. Ihnen gehört das ganze rechte Ufer des Karûn unterhalb Band-i-qîr; sie haben grosse Heerden und sind ganz Nomaden, sie vermögen etwa 300 Reiter und 400 Fussgänger ins Feld zu stellen. Der Distrikt Miyânâb im Süden von Shuster zwischen dem Karûn und Âb-i-Gargar gehört theils den Anâfiyya, theils Flüchtlingen aus anderen Stämmen. Die Anâfiyya sollen wie die Âl-i-Khâmis ein Theil des grossen Araberstammes Meïdân sein. — Die Umgegend von Dizfûl wird von dem grossen Stamme der Âl-i-Kethîr (d. i. Familie der Vielen) bewohnt. Sie besitzen die Ebenen zwischen dem Dizfûl und Karûn, zwischen dem Shâpûr und Dizfûl, endlich das linke Ufer des Kerkha mit der Ebene von Susa [2]. Ein grosser Theil dieses Stammes, von dem jede Unterabtheilung ihr eigenes Oberhaupt hat, ist mit Ackerbau beschäftigt; sie sollen aus 14 bis 15000 Familien bestehen und stellen ein Corps ganz tüchtiger Cavallerie dem Könige von Erân zur Verfügung. Angeblich stammen sie von dem arabischen Stamme Nebân in Nejd. Auch Hawîza und die Umgegend dieser Stadt wird vorzugsweise von Arabern bewohnt, welche in vier Stämme: Sâdât, Neïs, Kûtî und Sakî zerfallen. Abhängig von der Stadt sind noch die Âl-i-Arûs, Sherîf, Benî I'zâr, Benî Ḥardân, Ṣâdir und Salâmât. Während des Sommers und des Herbstes bewohnen sie die Ufer des Kerkha und das Marschland, im Winter und Frühling ziehen sie in den Wüsteneien auf beiden Ufern des Flusses umher, wo sie Futter für ihre Heerden finden. Im

1) Vgl. zum Folgenden Layard im *Journal of the R. Geographical Society XV*, 32 flg.

2) Ein Verzeichniss der Unterabtheilungen findet man in den Beilagen.

Falle eines Aufgebotes sind 5000 Mann das Höchste, was diese Stämme zusammen stellen können.

Als Gränzen des Landes, welches die Shabaraber bewohnen, bezeichnet Layard[1]) eine Linie, welche von dem Dorfe Waïs am Ufer des Karûn nach Khalfâbâd am Ufer des Jerrahi läuft und durch die Hügel von Zeitûn bis zum Zohra oder dem Flusse von Hindiân fortgeführt wird. Im Osten begränzt also der Fluss von Hindiân, im Westen der Karûn und im Süden das Meer diese Bezirke, welche die Shabaraber bewohnen. Den Karûn besitzen sie von Ahwaz an bis zu seiner Vereinigung mit dem Tigris. Dieser ganze Bezirk ist sehr ausgedehnt, aber grossentheils Wüste und darum nicht sehr dicht bewohnt. Auch ist es noch nicht sehr lange her, dass Araber diese Bezirke in Besitz genommen haben, früher waren sie von Afsharen bewohnt. Die Autorität des Sheikhs der Shabaraber erstreckt sich westlich über alle Stämme derselben, aber die Bawi und Sherîfât sind sehr mächtig und betrachten sich mehr unter dem Schutze als unter der Herrschaft dieses Häuptlings zu stehen. Die Shab können etwa 7000 Mann Truppen ins Feld stellen, von denen aber nur etwa 3000 genügend bewaffnet sind; dazu kommen die Bawi mit etwa 1000 Reitern und 2000 Fussgängern; dann Sherîfât mit 2000 Infanteristen und 700 Reitern. Die ganze Stärke der Shab, wenn sie alle vereinigt sind, beträgt demnach 12700 Mann. Fast alle Shab sind sesshaft geworden und haben dadurch viel von ihrem arabischen Charakter verloren, denn da sie sich häufig mit Nachkommen der Städtebewohner von Dizfûl, Shuster und Behbehân verheiratheten, so ist ihr Blut nicht rein geblieben.

Die Benî Lâm[2]) bewohnen eigentlich das südöstliche Ende des Pashalik Baghdâd, aber sie siedeln nicht selten auch auf erânisches Gebiet über. Es ist schwer den Bezirk anzugeben, den sie eben besetzt halten. Sie wohnen bis an die Thore von Mendelli, im Winter von dort bis an das Ufer des Kerkha, obwol ein Theil dieses Gebiets eigentlich den Feïlis gehört. Am Tigris findet man sie von Kut el Ḥamrâ bis zur Vereinigung des Tigris mit dem Euphrat. Die niedrigen Hügel, welche die Ebene Dasht Abbâs von der Ebene Iwân Kerkha

1) l. c. p. 36.

2) Layard l. c. p. 45.

trennen, werden gewöhnlich als ihre Gränzen gegen Westen betrachtet, doch kommen sie auch bis an die Ufer des Kerkha. Der Stamm der Benî Lâm zerfällt in viele Unterabtheilungen (s. die Beilagen), obwol sie einen Sheikh für den ganzen Stamm haben, so wählt sich doch jede Unterabtheilung auch noch ihren Häuptling. Der Sheikh des Stammes residirt gewöhnlich in Amârat, unweit des Tigris. Der Stamm ist sehr zahlreich, obwohl seine Stärke nicht genau angegeben werden kann, so dürfte sie doch kaum weniger als 30000 Familien betragen. Sie können etwa 15000 Mann ins Feld stellen, darunter 4—5000 Reiter.

12. Schlussbemerkungen.

Am Ende unserer allgemeinen Uebersicht über die Völkerschaften angekommen, welche Erân bewohnen, wird es passend sein, ehe wir weiter gehen, nochmals auf diese zurückzublicken und einige allgemeine Bemerkungen über dieselben nachzutragen, welche früher nur den Zusammenhang unterbrochen hätten. Wir finden die Erânier vom Ufer des Indus bis westlich in die Gebirge, welche den Tigris auf seinen beiden Seiten begränzen. Als die Träger des eigentlichen érânischen Culturelementes müssen wir die Bewohner der Ebenen und namentlich der Städte ansehen, während die Bevölkerung der Gebirge roher geblieben ist und ihre Sprache mehr oder minder beträchtlich von der érânischen Schriftsprache abweicht. Ueberblicken wir das ganze érânische Gebiet, so finden wir dasselbe durchaus nicht von Völkerschaften eines und desselben Stammes bewohnt. Im äussersten Südosten finden wir in den Brahuis ein dem südindischen Völkerstamme angehöriges Volk, während wir dagegen die nördlicher wohnenden Afghânen als ein Uebergangsglied vom indischen zum érânischen Stamme betrachten mussten. Neben den Brahuis füllen die Belûcen einen grossen Theil des Südrandes von Erân aus, ein Volk zwar von ursprünglich rein érânischem Stamme, später aber, wie es scheint, mit turânischen Elementen versetzt (cf. oben p. 332). Am Nordrand hat der turânische, besonders der türkische Stamm ein grosses Gebiet gewonnen und türkische Bewohner sind jetzt nicht blos in den altérânischen Provinzen wie Sogdiana, Baktrien und Khorasmien die

herrschende Bevölkerung, sondern auch die érânischen Gränzstädte gegen Norden wie Merv und Serakhs sind längst in die Gewalt turânischer Bewohner oder Umwohner gekommen. Das turânische Volk hat sich ferner, wie wir gesehen haben, in dem sogenannten Ghor, der Berginsel der Aimaqs und Hazâres festgesetzt und streift noch über sie hinaus bis Turshîz. Türkische Horden findet man am Etrek, in Mâzenderân, Âdarbaijân ist ganz von ihnen besetzt und von dort aus haben sie östlich Fortschritte gemacht bis gegen Qazvîn. Ja, nicht einmal das Innere Erâns ist von turânischer Einwanderung verschont geblieben und wir haben in den Beilagen eine Liste von Horden türkischer Abkunft gegeben, welche im Innern Erâns Wohnsitze genommen haben. Im Westen ist das Türkische bis hart an die érânische Gränze vorgedrungen und in Armenien hat dasselbe das Uebergewicht über die alte Landessprache errungen. Wir können also das gegenwärtige Erân nicht als reines Eigenthum der Erânier gelten lassen, die ursprünglichen Bewohner des Landes sind nunmehr genöthigt, dasselbe mit turânischen Völkern im ausgedehnten Maasse zu theilen. Allein überall lässt sich nachweisen, dass diese turânischen Einwanderungen erst in die letzten Jahrhunderte zurückgehen oder doch nicht weiter als bis in das Mittelalter zurückreichen. Nur Baktrien und Sogdiana dürften schon länger von den Turâniern dauernd in Besitz genommen worden sein, doch sind auch diese Länder kaum vor dem Beginn unserer Zeitrechnung besetzt worden. Umgekehrt ist in den Uebergangsländern Afghânistân und Belûcistan die ursprünglich indische Bevölkerung in neuerer Zeit durch érânische Ansiedelung zurückgedrängt worden.

Wenn nun auch dieses Vordringen der turânischen Race in die Gränzen Erâns hinein erst den Missregierungen der letzten Jahrhunderte zuzuschreiben ist und mithin für das Alterthum nicht in Betracht kommt, so bleibt uns doch die Frage zu beantworten übrig, ob nicht in der älteren Zeit, wenn auch nicht dieselben, doch ähnliche turânische Horden nach Erân vorgedrungen sind und dort einen gewissen Einfluss ausübten, ehe sie wieder vertrieben wurden oder mit dem Volke verschmolzen. Es lässt sich nun denken, dass in den kraftvollen Zeiten des Reiches keine oder nur unbedeutende Ueber-

siedelungen dieser Art stattgefunden und die Achämeniden namentlich es als ihre Aufgabe betrachtet haben, selbst eher erobernd gegen Norden vorzudringen als die nördlichen Völker gegen Süden vordringen zu lassen. Ganz wird sich jedoch das Uebertreten solcher Horden auch in früherer Zeit nicht leugnen lassen, sagt uns doch schon das Heldengedicht von ähnlichen Einfällen, und auch aus historischer Zeit haben wir einige Anhaltspunkte. Dahin rechnen wir aus späterer Zeit den Einfall der Parther, von denen wenigstens manche Schriftsteller bestimmt behaupten, dass sie Skythen gewesen seien[1]). Nach Strabo bemächtigte sich Arsakes mit einer Horde Parner, die ein Theil des Skythenvolkes der Daer waren, der Provinz Parthyaia. Wie uns Strabo (XI, 9. 3) weiter berichtet, war dieser Arsakes selbst nach einigen ein Skythe, nach Anderen ein Baktrianer; da nun Strabo den Arsakes selbst ἀνὴρ Σκύθης nennt, so wird er ihn persönlich wol für einen Skythen gehalten haben; nach anderen Nachrichten freilich leiteten die Parther ihr Geschlecht auf Artraxerxes Mnemon zurück, der zuerst den Namen Arsakes geführt haben soll. Noch bestimmter als über den Gründer der parthischen Dynastie sind die Nachrichten der Alten darüber, dass die Parther selbst Skythen gewesen seien[3]).

Diese Nachrichten haben vom éranischen Standpunkte aus durchaus nichts Unbegreifliches und sind wohl zu beachten.

1) Cf. Droysen: *Geschichte des Hellenismus II*, 326 und Lassen, *Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes VI*, 538 not.

2) Syncellus I, p. 539 ed. Bonn.

3) Strabo sagt von den Parthern: τὰ ἔθη, τὰ ἔχοντα πολὺ μὲν τὸ βάρβαρον καὶ τὸ Σκυθικόν. So spricht auch Arrian bei Photius von ihnen und nennt sie τὸ Πάρθων γένος Σκυθικόν. Bekannt ist die nicht ganz klare Stelle bei Justin (XLI, 1): *Parthi .... Scytharum exules fuere. hoc etiam ipsorum vocabulo manifestatur; nam Scythico sermone Parthi exules dicuntur.* Malalas (Chron. II, p. 26. ed. Bonn.) οὕστινας .... μετάναστας ποιήσας ἐκέλευσεν αὐτοὺς οἰκεῖν ἐν Περσίδι .... καὶ ἔμειναν ἐν Περσίδι οἱ αὐτοὶ Σκύθαι ἐξ ἐκείνου ἕως τῆς νῦν. οἵτινες ἐκλήθησαν ἀπὸ τῶν Περσῶν Πάρθοι ὅ ἐστιν ἑρμηνευόμενον Περσικῇ διαλέκτῳ Σκύθαι. Nicht weniger bestimmt sind die Aussagen über die Sprache der Parther. Justin (XLI, 2) sagt: *Sermo his inter Scythicum Medicumque medius et ex utrisque mixtus* und Suidas (p. 3376 ed. Gaisf.) οἵτινες ἐκλήθησαν Πάρθοι, ὅ ἐστι Περσικῇ γλώσσῃ Σκύθαι, καὶ μέχρι σήμερον ἔχουσι καὶ τὴν στολὴν καὶ τὴν λαλιὰν καὶ τοὺς νόμους Σκυθῶν. Ueber die Berichte des Moses von Khorni cf. oben.

Die Parther und die parthischen Könige hätten demnach in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Erâniern gestanden wie die Dynastie der Kajaren und ihre Angehörigen zu den heutigen Persern. Sie wären von Norden her nach Erân eingewandert und hätten sich dort niedergelassen. Eine Familie aus ihrer Mitte hätte sich der Herrschaft über Erân bemächtigt und die hohe Stellung, welche sie sich errungen hatte, musste das Ansehen des ganzen Stammes vergrössern, ganz so wie auch jetzt die türkischen Stämme, die mit den Kajaren verwandt sind, in Erân mit Achtung behandelt werden müssen. Auch dass die Parther aus Baktrien gekommen seien, eine Thatsache, die auch von Moses von Khorni bestätigt wird, ist nach den damaligen Verhältnissen wohl begreiflich. Wir wissen dass zu jener Zeit, als die parthische Herrschaft entstand, skythische Stämme sich Baktriens bemächtigt hatten, es ist also ganz gut möglich, dass sie sich von dort aus weiter gegen Westen ausdehnten. Nichts desto weniger scheinen Gründe vorhanden zu sein, diesen Nachrichten, oder vielmehr den Auslegungen dieser Nachrichten, zu misstrauen. Alle diese Schriftsteller, welche uns den skythischen Ursprung der Parther berichten, sind aus späterer Zeit, nur ein Theil von ihnen versetzt die Einwanderung der Parther in alte Zeit, während andere von einer Einwanderung sprechen, die erst nach dem Tode Alexanders des Grossen stattgefunden haben kann. Dass aber die Parther nicht erst seit Alexander in Erân sesshaft waren, beweisen die Erwähnungen derselben bei Herodot und in den Inschriften des Darius und da sie ganz wie die übrigen érânischen Stämme behandelt werden, so werden wir annehmen dürfen, dass sie entweder érânischen Ursprungs waren oder doch im Laufe der Zeit érânische Sprache angenommen hatten. Auch die Namen der parthischen Könige sind alle érânisch [1]), was

1) Vgl. Lassen l. c. p. 541. not. Auch die Namen, die Lassen beanstandet, lassen sich ohne grosse Schwierigkeit als érânisch nachweisen: Mnaskires ist Manoshcihr, Vonones = altp. vananô (siegreich schlagend). Gotarzes der Name des im Shâhnâme hochgepriesenen Helden Gudarz. Sinatrokes, armenisch Sanatruk, erkläre ich = çanat-drukhs, die Drujas vernichtend, von altp. çan vernichten. Die von Moses von Khorni (II, 36) gegebene Erklärung des Namens halte ich für fehlgegriffen. Pakorus erinnert an pâk, rein, Bardanes an Bardiya und auch Orodes und Vologeses dürften sich noch erklären lassen.

freilich noch nicht beweisen kann, dass sie Erânier waren, aber auch was wir sonst von ihren Gewohnheiten und Einrichtungen wissen, berechtigt uns nicht sie für Skythen zu halten. Ich bin daher eher der Ansicht, dass der parthische Prinz, welcher sich zuerst des Thrones von Erân bemächtigte, aus irgend einem Grunde zu den Turâniern entflohen war und mit ihren Hülfstruppen versehen in sein Vaterland zurückkehrte. Die Folge mag dann allerdings gewesen sein, dass auch seine Bundesgenossen zurückblieben und sich unter den Parthern ansiedelten.

Es darf nun nicht verschwiegen werden, dass eine der oben angeführten Stellen, die Mittheilung des Malalas, die Parther schon unter Sesostris nach Erân einwandern lässt und dass auch noch andere Spuren einer ausserarischen und nicht semitischen Bevölkerung vorhanden sind, welche in sehr alter Zeit in Erân lebte. Wir finden eine Reihe von Keilinschriften in Westérân, auf dem Passe von Keli-shin, der aus Atropatene in die Ebenen Mesopotamiens führt, dann aber besonders in Susiana, welche in der Sprache der zweiten Gattung von Keilschrift geschrieben sind und die Sprache dieser Schriftgattung pflegt man mit fast unzweifelhaftem Rechte für nichtarisch und unsemitisch zu halten. Man hat diese Sprache gewöhnlich als skythisch oder tatarisch bezeichnet und Rawlinson [1]) und M. von Niebuhr [2]) haben sehr weit gehende Folgerungen aus diesen Inschriften gezogen, die übrigens unseres Wissens noch nicht einmal herausgegeben, gewiss aber nicht entziffert sind. Nach Rawlinson wäre ebensowol Assyrien, Babylonien, Persien, Indien, wie auch Syrien, Arabien, Kleinasien, Aegypten, Aethiopien in einer uralten, vorsemitischen und vorarischen Zeit von Völkern skythischer Rasse bewohnt gewesen, diese sollen sogar an die Küsten Europas ihre Colonien gesendet haben. Bezüglich der Sprache nimmt er an [3]), dass sie Sprachen gesprochen hätten mehr oder weniger ungleich in ihrem Wortvorrathe, die aber gewisse charakteristische Eigen-

1) Cf. Rawlinson, *Notes on the early history of Babylonia* im *Journal of the R. As. Society. T. XV*, 215 flg. Aehnliche Zwecke verfolgt auch Sax: *Ueber die babylonische Urgeschichte und über die Nationalität der Kuschiten und Chaldaeer. Zeitschrift der DMG. XXII*, 1 flg.

2) M. v. Niebuhr: *Geschichte Assurs und Babels p.* 144.

3) Rawlinson l. c. p. 232. 233.

thümlichkeiten der Grammatik und Construction gemein hatten. Man sieht, Rawlinson neigt sich hier der Annahme einer grossen turânischen Sprachfamilie zu, ganz in derselben oder in ähnlicher Art wie sie Bunsen oder Max Müller aufgestellt haben; da wir wie viele andere Sprachforscher uns von der Wahrheit dieser Theorie durchaus nicht überzeugen können, so können wir auch über Rawlinsons Hypothese kurz hinweggehen[1], zumal da diese Vorgänge in eine so frühe Zeit verlegt werden, dass von einer geschichtlichen Erforschung derselben füglich nicht die Rede sein kann. Weit bestimmter und greifbarer sind die Aeusserungen Niebuhrs. Nach ihm soll die Sprache der zweiten Keilschriftgattung eine tatarische sein, Tataren wohnten daher in alter Zeit in grosser Anzahl in Elam, die Armenier sind entweder arisirte Semiten oder semitisirte Arier und dieser arisch-semitische Stamm soll nur ein Superstrat tatarischer Stämme gewesen sein. Ja, es erscheint ihm nicht unmöglich[2], dass die Arier in Erân überhaupt oder doch wenigstens die Meder und Perser ein tatarisches Substrat hatten, dass die Arier nur das herrschende Volk waren, ähnlich wie in Indien. Er findet es endlich gar nicht unwahrscheinlich, dass Achämenes oder Hakhâmanis, der Vorfahr des Darius im sechsten Gliede, der Erste gewesen sei, welcher die Herrschaft der Arier überhaupt in Erân begründete. Zu solchen weitgehenden Vermuthungen scheint uns die Lage der Dinge durchaus nicht zu berechtigen. Wie man sieht, so stützen sich dieselben vorzugsweise auf sprachliche Gründe: die Sprache der Inschriften in der Keilschrift zweiter Gattung. Wenn nun auch bereitwillig zugegeben werden soll, dass diese Sprache weder eine indogermanische, noch eine semitische sei, so ist damit noch nicht gesagt, dass es eine skythische sein müsse, es ist auch bei dem weiten Umfange, den man der tatarischen Sprachfamilie von manchen Seiten giebt, damit überhaupt noch nichts gesagt und es fragt sich wieder, zu welcher Abtheilung der turânischen Sprachen man sie rechnen muss. Hier stehen sich nun zwei Ansichten gegenüber. Die

1) Leser, welche sich über die Sache näher unterrichten wollen, verweisen wir auf Potts treffliche Abhandlung: *M. Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft. Zeitschr. der DMG. IX*, 405—464 und Steinthal, *Philologie, Geschichte und Psychologie* (*Berlin* 1864) *p.* 26 flg.

2) Niebuhr l. c. p. 152.

eine ist die von Norris, der diese Inschriften ausführlich besprochen hat und ihre Sprache mit denen der nordischen Völker, Mordwinen etc. verwandt findet, dabei aber selbst gesteht, dass er sich nicht eingehend mit diesen Sprachen beschäftigt hat. Unterstützt wird diese Ansicht von Westergaard, der sie noch dadurch näher zu begründen strebt, dass er das Hauptgesetz der finnisch-tatarischen Sprachen, die Vocalharmonie in der Sprache der Keilinschriften zweiter Gattung nachzuweisen sucht [1]. Ist diese Angabe richtig, so müsste diese tatarische Urbevölkerung mit den Völkern im Norden des êrânischen Reiches zusammenhängen und die späteren Einfälle dieser Völker nach Erân wären gewissermassen als Versuche zu betrachten, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen. Nun hat aber ein anderer Gelehrter, Caldwell, gefunden, dass die Sprache dieser Inschriften sehr schön zu den Sprachen Südindiens stimme [2]. Auch diese Ansicht liesse sich hören, sie würde aber, falls sie sich bestätigte, uns nöthigen, die ältesten Völkerverhältnisse Erâns in einem etwas andern Lichte anzusehen. Die Urbevölkerung Erâns würde dann mit der südindischen Bevölkerung zusammenhängen und wir müssten annehmen, dass die Völkerschaft, zu welcher jetzt noch die Brahui gehören, früher weit zahlreicher gewesen sei und sich über den ganzen Südrand Erâns bis nach Susiana, von dort aber gegen Norden verbreitet habe. — Es ist übrigens gar nicht einmal nothwendig, wegen dieser Inschriften eine turânische Urbevölkerung anzunehmen. Es liesse sich z. B. auch denken, dass sie von Theilen der Skythen herrühren, welche unter Kyaxares durch Medien nach Vorderasien zogen und später wieder vertrieben wurden. Wieder eine andere Frage ist, ob nicht in Erân oder wenigstens in einem Theile Erâns eine kuschitische oder ägyptische Bevölkerung ihren Sitz gehabt habe und zwar namentlich in Susiana. Es hat auch dieser Annahme nicht an Anhängern gefehlt, und man muss gestehen,

1) Vgl. dessen Abhandlung: *Om den anden eller den sakiske Art of Achaemenidernes Kileskrift* in den Schriften der *K. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. 5. Reihe. 2. Bd.* (1854). Ich bemerke, dass alle sprachlichen Forschungen sich bis jetzt auf die Uebersetzungen der altpersischen Inschriften beschränken müssen, da die eigenthümlichen Inschriften, mit Ausnahme einer einzigen, noch nicht veröffentlicht sind.

2) *Caldwell, comparative Grammar of the Drâvidian languages p.* 43 flg.

dass sie sich besser begründen lässt, als die vorhergehenden. Es giebt in der That eine nicht unbedeutende Anzahl von Stellen in den hebräischen und klassischen Schriftstellern [1]), welche für das Vorhandensein einer kuschitischen Bevölkerung im südlichen Mesopotamien und den daran gränzenden Landstrichen sprechen. Die Einwanderung müsste von Aegypten aus stattgefunden haben und die Einwanderer würden ägyptische Kunst und Wissenschaft in die Culturstätten Mesopotamiens gebracht haben.

Weit weniger noch als die Annahme tatarischer Ureinwohner in andern Theilen Erâns können wir es billigen, wenn man in neuerer Zeit es mehrfach versucht hat, die Meder zu Tataren zu machen, oder doch wenigstens in ihnen ein starkes tatarisches Substrat anzunehmen. Man stützt diese Annahme theilweise auf die Ergebnisse der Keilschriftforschung und den Umstand, dass namhafte Forscher die Erfindung der Keilschrift einem tatarischen Volke zuschreiben. Diese Völker- und Culturverhältnisse liegen so weit jenseits der historischen Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, dass wir mit ihnen kaum etwas zu thun haben. Ein zweiter Grund wird aus den jetzigen Verhältnissen hergenommen. Wir haben gesehen, dass der nördliche Theil Mediens, Atropatene, dermassen von türkischen Völkerschaften besetzt worden ist, dass dort nur noch türkisch gesprochen wird. Wie nun, wenn diese Völkerverhältnisse nicht erst der neueren Zeit angehörten, wie man gewöhnlich annimmt, wenn schon in alter Zeit dort dieselben türkischen Völkerstämme ihren Wohnsitz gehabt hätten wie heutzutage? Gegen diese beiden Annahmen können wir uns auf einige wirkliche historisch unwiderlegbare Zeugnisse berufen. Der Annahme, dass im Alterthume die Meder zu den Tataren gezählt wurden, widerspricht die Stellung der Meder in der mosaischen Völkertafel, denn dort (Gen. 10, 2) ist Madai der dritte Sohn des Japhet, es widerspricht ihr ferner Herodot, welcher (VII, 62) weiss, dass die Meder früher alle Arier genannt wurden, also sich selbst zum arischen Stamm

1) Es würde uns zu weit abführen, wollten wir hier diese Beweise ausführlich geben, man findet sie gesammelt bei Knobel: *die Völkertafel der Genesis p.* 249 flg. und in der oben bereits angeführten Abhandlung von Sax. p. 3 flg.

rechneten. Es widerspricht ferner die bekannte Stelle des Strabo (XV, 2. 8), wo die Meder unter die êrânischen Stämme gerechnet werden, die sich in der Sprache nur sehr wenig von einander unterscheiden. Es finden ferner alle Eigennamen von Orten und Personen in alter Zeit ihre Erklärung aus den êrânischen und nicht aus den turânischen Sprachen. Die Angabe des Yâqût, dass die Bewohner Atropatenes einen besondern Dialekt sprächen, den sie allein verstehen könnten, kann sowol für die eine wie für die andere Annahme gedeutet werden, fällt aber schon in eine zu späte Zeit, um für das Alterthum beweisen zu können. Wir nehmen also an, dass in den ältesten Zeiten, in die wir die Erânier zurückverfolgen können, die überwiegende Bevölkerung Mediens aus Erâniern bestand, ohne dass wir darum leugnen wollen, dass einzelne fremdsprachige Elemente in diesem Lande vorhanden gewesen sind. Soviel mag hier im Allgemeinen über die Nationalität der Meder genügen, auf Einzelnheiten werden wir später bei der Behandlung der älteren Geschichte Erâns zurückkommen müssen.

Wie es sich nun aber auch mit dieser turânischen oder südindischen oder kuschitischen Urbevölkerung verhalten möge, zwei Dinge können wir mit aller Bestimmtheit aussprechen. Erstlich: die Existenz dieser Urbevölkerung geht in die graueste Vorzeit zurück, welche lange vor der beglaubigten Geschichte liegt. Unsere Urkunden erlauben uns kaum Vermuthungen über ihr Dasein aufzustellen, geschweige, dass wir uns eine Vorstellung von ihren Zuständen bilden könnten. Wenn die Geschichte dieser Urbevölkerung jemals geschrieben werden soll, so muss sie aus den bis jetzt noch unentzifferten Inschriften in Keilschrift geschrieben werden, sonst ist sie für uns verloren. Zweitens: wenn eine solche Urbevölkerung früher vorhanden war, so müssen die êrânischen Arier, sehr im Gegensatze zu ihren jetzigen Nachkommen, dieselbe vollständig aufgesogen haben, denn es lassen sich weder in Erân Reste einer solchen Bevölkerung, noch auch in der Cultur der Erânier Spuren ihres Einflusses entdecken. Wir können also diese Bevölkerung und den tonangebenden Einfluss, den man ihr zuschreibt, vollkommen bei Seite lassen. Dagegen ist nicht abzuleugnen, dass noch jetzt Semiten in êrânischen Landstrichen wohnen, dass ihre Verbreitung daselbst früherhin

wahrscheinlich eine noch grössere war und dass die Erânier physisch wie culturgeschichtlich vielfach von den Semiten beeinflusst worden sind. Wir werden also in dem Folgenden das Verhältniss zwischen Erâniern und Semiten näher ins Auge zu fassen haben und wollen hier zuerst bemerken, dass auch die körperliche Beschaffenheit beider Völkergruppen wesentliche Verschiedenheiten aufweist. Ueber die körperliche Beschaffenheit der verschiedenen érânischen Stämme ist bereits oben die Rede gewesen und wir haben hier nur einiges Allgemeine nachzutragen. Weder die Osseten, die äussersten Ausläufer der Erânier im Westen, noch die Wakhânis, die äussersten Ausläufer derselben im Osten können als in dem ursprünglichen Vaterlande der Erânier sitzend betrachtet werden. Vielmehr weisen uns die ethnographischen Forschungen Khanikofs ebensowol als die historischen Zeugnisse nach Ostérân, in die Gegend von Herât und nach Seïstân, als die Wiege des érânischen Volkes; weiter gegen Osten, in Gedrosien und Kâbulistân, begann im Alterthume bereits die indische Bevölkerung. Noch heute ist ein Unterschied zwischen Ost- und Westérâniern sichtbar und zwar zum Nachtheile der ersteren, ihre äussere Erscheinung ist weniger vortheilhaft als die ihrer westlichen Stammesgenossen, sie sind übel gebaut, hässlicher, plump, ihre Haut ist rauh und sehr farbig. Dies sind Thatsachen, über welche die einsichtsvollsten Reisenden übereinstimmen. Die érânische Grundform[1]) zeigt einen Schädel von bedeutendem Umfang, beinahe $1\frac{1}{2}$ Mal so lang als breit, weniger hoch als der semitische, immerhin aber höher als der turânische, das Stirnbein sehr stark entwickelt, die halbkreisförmigen Linien der Schläfe auseinander stehend, der Schädel endlich ist oben platt, ebenso der Hinterkopf. Am nächsten an die Ostérânier schliessen sich die Schädel der Hindus an, etwas weiter entfernen sich die der Afghânen, noch mehr die der Einwohner von Gélân und Mâzenderân, am weitesten die der Kurden und Bakhtiâris. Diese Umänderung der Schädelbildung scheint in der Kreuzung der verschiedenen Rassen ihren Grund zu haben, wir wissen, dass seit dem Auftreten des Islâm sich zahlreiche türkische Stämme unter die Erânier ge-

1) Vgl. Khanikof, *Mémoire sur l'ethnographie p.* 62.

mischt haben, am wenigsten unter die Afghânen, mehr unter die Völkerschaften im Süden des kaspischen Meeres. Für die Westérânier tritt zu dieser Vermischung mit türkischen Stämmen noch die durch Jahrtausende andauernde Vermischung mit den Semiten hinzu. So wird das verschiedene Aussehen von Ost- und Westérâniern wohl erklärlich, es scheint jedoch, dass der érânische Typus, wenn die Mischung aufhört, nach einiger Zeit wieder zu seiner ursprünglichen Form zurückkehrt.

Nicht minder auffällig als die körperliche Verschiedenheit ist auch die geistige zwischen Semiten und Indogermanen, folglich auch zwischen Semiten und Erâniern. Wir sind gezwungen, von dieser Verschiedenheit hier etwas weitläufiger zu reden, da wir die Einwirkung des semitischen Geistes auf die Entwicklung der Erânier künftig noch öfter zu erwähnen Gelegenheit haben werden. Es ist übrigens diese Verschiedenheit in den letzten Jahren öfter der Gegenstand von Erörterungen gewesen, auf die wir uns hier beziehen können[1]. Die Hauptpunkte möchten die folgenden sein. Dem Semiten mangelt es an vielen Eigenschaften, die wir bei den Indogermanen entwickelt finden. Ein sehr charakteristisches Zeichen des Unterschiedes ist die mangelnde Befähigung der Semiten für die Kunst. In der Plastik und Malerei haben sie Nichts geleistet. Zwar kann man uns die Babylonier und Assyrer entgegenhalten und namentlich auf die einen hohen Werth beanspruchenden Kunstwerke der letzteren aufmerksam machen, aber es ist eben nicht gewiss, ob Babylonier und Assyrer Semiten, wenigstens ob sie reine Semiten waren, wir wissen ferner noch weniger, ob sie nicht den Anstoss zu ihrer Kunstthätigkeit von aussen erhielten, was denkbar genug ist. Bestimmt kann man sagen, dass diejenigen semitischen Völker, die wir genau kennen, wie die Hebräer und Araber, sich nicht blos gleichgültig, sondern selbst feindselig gegen die oben genannten Künste verhielten. Den Hebräern war verboten, sich irgend ein Bildniss oder Gleichniss von der Gottheit zu machen

1) Der Gegenstand ist eingehend erörtert worden von Lassen in dessen indischer Alterthumskunde I, 414—417, später von Renan, *histoire des langues sémitiques. Bd. I,* 2 flg. 1. *A.* Vergl. auch Grau: *Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zur Religion und Wissenschaft. Stuttgart* 1864.

und mit welcher Strenge die semitischen Muhammedaner nicht blos Abbildungen von der Gottheit sondern bildliche Darstellungen überhaupt verwerfen, ist bekannt genug. Aehnlich wie mit der Plastik und Malerei verhält es sich auch mit der Architektur. Auch hier kann man zwar neben den Babyloniern und Assyrern noch die Phönizier als Gegenbeweis für die semitische Baukunde anführen, aber auch hier ist es nicht gewiss, wie weit blos fremde Muster von den Semiten nachgeahmt wurden. Auch auf diesem Gebiete ist das, was wir als unzweifelhaft semitisch kennen, wie die Bauten der Araber, ihnen nicht eigenthümlich, wiewol eigner Antheil der Araber nicht abgeleugnet werden soll. Nur für eine Kunst, für die Musik, lässt sich die eigenthümliche und hervorragende Bedeutung des semitischen Volksstammes nicht in Abrede stellen. — Noch auffallender als bei den Künsten tritt die Verschiedenheit zwischen Semiten und Indogermanen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Literatur hervor. Es ist schon öfters bemerkt worden, dass ganze Gattungen der Literatur, in denen die Indogermanen Hervorragendes geleistet haben, den Semiten gänzlich fehlen. Das Epos, wie das Drama ist den Semiten gänzlich unbekannt. An Stoffen, welche sich episch verarbeiten liessen, fehlt es auch den Semiten nicht, aber sie haben nie den Versuch gemacht, dieselben episch zu gestalten, sondern sie begnügen sich mit der trockenen Erzählung der Thatsachen. Selbst Märchen wie die Tausend und eine Nacht und Aehnliches, was man lange für semitisch hielt, hat sich bei genauerer Forschung als indogermanisch erwiesen. Dies ist sehr wohl erklärlich, da sowol das Epos wie das Märchen eine Mythologie voraussetzt, welche den Semiten im strengen Sinne des Wortes mangelt. Noch weniger als für das Epos sind die Semiten für das Drama befähigt und die Versuche, in den hebräischen Urkunden Ansätze zum Drama nachzuweisen, dürften als verfehlt zu betrachten sein. Es bleibt also auf dem Gebiete der Poesie nur die lyrische und didaktische Poesie übrig, zu welcher die Befähigung dem Semiten nicht nur nicht abgesprochen werden darf, sondern vielmehr zugestanden werden muss, dass er sie zu reicher Blüthe zu entfalten wusste. Auch die Wissenschaften sind nicht das Gebiet, auf dem der Semite zu glänzen be-

stimmt ist. Es fehlt den semitischen Völkern die Neugierde fast gänzlich und mit ihr der Trieb, die ihn umgebenden Gegenstände gründlich zu erforschen. Daher haben sie weder eine eigene Philosophie, noch eine eigene Naturwissenschaft, was wir bei den Arabern von dieser Gattung finden, ist von aussen her ihnen zugekommen und hat sich nie ganz bei ihnen eingebürgert; was man aber bei den Hebräern unter diese Gattungen der Wissenschaft zu rechnen pflegt, entspricht durchaus nicht den Forderungen, welche wir an wissenschaftliche Werke stellen, auch überwiegt überall das religiöse Interesse über das wissenschaftliche. Selbst die Geschichtswissenschaft hat sich nur in dürftigem Maasse bei den semitischen Völkern entwickelt und ist überall religiös gefärbt. Ebensowenig wie auf wissenschaftlichem, sind die Semiten auf politischem Gebiete befähigt. Zur Bildung eines Staates haben es die Semiten eigentlich nicht gebracht, ihr staatlicher Begriff geht über den der Familie und des Stammes nicht hinaus und die semitischen Staaten schwanken zwischen grenzenloser Despotie und vollkommener Anarchie. Als höchste Gewalt über sich erkennt der Semite eigentlich nur Gott an und das Nomadenleben ist es, was er eigentlich liebt. Dazu kommt, dass es dem Semiten an Talent zu militärischer Organisation fehlt, daher denn die semitischen Reiche immer auf Miethstruppen angewiesen waren. Demnach kann man sich auch nicht wundern, wenn der Semite eigentlich nur Pflichten gegen sich und die Seinigen kennt. Die Blutrache ist die hervorragendste politische Einrichtung des Semitismus.

Nach diesem Allen kann man das Wesen des Semitismus den Indogermanen gegenüber fast nur in negativen Ausdrücken beschreiben. Der Semite hat keine Mythologie, kein Epos, kein Drama, er hat weder Philosophie, noch Wissenschaft überhaupt, er kennt von den Künsten weder die Malerei, noch die Bildhauerkunst, kaum die Baukunst. Man wird also fragen: worin bestand denn die hohe Bedeutung, welche den Semiten unzweifelhaft zukommt? die Antwort ist leicht zu geben: der ganze Schwerpunkt des Semitismus liegt in der Religion. Mit Ausnahme des Buddhismus haben die Semiten der Welt alle die grossen Weltreligionen gegeben: das Judenthum, das Christenthum und den Islâm. Die Religion der Semiten

ist von Grund aus anders geartet, als die der Indogermanen, während die letzteren Alles um sich herum vergöttern, haben dagegen die Semiten besonders den Unterschied zwischen der geistigen und sinnlichen Welt betont, ihr Gottesbegriff ist ein weit reinerer, nur von ihnen geht der Monotheismus aus. Nur sie kennen den Begriff der Offenbarung, die Vermittlung der Befehle, die aus der jenseitigen Welt kommen durch eigens auserwählte irdische Diener, die Propheten. Das Problem, wie das Böse in die Welt gekommen sei und der Gegensatz zwischen Gut und Böse überhaupt hat die Semiten viel tiefer beschäftigt, als die Indogermanen. Ebenso ist der Gegensatz zwischen Heiligkeit und Sünde vorwiegend semitisch. Wie gross die Dienste sind, welche sich die Semiten durch die Ausbildung der Religion um die Menschheit erworben haben, lässt sich leicht ermessen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Gegensatz zwischen Semiten und Indogermanen genauer zu verfolgen und die Streitfrage zu behandeln, ob die Einseitigkeit der Semiten eine Folge anderer und geringerer Begabung sei, als bei den Indogermanen. Nach meiner eigenen persönlichen Ansicht ist es mehr die eigenthümliche Natur der Länder, welche die Semiten ursprünglich bewohnten, welche diesen Unterschied der Entwicklung hervorgebracht hat. Die Ebenen, welche die Semiten bewohnen, sind grossentheils Wüsten und durch die Eintönigkeit des Thier- und Pflanzenlebens nicht geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wogegen der schöne meist klare Himmel mit seinen Gestirnen schon der Zeitbestimmung wegen zur Beobachtung herausforderte und durch seine Unnahbarkeit die grosse Kluft zwischen dem Diesseits und Jenseits veranschaulichte. Dem sei nun wie ihm wolle, die Thatsache wird nicht geleugnet werden können, dass ein Gegensatz zwischen Semiten und Indogermanen in der oben angedeuteten Weise wirklich besteht und dieser ist namentlich für unsere Aufgaben fortwährend im Auge zu behalten. Es ist nicht zu leugnen, dass die Erânier ächte Indogermanen sind und an allen charakteristischen Eigenschaften der Indogermanen Antheil nehmen. Sie haben ein Epos ausgebildet, das mit unter die Musterwerke dieser Gattung gerechnet werden muss, sie besitzen wenigstens die Anfänge eines Dramas und wenn das-

selbe nicht noch mehr ausgebildet wurde, so müssen wir dies wol dem Mangel an Anregung zuschreiben. Ob die alten Erânier in Plastik und Malerei, überhaupt in den Künsten etwas Selbstständiges geleistet haben, sind wir bis jetzt ausser Stande zu beurtheilen, aber die Ruinen altérânischer Bauwerke bezeugen zum Mindesten, dass man Sinn dafür gehabt habe, sich die Leistungen anzueignen, die man vornehmlich im Tigristhale bewundern konnte. Die Erânier haben ferner ihre Fähigkeit bewiesen, einen grossen Staat zu bilden, und wie wir sehen werden, haben sie selbstständige Fortschritte in der Staatskunst gemacht. Sie haben eine eigenthümliche Religion ausgebildet, und wenn dies nicht durchgängig aus eigenen Mitteln geschah, so ist doch der érânische Geist deutlich als das Beherrschende darin sichtbar, er ist das Bindeglied, welches die verschiedenen Elemente zusammenhält. Innerhalb der allgemeinen Anlagen der indogermanischen Völker hat sich nun das érânische Volk mit bestimmten Eigenthümlichkeiten ausgebildet und diese unterscheiden es namentlich sehr stark von den benachbarten Indern. Liebe zur Ruhe und ein stationärer Charakter, wie ihn Lassen für die Inder mit Recht in Anspruch nimmt[1]), wird man dem Erânier gewiss nicht zuschreiben wollen, auch war das Land, welches er bewohnte, und welches seinen Charakter bildete, ganz anders geartet als das indische und musste darum auch andere Eigenschaften entwickeln. Der Boden Erâns war im Ganzen genommen arm und unfruchtbar, auch die fruchtbareren Landstriche, welche zum Ackerbau geeignet waren, gaben nur bei sorgfältiger Bearbeitung ihren Ertrag, gewährten ihn aber nirgends von selbst. Künstliche Bewässerung, oder doch wenigstens sorgsame Vertheilung der vorhandenen Wasserkräfte war an vielen Orten eine unerlässliche Bedingung. Daneben gab es nicht wenige Strecken, an welchen aller Fleiss nichts fruchtete, welche sich höchstens zur Viehzucht, nicht aber zum Anbau eigneten. Hierdurch war ein Theil der Bewohner Erâns darauf angewiesen, Nomaden zu bleiben, nur ein Theil konnte zum Ackerbau fortschreiten. Für den Handel war zwar Erân nicht ganz ungünstig gelegen, da die Hauptstrassen der alten Welt nach

1) *Indische Alterthumskunde I*, 412. 1. *A*.

Indien durch das érânische Gebiet liefen, diese Möglichkeit, am Handel Theil zu nehmen, haben die Erânier benützt und der Einfluss desselben auf die érânische Cultur ist nicht ganz gering anzuschlagen. Allein die Strassen, welche der Handel nehmen musste, waren durch die Natur selbst vorgezeichnet und ein grosser Theil des Landes war vermöge seiner Lage von der Theilnahme an demselben ausgeschlossen, namentlich der Süden. Aber auch der erworbene Besitz war in Erân kein ganz sicherer. Längs eines grossen Theils der Nordgränze bedrohten die Turânier das Land und benutzten die Unvorsichtigkeit oder Schwäche der Erânier zu mehr oder minder ausgedehnten Raubzügen. Dazu lebten auch im Innern Erâns zahlreiche Stämme, welche, ohne mit den Turâniern verwandt zu sein, doch denselben an Raublust nicht nachstanden und sie selbst noch übertrafen. Liebe zur Beute, in gar manchen Fällen auch die wirkliche Noth machte diese Bewohner armer und unfruchtbarer Gegenden stets geneigt, in das Gebiet ihrer Nachbarn einzufallen. Diese stete Furcht vor feindlichen Angriffen liess den Erânier nicht zur Ruhe kommen und wie das materielle irdische Leben für ihn ein steter Kampf war, so glaubte er auch in der Geisterwelt ähnliche Zustände voraussetzen zu müssen. Der Gegensatz in der Natur Erâns, der plötzliche Uebergang von blühenden Gegenden in gänzliche Wüste war ganz geeignet, auch den schroffen Gegensatz von Gut und Böse in der geistigen Welt zu veranschaulichen. Tapferkeit, Ausdauer und Thätigkeit dürften die Eigenschaften gewesen sein, welche die érânische Natur am meisten auszubilden geeignet war. Unter den Fehlern der Erânier dürfte der Hang zur Unwahrheit stets vorhanden gewesen sein. Bis zu welchem Grade die Lügenhaftigkeit in den jetzigen verderbten Zuständen in Erân gediehen ist, kann man aus jeder Reisebeschreibung ersehen, und wenn in alten Zeiten von den Gesetzbüchern das Verdienst der Wahrhaftigkeit so sehr hoch gestellt wird, so ist dies eben ein Zeichen, wie gut diese Gesetzgeber ihr Volk kannten. Ihre Lehren mögen zeitweilig gute Früchte getragen haben, allein gänzlich vermochten sie das Uebel doch nicht auszurotten.

Noch eine Eigenschaft der Erânier dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, welche schon den Alten aufgefallen ist und

die auf die Entwicklung ihrer Cultur von grossem Einflusse war. Bereits Herodot (I, 135) weiss, dass die Perser gerne sich fremde Sitten aneignen, und diese Eigenschaft darf man wol für sämmtliche êrânische Stämme in Anspruch nehmen und der ganze Verlauf ihrer Bildung zeigt, wie sehr sie besonders ihren Nachbarn im Westen verpflichtet sind. Von dem heutigen Erân braucht man kaum zu sprechen, denn es ist ja bekannt, dass die Religion, zu welcher die heutigen Erânier sich bekennen, eine fremde, der Islâm, ist, sowie auch dass ein grosser Theil der heutigen êrânischen Literatur sich nach semitischen Mustern gebildet hat, endlich auch, dass die heutige Sprache aufs Tiefste von semitischen Ausdrücken und Anschauungsweisen durchzogen ist.

Nicht viel geringer aber war der Einfluss des Semitismus vor dem Auftreten des Islâm. Zwar hatten zu jener Zeit die Erânier noch ihre eigenthümliche Religion, auch hatten damals die Araber noch keinen Einfluss auf die Erânier, dafür aber standen dieselben unter den Einflüssen der Aramäer und auch in der Periode der Sâsânidenherrschaft bezeugen Sprache wie Literatur den grossen Einfluss des semitischen Westen. Selbst in der alten Zeit ist es nur scheinbar anders. Die Aufnahme semitischer Wörter in die flectirenden Sprachen der alten Zeit war zwar nicht so leicht wie in die unflectirten der späteren, sie fehlen jedoch auch da nicht ganz und den semitischen Einfluss beweisen nicht minder deutlich die Ideen, die in den alten Schriften zu Tage treten. Man wird ohne Schwierigkeit manche wiedererkennnen, die wir oben als den Semiten eigenthümlich geschildert haben, die man bei den Semiten überall, bei den Indogermanen aber eben nur bei den Erâniern antrifft. So die Vorstellungen von Prophetie und Offenbarung, denn dass Zarathustra wie die semitischen Propheten direct mit Gott verkehrt und dass seine Mittheilungen als Gottes Wort verehrt werden, ist bekannt und wird später noch ausführlicher erörtert werden. Ebenso erinnert es an die Semiten, wenn die Erânier, nach dem Zeugnisse Herodots, es für eine Thorheit halten, sich die Gottheit unter einem Bilde vorstellen zu wollen, und in der That ist die Vorstellung von den Genien, wie wir sie im Avesta finden, eine so durchweg abstracte, dass es schwer halten dürfte, sich nach den Mitthei-

lungen der érânischen Religionsbücher ein Bild von ihnen zu machen. Auch die Kosmogonie und die mit ihr verbundene Heldensage weist entschieden semitischen Einfluss nach, theils in einzelnen Gebilden, theils aber auch in der äussern Anordnung. Auch hierüber werden wir später ausführlicher zu reden haben.

Der Einfluss der Semiten auf die Erânier in allen Perioden ihres Daseins ist unzweifelhaft vorhanden, man darf aber denselben auch nicht übertreiben. Der érânische Geist ist nicht so tief von demselben beeinflusst worden, dass er seine Selbstständigkeit verloren hätte. Schon darum konnte der Semitismus nicht übermächtig werden, weil er nur auf den westlichen Theil Erâns einwirken konnte, der Osten des Landes bildete dagegen ein entschiedenes Gegengewicht und dort ist, wie wir bereits gesagt haben, der eigentliche nationale Schwerpunkt zu suchen. Es scheint, als ob dem érânischen Volke in Asien eine ähnliche Rolle zugetheilt ist, wie den Germanen in Europa: das Semitische in sich aufzunehmen und allmälig zu zersetzen, um es dann mit indogermanischen Bestandtheilen harmonisch zu einem Ganzen zu verarbeiten. Für die ältere Zeit liegt das Resultat dieser Arbeit klar vor, ob Erân auch in der neueren Zeit eine ähnliche Aufgabe zu lösen hat, muss die Zukunft zeigen. Thatsache ist es, dass sich das moslemische Erân eine Sonderstellung innerhalb des Islâm geschaffen hat, durch die es von den semitischen, wie von den tatarischen Moslemen schroff geschieden ist und es hält nicht schwer, die Wege zu entdecken, auf denen die Feinde des Islâm siegreich in den érânischen Geist eindringen können, wenn einmal die Zeit gekommen ist, während die übrige moslemische Welt einem solchen Einflusse vollkommen unzugänglich ist.

ZWEITES KAPITEL.

Ethnographie der angränzenden Länder.

Es ist uns bereits bekannt, dass der Indus nicht nur die östliche Gränze des érânischen Reiches, sondern in alter Zeit auch die Gränze der geographischen Kenntnisse der Erânier war, denn der Indus galt ihnen für den himmlischen Strom,

der von Norden seinen Weg beginnt und nach Osten fortsetzt, wo er das bewohnte Land von dem unbewohnten abtrennt. Wenn auch später, unter den Sâsâniden eine Erweiterung der Kenntnisse nach dieser Richtung hin eintrat, so ist sie doch wahrscheinlich auf die Gebildeten beschränkt geblieben, dagegen wird man annehmen können, dass der Indus selbst den Erâniern schon bald recht gut bekannt war. Bereits Kyros soll sein Augenmerk auf Indien gerichtet und das in der Gegend Kâbuls wohnende Volk der Açvakas bezwungen haben, wenn er auch vielleicht nicht bis an den Indus vordrang. Diess geschah nun aber ganz gewiss unter seinen Nachfolgern, denn es ist bekannt, dass Darius eine Beschiffung des Indus anordnete und dass in seinem Auftrage der Grieche Skylax von Kaspatyrus aus (vielleicht Kaçyapapura in Kaschmir) den ganzen Lauf des Indus bis zu seiner Mündung in das Meer verfolgte (Herod. IV, 44.). In Herodots Satrapienverzeichniss (III, 94) erscheint auch das Volk der Inder und zwar ziemlich stark belastet, darunter sind aber wol blos die Anwohner des Indus zu verstehen und mehr bedeuten auch die von Darius genannten Provinzen Hiñdus und Gâñdâra nicht. Es muss den Achämeniden gelungen sein, diese Inder unter ihrer Botmässigkeit zu erhalten, da sie noch im Heere des letzten Darius erwähnt werden, aber daraus darf man keinen Schluss auf die Bevölkerung des Landes machen. Afghânen und Belûcen sind erst neuere Ansiedler an den Ufern des Indus, wie wir wissen, und die eigentlich alte Bevölkerung jener Gegend ist durchaus indisch. Am obern Indus beginnt diese indische Bevölkerung schon oberhalb Attak mit den Dardas, die schon von den alten Indern wie von den Griechen mit diesem Namen benannt werden und auch jetzt noch an ihrer Sprache festhalten; obgleich sie Muhammedaner geworden sind. Weiter südlich finden wir noch heute das Indische das Kâbulthal hinauf weit gegen Westen verbreitet, vor den Zeiten der muhammedanischen Eroberer dürfte das Indische bis zur Stadt Kâbul selbst gereicht haben, gewiss wenigstens auf dem linken Ufer des Flusses. Unterhalb der Kâbulmündung, längs des Suleimângebirges bleibt die Lage dieselbe, ebenso wenn das Suleimângebirge aufhört und die Indusebene grösseren Raum gewinnt, denn sowol Sevistân als das südlich daran gränzende Kacchha

Gandava sind rein indische Länder, auch der schmale Streifen Landes, den das Brahuigebirge am untern Indus noch übrig lässt, ist durchweg indisch und der Sprache nach mit der von Sind verwandt. Nächst den Dardas im Norden sind die Jats der überwiegende Theil der indischen Bevölkerung an beiden Ufern des Indus. Wie ihr Name sagt, sind dieselben mit den eingewanderten Skythen ein und dasselbe Volk, doch sind sie jetzt mit der früheren indischen Bevölkerung zu einem Ganzen verschmolzen und das Jatki, welches sie sprechen, ist eine rein indische Sprache, die mit dem Penjâbî am nächsten verwandt ist. Am rechten Ufer des Indus bis Shikârpur, dann in Sevistân und noch weiter südlich findet man die Jats überall als unterworfene Bevölkerung meist als Ackerbauer, als Handwerker sind sie bis Kâbul, Qandahâr und selbst bis Herât zu treffen. Sie sind kräftig und wohl gebaut und soweit sie ihre Unabhängigkeit erhalten haben, auch tapfer. Hindus und Jats sprechen in den Indusgegenden ganz die gleiche Sprache, am obern Indus und im Thale von Peshâver nennt man sie Hindki, am mittleren Indus nimmt sie den Namen Wachi an, am unteren Indus wird sie Sindhî genannt, sie wird auch noch in Las und Mekràn gesprochen. Von diesen Sprachen unterscheidet sich die Sprache des Penjàb nur durch unbedeutende Modificationen, ebenso das sogenannte Multânî. Man kann also sagen, dass an beiden Ufern des Indus dieselbe Sprache gesprochen werde und zwar die indische. Von den eigentlichen Indern unterscheiden sich jedoch die Anwohner des Indus durch ihre freieren Sitten. Es giebt nur wenige Brahmanen unter ihnen, von eigentlichen Kasten ist bei ihnen nicht die Rede, sie essen Fleisch und trinken geistige Getränke, darum werden sie von den Indern als Unreine angesehen; so standen die Sachen bereits, als das indische Epos verfasst wurde. Seit der Eroberung des Landes durch die Muhammedaner sind übrigens viele Bewohner zu dem Islâm übergetreten.

Wenden wir uns nun von den Dardas, den nördlichsten unter den indischen Anwohnern des Indus gegen Westen, so treffen wir an den südlichen Abhängen des Hindûkush ein anderes indisches Volk, welches wir unter dem Namen der Kâfir zu verstehen gewohnt sind. Dieser Name, den das Volk von den umwohnenden Muhammedanern erhalten hat, bedeutet

einfach Ungläubiger und ist daher nichtssagend, wir sind aber gezwungen, ihn beizubehalten, da wir den wahren Namen, mit welchem das Volk selbst sich benennt, noch nicht kennen, das Land aber, welches sie bewohnen, nennen sie Wâmasthân[1]. Man theilt sie in schwarzgekleidete (siâh-posh) und weisse Kâfir (çpîn Kâfir), wiederum eine nichtssagende Eintheilung, welche blos von der Kleidung hergenommen ist. Die Nordgränze ihres Landes ist die Linie des Weges, welcher von Citrâl nach Feizâbâd in Bâdakhshân führt, vom Thale Panjîr werden sie durch eine Bergkette getrennt, deren höchster Gipfel Koh Kohwand genannt wird, südlich gränzen sie an die Districte Nijrow, Tagow, Najil, Laghmân und Sheva, von Laghmân werden sie durch den Berg Karinj, von Sheva durch den Nurghal getrennt. Vom Gipfel des Karinj hat man einen Ueberblick über das Land der Kâfirs, man sieht eine unendliche Masse von Hügeln mit nur wenig hervorragenden Spitzen, denn das Land ist mehr hügelig als gebirgig und voll von kleinen Thälern. Der steinige Boden ist dem Getreidebau wenig förderlich, doch fehlt er nicht ganz; übrigens geniessen die Kâfirs nur wenig Getreide, sondern leben meist von Käse, Milch, Früchten und Fleisch. Schafe und Rinder gedeihen trefflich, Trauben wachsen theils wild, theils werden sie künstlich gezogen und Wein aus ihnen bereitet, doch soll derselbe für andere Völker fast ungeniessbar sein. Drei grosse Flüsse ziehen durch das Land der Kâfirs, welche in den Kâbul fliessen. Die beiden westlichen vereinigen sich bei Tirghari im Districte Laghmân und fallen bei Kergah unweit Mandravar in den Kâbul (s. o. p. 10). Der östliche Fluss ist der Khonar, dessen Lauf noch nicht genügend erforscht ist. Diess sind die Hauptpunkte, die sich aus den Erkundigungen gewinnen lassen, welche namentlich Elphinstone und Masson[2] über dieses merkwürdige Völkchen eingezogen haben, denn ihr Land hatte bis vor Kurzem

1) Vgl. Trumpp: *Ueber die Sprache der sogenannten Kâfirs im indischen Caucasus. Zeitschr. der DMG. XX*, 392. Trumpp will den Namen auf skr. bhâma, Licht, zurückführen und setzt ihn auch mit Bâmiân in Verbindung. Wenn man ein érânisches Wort als Grundlage des Namens vermuthen darf, so wäre wol بام, Dach, Terrasse, Höhe das Geeignetste.

2) Elphinstone, *Kabul p.* 617 flg. Masson *Journeys, I,* 192 flg. Vgl. auch Burnes, *Journal of the R. As. Society of Bengal* 1838. *p.* 325 flg.

nicht nur kein Europäer betreten, auch die umwohnenden Muhammedaner dürfen die Gränze nicht überschreiten und das Land der Kâfirs ist daher ihnen ganz unbekannt. Diese treiben jedoch einen Tauschhandel mit den südlichen Ländern durch die Vermittlung des neutralen Stammes der Nimcas und beziehen Pulver, Waffen, Kleiderstoffe, namentlich aber Salz, was sie gegen ihre eigenen Producte eintauschen, denn Geld ist ihnen unbekannt. Die Reise, welche einige eingeborene indische Missionäre neuerdings in das Land der Kâfirs unternommen haben, hat unsere Kenntniss in einigen Dingen vermehrt. Sie sollen weder Tempel noch Priester haben, ebensowenig wie Bücher und Gebräuche, aber doch an einen Gott glauben, über dessen Natur sie aber nichts Näheres zu sagen wissen. Sie haben drei Götzenbilder, die sie für Fürsprecher bei Gott halten, eines derselben heisst Pulispanu und wird in Menschengestalt mit Silberaugen dargestellt. Man hat es in dem Dorfe Muzghal aufgestellt und wendet sich an dasselbe bei öffentlichen Gelegenheiten, wenn es zu viel oder zu wenig Regen, oder wenn es Krankheiten etc. giebt. Kein Weib darf diesem Götzen nahen. Die Kâfirs schlachten diesem Götzen zu Ehren Ziegen, die sie aber selbst verzehren. Ein zweites Götzenbild heisst Adrakpânu und steht in dem Dorfe Girdalares, das dritte Bild heisst Matikapanu und steht in dem Dorfe Shaiderlâm. Diese beiden zuletzt genannten Götzenbilder werden nur für Familien- oder in persönlichen Angelegenheiten angerufen, um gute Ernten, Kinder u. dgl. Die Leichen werden auf den Spitzen der Berge ausgesetzt, vorher aber in einen wohlverschlossenen Sarg gelegt. Hinsichtlich der Sprache der Kâfirs haben Trumpps Forschungen die früheren Vermuthungen bestätigt: sie sprechen eine durchaus indische Sprache und zwar ist dieselbe den neuindischen durchweg ähnlich. Von der Geschichte dieses Volkes wissen wir nur sehr wenig. Die älteste Erwähnung desselben ist bei Sherifeddîn, welcher erzählt, dass sich im Jahre 1399 n. Chr. die Bewohner von Anderâb bei dem Amîr Taimûr beklagten, dass sie von den Siâhpôsh belästigt würden; diese werden als stark und kriegerisch geschildert. Später findet man sie bei Sultan Baber im 16. Jahrh. und 1603 von dem Jesuitenpater Benedikt Goes erwähnt, als dieser durch den Pass von Pervân nach Anderâb reiste. Es

kann keinem Zweifel unterworfen sein, dass diese Kâfir die Nachkommen der indischen Völkerschaften sind, welche bis an den Kâbul wohnten und noch von Alexander dem Grossen in diesen Wohnsitzen betroffen wurden. Erst im 8. oder 9. Jahrh. n. Chr. scheint diese Zurückdrängung der indischen Bevölkerung durch afghânische Stämme erfolgt zu sein.

Ueberschreiten wir den Hindûkush bei der nördlichen Gränze der Kâfirs, so gelangen wir an den Ufern des Flusses, der sich bei Ishkashm mit dem Oxus vereinigt, auf érânisches Gebiet. Dass die Bewohner Wakhans ursprünglich zu den Erâniern gehören, wenn sie auch jetzt eine turânische Sprache reden, wurde schon oben gesagt, ebenso, dass die Urbevölkerung in Bâdakhshân zu den Tâjiks gehöre, welche sich dann am linken Ufer des Oxus nach Balkh hin fortsetzen. Hiernach kann man den Hindûkush als die Scheidewand der indischen und érânischen Bevölkerung ansehen. Die érânische Bevölkerung hat jedoch den Oxus überschritten und kommt sporadisch in den Tâjiks auch auf dem rechten Ufer des Oxus vor. In Khokand findet man diese Tâjiks in festen Massen beisammen, besonders in der Stadt Khajand und mehreren Dörfern der Umgebung, vor 400 Jahren sollen sie noch weit zahlreicher gewesen sein und auch noch die Städte Nemengân, Endegân und Margilân besessen haben[1]. In Bokhârâ bilden die Tâjiks den einheimischen Sagen nach die Urbevölkerung, welche das Land zuerst urbar gemacht hat, doch besteht jetzt nur die Stadt Bokhârâ aus Tâjiks, ausserdem giebt es keine[2]. Dass es auch in Khiva solche Tâjiks giebt, wissen wir bereits, doch ist damit die Zahl der érânischen Bevölkerung in den Ländern jenseits des Oxus noch nicht erschöpft. In Bokhârâ sind noch die Mervî hinzuzurechnen, welche im Jahre 1510 von der érânischen Stadt Merv nach Bokhârâ verpflanzt wurden; in Khiva giebt es noch an 40,000 Perser, theils Sklaven, theils Freigelassene. Was diese eingewanderte Bevölkerung so wichtig macht, ist der Umstand, dass man in ihren Händen sowol den Handel, als auch die Mehrzahl der wichtigsten Staatsämter trifft, zu denen sie sich fast immer durch über-

1) Vámbéry, *Reisen p.* 303.
2) Khanikof, *Bokhara p.* 68. 71.

legenen Geist und Kenntnisse emporzuschwingen wissen. Was noch ausserdem von fremder Bevölkerung nordwärts vom Oxus sich findet, ist unbedeutend. Im Khanat Bokhârâ leben auch Araber, welche Nachkommen derjenigen Krieger sein wollen, die sich unter dem dritten Khalifen an der Eroberung Turkistâns betheiligt und darauf dort niedergelassen haben, man schätzt sie auf 60,000, sie haben ihre Wohnsitze namentlich in den nördlichen Theilen Bokhârâs, in Samarkand und der Umgegend [1]. Ausserdem findet man in Bokhârâ noch etwa 500 Handel treibende Hindus und etwa 10,000 Juden, welche letztere sehr viele Bedrückungen zu erdulden haben.

Abgesehen von dieser Bevölkerung fremden Ursprungs gehört die der Zahl nach grösste und auch herrschende Bevölkerung dem turânischen Stamme und zwar der türkischen Abtheilung desselben an. Wir wissen bereits, dass sich dieselbe längst nicht mehr auf das rechte Ufer des Oxus beschränkt, sondern auch auf das linke und neuerdings bis nach Erân selbst vorgedrungen ist. Unter den freien Stämmen nun, welche Erân nicht unterworfen sind, nehmen die Oezbeg die erste Stelle ein. Sie sind grösstentheils ansässig und mit dem Ackerbau beschäftigt, sie gelten für die herrschende Rasse in Khiva, Bokhârâ und Khokand und erstrecken sich von der Südspitze des Aralsees bis nach China. Sie zerfallen in 32 Stämme (cf. die Beilagen), welche aber sehr zerstreut sind. Unter ihnen ist der Oezbege Khivas der am wenigsten Gebildete, aber eben weil er am wenigsten vom islâmitischen Wissen in sich aufgenommen hat, unterscheidet er sich in seinem Charakter am vortheilhaftesten von seinen Stammesgenossen, in Bokhârâ und Khokand ist er in zu nahem Verkehr mit den Tâjîks gewesen und hat viele ihrer Untugenden angenommen. Die Oezbegen sind keine reine Rasse, sie haben sich sehr mit den in ihren Gebieten ansässigen Erâniern vermischt, und auch die beständige Zufuhr von Sklaven aus Erân trägt fortwährend zur Mischung bei. Daher haben denn die heutigen Oezbegen nur noch wenige der charakteristischen Merkmale der türkischen Abstammung aufzuweisen [2]. In ihrem breiten Gesichte ist es

1) Khanikof, *Bokhara* p. 72.

2) Cf. zum Folgenden Vámbéry: *Skizzen aus Mittelasien* p. 239 flg.

die Formation der Stirne, der scharfe Winkel, den die Schläfe bilden und namentlich die Augen, welche an den tatarischen Ursprung erinnern. Im Allgemeinen haben die Dorfbewohner den Nationaltypus treuer bewahrt als die Städte — aus begreiflichen Gründen. Man erkennt die Oezbegen von Khîva an dem breiteren volleren Gesichte, der niedern flachen Stirne und dem grossen Munde. Bei den Oezbegen von Bokhârâ ist die Stirne mehr gewölbt, das Gesicht oval, mit zugespitztem länglichen Kinn, die Haare und Augen sind vorherrschend schwarz. Die Oezbegen in Khokand sollen den Kirgisen auffallend gleichen. Auch in der Hautfarbe giebt es Nüancen, so sollen die Oezbegen in der Umgegend von Kashgar gelbbraun sein mit Hinneigung zum Schwärzlichen, in Khokand braun, in Khîva aber weiss. Ueber den Ursprung der Oezbegen und ihre Einwanderung in ihre jetzigen Wohnsitze haben wir nur verworrene Nachrichten. Nach der Meinung der persischen Geschichtschreiber hätte sich die özbegische Macht auf den Trümmern der Timuriden erhoben, aber Vámbéry bemerkt ganz richtig, dass eben damals nur der Name zuerst in den Vordergrund getreten sei und man darauf keinen Rückschluss machen dürfe, dass der Stamm erst damals entstanden sei. Wahrscheinlich waren die Oezbegen anfangs ein ganz unbedeutender Stamm oder Theil eines Stammes, und erst nachdem sie durch glückliche Verhältnisse zur Blüthe gekommen waren, vergrösserten sie sich nach und nach zu ihrer jetzigen Bedeutung, wie dies im Orient nicht selten ist.

Die übrigen türkischen Völkerschaften im Gebiete des Oxus und Yaxartes können wir kürzer behandeln. Zunächst sind es die Karakalpaks, die in Bokhârâ zwischen Jizah und Uratibe gefunden werden, dann im Gebiete von Khîva jenseits des Oxus gegenüber Görlen bis fast nach Kungrat[1]); ihr Gebiet ist mit grossen Waldungen bedeckt und ihre Zahl in Khîva auf 10,000 Zelte geschätzt. Ferner die Candors, welche den südlichen Theil des Binnenlandes zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee bewohnen[2]) und ungefähr 12,000 Zelte zählen, sie sind unabhängig und lassen sich ebensowenig

1) Vámbéry, Reisen p. 278.
2) Vámbéry l. c. p. 244.

von dem Khân von Khîva befehlen, wie von dem Herrscher von Erân. Etwas anders verhält es sich mit den südlicher wohnenden Stämmen der Yomut, Goklan und Tekke, sowie der Ersari, Alieli, Salar und Sarik. Alle diese Stämme stehen in näherer oder entfernterer Beziehung zu Erân, weshalb wir ihrer trotz ihrer verschiedenen Nationalität schon oben gedacht haben. Hier sind aber noch die Kirgisen zu nennen, von denen es in Bokhârâ nur wenige, im südlichen Khokand aber etwa 50,000 Zelte giebt, vereinzelt trifft man sie auch in Bâdakhshân und auf der Hochebene Pamir. Der Stamm der Kirgisen reicht jedoch viel weiter und nimmt die ganze Strecke vom Ural nach den Sîr-daryâ bis nach Turkestân ein. Die ganze Nation der Kirgisen, von denen im Orenburgischen allein über eine Million Köpfe wohnen, ist durchaus nomadisch[1]. Sie ziehen von Ort zu Ort und weilen im Sommer in den gebirgigen oder in den tiefer gelegenen Theilen der Steppe, wo sie reichliche Weide finden, im Winter aber ziehen sie sich in die Nähe der Flüsse, die reich mit Schilf bewachsen sind. Sie sind untersetzter kräftiger Gestalt, haben meist einen kurzen Nacken, keinen zu grossen Kopf, dessen Scheitel rund, mehr zugespitzt als flach ist. Sie haben weniger enggeschlitzte als schräg hinlaufende funkelnde Augen, hervorstehende Backenknochen, stumpfe, runde Nasen und eine breite, flache Stirne. Ihr Bart besteht blos aus einigen wenigen Haaren am Kinn und den beiden Enden der Oberlippe. Ihr Schönheitsideal finden sie bei Buruten und Kalmüken verwirklicht und nehmen gerne Weiber aus diesen Stämmen. Trotz der vielen Unterabtheilungen, in die sie zerfallen und trotz des weiten Raumes, den sie ausfüllen, sind sie doch überall dieselben. In ihren Dialekten findet sich nur wenig Unterschied, mögen sie an den Ufern der Emba und des Aralsees, oder in der Umgegend des Balkash und Alatau gesprochen werden. Dieselben Märchen, dieselben Spiele finden sich fast überall wieder. Die meisten der Kirgisen gehören dem Namen nach zu den Muhammedanern, doch lässt es sich denken, dass es mit der wirklichen Kenntniss des

---

1) Vgl. Marthe: *Aus dem Kirgisenlande. Zeitschrift der Gesellsch. für Erdkunde. I*, 287 flg. Vámbéry, Skizzen p. 228 flg.

Islâm bei ihnen schlecht bestellt ist und dass sich vielfacher Aberglaube bei ihnen vorfindet, der sich wahrscheinlich aus früheren Zeiten herschreibt, als sie noch nicht zum Islâm übergetreten waren. So wissen sie z. B. aus dem Schulterblatt und den Eingeweiden der geschlachteten Thiere zu weissagen, auch steht das Feuer bei ihnen in besonderem Ansehen, sie wagen nicht in dasselbe zu spucken, auch würde es für sehr unhöflich gelten, wenn man ein Licht ausblasen wollte. In der Farbe brennenden Oeles oder Fettes finden sie mancherlei Vorzeichen.

Die vorstehenden Nachrichten über die Völkerschaften, welche jetzt im Norden von Erân wohnen, zeigen, dass dieselben erst seit historischer Zeit, ja erst seit ziemlich kurzer Zeit dort eingewandert sind. Dennoch glauben wir nicht, dass die Verhältnisse dort im Alterthume eine wesentlich andere Gestaltung hatten. Zwar, dass die Baktrier und Sogdianer von den Erâniern der älteren Zeit nicht nur zu ihren Provinzen, sondern selbst zu ihrer Nation gerechnet wurden, ist früher gezeigt worden und Nichts bei Herodot weist darauf hin, dass er sich die Verhältnisse anders gedacht habe. Man war zu einer solchen Annahme auch vollkommen berechtigt, denn in der bekannten Stelle des Strabo (XV, 2. 8) erfahren wir noch ausdrücklich, dass die Baktrier und Sogdianer seiner Zeit érânisch sprachen und zwar einen Dialekt, welcher von dem der Meder und Perser nicht viel verschieden war. So wird es auch im Alterthum gewesen sein und auch weiter westlich am Oxus in Choraşmien war es kaum anders. Dennoch mögen schon damals die Völkerverhältnisse in diesen Ländern ähnlich gewesen sein wie heutzutage: die Erânier als Kaufleute und Landbauer bildeten einen grossen oder auch den grössten Theil der sesshaften Bevölkerung, sie waren aber umschwärmt von Nomadenvölkern, die gewiss ebenso wie jetzt der Mehrzahl nach fremden Stammes waren. Die Erânier nannten diese Völker Çaka und wir wissen von Herodot[1], dass die Erânier mit diesem Namen Völkerschaften bezeichneten, welche die Griechen Skythen nannten; als der Hauptstamm werden die Amyrgier genannt. Einen grossen Theil der Steppen im Nor-

1) Her. VII, 64: οἱ γὰρ Πέρσαι πάντας τοὺς Σκύθας καλέουσι Σάκας.

den Erâns müssen wir uns auch von den Massageten bewohnt denken, deren Wohnsitze Herodot noch jenseits des Araxes, d. i. des Yaxartes, verlegt[1]). Was aber in jenen alten Zeiten anders war als in der Gegenwart, das war das Verhältniss der verschiedenen Völkerschaften zu einander. Damals bildeten die Erânier nicht den unterworfenen Theil der Bevölkerung wie heutzutage, sondern den herrschenden, denn sie hatten nicht ein schwaches, verachtetes und gehasstes Reich hinter sich, wie dies das heutige Erân ist, sondern ein starkes und gefürchtetes, welches im wohlverstandenen Interesse sich der grossen Flüsse bemächtigt hatte[2]) und durch die Möglichkeit jenen zuchtlosen Völkern das Wasser abzuschneiden, sich ihrer Unterwürfigkeit versichert halten konnten.

Doch es ist Zeit, dass wir uns von den Völkerverhältnissen im Osten des kaspischen Meeres auf das westliche Ufer dieses Binnenmeeres wenden. Dort treffen wir wesentlich andere Verhältnisse. Ein grosser Theil des westlichen Ufers ist von Bergen umsäumt, die in geringer Entfernung vom Meere aufsteigen und sich im Norden mit dem Kaukasus verbinden. Nur die Ebene, welche der Kur durchfliesst, trennt dieses Gebirge von den nördlichen Ausläufern der érânischen Gebirge ab, während beide Bergreihen sich im Nordwesten mit einander berühren. Ein grosser Theil dieser Landstriche wird von dem Gebiete des armenischen Königreiches in Anspruch genommen, über dessen Gränzen und Provinzen wir oben Bericht erstattet haben. Freilich ist mit diesen noch keine Auskunft über die Bevölkerung gegeben, welche diese Landstriche bewohnte. Es ist immerhin möglich, dass Landstriche, die zum Königreich Armenien gehörten, nicht mit armenischen Einwohnern bevölkert waren und es dürfte dies namentlich in den beiden nördlichen Bezirken Tayk' und Gougark' der Fall gewesen sein, vielleicht auch in Uti, wo der Name wenigstens an das nicht weit entfernte Völkchen der Uden anklingt[3]).

1) Her. I, 201: τὸ δὲ ἔθνος (die Massageten) τοῦτο καὶ μέγα λέγεται εἶναι καὶ ἄλκιμον, οἰκημένον δὲ πρὸς ἠῶ τε καὶ ἡλίου ἀνατολὰς πέρην τοῦ Ἀράξεω ποταμοῦ, ἀντίον δὲ Ἰσσηδόνων ἀνδρῶν.

2) Cf. Her. III, 117.

3) Vgl. Schiefner, *die Sprache der Uden* (*Mémoires de l'Académie imp. de St. Pétersbourg* 1863) p. 4, wo die Frage aufgeworfen wird, ob man

Indessen ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass wenigstens in der Kurebene die êrânische Bevölkerung, namentlich in ihrem armenischen Theile, reichlich vertreten war und dass sie sich — wenn auch nicht ohne Unterbrechung — bis in die Nähe des Landstriches fortsetzte, den heut zu Tage die Osseten bewohnen. Die Einwohner, welche jetzt diese Ebene bevölkern, sind grossentheils tatarischen Stammes und es dürfte sich ihr Besitz dieser Gegenden erst aus dem Mittelalter herschreiben. Wie dem auch sei, darüber ist kein Zweifel, dass auf die Gebirge, welche sich am westlichen Ufer des kaspischen Meeres erheben und welche das heutige Dâghestân bilden, die êrânische Bevölkerung nie einen Anspruch hatte. Es tritt also in diesen westlichen Gegenden im Gegensatze zu den östlichen Gränzen der Umstand ein, dass die êrânische Bevölkerung von Gebirgsvölkern begränzt wird. Auch dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass die Thäler in diesen Gebirgen keineswegs unfruchtbar sind und namentlich im Gegensatze zu den Steppen des Ostens, als sehr gesegnete Landstriche gelten können. Daher war denn natürlich die Bevölkerung, welche diese Bergthäler bewohnte, sehr verschieden von den Bewohnern der östlichen Steppen. Mögen auch die Sitten und Gewohnheiten im Ganzen die Gleichen gewesen sein bei den Völkern des Kaukasus, so hatte man doch hier mit Völkern zu thun, welche nicht aus Noth rauben mussten, um in einer unfruchtbaren Gegend leben zu können, auch hatte man es hier nicht mit Nomaden, sondern mit Ackerbau treibenden sesshaften Völkern zu thun, mit denen man nöthigenfalls unangenehme Abrechnung halten konnte. Alle diese Umstände vereinigten sich, um die im Westen des kaspischen Meeres wohnenden Völker für Erân weit weniger gefährlich zu machen als die im Osten desselben. Dass freilich von dieser Seite ein Cultureinfluss auf Erân stattfinden werde, war ebensowenig anzunehmen, denn auch die kaukasischen Völkerschaften entbehren einer eigenthümlichen Cultur und auch weiter im Nor-

---

diese Uden für die Udini des Plinius (VI, 15) und Οὐίτιοι des Strabo (XI, 1) halten soll. Die Uden selbst behaupten, früher ein selbständiges Reich mit der Hauptstadt Berdaa gebildet zu haben, doch ist es möglich, wie Schiefner bemerkt, dass diese Tradition erst neuerdings und auf die Grundlage armenischer Berichte gebildet ist.

den von ihnen war im Alterthume kein Culturvolk, dessen Einfluss durch ihre Vermittelung hätte auf Erân wirken können. Umgekehrt freilich verhielt sich die Sache anders, die Völker des Kaukasus konnten sich der vom Süden aus gegen ihre Gränzen vordringenden Cultur nicht vollständig entziehen und haben sich derselben gewiss auch nicht entzogen, wenn wir auch ihre Spuren nur noch in sehr schwachen Resten nachweisen können.

Nicht weniger auffällig verschieden als die Natur des Landes war auch die Beschaffenheit der Gränzvölker, welche dasselbe im Westen des kaspischen Meeres bewohnten. Von den turânischen oder türkisch-tatarischen Stämmen im Osten trennt sie ihre Sprache vollkommen, sie bilden einen oder mehrere Sprachstämme, welche jedenfalls ebenso verschieden sind von dem Charakter der türkisch-tatarischen Sprachen wie von dem unserer indogermanischen Sprachen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass sie alle unter sich zusammenhängen, nichts destoweniger wird man darauf verzichten müssen, ihre Verwandtschaft in allen Fällen so genau durch den Besitz gemeinschaftlicher Wörter und die in denselben nachweisbaren Lautübergänge zu stützen, wie wir dies in der vergleichenden Grammatik unseres eigenen Sprachstammes zu thun gewohnt sind. Aehnlich wie bei den türkisch-tatarischen Sprachen werden wir uns vielfach begnügen müssen, die Zusammenstimmung des Sprachcharakters zu betonen, ohne aber im Stande zu sein, eine Gemeinschaftlichkeit selbst der nothwendigsten Wörter, z. B. der Pronomina und Zahlwörter erweisen zu können. Diese Beschränkung entschuldigt wie bei den türkisch-tatarischen Sprachen der Umstand, dass wir bei der Abwesenheit einer Literatur uns begnügen müssen, die jetzt gesprochenen Sprachen zu vergleichen, ohne dieselben in das Alterthum zurückverfolgen zu können. Bei den kaukasischen Sprachen indess haben wir insofern einige Sicherheit, mit den neueren Sprachen und Zuständen überhaupt zugleich die alten zu beschreiben, als gerade hier eine Anzahl der neueren Völkernamen mit den ausalter Zeit überlieferten auffallend stimmt. Aus Mangel an zureichenden Hülfsmitteln sind wir jedoch gezwungen uns an Allgemeines zu halten. Die Zahl der kaukasischen Sprachen namentlich im östlichen Theile des Kauka-

sus, dem sogenannten Dâghestân, ist eine sehr grosse, manche Sprachen beschränken sich nur auf sehr wenige Dörfer und werden von verhältnissmässig Wenigen verstanden und nur eine kleine Anzahl solcher Sprachen ist uns bis jetzt beschrieben worden. Beginnen wir mit dem südlichen Dâghestân, so treffen wir dort zuerst die Maarulsprachen. Maarul heisst Bergbewohner und mit diesem Namen hat man jetzt angefangen, den Sprachencomplex zu bezeichnen, dessen vorzüglichster Repräsentant das Awarische ist[1]). Zu diesen scheinen im südlichen Dâghestân die sogenannten Küräsprachen zu gehören, Hauptrepräsentant bleibt aber das Awarische, welches an Ort und Stelle unter dem Namen Hunderil mac' bekannt bekannt ist und von dem wir seit einiger Zeit eine kurze Grammatik nebst Sprachproben besitzen[2]). Dieses Awarische wird in dem eigentlichen Awarien, dann aber auch noch an verschiedenen anderen Orten gesprochen, so in den Gemeinden Salatau, Gumbet, Andalal, im Bezirk von Dargo, in Qoisubu, Hidatl, Qel, Toms, Tebel, Anzuch, Qarach, Tscharach, Tcchnuzal und Goërkech, auch in einigen angränzenden Gemeinden, so wie im kaspischen Uferlande, im Meḉhtulin'schen Khanate in einigen Dorfschaften. Zu dem Awarischen steht in Beziehung das Kasikumükische oder richtiger die Laksprache, denn das Volk, welches diese Sprache spricht, nennt sich selbst Lak[3]), die Awaren nennen es Tumal. Diese Sprache spricht die Mehrzahl des Kasikumükischen Bezirks im mittleren Dâghestân, nur etwa 11 Dörfer sind ausgenommen, welche das Awarische sprechen, daneben existiren noch mehrere Spra-

1) Cf. A. Schiefner: *Ueber Baron Uslars neuere linguistische Forschungen* (*Mélanges Asiatiques T. V*, 80).

2) A. Schiefner, *Versuch über das Awarische. St. Petersburg* 1862. Nach Baron Uslars Mittheilungen heisst awar oder auar in den Sprachen von Dargo „unruhig", daher scheint der Name zu kommen. Mit den alten Avaren, die gänzlich verschwunden sind, hat bekanntlich dieses Volk nichts zu schaffen.

3) Cf. A. Schiefner, *Bericht über Baron P. von Uslars Kasikumükische Studien. St. Petersburg* 1866. *p.* 1, wo wir auch erfahren, dass der Name Kasi = arab. غازى (ghâzî), Streiter für den Glauben, sei, Kumük oder Kumuch, den Hauptort des Districts bezeichne. Kasi Kumük ist also der Glaubensstreiter aus Kumuch, mit dem tatarischen Stamme der Kumüken haben diese Kasikumüken Nichts gemein.

chen, die auf einen kleineren Raum zusammengedrängt sind und kaum als blosse Dialekte der Laksprache betrachtet werden können. Dafür greift andererseits die Laksprache wieder über ihren eigenen Bezirk hinaus, namentlich in den Bezirk von Dargo hinüber. Im Ganzen kann man annehmen, dass etwa 30,000 Personen diese Sprache sprechen. In naher Beziehung zum Awarischen und seinen Verwandten steht auch das Udische[1]), das wir schon oben zu erwähnen Gelegenheit gefunden haben. Gegenwärtig ist der Gebrauch dieser Sprache auf zwei Dörfer beschränkt, Wartashen und Nij, das erste liegt etwa 35 Werst südöstlich von der Stadt Nucha, das Dorf Nij aber 40 Werst von Wartashen in der Nähe des Flüsschens Türgän. Andere Gemeinden, welche früher das Udische gesprochen haben sollen, sprechen jetzt tatarisch. In den Sprachen, die wir aus dieser Gruppe kennen, fällt sofort das grosse Uebergewicht auf, welches Gutturale, Palatale und Zischlaute über die anderen Laute haben. Plural- und Casusbildung wird durch Suffixe bewerkstelligt, die sich aber nicht viel von Postpositionen unterscheiden, auch ist die Zahl der Casus viel grösser als in den indo-germanischen Sprachen. Diese Casussuffixe stimmen aber in den verschiedenen Sprachen nicht nur nicht zusammen, sie gehen sogar sehr weit auseinander. Ein sehr charakteristisches Kennzeichen, welches man schon längere Zeit bemerkt hat, ist, dass mehrere dieser Sprachen das vigesimale Zahlensystem haben, 40 ist $= 2 \times 20$, 50 $= 2 \times 20 + 10$; 60 $= 3 \times 20$ u. s. f. So das Udische und das Awarische, nicht aber das Kasikumükische. Eine andere nicht minder bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser Sprachen ist es auch, dass sie durch Vorsetzbuchstaben vor dem Verbum das Geschlecht der Wörter andeuten, auf welche sich dasselbe bezieht, gewöhnlich gilt w für das männliche, y für das weibliche Geschlecht, während sich b und d auf leblose Dinge beziehen, manchmal werden diese Buchstaben nicht an das Wort, sondern selbst in dasselbe hinein versetzt. Unter den vielen Dialekten der lesghischen Sprachen unterscheidet man sechs Hauptdialekte: den Dialekt von Awarien, den von Dido, den von Kaputsch, den von

1) Cf. A. Schiefner, *Versuch über die Sprache der Uden. St. Petersburg* 1863.

Andi, den von Aqusha und das Kasikumükische[1]). Aus den vielen Stämmen, in welche sich die Lesghier theilen, nennen wir: die Khunsag, Kazerak, Hidaltc, Mukralte, Ansokul, Karaktle, Gumbet, Arrakan, Burtunas, Antsukh, Tebel, Tumurga, Akhti, Rutul, Tschari und Belakan.

Nördlich von den lesghischen Stämmen beginnt ein neues Sprachgebiet von Völkern, die unter den verschiedenen Namen zusammengefasst werden. Güldenstädt und Klaproth fassen sie unter dem Namen Mizhshegen zusammen, bei den Georgiern heissen sie Kisten; neuerdings hat man angefangen sie unter dem Namen der Tschetschenzen zusammenzufassen[2]). Die Gränzen dieses Sprachgebietes sind nicht ganz sicher anzugeben. Nordöstlich stossen die Tschetschenzen an die tatarischen Kumüken, als östliche Gränzlinie scheint der Aqtash zu dienen, als südöstliche und südliche der Sulak und der andische Koisu, der sie von den Lesghiern scheidet. In dem oberen Becken des Alazani und an den Quellen des andischen Koisu wohnen die Thush, die gleichfalls zu diesen Völkern gehören[3]). Zwischen den Thush und den Tschetschenzen findet eine nähere Verwandtschaft statt, die derjenigen sehr ähnlich ist, welche wir unter Sprachverwandtschaft verstehen, aus den in Schiefners tschetschenzischen Studien niedergelegten Forschungen sieht man, dass diese Sprachen genau mit einander verwandt sind und die Wörter sich nach bestimmten Lautregeln verändern. Ueber die charakteristischen Merkmale, durch die sie sich von den lesghischen Sprachen unterscheiden, wissen wir noch wenig Näheres, die oben erwähnte Sitte, das Geschlecht des Verbums am Verbum durch die Buchstaben w, y, b, d zu bezeichnen, findet sich auch hier, ebenso das Vigesimalsystem. Zu diesen Tschetschenzstämmen zählt man die Ingushen, Masraner, Galathi, Tschetschen, Qarabulaq, Kisti, Galgai, Zori, Akho, Schubusi, Dschano-Butri, Scharo Katschilik[4]). Der grösste Theil dieser Völker bekennt sich zum Islâm.

Nur im Süden des Kaukasus hängen die einheimischen Bewohner dieses Gebirges im Osten mit ihren westlichen

1) Cf. Bodenstedt, *Die Völker des Kaukasus. Frankfurt* 1848. *p.* 102.
2) Cf. Schiefner, *Tschetschenzische Studien. Petersburg* 1864. *p. II.*
3) Cf. Schiefner, *Versuch über die Thushsprache. Petersburg* 1856.
4) Bodenstedt, *Die Völker des Kaukasus p.* 56.

Stammverwandten zusammen, dort gränzen nämlich am Alazani die Thush mit den Georgiern zusammen. Im Kaukasus selbst und noch eine Strecke im Norden werden die beiden grossen Abtheilungen der kaukasischen Völker getrennt durch die Osseten, welche sich wie ein Keil zwischen sie geschoben haben. Unter den westlichen Kaukasiern nehmen die Georgier die erste Stelle ein. Die Georgier[1]) sind nach übereinstimmenden Angaben eines der schönsten Völker und dürfen sich in dieser Hinsicht mit Persern, Armeniern und Griechen messen, nicht so nach ihren geistigen Fähigkeiten, hier sollen sie, was Erlernung von Sprachen und Wissenschaften betrifft, nach zuverlässigen Zeugnissen[2]) weit hinter den Armeniern zurückstehen. Ihre Sprache theilt sich in viele Dialekte, aber diese unterscheiden sich nur in der Wahl des Ausdrucks, während sie sonst, die Abweichung im Pronomen abgerechnet, übereinstimmen[3]). Die georgische Sprache überschreitet die Wasserscheide des kaspischen und des schwarzen Meeres, was sich leicht begreift, da die trennenden Gebirge nur an wenigen Stellen sich zu ewigem Schnee erheben und viele bequeme Pässe haben. Der Ursprung des Georgischen dürfte aber östlich von dieser Wasserscheide zu setzen sein, wahrscheinlich in die östliche Centralprovinz Karthwly, nach der sich das Volk und seine Sprache selbst benennt. Von da aus dürften sich dann die Georgier nach Kachethi im Osten, Samschi im Süden, sowie westlich nach Imerethi und Gurieli verbreitet haben. Gegenwärtig bewohnen die Kaukasier den Landstrich im Süden des Kaukasus, welcher im Osten vom Alazaniflusse, im Norden von der Kette des Kaukasus begränzt wird. Im Süden bilden die Berge von Qarâbâgh und das Bambakigebirge die Gränze, im Westen wohnen die verwandten Stämme

1) Der gewöhnliche érânische Name ist گرجستان (Gurjistân), doch kommen die Georgier unter dem Namen غر (Ghar) bei Firdosi vor (844, 6, v. u.) neben den Alânen, auch heissen sie غرجگان, Gharcegân (908, 17). Wahrscheinlich ist der Name aus Georgien entstanden, doch wäre es auch nicht unmöglich, dass er auf eine ältere Form, etwa Karka, zurückginge.

2) Bodenstedt l. c. p. 55.

3) Cf. Rosen, *Ueber das Mingrelische, Suanische und Abchasische* in den *Abhandlungen der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin* 1845. *p.* 407 flg.

der Mingrelier und Guriel. Verwandt mit den Georgiern sind die Mingrelier und die Lazen. Die letzteren werden von späteren griechischen Schriftstellern ausdrücklich als die Nachkommen der alten Kolcher bezeugt, auch die Alten lassen die Phasisländer von dem Volke der Kolcher bewohnen. Die Lazen wohnen im Bezirke von Trapezunt und das Lazische wird von Kjemer-burûn bis zum Ausflusse des Čorokh gesprochen. An der nahen Verwandtschaft der Lazen und Mingrelier kann man nach den Mittheilungen Rosens nicht zweifeln, die Verwandtschaft erstreckt sich nicht blos über die Formen, sondern umfasst auch einen grossen Theil des Lexikons. Etwas entfernter ist die Verwandtschaft der Suanen, welches Volk durch hohe Gebirge von allen seinen Nachbarn abgetrennt in einem von dem Ingur durchströmten Thale wohnt. Diese Abgeschiedenheit, welche während der Wintermonate bis zur gezwungenen Einsamkeit steigen kann, mag die Schuld daran tragen, dass sich dieser Stamm etwas eigenthümlich entwickelt hat. Wieder eigenthümlich entwickelt sind die Tscherkessen und Abchasen. Die ersteren wohnen bekanntlich in dem Winkel, den der Kuban in seinem untern Laufe mit der Küste des schwarzen Meeres bildet und dann weiter an dieser Küste aufwärts. Ueber die Abchasen haben wir neuerdings noch Mittheilungen erhalten [1], welche uns in den Stand setzen, die Sprache derselben etwas genauer zu beurtheilen. Sie bewohnen den Landstrich, der nach ihnen die grosse Abaza heisst und sie kommen schon im ersten Jahrh. n. Chr. unter dem Namen Abasci vor. Dass es eine höchst rauhe und eigenthümliche Sprache sei, haben auch die neueren Forschungen bestätigt. Wie alle kaukasischen Sprachen hat auch das Abchasische einen Ueberfluss von rauhen Consonanten, besonders Gutturalen und Zischlauten, darunter höchst eigenthümlich klingende Laute, z. B. h, das etwa wie hfa klingt u. a. m. Eine Haupteigenthümlichkeit liegt in dem persönlichen Pronomen, das in abgekürzter Form vor die Substantive tritt (s-ab mein Vater, aab dein (msc) Vater, bab dein (fem.) Vater u. s. w. Dagegen fehlen Relativ- und Interrogativpronomina, sie werden

1) Cf. Schiefner, *Bericht über des General P. von Uslar Abchasische Studien* 1863.

durch Verbalformen ausgedrückt, die mit unsern Participien Aehnlichkeit haben. Im Verbum spielen neben den Suffixen die Infixe eine grosse Rolle. Beim Nomen werden die Casus theils durch Postpositionen ausgedrückt, theils müssen sie aus der Wortstellung erschlossen werden.

So viele Lücken auch unsere Kenntniss der kaukasischen Sprachen noch hat, so kann doch zweierlei mit Zuversicht jetzt schon behauptet werden, einmal, dass alle diese Sprachen theils in einem engern oder weitern Verwandtschaftsverhältniss zu einander stehen, indem sich bei aller Verschiedenheit gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten in ihnen nachweisen lassen, dann aber auch, dass sie mit keinem andern Sprachstamme verwandt sind, weder mit dem indogermanischen, wie man früher einmal zu zeigen versucht hat, noch auch mit dem türkisch-tatarischen, von dem die Kaukasier schon die physische Beschaffenheit hinlänglich unterscheidet. Es liegt also hier ein besonderer Sprachstamm vor, welcher früher wahrscheinlich auch eine grössere Verbreitung hatte als gegenwärtig. Einheimisch dürfte derselbe jedenfalls im östlichen Kaukasus, in Dâghestân sein, es wäre aber nicht unmöglich, dass er von dort erst später sich weiter nach Westen verbreitet hätte. Bei dem Mangel aller geschichtlichen Nachrichten lässt sich jedoch über diesen Punkt nichts Bestimmtes behaupten.

Die Völkerverhältnisse im Kaukasus und den Gebieten, die ihn im Süden begränzen, glauben wir für alt halten zu dürfen, mit alleiniger Ausnahme des Umstandes, dass sich in der Kurebene Tataren festgesetzt und die frühere érânische Bevölkerung vertrieben haben, ebenso wie dieselbe auch aus dem nördlichen Medien von türkisch-tatarischen Völkerschaften vertrieben worden ist. Auf diese Weise scheinen die Osseten als vereinzelte Sprachinsel im Kaukasus zurückgeblieben zu sein, früher müssen sie mit ihren Stammverwandten im Süden in lebendigem Zusammenhange gestanden haben, denn es ist nicht gut denkbar, dass man die Erânier gerade an jener wichtigen Stelle hätte ansässig werden lassen, wäre man nicht durch lange andauernde kräftige Unterstützung aus der Heimath gezwungen worden, sie dort zu dulden. Dass aber sonst so ziemlich Alles beim Alten geblieben ist, das zeigen eine Anzahl von Orts- und Völkernamen, die sich mit wunderbarer

Treue erhalten haben. Schon die Völkertafel der Genesis kennt im Norden Tubal und Meshek, unter Tubal hat man nach allgemeiner Ansicht die Tibarener der Alten zu verstehen, welche ihre Wohnsitze am Pontus Euxinus, zwischen Trapezunt und Sinope hatten. Zu Meshek stimmt ganz gut der Name Meskh, den die Gegend am obern Kur bei Akhalzikh zu jeder Zeit führte, der aber in verschiedenen Zeitperioden bald einen grösseren, bald einen geringeren Umfang hatte. Noch jetzt begreift man unter dem Namen Sa-mzke das obere Kurthal und den grössten Theil des Čorokhgebietes und diese Gegend ist es, welche Strabo dem Volke der Moscher anweist. Aus den Keilinschriften lässt sich wahrscheinlich der Name der Karka hieher ziehen, den Darius in seiner Grabschrift nennt und der sich einerseits an den Namen der Kerketen und Kolchier im Alterthume, andererseits an den neuern der Tscherkessen anschliesst. Auch das Shâhnâme kennt ein Volk der Kerkesâren [1], das jedenfalls im Norden lag und vielleicht in diesen Gegenden zu suchen ist; in dem Volke der Maciya, welche in den Keilinschriften neben den Karka erwähnt werden, möchte ich das Völkchen der Matiener sehen, das an den Gränzen von Kolchis und dem Lande der Moscher bisweilen erwähnt wird (cf. Her. III, 94. VII, 72). Mit grosser Wahrscheinlichkeit darf man auch bei dem in den Keilinschriften vorkommenden Namen Çparda an die Σάσπειρες des Herodot oder das neuere Ispir denken, welches bei den Armeniern Sper genannt wird [2]. Die Suanen führen ihren jetzigen Namen schon bei Strabo, ebenso darf man in seinen Legen wohl die heutigen Lesghier erkennen, vielleicht in seinen Uitiern die heutigen Uden. Der Fluss, den Strabo Aragus nennt, heisst noch heute Aragwi, sein Alazonius ist der jetzige Alazani. Die Lazen finden wir zuerst bei Plinius erwähnt, die Stadt Sarapana, bis zu welcher nach demselben Schriftsteller der Phasis schiffbar sein soll, hat noch jetzt einen nur wenig veränderten Namen. In den Τοῦσκοι des Ptolemäus hat Schiefner wohl mit Recht die heutigen Thush erkannt, in seinen Δίδουροι den heutigen lesghi-

1) Cf. Shâh. p. 161. 293. 777 ed. Mac. Das schliessende sâr gehört so wenig zum Worte wie in سكسار (Sagsâr) die Çaken.

2) *Vivien de St. Martin, Etudes de géographie ancienne I,* 250.

schen Stamm der Dido. Neben diesen sprachlichen Anhaltspunkten will es mir wenig bedeuten, wenn die Alten die Selbstständigkeit der kaukasischen Völkerfamilie nicht anerkennen, sondern sie in die eine oder andere Sprachklasse einzureihen suchen. Die Genesis zählt Tubal und Meshek zu den Japhetiten; Herodot sagt uns, dass die Kolchier eine ägyptische Colonie seien, ist aber ehrlich genug, einzugestehen, dass diese Ansicht auf subjectiver Ueberzeugung, nicht auf Ueberlieferung beruht. Verschweigen dürfen wir übrigens nicht, dass auch neuerdings der Zusammenhang der Aegypter mit dem kaukasischen Sprachstamme behauptet worden ist und zwar mit Rücksicht auf die Sprachgestaltung, Herodot aber findet die Farbe der Haut und die Haare der Kolcher denen der Aegypter sehr ähnlich, noch mehr stützt er sich darauf, dass bei den Kolchern wie bei den Aegyptern die Beschneidung im Gebrauche sei. Wir müssen jedoch noch weitere Beweise abwarten, ehe wir zugeben können, dass die Kolchier ägyptischer Abkunft waren. Wie die Genesis, so zählt auch Strabo die Iberer zum indogermanischen Sprachstamme, er schliesst sie nämlich an den medisch-assyrischen Zweig desselben an, weil sie dessen Sitten und Gebräuche zeigen; die Albanier waren nach manchen Berichten die Nachkommen der Argonauten, während Andere sie als Skythen bezeichnen und mit den Massageten zusammenstellen[1]. Da eine solche Verwandtschaft sich nur sicher durch die Sprachen begründen lässt, von einer Uebereinstimmung der Sprachen aber nirgends die Rede ist, so wird auf alle diese Berichte eben nicht viel zu geben sein. Dennoch möchte ich ihnen nicht allen Werth abstreiten. Es wird richtig sein, wie Strabo behauptet, dass sich die Iberer in ihren Sitten und Gebräuchen an die Meder und Assyrer anschliessen, aber sie können diese von ihren Beherrschern sehr wohl angenommen haben, ohne mit diesen verwandt zu sein. Moglich ist es ferner, dass schon zur Zeit des Josephus und von da an immer mehr und mehr tatarische Volker sich im Süden des Kaukasus anzusiedeln begannen, wenn wir dies auch nicht gerade behaupten möchten. So gewiss es nun auch ist, dass die ganze Masse der kaukasischen Völkerschaften, die Osseten

1) Vgl. *Joseph. Ant. jud.* 18, 6. *Dio Cass.* 69, 15.

allein ausgenommen, mit den Erâniern nicht stammverwandt war, so gewiss ist es andererseits, dass sie, so weit die Geschichte zurückgeht, von den Erâniern beherrscht wurden und sich erst in spätern Zeiten von ihrer Oberherrschaft losmachten. Dafür haben wir, ausser den bereits angeführten Zeugnissen der Keilinschriften, die bestimmte Aussage Herodots (III, 97), der uns nicht nur sagt, dass die Kolchier unter persischer Herrschaft standen, sondern auch, dass das persische Reich sich bis zum Kaukasus erstreckte, dass aber jenseits des Gebirges die Herrschaft des Perserkönigs nicht mehr anerkannt wurde. Ferner erwähnt Herodot in seiner Steuerliste als tributpflichtig die Völker der Saspeirer und Alarodier, die letzteren kommen sonst nicht mehr vor, dann die Tibarener am Iris, ferner die Makronen, Maren, Mosynöken, Moschen — alles Völker, die in den oben von uns beschriebenen Ländern wohnen, dieselben Völker finden wir auch wieder in dem Heere des Xerxes (Her. VII, 78, 79) und es ist kein Widerspruch, wenn Xenophon (Anab. VII, 8. 25) von dem Theile dieser Völker, den er kennen lernte, sagt, dass sie grösstentheils ihren eigenen Gesetzen folgten, denn bei den verschiedenen Völkern des Achämenidenreiches verstand es sich eigentlich von selbst, dass sie nur soweit gehorchten, als sie gezwungen wurden. Auch dass Ariobarzanes, der Statthalter des Artaxerxes II, ein eigenes Reich in jenen Gegenden gründete, spricht nicht dagegen, das neue Reich blieb immer in gewisser Abhängigkeit von den Persern und so finden wir denn in der That, dass alle diese Völker, auch die Albanier, in den Reihen des letzten Darius kämpfen. Nach der Auflösung des Achämenidenreiches kamen diese Länder grossentheils unter die Herrschaft der Mithridate, später der Römer. Kaum aber hatten die Sâsâniden den Thron bestiegen, als sie schon wieder in jenen Ländern, und zwar zunächst in Iberien sich festsetzten. Die unheilvollen Folgen, welche die Verbreitung des Christenthums und der damit im Zusammenhange stehende Verlust Armeniens für das Sâsânidenreich hatte, zeigte sich auch nach dieser Seite. Schon in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens hatte sich das Christenthum auch nach dem Kaukasus verbreitet und sowohl Kolcher als Iberer hatten dasselbe angenommen. Auch sie, wie die christlichen Armenier, fanden

sich seit dieser Zeit durch die Gemeinsamkeit der Religion mehr zu den Griechen hingezogen, immer aber machten die Erânier, soviel in ihrer Macht stand, die Ansprüche geltend, welche sie von alter Zeit her auf diese Länder zu haben meinten. So musste im Jahre 521 der König Georg von Iberien den Schutz des Kaiser Justinian ansprechen, weil der Perserkönig Cavades das Land zwingen wollte, das Christenthum wieder aufzugeben und sich dem Parsismus zuzuwenden. Viele der Iberer, unter ihnen der König Georg selbst, entflohen aus dem Lande zu den benachbarten Lazen. Zwar kam im Jahre 532 ein Friede mit Khosrav Nushirvân zu Stande, nach dem die Entflohenen ungehindert zurückkehren konnten, aber der Perserkönig gab seine Versuche, sie wieder unter seine Botmässigkeit zu bringen, darum doch nicht auf. Unter Tiberius II. (574—84 n. Chr.) wurde Iberien von den Römern besetzt und blieb lange Zeit unter ihrer Herrschaft, aber die Perser gaben ihre Ansprüche nicht auf und unter Heraclius gelang es ihnen wirklich, einen Theil des Landes zu besetzen. Nicht anders als den Iberiern erging es auch den Lazen, doch konnten die persischen Anschläge für sie nicht sehr gefährlich werden, seitdem die Armenier zum Christenthume übergetreten waren, weil dadurch die Perser den festen Stützpunkt verloren hatten, der ihnen früher in diesem Lande geboten war. Den Grund für die erhobenen Ansprüche der Perser bildeten die Verhältnisse unter den Achämeniden, unter deren Herrschaft die Lazen wenigstens dem Namen nach die persische Oberherrschaft anerkannt hatten. Unter der Regierung des Königs Leo (457—61 n. Chr.) entstand ein erbitterter Kampf zwischen den verbündeten Römern und Lazen einerseits und den Suanen andererseits. Da sich auch die Perser in den Krieg mischten, so kam es dadurch zu Misshelligkeiten zwischen den Römern und Lazen; der Krieg war übrigens dadurch entstanden, dass sowohl Gubazes als sein Sohn Ansprüche auf die Königswürde unter den Lazen erhoben und der Friede wurde dadurch hergestellt, dass Gubazes seinen Ansprüchen entsagte. Im Jahre 520 sandte der Perserkönig einen Mann, der wieder Gubazes genannt wird, nach Byzanz, um sich zu beklagen, dass die Römer Lazistân seinem gesetzlichen Oberherrn, dem Perserkönige, entrissen hätten. Zu gleicher Zeit kam Tzathius, der

Sohn des lazischen Königs Zamnaxis nach Konstantinopel, nahm dort die christliche Religion an und kehrte dann in sein Land zurück, nachdem er sich vorher mit einer Römerin verheirathet hatte. Dieser Vorfall brachte die Perser sehr auf, denn vorher hatten sie das Recht gehabt, den Lazen ihren König zu bestimmen. Der Krieg brach daher im Jahre 528 aus, hatte aber für die Perser keinen glücklichen Fortgang und im Jahre 532 trat Persien beim Friedensschlusse die eroberten lazischen Festungen wieder ab. Dagegen unterwarfen sich die Lazen schon im Jahre 539 freiwillig wieder den Persern, weil sie von den römischen Statthaltern allzusehr mit Abgaben bedrückt wurden; es entstand ein Krieg, der im Jahre 545 damit endigte, dass ein jeder Theil, Römer wie Perser, seine Eroberungen behielt. Khosrav Nushirvân legte grosses Gewicht auf den Besitz Laziens und da er einsah, dass er sich auf die Bevölkerung nicht verlassen könne, weil diese durch ihre Handelsverhältnisse, namentlich des Salzes wegen, allzusehr an die Römer gebunden war, so beschloss er nach alter Sitte, die Bevölkerung zur Auswanderung in eine andere Gegend zu zwingen und Perser an ihrer Stelle anzusiedeln. Der Plan wurde jedoch verrathen, die Lazen flehten die Römer um Hülfe an, mit ihrem Beistande gelang es, den Persern zu widerstehen. So lange das Sâsânidenreich dauerte, wiederholten sich diese Kämpfe von Zeit zu Zeit, doch behielten schliesslich die Römer die Oberhand. Kämpfe ähnlicher Art wurden um die Suanen geführt, und selbst bis zu den Abchasen erstreckten sich die persischen Intriguen.

Alle die geschilderten Verhältnisse betreffen den westlichen Theil des Kaukasus, über die Kämpfe in Dâghestân besitzen wir keine Nachrichten, weil dieselben den Römern fern lagen und sie uns daher keine Berichte über sie gegeben haben. Falsch aber wäre es, wenn man daraus schliessen wollte, dass dort solche Kämpfe gar nicht stattgefunden hätten, im Gegentheil bei der grössern Nähe des Landes lässt sich mit Sicherheit vermuthen, dass sie noch heftiger gewesen sind. In Shirvân hatte Khosrav Nushirvân im 6. Jahrhunderte eine Dynastie begründet, die als Vormauer gegen die kaukasische Bevölkerung dienen sollte und der er den königlichen Titel verlieh. Die kaukasische Mauer, die von Derbend ausgeht und sich

nördlich bis zu dem Dorfe Kubäci erstreckt, scheint aus derselben Zeit zu stammen und ihre Bestimmung war, ähnlich der chinesischen Mauer, die im Norden derselben wohnenden Völker von Einfällen in das érânische Gebiet abzuhalten.

Von der Bevölkerung, welche Mesopotamien bewohnt, wissen wir, dass sie semitisch und zwar arabisch ist. Abgesehen vom Norden des Landes wird ganz Mesopotamien von Beduinen durchstreift. Die Beduinenbevölkerung vom Stamme Tai beherrscht die Gegend von Nisibis bis an die persische Gränze[1], der Sheikh dieses Stammes leitet seine Abkunft von dem berühmten Hâtim Tai her. Zu diesem grossen Stamme gehören noch die kleineren: El Gerêth, Es-Simbis, Errashîd, El Jawâla, El Esrêij, El Esnâu, El Ghanâna, Sherabîyin, El Felîtha, El Jehesh, Benî Sebâ, Es-Sbêid, El Boâsi, Harb, El Bu-Abd-el-Jerîm (Kerîm), El Baqâra, El Bû-Hamdân, Abdullah el Fadhl Jebûr, El Muâmera und Es-Sâda. Von Orfa bis in die Gegend von Baghdâd herrscht der grosse und mächtige Stamm der Shammâr, der bei den Ausgrabungen von Ninive öfter genannt worden ist. Er theilt sich in 43 kleinere Stämme, von deren Namen indess Petermann nur die folgenden erfahren konnte: el Aliyân (Lalyân), Ibn Tais, Et-Thâbet, En-Nâbet, Shimlân, Obothir (oder es-Sefîr), El Âmad, Es-Sâigh, El Fetâcha, El Ghada, El Ebrêish, El Ikdur, El Esselem, El Gharêira, Es-Sobhe, Eyâl Aba Mara, El Fârâu, El Eghsinne, M'dêiyâu, Matârefa, En-Nejeb, Shumalât, Ibu Jadi, Ibn en-Nêisân, El Hedwâu, Abalmigh, Ibn Hadmul, Nejrâu ibn Hithomi, El Amr, Muhammed Emîn, El Hebois, El Methlûtha, Bedr, Es-Seidâu, El Ermuth, El Afarîth, Takhal ibn Ekêber, Kelêb, Therrib, Rashvân, Rûmî ibn Herwil, Ibn Kerta. Vom Euphrat bis nach Damascus herrschen die Anese, die noch zahlreicher aber doch schwächer sind, weil sie unter einander in Uneinigkeit leben.

Die vornehmsten Stämme bei Hillah und im Süden von Mesopotamien[2] sind die Maïdan, Kazail, Zubeide und Montefiq. Die Maïdan behaupten schon lange vor Muhammed im südlichen Mesopotamien gewohnt zu haben. Die Kazail wollen

1) Cf. Petermann, *Reisen II*, 36.
2) Cf. Layard, *discoveries* p. 542.

von Mekka kommen und rühmen sich, sie seien früher mit der Obhut über die Araber betraut gewesen. Die Zobeide sind in der Geschichte des Islâm bekannt und gelten noch heute für einen mächtigen Stamm. Die Montefiq besitzen grosse Palmgärten, ihr Hauptort ist Suq es-Sheyukh.

Zum Schlusse dieser Uebersicht über die an die Erânier gränzenden Völkerschaften müssen wir auch noch der kleinasiatischen mit einigen Worten gedenken. Viel ist über diese nicht zu sagen, denn die Umwälzungen in Kleinasien sind so gründlich gewesen, dass die jetzigen Völkerzustände daselbst durchaus keinen Massstab abgeben für die ältere Zeit und wir uns daher gar nicht mit ihnen zu beschäftigen brauchen. Was sich aus den Notizen der Alten und ihren wenigen Ueberlieferungen über die Sprachen Kleinasiens noch gewinnen lässt, haben neuerdings Gosche und Lagarde [1] zusammengestellt, es ist nur wenig, aber doch immer für uns werthvoll: das Wichtigste dürfte das Folgende sein. Wir unterscheiden mit Lagarde in Kleinasien drei verschiedene Völkergruppen, die erste derselben ist die érânische, die sich zum Theil nach Kleinasien hineinerstreckt, wol als Fortsetzung des armenischen Stammes, dessen Gebiet ziemlich bis an den Halys gereicht haben dürfte. Die Kappadokier müssen wenigstens zum Theil érânischen Ursprungs gewesen sein. Zwar sagt uns Herodot, dass die Griechen die Kappadokier für Syrer hielten und zum Unterschiede von den übrigen Syrern die weissen Syrer nannten, diess beweist aber höchstens, dass ein Theil der Kappadokier semitischen Ursprungs war. Dass aber ein Theil der Kappadokier zum wenigsten érânischen Ursprungs sein müsse, hat man längst aus verschiedenen kappadokischen Eigennamen geschlossen. Ein bestimmtes Zeugniss für den érânischen Ursprung scheint mir auch die Religion zu sein, denn die alten Religionen waren bekanntlich keine Weltreligionen, am wenigsten die zoroastrische, die nur für die Bedürfnisse eines bestimmten Volksstammes berechnet war. Nun wissen wir aber

1) Cf. R. Gosche, *de ariana linguae gentisque Armeniacae indole. Berlin* 1847. Lagarde, *einige Bemerkungen über érânische Sprachen ausserhalb Erâns* in dessen Gesammelten Abhandlungen (Leipzig 1866) p. 243 flg. Vgl. auch Lassen über die alten kleinasiatischen Sprachen in der *Zeitschrift der DMG. VIII,* 364 flg.

durch Strabo bestimmt, dass die zarathustrische Religion in Kappadokien verbreitet war, dann beweisen auch die grossen Heiligthümer der Anâhita in jenen Landen die feste religiöse Verbindung Kappadokiens mit Erân. Weniger Gewicht möchte ich auf die bekannten kappadokischen Monatsnamen und ihre Uebereinstimmung mit den érânischen legen, denn einerseits sind diese Namen spät und stammen wahrscheinlich erst aus einem byzantinischen Staatskalender[1], dann wäre es auch immerhin möglich, dass ein gar nicht stammverwandtes Volk den officiellen érânischen Kalender angenommen habe, weil es eben den Erâniern unterthan war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat aber die érânische Bevölkerung mit dem Halys nicht geendet. Dass die Phryger Stammesangehörige der Erânier waren, ist aus den noch erhaltenen phrygischen Wörtern von Gosche und Lagarde zum wenigsten sehr wahrscheinlich gemacht worden. Schon Herodot (VII, 73) stellt die Armenier mit den Phrygern zusammen, indem er sie von den letztern ableitet, die Phryger selbst aber kommen seiner Meinung nach aus Europa, wo sie mit den Makedoniern zusammengewohnt haben, während Strabo die Phryger aus Thrakien, die Armenier aus Thessalien ableitet, aber der letzteren genaue Zusammengehörigkeit mit den Medern anerkennt; für uns ist in diesen Nachrichten nur wichtig, dass dadurch Phryger, Armenier und Meder als sich nahestehend erwiesen werden. Mit den Phrygern und den Armeniern haben wir ferner die Paphlagonier zu verbinden, wenigstens weist Strabo dieselben Eigennamen wie bei den Kappadokiern auch bei den Paphlagoniern nach[2]. Nicht unwahrscheinlich ist uns, dass die Thrakier mit dieser Völkerschicht in genauer Beziehung gestanden haben. Auch die Lykier glaubt man nach der Sprache ihrer Inschriften der indogermanischen Bevölkerung Kleinasiens beizählen zu dürfen. Es waren jedoch die Indogermanen keineswegs die alleinigen Bewohner Kleinasiens, Herodot[3] unterscheidet deutlich eine

1) Lagarde l. c. p. 258.

2) Lagarde l. c. p. 265.

3) Herodot I, 171. Νομίζουσι αὐτοὶ (οἱ Κᾶρες) ἑωυτοὺς εἶναι αὐτόχθονας ἠπειρώτας καὶ τῷ οὐνόματι τῷ αὐτῷ αἰεὶ διαχρεωμένους τῷπερ νῦν, ἀποδεικνῦσι δὲ ἐν Μυλάσοισι Διὸς Καρίου ἱρὸν ἀρχαῖον, τοῦ Μυσοῖσι μὲν καὶ Λυδοῖσι μέτεστι ὡς κασιγνήτοισι ἐοῦσι τοῖσι Καρσί.

zweite Völkerschicht, welche die Karer, Myser und Lyder umfasst und Lagarde betont mit Recht, dass in diesen Dingen den Ausprüchen Herodots ein besonderes Gewicht zukomme. Diese zweite Völkerschicht kann keine andere als die semitische sein, zu der namentlich die Karier nach allgemeinen Urtheilen zu rechnen sind und zu denen wir auch die Lyder nach der Völkertafel der Genesis und der Composition ihrer Eigennamen rechnen müssen. Als eine dritte Schicht der Bevölkerung werden wir endlich diejenigen Völker Kleinasiens rechnen müssen, welche zu dem kaukasischen Sprachstamme gehörten. Welche Stämme zu dieser dritten Schicht zu zählen sind, wissen wir nicht genau, Tubal und Meschek in der Genesis müssen wir nach dem Willen des Verfassers der Völkertafel eigentlich zu den Japhetiten zählen, unwahrscheinlich ist jedoch, dass die Kaukasier in alter Zeit gar nicht innerhalb Kleinasien vertreten gewesen seien, das Wenigste, was man annehmen darf, ist wol, dass sie ihren heutigen Besitzstand daselbst hatten und somit wäre das alte Çparda, das neuere Ispir dieser kaukasischen Schicht zuzutheilen; sie hatte aber wahrscheinlich im Alterthume eine grössere Verbreitung in Kleinasien als später. Wie sich die Gränzen der drei genannten Völkerschichten gegen einander verhielten, lässt sich leider nicht genau angeben. Zu bemerken ist übrigens auch, dass es nicht verwundern darf, wenn wir auf érânische Spuren auch in den Landestheilen Kleinasiens stossen, für die im Allgemeinen eine érânische Bevölkerung nicht wahrscheinlich ist. Ohne allen Zweifel haben viele Erânier das politische Uebergewicht ihrer Nation benützt und sich an verschiedenen Orten unter fremden Stämmen angesiedelt, wo es ihnen erspriesslich dünkte, die Besatzungen, welche die Achämeniden in den ihnen unterworfenen Städten Kleinasiens zu halten genöthigt waren, haben neben fremden Miethstruppen nicht wenige Erânier dahin geführt, darunter nicht wenige vornehme, die als Satrapen, Befehlshaber oder deren Beamte in Diensten standen. Diese Verhältnisse im Auge zu behalten, ist auch für die Kulturgeschichte nicht unwichtig und es ist wenigstens nicht befremdlich, wenn wir in Kleinasien auf die Bekanntschaft mit érânischen Anschauungen stossen selbst an Orten, wo dem Anscheine nach keine Erânier in der Nähe wohnten. Diese Wahr-

nehmung dürfte sich auch bei den äussersten Spuren érânischer Bevölkerung geltend machen, die wir kennen, bei den pontischen Skythen[1]. Eine gute Anzahl skythischer Namen aus dem Alterthume lassen sich mit Sicherheit, andere wenigstens mit Wahrscheinlichkeit aus dem Erânischen erklären. Erânische Bewohner bis in die Krim und selbst nach Europa hinein sind wahrscheinlich und nicht einmal sehr auffallend, die Besetzung der Thore des Kaukasus durch Erânier dürfte wahrscheinlich zu dem Zwecke stattgefunden haben, die Verbindung mit den jenseits wohnenden Stammgenossen zu erhalten. Nur möchte es bei dem Mangel genauer Nachrichten schwierig sein, zu sagen, wie weit sich dort die érânischen Colonien erstreckten, die von der Landesbevölkerung sich unterschieden und wie weit eine ursprüngliche Verwandtschaft der Erânier mit einzelnen der jenseits wohnenden Völker stattfand; denn dass auch die letztere nicht ausgeschlossen ist, muss nach dem was oben über die Thraker und ihren Zusammenhang mit den érânischen Kleinasiaten gesagt wurde, Jedem sehr wahrscheinlich erscheinen.

1) Vgl. Müllenhoff: *Ueber die Herkunft und Sprache der pontischen Skythen und Sarmaten* in den *Sitzungsberichten der kgl. preuss. Akademie. Jahrg.* 1866. *p.* 549 flg.

DRITTES BUCH.

ÄLTESTE GESCHICHTE.

ERSTES KAPITEL.

Die Abstammung und ältesten Verhältnisse der Erânier.

1. Die arische Periode.

Wir dürfen bei unseren Lesern die Bekanntschaft mit der von der neueren Sprachwissenschaft fest begründeten Thatsache voraussetzen, dass noch gegenwärtig sich ein grosser Sprachstamm von Indien im Osten bis nach Irland im Westen erstreckt, den man den indogermanischen zu nennen gewohnt ist. So weit unsere Geschichte zurückreicht, ist dieser Sprachstamm, zu welchem die bedeutendsten Völker der alten Welt zählen, nicht nur in seinen jetzigen Wohnsitzen heimisch, es dürfte auch seine Ausdehnung früher eher eine grössere als eine geringere gewesen sein. Das östlichste Glied dieser ganzen grossen Familie müssen wir, wie bereits bemerkt wurde, in Indien suchen, aber nicht ganz Indien gehört ihm an, nur die das Sanskrit oder die Töchtersprachen des Sanskrit redenden Inder dürfen wir zu den Indogermanen zählen und diesen Theil der Bevölkerung finden wir vorwiegend in den nördlich vom Vindhyagebirge gelegenen Bezirken; südlich vom Vindhya sind sanskritische Colonien nur längs der Küste und zwar vorzüglich der Westküste vorgeschritten und diese erst in geschichtlichen Zeiten, das Innere der dekkhanischen Halbinsel hat nie eine indogermanische Bevölkerung gehabt. Dafür aber setzen sich die indogermanischen Inder auch westlich vom Indus fort, wir finden sie jetzt noch am Südrande des

Hindûkush, in älterer Zeit dürften sie bis zum Kâbulthale gereicht haben. In unmittelbarer Nähe der Inder, aber im Norden des Hindûkush haben wir oben die ersten Spuren der zweiten indogermanischen Sprachfamilie, der érânischen, gefunden, in der Nähe der Hochebene Pamir und an den Ursprüngen des Oxus. Auch diese Sprachfamilie setzt sich gegen Westen weiter fort, wir finden sie in den geschichtlichen Zeiten an den fruchtbaren Ufern der Flüsse Sogdianas und des Oxus sesshaft, sie verbreitet sich aber auch südwestlich durch Bâdakhshân nach Balkh weiter und füllt alles Land auf dem grossen Hochplateau aus, das wir mit dem Namen Erân im engeren Sinne oder auch Persien zusammenzufassen gewohnt sind; ausgenommen ist nur die südöstliche Spitze, welche einer dekkhanischen Völkerschaft, den Brahui, gehört und es muss freigestellt bleiben, das Uebergangsvolk der Afghânen näher mit den Indern oder mit den Erâniern zu verbinden. Mit dem Zagrosgebirge endigt der érânische Sprachstamm gegen die Ebene hin, aber nördlich von dieser Ebene setzt er sich in den Gebirgen Armeniens fort bis nach Kleinasien hinein, wo er in den Phrygern und Paphlagoniern wahrscheinlich ebenso gut Stammverwandte sehên konnte als in den an der Küste sesshaften Griechen. Dass in der Blütezeit des érânischen Reiches die érânische Bevölkerung auch nordwärts durch die Kurebene bis in die Nähe des Kaukasus reichte, können wir wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, ob sie auch den Kaukasus überschritten habe und vielleicht mit den Slaven im Zusammenhange gewesen sei, muss fraglich bleiben. Gewiss ist, dass sie sich wenigstens in Colonien bis zur Krim erstreckte und somit ein Zusammenhang mit den weiter westlich wohnenden Thrakern als auch mit der dritten stammverwandten Völkerfamilie, der griechischen, stattfand. Auf diese Weise ist der Zusammenhang der Indogermanen Asiens mit denen in Europa für das Alterthum festgestellt, denn an die Griechen schlossen sich weiterhin die Römer, aber auch die Slaven und Littauer an, an diese wiederum die Germanen und Kelten. Mit dem zuletzt genannten Sprachenkreise haben wir den ganzen Kreis der indogermanischen Völker umschrieben.

Die Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen unter einander ist so gross, dass wir ihren gemeinsamen Ursprung

nicht bezweifeln können, mit anderen Worten, die Urväter aller dieser Sprachenfamilien müssen einmal Glieder eines und desselben Urvolkes gewesen sein, von dem sie sich allmälig als Sonderindividuen loslösten. Diese Gemeinsamkeit der Abstammung lässt sich auf doppelte Weise begründen: durch sprachliche und durch sachliche Gründe. Die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen hat den Beweis geliefert, dass das grammatische System aller dieser indogermanischen Sprachen ein und dasselbe ist, das ihnen vom Anfange an überliefert war, und dass sie nur in einzelnen Theilen Neubildungen und Erweiterungen eintreten liessen; desshalb hat man auch schon den Versuch wagen können, den Zustand der Muttersprache aus den verschiedenen Töchtersprachen wieder zu erschliessen, wie er gewesen sein muss, als noch alle Glieder der indogermanischen Sprachen vereinigt waren. Nicht so leicht wie mit der Grammatik gelingt ein solcher Wiederaufbau von der lexikalischen Seite. Hier ist zu bedenken, dass sich die verschiedenen indogermanischen Sprachfamilien nicht auf einmal, sondern nach und nach von der gemeinsamen Mutter loslösten, da nun die Muttersprache nicht stehen geblieben ist, sondern natürlich in einer fortschreitenden Entwicklung begriffen war, so wird sie bei der Abtrennung eines jeden einzelnen Zweiges verschieden gewesen sein und diese Verschiedenheit wird sich vorzüglich in der Bildung neuer Begriffe, also im Lexikon, gezeigt haben. Noch sind keine Forschungen angestellt worden, welche uns erlaubten zu bestimmen, wie die Sprache bei der Abtrennung jedes einzelnen Sprachzweiges beschaffen gewesen sein möge, aber man hat auch hier wenigstens zu ergründen gesucht, welches der Zustand des Wortvorraths vor der Abtrennung aller einzelnen Sprachzweige gewesen sein muss, und hier hat sich denn ergeben, dass die Zahl der Begriffe und Anschauungen, welche schon in jener fernen Urzeit gebildet waren, eine nicht ganz kleine und dass folglich der geistige Zustand schon jenes Urvolkes kein ganz niedriger war. Aus dem gemeinschaftlichen Wortvorrathe [1]) ist nachzuweisen, dass schon damals der Be-

1) Wir können hier diesen Gegenstand natürlich nur kurz berühren und verweisen Leser, die mit den betreffenden Forschungen nicht bekannt

griff der Familie in ziemlicher Ausdehnung gebildet war, dass man nicht nur Vater, Mutter, Sohn und Tochter, sondern auch den Oheim, die Muhme, den Neffen, die Nichte, den Schwiegervater und die Schwiegermutter, wie auch den Schwiegersohn und die Schwiegertochter, endlich den Schwager mit einem besonderen Ausdrucke bezeichnete. Wieder andere Ausdrücke beweisen, dass man schon angefangen hatte, sich in Stämme zu sondern und dass man einen Herrn über sich anerkannte, mithin die Anfänge eines Staatslebens schon gegeben waren. Andere Uebereinstimmungen zeigen, dass man nicht bloss mehrere wilde Thiere, sondern auch die Hausthiere bereits kannte, also wol anfing, die letzteren zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft zu verwenden. In gleicher Weise sind auch die Namen mehrerer Getreidearten, wie Gerste und Weizen, allen Indogermanen gemein, die Namen für Kleidung, für Kochen und Backen, die Namen mehrerer Metalle, auch die Anfänge der Schifffahrt gehen bis in jene älteste Zeit zurück. Dass sich aber die Bildung nicht blos auf materielle Fortschritte beschränkte, sondern man auch bereits die Anfänge der Geistesbildung gemacht hatte, dafür giebt es mancherlei und ganz sichere Anhaltspunkte. Wir nennen davon nur die Uebereinstimmung in den Zahlen von 1—900, die allgemeine Uebereinstimmung in der Bezeichnung der Gottheit, endlich die Verwandtschaft in den Anfängen von Recht und von Sitte.

Wenn nun aus allen diesen Gründen die Existenz eines indogermanischen Urvolkes nicht zweifelhaft sein kann, mag auch jetzt keine Spur desselben mehr vorhanden sein, so liegt die Frage nahe, wo denn der Sitz jenes Urvolkes gewesen sein möge. Denn es ist unmöglich anzunehmen, dass die Indogermanen von allem Anfange an die ungeheure Länderstrecke erfüllt haben können, die sie jetzt einnehmen. Solche Uebereinstimmungen wie die oben namhaft gemachten wären dann undenkbar, denn ein allgemeiner Verkehr zwischen diesen Völkern, der noch in unseren Tagen auf mancherlei Schwie-

sein sollten, auf die Abhandlung von A. Kuhn, *zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker in Webers indischen Studien I*, 321 flg. und Fick, *Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache. Göttingen* 1868. und A. Pictet, *les origines indo-européennes ou les Aryas primitifs. Paris* 1859—63. 2 *Bde.*

rigkeiten stösst, wäre damals gar nicht denkbar gewesen. Wir müssen uns also ein Land denken, wo dieses Urvolk wohnte und sich von dort aus allmälig über sein jetziges Gebiet ausdehnte, indem es entweder unbewohnte Länderstrecken besetzte oder die einheimische Bevölkerung theils vertrieb, theils mit sich verschmolz. An Vermuthungen über dieses Urland des Indogermanismus hat es denn auch nicht gefehlt und da sich bald das Sanskrit als diejenige Sprache herausstellte, in welcher sich das meiste Alterthümliche und am ungetrübtesten erhalten hat, so lag die Annahme nahe genug, es möge eigentlich das Sanskrit selbst jene Ursprache sein und Indien, namentlich das Land am Indus, wo das Volk lebte, welches die Vedas schuf, das Land in welchem jenes Urvolk wohnte[1]. Diese Annahme fand jedoch bald ihre Widerlegung. Man konnte sich nicht verhehlen, dass das Sanskrit eben doch nicht ausschliesslich im Besitze des Alterthümlichen sei und dass es im Gegentheil Fälle genug gebe, wo man annehmen müsse, es sei das Ursprüngliche in der einen oder der anderen indogermanischen Sprache erhalten. Es zeigte sich ferner, dass unter den gemeinschaftlich überlieferten Namen der Getreidearten und sonstigen Pflanzen und Thiere keine solchen waren, welche man als in Indien einheimisch oder diesem Lande eigenthümlich betrachten konnte, im Gegentheil Thiere wie der Wolf etc. sind gerade dort nicht heimisch. Endlich wies doch auch in der indischen Literatur gar Manches darauf hin, dass die Sanskrit redenden Inder nicht Eingeborne des Landes sind, sondern von aussenher eingewandert sein dürften. Wenn aus diesen Gründen die Annahme bald wieder verlassen wurde, als ob Indien die Urheimat der Indogermanen sei, so hielt sich dafür eine andere um so länger, welche ihr ziemlich nahe kam. Zwar nicht in Indien selbst sollten die Indogermanen zu Hause sein, aber man liess sie herabsteigen von den Hochlanden Centralasiens, die vor und nach der Völkerwanderung so manche Völkerstämme — freilich allesammt nicht-indogermanischen Ursprungs — gegen Süden und Westen gesandt hatte. Die Hochebene Pamer schien zu einem Ausgangs-

1) Man findet diese Ansicht ausführlich dargelegt von Curzon in seiner Abhandlung *on the original extension of the Sanscrit language* im *Journal of the R. As. Soc. of Gr. Britain. T. XVI,* 172 flg.

punkte einer solchen Völkerbewegung sehr bequem zu sein, von da konnte sich der eine Zweig der Indogermanen längs des Oxus und dessen Zuflüssen nach Erân und von da weiter westlich ergiessen, während ein anderer Theil an den Süden des Hindûkush hinabstieg und von da nach Kâbul und Indien gelangte[1]. Lange Zeit hindurch galt diese Ansicht fast für Gewissheit und erst in neuester Zeit hat man angefangen einzusehen, dass die 15000 F. hohe Hochebene Pamer doch nicht geeignet sein dürfte, ein noch kindliches Urvolk zur Gesittung heranzubilden. Verfolgt man überhaupt die Art und Weise, wie diese Hypothese entstanden ist, so wird man leicht einsehen, dass dieselbe ihren Ursprung der Umbildung mancher jetzt verlassenen Vermuthung verdankt, vor Allem derjenigen, welche in den Yeta, die zu Anfang unserer Zeitrechnung aus den Hochebenen Centralasiens herabstiegen, Anverwandte der Gothen sehen wollte. Auch die Ansicht, dass das Menschengeschlecht überhaupt vom Norden herabgestiegen sei, dürfte jener Annahme nicht ganz fremd sein. In neuerer Zeit hat man nun eine ganz entgegengesetzte Ansicht zu begründen gesucht[2], dass nämlich die Indogermanen ihre Urheimat in Europa haben und von dort erst nach Asien eingewandert seien. Manche Umstände, wie die Namen von wilden Thieren (Bär, Wolf) lassen sich zu Gunsten dieser Ansicht anführen, aber beweisen wird sich diese Wanderung der Indogermanen von Westen nach Osten ebenso wenig lassen wie die umgekehrte von ihrer Wanderung von Osten nach Westen und wir werden also bis jetzt die Frage nach dem Urlande der Indogermanen als eine noch ungelöste betrachten müssen.

Wie nun aber die eben besprochene Frage auch zu lösen sein mag, ob die Indogermanen von Osten gegen Westen gewandert sind oder umgekehrt von Westen gegen Osten, auf keinen Fall wird dadurch eine Thatsache geändert, welche von der vergleichenden Sprachwissenschaft vollkommen erwiesen worden ist: dass nämlich Inder und Erânier unter sich in einem näheren Verwandtschaftsverhältnisse stehen als mit den

1) Lassen, *Indische Alterthumsk. I*, 515. 527.

2) Benfey in der Vorrede zu *Ficks Wörterbuch der indog. Sprachen p. IX.*

übrigen indogermanischen Völkern. Diese Thatsache bleibt bestehen, mögen nun die Inder und Erânier der ursprünglichen Urheimat am nächsten geblieben sein, wie dies der Fall sein müsste, wenn die Wanderung der Indogermanen von Osten gegen Westen stattgefunden hat oder mögen sie die entferntesten Glieder dieses Sprachstammes sein, was folgen würde, wenn wir denselben von Westen gegen Osten wandern lassen. Diese nähere Verwandtschaft kann nur daher stammen, dass eben die Inder und Erânier als ein einziges Volk von dem Grundstamme sich ablösten und noch eine Zeit lang ihre gemeinschaftliche Entwicklung fortsetzten, ehe sie in zwei Theile auseinander fielen. Diese innige Verwandtschaft wird bezeugt vor Allem durch die genaue Uebereinstimmung zwischen der altindischen und altérânischen Sprache, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass beide Sprachkreise nicht auch charakteristische Unterscheidungsmerkmale haben; ausserdem finden wir aber auch in diesen Sprachen eine hinreichende Anzahl von Spuren gemeinsamer Entwicklung im Leben und besonders auch in der Religion. Was die sprachlichen Uebereinstimmungen betrifft, so können wir auf die Werke über vergleichende Grammatik verweisen, wo man dieselben ausführlich erörtert finden wird. Dagegen halten wir es für nöthig auf die gemeinsamen Begriffe, welche Inder und Erânier verbinden, hier etwas genauer einzugehen, obwol auch in dieser Hinsicht Vieles schon an anderen Orten zusammengestellt worden ist.

Der Umstand, welcher vor Allem erweist, dass die Inder und Erânier früher ein Ganzes gebildet haben, ist der gemeinsame Name, den sich beide Völker beilegen. Unter dem Namen ârya oder arya versteht der Inder nicht blos etwas Verehrungswürdiges und Geheiligtes, sondern auch die drei höchsten Kasten seines Volks; âryadeça, âryabhûmi bezeichnet ihm die von ihm selbst bewohnte reine Gegend mit Ausschluss aller unreinen Barbaren. Nicht minder ist das Wort in der Form airya den Erâniern eigen und geheiligt. Das Avesta zeigt hinlänglich den hohen Begriff, den es mit diesem Worte verbindet und setzt nicht selten das Arische als das Rechte dem Unarischen als dem Unrechten entgegen, arische Gegenden (airyâo daghâvô) sind aber die von Ariern bewohnten Gegenden, wäh-

rend die unarischen (anairyâo daghâvô) von Barbaren bewohnt werden. Eben so rühmt sich auch Darius seiner arischen Abkunft und schon Herodot weiss (VII, 62), dass sich die Perser alle Arier nannten; dasselbe bezeugen uns auch Eigennamen, wie Ἀριαράμνης Ἀριομάνης und Ἀριοβαρζάνης. Auch bei den Armeniern bezeichnet der Name արի, ari, nicht blos die Meder und Perser, sondern in manchen abgeleiteten Wörtern auch „stark, tapfer". Sogar die entfernten Osseten benennen sich noch mit dem Namen Iron, selbst Thrakien soll nach Stephanus Ἀρία genannt worden sein. Diesen Zusammenhang des Namens hat die neuere Sprachforschung dadurch anerkannt, dass sie Inder und Erânier unter dem Namen der arischen Völker zusammenzufassen pflegt. Die Vergleichung des Wortschatzes dieser beiden arischen Völker zeigt nun eine Begriffsgemeinschaft, welche über die Begriffsgemeinschaft unter den indogermanischen Völkern im Allgemeinen noch hinausgeht. So ist es bekannt, dass die Indogermanen zwar die Namen der Hausthiere unter sich gemeinschaftlich haben, dass aber in jener Zeit das Kameel und der Esel noch nicht als Hausthiere gelten können, denn ihre Namen sind überall verschieden, nur die beiden arischen Sprachen zeigen in den beiden Bezeichnungen ustra und khara, wobei die Priorität auf Seite der Erânier zu sein scheint, die schönste Uebereinstimmung. Wenn Inder und Erânier in Bezug auf den Ackerbau und seine Geräthschaften unter sich keine grössere Verwandtschaft zeigen, als mit den übrigen indogermanischen Sprachen, so dürfte darin die Erklärung liegen, dass Erân bei seiner besondern Landesnatur auch eine besondere Einrichtung des Ackerbaus bedurfte, diese Verschiedenheit der Einrichtungen in den beiden arischen Ländern bedingte aber auch wieder die Verschiedenheit der Benennungen. Der älteste Name für Herrscher in den beiden arischen Sprachen ist derselbe Ausdruck wie in den übrigen indogermanischen Sprachen (pati, paiti) und auch dort steht neben dem Herrscher auch die Herrscherin mit eigenthümlicher Bezeichnung (patuî, pathni, πότνια), dass aber die beiden arischen Völker auf dem politischen Gebiete Fortschritte gemacht hätten, können wir um so weniger anerkennen, als auch die Bezeichnung der Stammverhältnisse

keine Verwandtschaft zeigt, freilich sind diese bei den Indern sehr bald in den Hintergrund getreten, aber daghu entspricht dem indischen dasyu und dieses bedeutet nicht eine Provinz, sondern einen Räuber, viç heisst zwar im Altérânischen ein Clan, in den Vedas aber bedeutet es die Menschen überhaupt. Doch giebt es andere culturhistorisch wichtige Ausdrücke, in denen die arischen Sprachen zusammenstimmen. Zwar das érânische hadis, Sitz, wird nicht blos das indische sadas, sondern auch gr. ἕδος, lat. sedes sein, aber skr. setu, altb. haetu Brücke, ist wol nur arisch, ebenso auch altb. çtûna, skr. sthûṇâ, Säule. Merkwürdig genug ist auch, dass die Namen für Schlacht und Schlachtgeräthe in den beiden arischen Sprachen vielfach zusammenstimmen, denn sonst findet sich gerade bei diesen Gegenständen keine sonderliche Uebereinstimmung im weitern Kreis der indogermanischen Sprachen. Der Name für Schlacht ist im Altpersischen hamarana, wie im Sanskrit samaraṇa, im Altbaktrischen stimmt réna, Kampf, zu skr. raṇa. Bei den Schlachtgeräthen stimmen die Formen sehr schön zusammen, während die Bedeutungen bisweilen, aber unerheblich auseinandergehen. So heist jya im Altérânischen die Bogensehne wie im Sanskrit jyâ; aber arsti ist im Erânischen die Lanze, dagegen ṛishṭi im Sanskrit auch das Schwert, kareta im Erânischen das Schwert, aber kartarî bei den Indern ein Jagdmesser, astra bei den Erâniern ein Dolch, aber in den Vedas ein Ochsenstachel. Nicht vergessen darf man auch, dass die Arier in dem Zahlsysteme Fortschritte gemacht haben. Wir haben oben gesehen, dass die Uebereinstimmung der Zahlen bei den Indogermanen mit der Zahl 1000 aufhört[1]), die Arier setzen sie noch weiter fort, dem indischen sahasra, 1000, entspricht im Erânischen genau hazaȝra und dieses Wort findet sich in regelrechten Umwandlungen in allen érânischen Dialekten, sogar im Armenischen. Sehr wahrscheinlich ist es auch, dass der Name für eine unzählbare Grösse, der im Altbaktrischen ahañkhsta heisst, mit asañkhya, dem indischen Namen für die gleiche Sache, in inniger Beziehung stehe.

1) Fick, *Wörterbuch* s. v. ghasra zerlegt sa-hasra und will auch das griech. χίλιοι vermittelst des äolischen χέλλιοι damit zusammen bringen, doch bin ich von der Richtigkeit dieser Zusammenstellung noch nicht überzeugt.

Mehr in die Augen fallend als diese kleinen Fortschritte auf dem grossen Gebiete der Kulturentwicklung sind anerkanntermassen die Uebereinstimmungen der arischen Völker auf dem religiösen Gebiete. Hier treffen wir im Sanskrit und im Erânischen eine Anzahl gleichbedeutender Ausdrücke, welche den übrigen indogermanischen Sprachen fehlen und man wird dadurch zu der Ueberzeugung gedrängt, dass es hauptsächlich die religiöse Seite war, welche die beiden arischen Völker bei ihrem Zusammenleben gemeinschaftlich ausgebildet haben. Unter diesen Namen ist uns zuerst wichtig das érânische âthravan welchem im Sanskrit atharvan entspricht, letzteres Wort bedeutet zwar einen Feuerpriester, wird aber auch vielfältig als Eigenname gebraucht, dagegen heisst das érânische Wort Priester und auch noch mit Feuer begabt, letzteres ist wohl die ursprüngliche Bedeutung. Ebenso ist ein zweiter Priestername, der indische hotar im Altbaktrischen zaotar leicht wieder zu erkennen. Der Name für ein Opfer ist im Sanskrit yajña, damit übereinstimmend im Altb. yaçna, ebenso stimmt das altbaktrische fraçaçti, Gebet, ganz zu dem vedischen praçasti, skr. mantra zu altb. mañthra. Ausser dem Namen deva für Gott, der so ziemlich bei allen indogermanischen Völkern vorhanden ist, bei den Erâniern aber in einem etwas abweichenden Sinne gebraucht wird (vgl. auch littauisch deiva Gespenst), giebt es bei den Indern noch einen zweiten, nämlich yajata, den man im erânischen yazata getreu wiedergegeben findet, dagegen ist das érânische ahura zwar das indische asura, die Grundbedeutung aber dürfte „Herr" sein, nicht „Gott". Die Aehnlichkeit zwischen den beiden érânischen Religionen beschränkt sich indess nicht auf einzelne Wörter und Wortbedeutungen, sie greift auch noch weiter in die Anschauungen hinüber. Unter den göttlichen Wesen, deren Bildung in die Zeit des arischen Zusammenlebens zurückgeht, verdient Soma oder Haoma die erste Stelle. Soma ist nämlich der Name dieses Wesens bei den Indern, Haoma bei den Erâniern. Auf die höchst augenfälligen Berührungen dieser beiden Wesen hat man schon lange aufmerksam gemacht[1]). Nicht

1) Vgl. Windischmann, *über den Somacultus der Arier* in den *Abhandlungen der k. b. Academie der Wissenschaften* 1847. *p.* 127—42.

blos der Name ist Buchstabe für Buchstabe derselbe, in beiden Sprachen bezeichnet derselbe auch ein Getränk, dem überall eine grosse Heilkraft zugeschrieben wird, in beiden Religionen ist Haoma ein Heilmittel gegen Krankheit und Tod, in beiden Religionen wird dieses Getränke aus einer Pflanze gewonnen und es will wenig bedeuten, wenn diese Pflanze bei beiden Völkern nicht dieselbe ist. In beiden Religionen ist aber Soma oder Haoma nicht blos eine Pflanze oder ein Getränk, sondern zu gleicher Zeit eine Persönlichkeit, ein Gott. Es ist diess eine Doppelstellung, welche wir gerade bei den ältesten Wesen noch öfter wiederfinden werden. Der indische Soma giebt Kühe, er giebt starke Rosse und thatenreiche Nachkommen, ebenso wie der érânische Haoma starke Pferde, Kraft und Stärke verleiht, den Frauen aber glänzende Kinder, reine Nachkommenschaft. Im Veda ist es Soma als Trank, der den Indra berauscht und dadurch zu seinen schönsten Siegen ermuthigt, im Avesta und der érânischen Heldensage werden wir den Haoma als Person finden, wie er einen turânischen König bindet und gefangen einliefert, welchen kein Sterblicher zu fangen vermag. In engster Beziehung zum Mythus von Soma oder Haoma stand gewiss der von Kṛiçânu[1]) und Kereçâni. Bei den Indern ist Kṛiçânu ein Schütze, welcher in der Nähe des Somatrankes zu dessen Bewachung aufgestellt ist und den Falken (wahrscheinlich Indra), welcher diesen Trank entführt, an seiner Kralle verwundet. Von dem érânischen Kereçâni wissen wir nicht viel, nur dass er zu den Feinden des Haoma gezählt wird, bei der unleugbaren Aehnlichkeit des Namens genügt aber auch dies schon, um zu beweisen, dass nicht blos der Name selbst, sondern auch sein Verhältniss zu Haoma bis in die arische Urzeit zurückgeht. Wahrscheinlich ist auch der fabelhafte Falke (çyena), welcher nach der indischen Mythologie den Soma raubt, kein anderer, als der altbaktrische çaena, der gleichfalls für einen mythischen Vogel gilt. Mag auch dieser Mythus, wie Kuhn ziemlich überzeugend nachgewiesen hat[2]), schon bis in die indogermanische Urzeit zurückgehen,

1) Cf. Weber, *indische Studien II*, 313. 314. Kuhn, *Herabkunft d. Feuers p.* 146 flg. Die Hauptstellen sind Rgv. I, 155. 2. IV, 322 flg.

2) Kuhn l. c. p. 138 flg.

so wird doch diese genauere Fassung desselben erst in die arische Periode zu setzen sein. Unter den übrigen vergleichbaren Gottheiten dürfte Mithra zuerst zu erwähnen sein. Als Gott des Lichtes ist er beiden Religionen bekannt und verehrt, in Erân gilt er hauptsächlich auch als der Gott der Wahrhaftigkeit, von dieser Seite ist er den Indern weniger bekannt, er hat diesen Theil seiner Rolle an seinen Genossen, den Varuṇa, abgetreten. Wie Mithra der Lichtwelt, so scheint Gandharba, der bei den Erâniern Gañdarewa heisst, der Wasserwelt anzugehören. Im Veda sind die Erwähnungen dieses Gottes sehr vereinzelt und keineswegs geeignet, uns seine Natur ganz klar zu machen, nicht einmal, ob er als einzelner Gott oder als eine Schaar von Wesen gedacht wurde, lässt sich ganz sicher ausmachen, doch hat Kuhn gezeigt, dass der Gandharba mit dem Wasser und namentlich mit den Wolken in Beziehung stehe, auch gelten die Gandharben als die Hüter des Soma. In Erân dagegen erscheint nur ein einziger Gañdarewa und dieser als ein Gegner des Haoma, nach späteren Anschauungen zum wenigsten ist er ein Dämon, der im Wasser lebt. Zur Wasserwelt gehört auch Apâm̃ napât, der éränische apańm napât[1]). In den Vedas gilt diese Gottheit als eine Bezeichnung des Feuers, oder richtiger wol des Blitzesfeuers, welches in dem Wasser der Wolken liegt. Dagegen ist der érânische Apańm napât die Personificirung der im Wasser liegenden männlichen Befruchtungskraft. Wie den Haoma finden wir auch den Apańm napât in Doppelgestalt, bald als Gott, bald als Localität, in letzterer Beziehung ist er als ein Berg zu fassen, von welchem Wasser entströmt, er dürfte vielleicht mit dem Νιφάτης der Alten identisch sein. Eine Gottheit des Feuers ist der indische Narâçam̃sa, zwar in den Vedas nur als der Name eines besondern Feuers gebräuchlich, er dürfte aber, trotz der leichten Verschiedenheit des Namens, mit dem érânischen Nairyôçag̃ha zusammenzustellen sein, der gleichfalls als ein Feuer gedacht wird, welches im Nabel der Könige brennt. Dagegen ist Vṛitraghna mit Unrecht mit dem érânischen Verethraghna

1) Genaueres über diese Gottheit vid. in Windischmann, *zor. Studien* p. 177 flg. und G. de Rialle, *Agni petit-fils des eaux* in der *Revue de Linguistique III*, 49 flg.

zusammengestellt worden, es soll zwar nicht geleugnet werden, dass das Wort uralt und schon in der arischen Periode gebildet sei, die mythologischen Beziehungen sind aber wahrscheinlich später und es dürfte wol Zufall sein, dass sich beide Sprachen in dieser Bezeichnung begegnen[1].

Alle die erwähnten Gestalten sind in den beiden arischen Mythologien keine Hauptgottheiten, sondern blose Nebenfiguren und das hohe Alter derselben macht diesen Stand der Dinge sehr wohl begreiflich. Als ehrwürdige Denkmale der Vorzeit wollte man sie nicht ganz verstossen, aber andere und jüngere Gottheiten wurden ihnen vorgezogen, weil sie den neuen veränderten Bedürfnissen der Einzelvölker mehr entsprachen und daher den Herzen derselben näher standen. Von den Hauptgottheiten der Erânier sind es nur wenige, die bis in jene ferne Vorzeit hinauf reichen. Den Ahura Mazda hat man lange jedoch vergeblich in den Vedas gesucht. Er ist dort nicht anzutreffen, aber zugeben wird man müssen, dass die arische Periode hart bis an die Gränze dieser Gottheit gerückt ist, man findet nicht nur in den Vedas die meisten Götter mit asura, d. i. ahura oder Herr angeredet, sondern auch als die weisen[2] geschildert, was dem mazdâo entspricht. Es bedurfte nur noch eines weitern Schrittes um diese Beiwörter einem einzigen Wesen, dem weisen Gotte beizulegen und der Ahura-mazdâo des Avesta war fertig. Aus dem Kreise der Amesha-çpeñtas, der obersten Gottheiten in der érânischen Religion finden sich nur zwei, die mit vedischen Gottheiten vergleichbar sind, die eine ist Çpeñta ârmaiti, der Genius der Erde und der Weisheit, diese mit der Aramati der Inder zu vergleichen, wird man keinen Anstand nehmen dürfen, da die lautlichen Schwierigkeiten, welche der Vereinigung der indischen und altbaktrischen Form entgegenstehen, nicht unüberwindlich sind und auch der indischen Aramati von den Scholiasten die Bedeutungen Weisheit und

1) Cf. Pott, *Etymologische Forschungen II²*, 3. p. 559 flg. und meine Bem. in *Kuhns Beiträgen VI*, 388.

2) Verschiedene Götter erhalten den Beinamen pracetâḥ (cf. Rgv. 44, 7. 214, 2. 629, 20), sehr viele den Beinamen asura (vgl. d. petersburger Wörterbuch s. v. asura), mahad devânâm asuratvam ekam, das grosse Asurathum der Götter ist eines, steht Rgv. 289, 1. In 349, 1 heisst Savitar sogar asuraḥ pracetâḥ.

Erde beigelegt werden (cf. Sâyaṇa zu Rgv. 651, 12. 552, 8. 558, 3). In einer Stelle (397, 6) wird auch Aramati bestimmt als Frau genannt. Ebenso ist auch der altb. Haurvatât die indische Sarvatâti, letzterer Ausdruck ist auch schon bei den Indern ein geheiligter, aber zum Namen einer bestimmten Persönlichkeit scheinen ihn erst die Erânier gemacht zu haben. Dass die Himmelsgottheit, Dyâus, die sich fast in allen indogermanischen Sprachen wiederfindet, ursprünglich auch den Erâniern zugekommen sei, lässt sich mit aller Bestimmtheit annehmen. Hinzufügen müssen wir noch, dass sowol bei den Indern wie bei den Erâniern die Sonne als auf einem Wagen daherfahrend gedacht wird. Nicht weniger als diese Namen sprechen für die ursprüngliche Identität dieser arischen Götter auch verschiedene Beiwörter, welche sie erhalten. Sajoshaḥ oder Sajosha ist in den Vedas ein häufiges Beiwort, namentlich der Götter, im Avesta erscheint es als hazaosha für die Ameshaçpeñta gebraucht. In den Vedas heissen die Âdityas öfter suxatra wie die Amesha-çpeñta im Avesta hukhshathra. Adabdha, die Unbetrogenen, ist ein Beiwort der Götter im Veda, adhaoyamnô wird im Avesta in derselben Bedeutung für Mithra gebraucht. Derselbe Gott heisst jaghâurvâo, wachsam, in den Vedas Mitra und Varuṇa jâgṛivâṃsâ.

Nicht weniger als den Himmel finden wir auch die Unterwelt mit Wesen bevölkert, die beiden arischen Völkern gemeinsam sind und hier hat man schon längst als einen auffallenden Umstand bemerkt, dass wir bei den Erâniern mehrfach Wesen in die Unterwelt versetzt finden, welche bei den Indern im Himmel strahlen. Hier sind in erster Linie zu nennen die indischen Devas, welche von den Indern als die leuchtenden, jedenfalls als Gottheiten aufgefasst werden, und mit den Indern stimmen so ziemlich alle indogermanischen Völker überein. Nur die Erânier machen eine Ausnahme und sehen in ihren Daevas die obersten der bösen Genien. Derselbe Fall tritt wieder ein bei Indra, der bei den Indern einer der obersten Götter, bei den Erâniern dagegen einer der obersten Dämonen ist. Aehnlich verhält es sich mit Nâoġhaithya, der bei den Erâniern für ein böses Wesen gilt, während der identische indische Name Nâsatya in der späteren indischen Mythologie für einen der beiden Açvins bewahrt ist,

welche in den Vedas beide unter dem Namen Nâsatyau erscheinen. Dieser Gegensatz beschränkt sich jedoch nur auf einige wenige Wesen und wir kennen eine grosse Anzahl anderer Namen, die in beiden arischen Religionen eiue üble Bedeutung haben. Schon bei dem Dämon Çauru kann man zweifeln, ob man ihn mit dem späteren Çarva, einem Beinamen des Çiva, zusammenstellen oder nicht lieber einen nahen Verwandten der vedischen Çaru darin sehen soll (vgl. Rgv. 299, 7 und Wilsons Note in seiner Uebersetzung Vol. III, 123), die als eine böse Gottheit erscheint. Entschieden böse in beiden Religionen sind die Druhs oder Drujas. Iu der vedischen Sprache erscheint das Wort druh noch vielfach als einfaches Adjectiv in der Bedeutung „schädigend“, sowie das Gegentheil adruh in der Bedeutung „unschädlich“, aber es kann keinem Zweifel unterworfen sein, dass Druh daneben auch als Name einer Schaar von bösen Wesen gilt, welche namentlich dem Indra feindlich gedacht werden. Auch die éranischen Drujas gelten als höllische Wesen, wenu auch von geringerer Macht als die Daevas uud sind gewiss ursprünglich mit den indischen Druhs identisch gewesen. Dasselbe gilt von den in beiden arischen Sprachen gleichnamigen Yâtus. Nur wenige Stellen der Vedas sprechen ausführlicher von diesen Dämonen [1]) und nach diesen Stellen dürften sie in Thiergestalt umhergehend gedacht worden sein und mit unseren Wehrwölfen grosse Aehnlichkeit gehabt haben; viel verschieden wird auch die Ansicht des Avesta kaum gewesen sein, aber auch dort werden sie mehr nur erwähnt als besprochen, so dass man sich kaum ein sicheres Bild von ihrem Wesen machen kann. Auch der indische Ayâsya (Rgv. 893, 1. 934, 8) dürfte mit dem im Avesta (Vd. 21, 35) genannten Ayêhê identisch sein, doch wissen wir von dem einen so wenig wie von dem andern. Auch hier giebt es wieder Beiwörter, die ebenso wichtig sind wie die Dämonennamen, dahin rechnen wir vor Allem das vedische tyajaḥ, Ungunst, und das identische ithyêjağh, verderblich, im Avesta, wo es als Beiname der Obersten der

1) Die Hauptstelle ist Rgv. 620, 15 flg., im Uebrigen vergl. man auch Weber, *Ind. Studien IV*, 400. Ich bemerke übrigens, dass Sâyaṇa (cf. zu Rgv. 620, 22) erlaubt, yâtu von yâ, gehen, herzuleiten; die gewöhnliche Ableitung ist von yat.

bösen Geister erscheint. Wichtig ist auch das indische dhvar, beugen, stürzen, womit dhûrti, das Uebel, dhvaraḥ, böses Wesen, a-dhvara, Opfer, zusammenhängt. Im Avesta wird das identische dvar nur von dem Laufen der bösen Geister gebraucht. Den Gegensatz zwischen Licht und Finsterniss aber, den man betonen zu müssen geglaubt hat, kann ich in den Vedas noch nicht so entwickelt finden, dass ich glauben sollte, er habe in der arischen Periode eine besondere Rolle gespielt[1]. — Ehe wir die Götterwelt verlassen, müssen wir auch noch die Frage aufwerfen, ob die verschiedenen Göttergestalten in der arischen Periode vielleicht schon in ein bestimmtes System gebracht worden seien. Die Anarchie, welche noch in der vedischen Mythologie herrscht, spricht nicht eben zu Gunsten dieser Ansicht, doch will ich nicht leugnen, dass die ersten Anfänge eines Systems schon in jene frühe Zeit fallen können.

Man sieht, es ist eine nicht unerhebliche Anzahl mythologischer Gestalten, welche die Arier jener gemeinsamen Entwickelung verdanken, denn so viel wir beurtheilen können, besitzen die Arier alle die oben angeführten Göttergestalten allein oder, wo ihre Ursprünge in die frühere Periode zurückgehen, ist die Ausbildung derselben so undeutlich und unbestimmt, dass sie nicht in Betracht kommen können. Auch die ersten Anfänge in Recht und Sitte gehen schon in die indogermanische Zeit zurück, nicht von dieser haben wir hier zu reden, sondern nur in Betracht zu ziehen, was die arische Periode zu dem allgemeinen indogermanischen Besitzthume hinzugefügt hat. Ausser dem oben schon angeführten Soma- oder Haomacultus wollen wir hier nur einen wichtigen Gebrauch hervorheben: die Aufnahme in die Gemeine, welche bei beiden arischen Völkern vermittelst der Umhängung einer heiligen Schnur geschieht[2]. Diese Ceremonie ist bei den Indern zu vollziehen: bei den Brahmanen im achten Jahre nach der Geburt oder Empfängniss, beim Xatriya im elften, beim Vaiçya im zwölften. Als letzter Termin gilt beim Brahmanen das sechzehnte, beim Xatriya das zwei und zwanzigste, beim Vaiçya das vier und zwanzigste Jahr. Nach dieser Weihe erst

1) Hauptstellen sind Rgv. 113. 123. 218, 14.

2) Cf. Açvalâyana Gṛihya-sûtra I, 19 ed. Stenzler.

soll der Inder anfangen die Vedas zu lesen und erst dann soll man ihm die Religionsgebräuche lehren. Der Erânier wird mit der heiligen Schnur bekleidet, in Indien im siebenten, in Kirmân im zehnten Jahre, nach Vd. XVIII, 115 scheint das fünfzehnte Jahr das äusserste Ende für diese Ceremonie zu sein. Vor dem siebenten Jahre kann der Erânier eigentlich nichts Uebles thun, seine Aeltern sind für seine sündlichen Handlungen verantwortlich; vom siebenten bis zum zehnten Jahre hat er die Hälfte der Verantwortlichkeit, mit dem zehnten Jahre endlich tritt er als vollkommen selbständiges Glied in die Gemeine.

Aber nicht blos die Ausbildung der Religion und Sitte fällt in diese arische Periode, sondern auch die ersten Anfänge der Heldensage. Mehrere der zwischen den Göttern und den Menschen stehenden Heroen sind schon vollkommen ausgebildet. Einer der am längsten unter uns bekannten Gestalten dieser Art ist Yama, der érânische Yima [1]). In beiden Mythenkreisen gilt er für den Sohn des Vivasvat oder Vivaṅhat, eines dunkeln, kaum jemals vollständig ausgebildeten Wesens, das in naher Beziehung zur Sonne stand. Wir dürfen es als ziemlich ausgemacht ansehen, dass Yama bei den Indern ursprünglich als der erste Mensch angesehen wurde und damit zugleich als der erste Sterbliche. Darum ist er denn auch zuerst hinüber gegangen in die Wohnungen der Seligen, wo er als der Urvater der Sterblichen alle späteren Geschlechter nach und nach um sich versammelt und über sie herrscht. Bei den spätern Indern ist Yama geradezu der Todesgott geworden. Nicht ganz so der érânische Yima, wiewol die ursprüngliche Idee noch deutlich genug durchschimmert. Wir werden ihn kennen lernen als den ersten König und den Ahnherrn zweier berühmter Königsgeschlechter. Nach der ältesten Fassung des Mythus stirbt Yima nicht, sondern wird zu einem glücklichen Leben von der Erde entrückt. Neben dem indischen Yama steht noch seine Schwester Yamî und auch sie finden wir in érânischen Mythen als die Mutter eines Theiles des Menschengeschlechtes wieder vor. Als ein Doppelgänger des Yama kann

1) Cf. Bopp. ad. Nal. 4, 10 und im Uebrigen *Zeitschr. der DMG. IV*, 417 flg. *Ind. Studien III*, 403 flg.

bei den Indern Manu genannt werden, welcher schon in den Vedas den Yama fast vollständig verdrängt hat, er gilt als der erste Mensch, der zuerst den Gebrauch des Feuers erhielt und zuerst den Göttern opferte. Die Erânier müssen ihn gleichfalls gekannt haben, wir finden in den erhaltenen Mythen zwar nicht ihn selbst aber einen Manuscithra, d. i. Nachkommen des Manu. Ueberhaupt will es scheinen, als ob die Familie des Manu in Erân früher eine ziemlich bedeutende gewesen wäre, da noch ein so spätes Buch wie der Bundehesh von einer ganzen Familie in 10 Geschlechtern zu erzählen weiss, welche diesen Namen führt und zur Zeit des Thraetaona gelebt haben soll. Der indische Trita ist mit dem erânischen Thrita und Thraetaona (vielleicht Thraetâna zu lesen[1]) zu vergleichen, eine Persönlichkeit, welche in die indogermanische Vorzeit zu versetzen man durch die Uebereinstimmung mit gr. Τρίτων sich wohl veranlasst sehen könnte. Aber der indische Trita ist eine ziemlich unklare und verschwommene Persönlichkeit, welche vielleicht gar nicht zu einer vollkommenen Ausbildung gediehen ist; er erscheint bald als Gott bald als Mensch gedacht und das Bemerkenswertheste was von ihm berichtet wird ist, dass er eine Schlange mit drei Köpfen und sieben Schwänzen erschlägt und diese That ist es, welche ihn mit dem erânischen Thraetaona vergleicht, der gleichfalls als der Besieger einer dreiköpfigen Schlange erscheint. An manchen Stellen erhält der indische Trita den Beinamen Âptya, d. i. der Wassergeborene oder der Wassergebieter. Bei den Erâniern ist Âptya in Âthwya verwandelt und der Name des Vaters des Thraetaona geworden. Uebrigens ist es möglich, dass Trita bei den Indern nicht eine einzelne Person, sondern eine ganze Gattung von Personen war, da der Name auch im Plural vorkommt. Diesen beiden genannten Persönlichkeiten dürfen wir noch eine dritte mit aller Sicherheit beifügen. Ein indischer Kṛçâçva lässt sich zwar in den Vedas nicht nachweisen, wohl aber in den späteren Schriften der Inder, im Epos, wo er für einen tapferen Helden gilt, nach dem mehrere Waffen benannt werden. Mit ihm vergleicht sich ungezwungen

1) Cf. *Zeitschr. der DMG. II*, 216 flg. *Ind. Studien III*, 414 flg.

der êrânische Kereçâçpa[1]), eine sehr berühmte Persönlichkeit der êrânischen Heldensage, auf die wir später wieder zu sprechen kommen werden. Mit den genannten drei Persönlichkeiten sind die vergleichbaren Namen der arischen Heldensage noch keineswegs erschöpft. Der Kâvya Uçanas des Veda klingt an den Kava Uçan der Erânier schon dem Namen nach so genau an, dass man nicht umhin kann, eine Verwandtschaft zwischen den beiden Gebilden zu vermuthen. Diese glauben wir denn auch gefunden zu haben[2]) in einer Himmelfahrt, bei welcher der êrânische Kâvya Uçan herabstürzt, wie in Indien zwar nicht Kâvya Uçanas selbst, wohl aber sein Schwiegersohn, der wegen seines Stolzes vom Himmel wieder auf die Erde herabgestürzt wird. Uebrigens ist dieser Mythus in seinen Anfängen schon indogermanisch, die griechische Mythe von Dädalus und die deutsche von Wielant dem Schmied erinnern lebhaft an dieselbe, um so mehr, als auch der êrânische Kâvya Uçan als ein Künstler erscheint, unter dessen Botmässigkeit die Dämonen arbeiten müssen. Von einem vedischen Suçravas, der an einigen Stellen erscheint, wird zu wenig gesagt als dass man entscheiden könnte, ob er mit dem êrânischen Kava Huçrava Vergleichungspunkte darbiete. Als ein Sohu dieses Kava Huçrava wird im Avesta auch einmal Âkhrûra genannt, auch die indischen epischen Gedichte kennen einen Akrûra, da wir aber von dem êrânischen Helden nicht mehr wissen als den Namen, so kann eine Vergleichung nicht stattfinden. Zu der arischen Heldensage können wir mit ziemlicher Sicherheit auch die Mythe von Kuru und den Kurus rechnen[3]). Im indischen Epos sind die Kuravaḥ in den grossen Kampf zwischen den Kurus und Pâṇḍavas verknüpft, der êrânische Kuru ist zwar historisch, aber in seine Geschichte sind so viele mythische Elemente verflochten, dass sie schon dem Herodot nicht entgangen sind. So namentlich der Traum, welcher der Mutter des Kyros die Geburt ihres Sohnes verkündigt und zu dem sich mehr als ein Seitenstück bei den Orientalen finden liesse, dann seine wunderbare Erhaltung und Rettung durch Harpa-

1) Cf. *Zeitschr. der DMG. III*, 245 flg. *Ind. Studien III*, 426 flg.
2) Vgl. Kuhn, *Beiträge IV*, 41 flg.
3) Vgl. Kuhn, *Beiträge I*, 32 flg.

gus, wie denn überhaupt die ganze Erzählung lebhaft an die Mythe von Kava Huçrava oder Kai Khosrav erinnert. Es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass diese fabelhaften Züge ursprünglich einem mythischen Kuru angehören, von dem sie erst durch Missverständniss auf den historischen Kyros übertragen wurden [1]).

Wir schliessen diese Uebersicht mit der Angabe einiger Fluss- und Ortsnamen, welche die Arier gemeinsam haben. Und hier können wir gleich wieder mit dem Namen Kuru beginnen. Wir haben schon früher gesehen, dass die Indier die nördlichen Kurus als ein fabelhaft glückliches Volk im äussersten Norden kennen und wir müssen darauf aufmerksam machen, dass auch die Erânier den Namen Kuru nicht blos als Personennamen kennen, sondern auch zur Bezeichnung von Flüssen verwendeten, deren einer im Norden Erâns diesen Namen bis heute erhalten hat. Aehnlich verhielt es sich mit dem Namen Kamboja, den die Inder einem ihnen gegen Westen wohnenden Volke geben, von dem man nicht ohne Grund vermuthet hat, dass dasselbe mit den heutigen Kâfirs identisch sein möchte, da bei diesen noch jetzt ein Stamm sich finden soll, welcher den Namen Kamoze führt. Wenden wir uns nach Erân, so finden wir dort den Namen Cambyses im Alterthume als die Bezeichnung zweier Flüsse, des heutigen Jori in Albanien und eines kleinen Küstenflusses in Medien. Ebenso finden wir, gleichfalls im Norden Erâns, zwei Landschaften mit Namen Cambysene, die eine in Armenien, die andere in Albanien (cf. Strabo XI, p. 501). Die érânische Urform, die uns nicht erhalten geblieben ist, muss Kaṁbuja gelautet haben und der Eigenname Kaṁbujiya, Cambyses, kann kaum etwas Anderes bedeutet haben, als der aus Kaṁbuja stammende. Der Landesname ist also beiden Nationen gemein, ganz irrig aber wäre es, wenn man annehmen wollte, beide Völker hätten dasselbe Land mit diesem Namen bezeichnet. Von Kambojas in der Nähe des Kaukasus haben natürlich die Inder Nichts gewusst, andererseits haben gewiss die Erânier die Kambojas am Kâbul-

1) Es ist kaum ein Spiel des Zufalls, dass der im Munde der heutigen Bewohner des nördlichen Erâns lebende Held der Dichtung den Namen Kurroghlu, d. i. Sohn des Kur, oder Kyros führt.

strom niemals zu ihren Stammesgenossen gezählt. Von anderen Namen nennen wir Haraiva, die älteste Form des Namens des Harê-rûd und der an demselben liegenden Landschaft, in Indien finden wir denselben Namen in dem des Flusses Sarayu wieder. Ebenso die Landschaft Harauvatis oder Haraqaiti in dem indischen Namen Sarasvatî, in den Vedas Name eines beträchtlichen Flusses von ungewisser Lage, der schwerlich der unbedeutende Fluss ist, der später mit diesem Namen benannt wird. Dass mit Harauvatis oder Haraqaiti von den Erâniern ein Fluss bezeichnet wird, ist zwar aus den Texten nicht nachzuweisen, aber darum nicht weniger gewiss, denn Haraqaiti kann blos die wasserreiche bedeuten. Ein dritter Name dieser Art ist der Yt. 5, 76 flg. genannte Fluss Vîtaǧuhaiti, mit dem der Name eines indischen Badeplatzes, Vitasvat, ziemlich übereinstimmt und auch der Name des indischen Flusses Vitastâ liegt nicht weit ab. Mit Raǧha, dem Namen des mythischen Flusses am Ende der Erde bei den Erâniern, stimmt das indische Rasâ, das zwar einen bestimmten Fluss zu bezeichnen scheint, der aber dann auch zu einem mythischen geworden sein muss. Endlich dürften die Hapta Heñdu nicht zu vergessen sein, die mit den Sapta Sindhavaḥ der Inder zusammenstimmen und die anfänglich als sieben vom Himmel kommende Ströme gedacht worden sein mögen, welche dann erst später auf Erden localisirt wurden. Von Bergen wüsste ich nur Maenakha anzuführen, welcher mit dem Namen Menakâ, der fabelhaften Gemahlin des Himâlaya, identisch ist.

Man sieht, es ist eine nicht zu verachtende Menge von Material, das der arischen Periode zugewiesen werden muss, und man wird nicht umhin können, diese Periode als eine bestimmte historische Thatsache anzuerkennen, wenn wir dieselbe auch der grossen Entfernung wegen nicht chronologisch feststellen können. Es bleibt also dabei, die Inder und Erânier haben sich noch eine Zeit lang gemeinschaftlich entwickelt, nachdem sie sich bereits von ihren übrigen indogermanischen Verwandten, die Griechen nicht ausgenommen [1]), geschieden

1) Dass wir den beiden arischen Völkern zunächst die Griechen beizuzählen haben, wenn wir von ihrer Verwandtschaft mit anderen indogerma-

hatten. Wir können auch genauer angeben, in welchen Gebieten diese Entwicklung besonders stattgefunden hat: es sind die Gebiete der Kriegswissenschaft und der Geistescultur überhaupt, namentlich aber der Religion. Dass es gerade diese Entwicklung in der Religion gewesen sei, die endlich zur Meinungsverschiedenheit und zum Bruche zwischen den beiden arischen Völkern geführt habe, ist oft genug behauptet, aber nicht bewiesen worden. Man hat dafür die Gegensätze in den beiden arischen Religionen angeführt, wie z. B. dass die Inder mit den Devas gute, die Erânier mit ihren Daevas böse Wesen bezeichnen, dass Indra und Nâsatya bei den Indern Götter, Indra und Nâoghaithya aber bei den Erâniern Dämonen seien. Solche Beispiele, einzeln angeführt, verfehlen ihre Wirkung nicht, aber gerade wenn man sie vereint mit den übrigen Berührungspunkten der arischen Periode bespricht, wie wir eben gethan haben, dann sieht man wie sehr sie verschwinden neben der Menge des Gleichartigen auch auf religiösem Gebiete. Wenn wir also diese Ansicht höchstens als Hypothese gelten lassen können, so beeilen wir uns noch zu sagen, dass Nichts vorhanden ist, was zu der Annahme derselben drängte, da sich diese Gegensätze auch auf anderem weniger gewaltsamen Wege deuten lassen. Sie können auch zufällig entstanden sein und die fortschreitende Entwicklung des einen oder des anderen Volkszweiges nach der Trennung die veränderte Stellung zu den alten Gottheiten veranlasst haben. So sehen wir auch die Deutschen nach ihrer Bekehrung zum Christenthum in einer ähnlichen veränderten Stellung ihren alten Gottheiten gegenüber.

Wir müssen es mithin unentschieden lassen, welche Gründe das Aufhören der arischen Periode herbeiführten, wie wir auch die Länge ihrer Dauer und die Zeit ihres Endes nicht bestimmen können. So bedeutend auch verhältnissmässig das Material ist, welches wir aus dieser alten Zeit noch besitzen, so reicht dasselbe doch nicht aus, um uns ein Gesammtbild der religiösen Anschauungen in der arischen Periode zu ent-

---

nischen Völkern sprechen, hat Sonne, wie mir scheint, schlagend dargethan in dem Programme: *zur ethnologischen Stellung der Griechen. Wismar* 1869.

werfen, es sind eben doch Alles nur Bruchstücke, welche sich erhalten haben. Leider giebt uns unser Material auch nicht die geringste Andeutung über das Land, in welchem die beiden arischen Völker zusammenwohnten und es steht uns demnach frei zu denken, es hätten die arischen Völker in der arischen Periode in dem einen oder dem andern ihrer jetzigen Länder zusammengelebt, oder auch sie seien in einem dritten Lande ansässig gewesen und erst nach der Trennung in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert. Trotz der früher angeführten Zeichen einer gemeinschaftlichen Entwicklung der beiden arischen Völker, welche vielleicht durch ein fortgesetztes Studium des Veda und Avesta sich noch vermehren lassen, darf man doch mit Sicherheit behaupten, dass die Anschauungen der arischen Periode sowol von denen der Vedas wie von denen des Avesta verschieden waren. Neben den wenigen Gottheiten, welche bei den arischen Völkern gleiche Namen und gleiches Wesen haben, steht eine weit bedeutendere Anzahl anderer, bei denen diess nicht der Fall ist. Es wissen z. B. die Erânier Nichts von Agni, Bṛihaspati, Rudra, Marut, Dyâvâpṛithivî, ja selbst die Ushas als Göttin betrachtet ist ihnen fremd. Ebenso wenig wissen die Inder von den érânischen Asha vahista, Vôhu-manô, Ardvîçûra, Rashnu, Tistrya u. s. w. Ganz dasselbe lässt sich auch von der Heldensage behaupten. Wir könnten eine lange Liste von Namen nennen, die als Bezeichnungen berühmter Persönlichkeiten im Veda genannt werden, von denen man aber im Avesta und der érânischen Sagengeschichte überhaupt keine Spur findet. Dasselbe gilt umgekehrt von vielen Personen in érânischen Heldensagen, die den Indern gänzlich fremd sind. Hierdurch widerlegt sich die hie und da aufgetauchte Ansicht, als ob die Erânier die vedische Periode mit den Indern durchlebt hätten und die arische Periode von der vedischen sich nur unbedeutend unterschieden habe. Nichts kann gewisser sein als dass die arische Periode längst zur Vergangenheit gehörte ehe das erste Wort eines vedischen Hymnus gedichtet war.

2. Beginn der êrânischen Selbständigkeit. Die ältesten Berührungen mit den Semiten.

Nach dem Ablauf der arischen Periode müssen wir uus die Erânier als ein selbständig gewordenes Volk denken, das in seinen jetzigen Wohnsitzen festen Fuss gefasst hatte. Aus der früheren Periode hatte es einen verhältnissmässig reicheu Schatz von Kenntnissen mitgebracht, seine Aufgabe war, diese nach Massgabe der Landesverhältnisse zweckmässig zu verwenden, oder auch, wo es nöthig schien, durch neu gewonnene Erfahrungen und Anschauungen zu ergänzen; dabei dürften die Erânier vorwiegend auf ihre eigene Kraft angewiesen gewesen sein, denn wir haben schou früher gezeigt, dass sich keine Spuren vorfinden, als haben die Erânier, ähnlich ihreu indischen Nachbarn, eine fremde Bevölkerung im Lande schon vorgefunden, deren Kenntnisse sie mit den ihrigen vereinigen konnten. Sobald aber das êrânische Volk die Gränzen seines Landes ausgefüllt hatte, musste es nothwendiger Weise an mehr als einem Punkte seiner Gränzen mit dem semitischeu Völkerstamme in Berührung kommen, welcher in seiner Nähe wohnte. Es war dies ein Völkerstamm, der an Culturbedeutung den Indogermanen kaum nachsteht, aber verschieden von diesen begabt ist und über dessen culturhistorisch wichtige Eigenthümlichkeiten wir schon früher gesprochen haben. Ob diese beideu Völkerstämme, die Semiten und Indogermanen, in sehr früher Zeit einmal einen einzigen Volksstamm gebildet haben, ist eine oft aufgeworfene Frage, auf deren Beantwortung wir uns hier nicht einlassen wollen. Unbezweifelt aber ist, dass die beiden den Semiteu gehörenden grossen Städte Ninive und Babylon in eine sehr hohe Zeit hinaufreichen, dass dort schon in Zeiträumen, die vor unserer beglaubigten Geschichte liegen, nicht nur Königsgeschlechter regierteu, sondern sich auch im Gefolge des Handels eine reiche Bildung entwickelt hatte. Spuren eines geistigen Verkehrs zwischen Semiten und Erâniern in jener frühen Zeit finden sich auf beiden Seiten und sind längst anerkannt. Ehe wir aber die noch vorhandenen Spuren aufzählen, werden wir zuerst einige Worte über die Quellen sagen müssen, aus denen wir unsere Belehrungen schöpfen.

Die ältesten Urkunden érânischen Geisteslebens, auf die wir zurückgehen können, sind die altpersischen Keilinschriften und das Avesta. Keine dieser Urkunden reicht bis zu jener Zeit hinauf, von der wir hier sprechen, die Inschriften sind natürlich nicht älter, als die Könige, welche sie verfassten, über das Avesta werden wir unsere Ansicht später zu erörtern haben und es wird sich zeigen, dass wir diesem Buche kein übertrieben hohes Alter zusprechen. Aber alle diese Bedenken treffen nur die Form, nicht die Sache. Die Vergleichung des religiösen Systems des Avesta mit dem der Keilinschriften zeigt, dass dasselbe bereits zur Zeit der ersten Achämeniden in den Hauptpunkten feststand, eben dies bestätigen uns auch die Nachrichten der Griechen über die Verhältnisse der Achämenidenzeit. Wenn wir nun annehmen müssen, dass die Achämeniden so ziemlich das glaubten, was im Avesta steht, so hindert auch Nichts anzunehmen, dass dieses System, oder wenigstens einzelne Theile desselben, in noch frühere Zeit zurückgehe, wenn es anders Thatsachen giebt, welche eine solche Annahme zu fordern scheinen. Wir glauben daher, dass von dieser Seite unserer Ansicht keine Schwierigkeit begegnen wird. Das älteste Denkmal semitischen Geisteslebens, das wir bis jetzt mit voller Sicherheit benützen können, sind die heiligen Schriften der Hebräer. Gegen ihre Zuziehung scheinen sich ernstlichere Schwierigkeiten zu erheben, aber auch sie sind nicht eben unübersteiglich. Dass die grössere Anzahl der Schriften des A. T. in eine frühere Zeit zurückgehe als die Achämeniden, wird Niemand leugnen, es ist aber nicht abzusehen, wie die Erânier — seien es die Perser, Meder oder Armenier — vor dem Beginne der Achämenidendynastie mit den Hebräern in Berührung gekommen sein sollten. Allein eine Berührung zwischen Hebräern und Erâniern brauchen wir auch nicht vorauszusetzen, wir müssen nur bedenken, dass das A. T. zwar im engeren Sinne das Religionsbuch der Hebräer ist, dass es aber auch in weiterem Sinne als die älteste Urkunde des semitischen Geistes betrachtet werden kann. Von diesem weiteren Gesichtspunkte aus haben wir dasselbe hier zu betrachten; nicht das interessirt uns in demselben, was die Hebräer Eigenthümliches geschaffen haben, sondern nur das, was sie mit den übrigen Semiten gemeinsam

hatten. Hierfür ist das A. T. unsere Hauptquelle, auch für die Angelegenheiten der Phönizier und Babylonier; was die Fragmente von Berosus und Sanchuniathon enthalten, ist zwar als Ergänzung werthvoll genug, steht aber an innerem Werthe den Mittheilungen des A. T. bedeutend nach.

Als einen der sichersten Beweise der früheren geistigen Gemeinsamkeit, welche die Semiten und wenigstens einen Theil der Erânier verband, dürfen wir den Gebrauch der Keilschrift anführen. Für den Gebrauch dieser Schrift unter der Regierung des Darius und Xerxes liegen Beweise genug vor, ein kleines Fragment in dieser Schrift geht wahrscheinlich schon auf den Gründer der Achämenidendynastie zurück [1]). Dass die Erânier sich diese Schrift erst von aussen her angeeignet haben, ist nicht zweifelhaft, ebenso trägt das Laut- und Schriftsystem unverkennbare Spuren semitischen Einflusses an sich, auch ist es ja durch die Denkmale ganz offenkundig, dass man schon lange vor der Achämenidendynastie westlich von Erân in Keilschrift schrieb. Ueberhaupt bildet das westliche Erân die östlichste Gränze dieser Schriftart, Hamadân und Murghâb in der Persis sind die östlichsten Punkte, wo man Denkmale in Keilschrift gefunden hat, alle Nachrichten von mehr in Osten gefundenen Keilinschriften haben sich bis jetzt als unbegründet herausgestellt. Aber das ganze westliche Erân (Medien, die Persis und Susiana) enthält eine gute Anzahl von Denkmalen in dieser Schriftart, welche sich theils an den Ruinen alter Gebäude, theils an Stellen finden, wo belebte Strassen von dem Hochlande Erâns zu dem Tieflande am Tigris hinabziehen. Von Medien aus können wir die Keilschrift nach Armenien verfolgen und namentlich die Umgegend des Vânsees zeigt eine gute Anzahl von Keilinschriften, eine andere findet man in dem Passe von Dahar, auf der Strasse von Qarâ Kilîsâ nach Erzerûm, eine dritte bei Kümürkhâne, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Isoghlu, also ganz in der Nähe des Euphrat. Eine viel grössere Masse von Keilinschriften hat man in den Ruinen der alten assyrischen Städte am Tigris gefunden, wieder andere in Babylon und den davon südlich belegenen alten Städten, den Euphrat aber scheint die Keilschrift nicht über-

1) Vgl. meine Schrift: *Die altpersischen Keilinschriften pp.* 75. 145.

schritten zu haben, einige vereinzelte Monumente in Suez und auf einer ägyptischen Vase rühren von den Achämeniden her und beweisen daher nicht, dass man auch westlich vom Euphrat die Keilschrift verstand. Früher hielt man die persische Keilschrift, weil sie allein Buchstabenschrift ist, für die jüngste Entwicklung des Keilschriftsystems, seitdem man aber Grund hat, anzunehmen, dass auch die Völker, welche die verwickeltern Arten der Keilschrift gebrauchten, die Buchstabenschrift kannten, ist dieser Grund etwas hinfällig geworden. Dem sei übrigens wie ihm wolle, das wird man nicht leugnen können, dass alle die Völker, welche die Keilschrift gebrauchten, durch ein Band gemeinschaftlicher Wissenschaft und Cultur bis auf einen gewissen Grad mit einander verbunden sein mussten. Und es kann keine ganz unbedeutende Cultur gewesen sein, welche sich an diese Schriftart anschloss.

Ein zweites, nicht minder sicheres Denkmal jener ältesten Berührungen zwischen Erâniern und Semiten sind die Entlehnungen von verschiedenen Anschauungen. Es sind diese Entlehnungen doppelter Art; theils haben die Erânier von den Semiten, mehrfach aber auch die Semiten von den Erâniern entlehnt. Diese letztere Art der Entlehnung lässt sich ziemlich genau bestimmen und wird in das 10—8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verlegt [1]), höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Zeit, in welcher auch die Erânier ihre Entlehnungen den semitischen Volkern entnahmen und wir erhalten dadurch eine annähernde Zeitbestimmung für diese Periode. Den Beweis für diese beiderseitigen Entlehnungen entnehmen wir den elf ersten Capiteln der Genesis und ihrer Vergleichung mit dem Avesta [2]). Wir wollen zuerst die Anschauungen betrachten, welche wir den Semiten entlehnt betrachten müssen und die

1) Cf. Ewald, *Geschicte des Volkes Israel I*, 54. 141.

2) Die Aehnlichkeit der ersten elf Capitel der Genesis mit den Anschauungen des Avesta ist schon sehr oft und von den Vertretern der verschiedensten theologischen Richtungen hervorgehoben worden. Vgl. schon Wahl, *altes und neues Vorder- und Mittelasien p.* 851 flg. Ausser in den Commentaren zur Genesis findet man den Gegenstand besonders in Renans *histoire des langues sémitiques* in dessen *Origine du language* und in Windischmanns *Zoroastrischen Studien* behandelt. Vgl. auch meine Abhandlung *über Genesis und Avesta im Auslande* 1868.

sich besonders durch strenge Systematik auszeichnen[1]. Hier werden vor Allem die älteren Erzählungen zu betrachten sein, welche in der Grundschrift der Genesis stehen. Wir beginnen unsere Uebersicht mit der Erzählung, welche diese Urkunde von der Erschaffung der Welt giebt und welche wir Gen. 1, 1—2, 4 aufgezeichnet finden. Dieser Bericht sagt uns wörtlich: „Gott, als er am ersten Tage Himmel und Erde schuf — die Erde aber war eine Oede und Wüste und Finsterniss über der Urflut und der Geist Gottes schwebend über dem Wasser — da sprach er, es werde Licht und es ward Licht"[2]. Hiernach scheint es, dass sich zwei Wesen genannt finden, ein Chaos und Gott, welcher von Anbeginn an über diesem Chaos schwebt. Als Werke der Schöpfung nehmen manche Ausleger acht an, Andere (z. B. Knobel) gehen noch weiter und zerlegen sie sogar in zehn. Die acht Schöpfungswerke sind 1) Licht, 2) Himmelsgewölbe, 3) Land und Meer, 4) Gewächse, 5) 6) Fische und Vögel, 7) Landthiere, 8) Menschen. Wie man nun aber die Schöpfungswerke auch eintheilen mag, darüber ist kein Zweifel, dass nach der Auffassung der Genesis diese Schöpfungswerke auf sechs Tage zu vertheilen sind und Gott nach Vollendung derselben am siebenten Tage ruht. Manche Ausleger, wie Ewald, wollen diese Eintheilung als eine spätere Zuthat ansehen und in die Zeit nach Moses verlegen, weil sie die Wocheneintheilung und die Heilighaltung des Sabbats schon voraussetzt, doch scheint dies nicht richtig zu sein[3]. Streng genommen hätte man allerdings in den ersten drei Tagen nicht von Morgen und Abend sprechen können, denn obwol das Licht schon vorhanden war, so fehlten doch Sonne, Mond und Sterne, durch welche die Zeiten gemessen werden. Die Ordnung der Schöpfungswerke nach den Tagen ist nun die folgende: 1) Schöpfung des Lichts, Scheiden zwischen Licht und Finsterniss, 2) Schöpfung des Himmelsgewölbes, Scheidung des Wassers in zwei Hälften, 3) Scheidung zwischen

1) Nöldeke, *Untersuchungen zur Kritik des A. T. p.* 110.

2) Obige Uebersetzung ist die von Ewald und Schrader, während sie Delitzsch, Knobel und Nöldeke als zu schwerfällig verwerfen. Jedoch stimmen diese Gelehrten in der Annahme eines Chaos mit Ewald überein.

3) Cf. Schrader, *Studien zur Kritik und Erklärung der bibl. Urgeschichte p.* 11.

dem Meere und dem trockenen Lande, Entstehung der Pflanzenwelt, 4) Erschaffung von Sonne, Mond und Sternen, ihre Bestimmung, die verschiedenen Zeiten zu bewirken. 5) Schöpfung der Thiere, die das Wasser und die Luft bewohnen. 6) Schöpfung des Menschen. Dem Menschen wird die Herrschaft über die Thiere übertragen und als ihre gemeinschaftliche Nahrung die Pflanzenkost festgesetzt und erst später nach der Sündflut wird nach der elohistischen Urkunde (Gen. 9, 3) der Genuss des Fleisches zugestanden. Am siebenten Tage ruht Gott von seiner Arbeit.

Die eben angeführte Ansicht von der Entstehung der Welt ist nicht die einzige, welche im A. T. sich findet, namentlich zeigen das Buch Hiob und die Proverbien eine etwas verschiedene[1]), die von einem Chaos absieht und deren Grundgedanken wir in den Worten Ewalds[2]) beschreiben wollen: „Gott, mit ihm die allgemeinen Umrisse von Raum und Zeit, sind ewig: und je mehr Gott hier in seiner reinsten Selbständigkeit aller sichtbaren Welt gegenüber aufgefasst wird, desto richtiger wird er hier als in den vom menschlichen Auge unerreichbaren fernsten und lichtesten Höhen von Ewigkeit her wohnend gedacht. Von dort aus wie herabsteigend entwirft er gleichsam den ersten Umriss der Erde, von dem hohen Norden anfangend; er hängt diesen gewaltigen schweren Stoff über einem Nichts auf, darin gerade als Schöpfer so wunderbar handelnd. Nun beginnen wie zur Ausbildung dieses zuerst in die Mitte dahingeworfenen ungeheuren Stoffes die einzelnen Werke, welche diese die Freiheit und Weisheit des bildenden Schöpfers so stark hervorhebende Vorstellung gerade nach ihrer ebenso grossen Fülle als Grösse in entsprechender Erhabenheit zu schildern recht geeignet ist. Zuerst wird der lichte Himmel über dem schweren unteren Stoffe ausgespannt, festgemacht mit seinen Sternen, seinen Behältern von Regen und andern „Waffen Gottes", mit allen seinen sonstigen vielen Wundern; er ist wie ein ungeheures Gewölbe auf die Erde gestellt, aber unten wie nach dem vollkommensten runden Kreise abge-

1) Cf. Iob 26, 7. 38, 4—11. Prov. 8, 27—29.

2) Cf. Ewald, *biblische Jahrbücher III*, 111—113. Wir bitten mit dem oben Gesagten zu vergleichen, was im ersten Buche (c. 7) über die verschiedenen Weltanschauungen mitgetheilt wurde.

steckt, so dass Alles diesseit dieses Licht, alles was jenseit Finsterniss ist. Dann wird erst die jetzige Erde ausgebildet; jener zuerst in die Mitte geworfene ungeheure Stoff zeigte auf seiner Oberfläche Wasser, und wie ein einziges wildes Meer (so bleiben hier noch manche Bilder vom Chaos) und auf diesem war zuerst jener runde Himmelskreis abgesteckt; wie aber die eine Hälfte dieses Wassers oben in „den Quellen des Himmels“ gesammelt und verdichtet wurde, ebenso wird jetzt die andere ganz unten zu den nicht minder wunderbaren nie von sterblichem Auge geschauten „Quellen des Meeres“ hinabgeführt; zugleich aber werden die Berge als die echten Grundlagen der jetzigen bewohnten Erde und die Träger des Himmels in die Tiefe eingesenkt, das feste Land über den in die Tiefe geleiteten Wassern ausgebreitet, das Meer in seine ewige feste Gränze gewiesen.“ Mit diesen Ansichten der Hebräer bekunden die uns noch erhaltenen Mythen der übrigen semitischen Völker eine vollkommene Uebereinstimmung. Von den Fragmenten des Sanchuniathon [1] über phönizische Mythologie beschreibt uns eines die Entstehung der sichtbaren Welt überhaupt, es werden zwei Grundursachen angenommen, ein vom Anbeginn bestehendes Chaos und ein Geist (πνεῦμα), welcher dasselbe in Bewegung setzt. Aus dem Geiste entstand die Sehnsucht oder das Verlangen (πόθος), durch dieses aber Mot, der Grundstoff der Welt. Dieser Grundstoff, die Mot, gestaltete sich nun in Form eines Eies, aus welchem Sonne, Mond und Sterne aufleuchteten. Mit Recht hat Ewald [2] darauf aufmerksam gemacht, dass mit dieser Eigestalt der Mot und der den Geist zu weiterer Entwicklung treibenden Sehnsucht die beiden Grundbedingungen des Weltbestandes, Raum und Zeit, bereits gegeben seien. Eine zweite Vorstellung der Phönizier über die Weltentstehung, welche uns von Damascius [3] mitgetheilt wird, der sich auf die Nachrichten des Eudemus beruft, setzt die Zeit an die Stelle des Geistes und den Nebel an die Stelle des Chaos, zwischen diesen beiden ver-

---

1) *Sanchuniathonis fragementa ed. Orelli p.* 8 flg.

2) Cf. Ewald, *über die phönicischen Ansichten von der Weltschöpfung* (*Göttingen* 1851) *p.* 34 flg.

3) *p.* 385. *ed. Kopp.*

mittelt das Verlangen, dadurch entsteht erst die gröbere, dann die feinere Luft, endlich das Weltei (es ist im Texte ὠόν statt ὦτον zu lesen). Nach einer dritten Ansicht endlich, welche dem Phöuizier Mochos zugeschrieben wird, ist die dicke Luft statt des Chaos, die feinere statt des Geistes gesetzt, aus ihnen entsteht die Zeit, dann Chusor, der Eroffner, endlich das Weltei. Ueber den weitern Verlauf der Schopfungsgeschichte bei den Phöniziern geben unsere Quellen nur kurze Nachrichten, aus denen man jedoch sieht, dass in ähnlicher Aufeinanderfolge wie bei den Hebräern das Reich der Gestirne, die Thierwelt und die Menschen entstanden. Bei aller Verschiedenheit des phönizischen Mythus ist nicht zu verkennen, dass er mit dem Hebräischen die gleichen Grundanschauungen hat. Die Existenz des Chaos und die Geschiedenheit desselben vom Geiste ist hier ganz bestimmt ausgedrückt und überhaupt dem gegenseitigen Verhältnisse dieser Grundmächte ein viel grosserer Raum gewidmet als bei den Hebräern. Neu ist nur die Idee des Welteies, von der man im Hebräischen keine Spur findet, wenn man nicht den Ausdruck sehr prägnant fassen will[1]. — Auch die babylonische Schopfungsmythe weist verwandte Züge auf. Am Anfange, sagt Berosus[2], sei Alles dunkel und Wasser gewesen, in diesem lebten Thiere von furchtbarer Gestalt; Fische und Gewürm mit Kopfen anderer Thiere u. s. w. Aber der Gott Bel habe das Dunkel mitten durchschnitten und Himmel und Erde getheilt, dann die Gestirne, Sonne und Mond geschaffen und alle jene Ungeheuer seien verschwunden, weil sie das Licht nicht ertragen konnten. Als Bel nun die Erde fruchtbar aber leer sah, da habe er den Gottern befohlen, Erde zu nehmen, mit gottlichem Blute zu vermischen und dann daraus Menschen und Thiere zu kneten, welche das Licht ertragen und athmen konnten. Auch hier sind die Züge deutlich, in welchen dieser Mythus zu den hebräischen und phönicischen Erzählungen stimmt. Auch hier haben wir ein dunkles Chaos, das in Himmel und Erde getheilt und durch

---

1) Nämlich מְרַחֶפֶת (Gen. 1, 2). Die Wurzel רחף wird Deut. 32, 11 vom Schweben der Vögel über ihren Jungen gebraucht, dieselbe Bedeutung hat sie im Syrischen, hierin könnte man eine Anspielung auf das Weltei finden.

2) *Berosi Chaldaeorum historiae quae supersunt ed. Richter p.* 49.

Licht bewohnbar gemacht wird; auch hier finden wir einen alleinigen Schöpfer der Welt, der erst später einige andere Götter zu Hülfe nimmt. Zu bemerken ist auch, dass nach babylonischer Ansicht der Mensch aus Erde geformt wird. Eine zweite babylonische Schöpfungsmythe hat uns wieder Damascius mitgetheilt[1], nach dieser Fassung steht ein verborgener Gott an der Spitze, aus dem sich dann ein männliches und ein weibliches Princip entwickelt. Die Namen, welche diesen beiden Principien gegeben werden, lassen sich leicht mit hebräischen Wörtern vermitteln[2].

Dass die eben entwickelte Ansicht von der Weltschöpfung eine semitische sei, wird nicht leicht von Jemand bezweifelt werden, und es fragt sich eben jetzt, wo wir die Aehnlichkeit mit der érânischen Schöpfungsmythe zu finden glauben. Ein nicht unbedeutender Anhaltspunkt ist die Aehnlichkeit des Gottesbegriffes, und gerade hierin kann diesen beiden Religionen nicht leicht eine andere des Alterthums an die Seite gesetzt werden. Wie der hebräische Jahveh, so ist auch Ahura Mazda der alleinige Gott, welcher schafft, und alle übrigen Wesen, mögen sie noch so hoch stehen, sind blos seine Geschöpfe. Diese Ansicht finden wir im Avçsta durchgängig vertreten, man halte sie aber nicht etwa für eine später entstandene, auch die Keilinschriften[3] sprechen es auf das Bestimmteste aus, dass Ahura Mazda der alleinige Schöpfer Himmels und der Erden sei. Eine weitere nicht zu verkennende Aehnlichkeit liegt in der Uebereinstimmung der Auffassung des Grundbegriffes des Schaffens[4]. Endlich der Hauptpunkt, welcher

1) *p.* 384 *ed. Kopp.*

2) Cf. Movers, *Phönizier I*, 279 flg.

3) Vgl. den Anfang der Dariusinschriften von Alvand und Naqs-i-Rustam.

4) Das hebr. Verbum ברא (bârâ) wird nämlich zur Bezeichnung des Schaffens gebraucht, aber nur des göttlichen Schaffens wie auch im Syrischen. In abgeleiteten Conjugationen kommt dagegen das Wort in der Bedeutung des Schneidens vor, ohne Beschränkung auf eine bestimmte Persönlichkeit und diese Bedeutung des Schneidens ist wol die Grundbedeutung. Ebenso finden wir im Avesta thwereç oder frathwereç vom Schaffen des guten Princips, kerent vom Schaffen des bösen Princips gebraucht, beide Verben haben die Grundbedeutung des Schneidens, in der sie auch noch oft genug vorkommen.

auch allgemein anerkannt ist, ist die Sechszahl der Schöpfungsperioden in der einen wie in der anderen Religion. Zwar nimmt die hebräische Kosmogonie sechs Arbeitstage an und lässt Gott am siebenten Tage ruhen, die êrânische Kosmogonie dagegen hat sechs längere Perioden von ungleicher Dauer, der Himmel wurde nach ihr in 45 Tagen geschaffen, das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80 und die Menschen in 75 Tagen, diese Perioden geben zwar nicht den Umfang einer Woche, wohl aber eines Sonnenjahres von 365 Tagen. Diese sechs Schöpfungsperioden kennt nicht blos der Bundehesh, auch das Avesta zählt sie mehrfach auf[1]). Ebenso herrscht auch in der Anordnung der Schöpfungswerke eine ziemliche Uebereinstimmung zwischen den hebräischen und den êrânischen Urkunden. Nach dem Bundehesh schuf Ahura Mazda von der materiellen Welt zuerst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, darauf die Bäume und Pflanzen, hierauf das Vieh und zuletzt den Menschen, und dieselbe Anordnung wird auch in älteren Werken bei Aufzählung der Schöpfungswerke eingehalten (cf. Yç. 19, 2). Selbst die Abweichungen von der hebräischen Auffassung sind bezeichnend genug, es fehlt das erste Tagwerk, die Schöpfung des Lichtes, und das vierte, die Schöpfung von Sonne, Mond und Sterne, weil nämlich die êrânische Kosmogonie die Schöpfung der geistigen Welt vor die Schöpfung der irdischen setzt und auch in den biblischen Büchern, wie in dem Buche Hiob und in den Proverbien, wird offenbar die Schöpfung der Lichtwelt vor die der materiellen irdischen gesetzt (s. oben). Nicht weniger bezeichnend ist es, dass beide Religionsurkunden, die Genesis wie das Avesta, den Fleischgenuss ursprünglich verboten sein und die Erlaubniss Fleisch zu essen dem Menschen erst später geben lassen. Von da an, sagt der Bundehesh, als Mashya und Mashyâna zuerst aus der Erde gewachsen waren, genossen sie zuerst Wasser, dann Früchte, dann Milch, dann Fleisch. Nach der Angabe des Firdosi lernten die Menschen erst zur Zeit Yimas Fleisch essen und diese Ansicht wird bestätigt durch die ältesten Theile des Avesta, in denen gesagt wird, Yima habe den Menschen gelehrt das Fleisch in Stücken zu

1) Cf. Vsp. 1, 1 flg.

essen (Yç. 32, 8), auf die Berührung dieser Stelle mit Gen. 9, 3 hat schon früher Windischmann aufmerksam gemacht[1]).

Von den beiden oben erwähnten Ansichten der Bibel über die Weltschöpfung schliesst sich wenigstens die spätere éranische Darstellung (und sie ist die einzige ausführliche, welche wir besitzen) unbedingt an diejenige an, welche eine Schöpfung aus Nichts annimmt. Zwischen den beiden Principien, dem unendlichen Lichte und der unendlichen Finsterniss, ist, wie der Bundchesh (c. 1) sagt, „ein leerer Raum, wo das Vermischen stattfindet". Nach einer anderen Mittheilung wird die Erde im Himmel geschaffen und dann in diesen leeren Raum hinabgelassen[2]). Auch sonst finden sich zwischen jener zweiten kosmogonischen Ansicht der Hebräer und den Parsenschriften der zweiten Periode nicht wenige Anklänge, auf die wir aber hier nicht einzugehen brauchen, weil man einwenden konnte, es seien diese späteren Schriften der Parsen direct vom Judenthume beeinflusst.

Wir glauben die angeführten Beweisgründe werden genügen, bei unseren Lesern die Ueberzeugung zu befestigen, dass wirklich eine grosse Aehnlichkeit zwischen der Kosmogonie der Hebräer und Eránier besteht. Eine völlige Identität wollen wir nicht behaupten, wir erkennen im Gegentheile an, dass Verschiedenheiten da sein müssen, da der Parsismus durch sein dualistisches System zu Abweichungen gedrängt wurde. Der Dualismus scheint der Ansicht von einer Schöpfung aus Nichts das Uebergewicht über die andere von der Entstehung aus einem Chaos verschafft zu haben, denn wenn man zwei gleich mächtige, aber ganz von einander unabhängige Principien einander gegenüber setzte, so konnte man keinen gleichgültigen Urstoff annehmen, der in den Händen des einen Princips gut, in denen des anderen böse wurde, jedes derselben musste sich seinen Urstoff selbst schaffen konnen. Kaum minder entscheidend für den semitischen Ursprung der éránischen Kosmogonie als diese Aehnlichkeiten ist die grosse

1) *Zoroastrische Studien* p. 27.

2) So der Bundehesh (c. 1) und Mujmil ut-tewârikh (*Journal as.* 1841. p. 151). Vgl. auch meine Schrift: *Die traditionelle Literatur der Parsen*. p. 96.

Unähnlichkeit dessen, was wir aus den Vedas über die ältesten kosmogonischen Vorstellungen der Inder ersehen. Man ist in diesen alten Liedern ebensoweit von der Annahme eines einzigen Gottes entfernt wie von der Aufstellung einer geordneten Kosmogonie. Elf Götter wohnen nach einer öfter vorkommenden vedischen Vorstellung im Himmel, elf in der Luft, elf im Wasser. Bald ist es Indra, welcher das Licht ausbreitet und die Finsterniss zusammenhält, die Berge festigt, die Wasser nach abwärts lenkt, die Erde hält und den Himmel stützt, so dass er nicht fallen kann, bald ist es Agni, dem diese Thaten zugeschrieben werden. Selbst in dem bekannten 129. Hymnus des 10. Buches des Rigveda, der doch nach allgemeiner Annahme zu den späteren gehört, ist die Weltschopfung bei weitem nicht so klar ausgedrückt, als wir sie im Westen beschrieben finden. Darum kann diese Kosmogonie in keiner Weise auf die arische Periode zurückgehen.

Weit kürzer als über den Schöpfungsmythus können wir uns über die Erzählung von dem Fortgang des Menschengeschlechtes nach der Grundschrift der Genesis fassen. Diese erzählt uns in Gen. 5, 1—32 die Reihenfolge der Patriarchen vor der Flut auf, die nicht ohne Absicht auf zehn festgesetzt sind. In diesem Theile ist es das System, worauf wir hauptsächlich aufmerksam machen wollen, jedoch hier blos vorläufig, da wir später bei der Behandlung der érânischen Heldensage finden werden, dass auch dort ein ähnliches festes System zu Grunde liegt. Weitere Folgerungen könnte man vielleicht daraus ziehen wollen, dass die Grundschrift der Genesis den Urmenschen verdoppelt und einmal als Adam, das zweite mal als Enosh aufführt, ganz ähnlich wie wir auch bei den Parsen sehen, dass neben Gayô-maratan oder Gayomard noch Mashya und Mashyâna stehen. Diese beiden letzteren kommen jedoch weder im Avesta noch bei Firdosi vor und es ist daher zweifelhaft, ob sie der érânischen Schöpfungsmythe von jeher angehört haben, sie können auch erst später zugesetzt worden sein.

Den Schluss der ersten Weltperiode bildet auch in der Grundschrift die Sintflut, es kann aber zweifelhaft scheinen, ob wir hier über dieselbe zu reden das Recht haben, weil die érânische Mythologie ihrer gar nicht gedenkt. Indessen müssen

wir schon darum über dieselbe sprechen, weil man zur Stunde noch darüber streitet, ob der Ursprung der Sintflutmythe bei den Indogermanen oder bei den Semiten zu suchen sei. Für indogermanisch hat man namentlich seit der Zeit angefangen sie zu halten als A. Weber dieselbe als bereits im Çatapatha-brâhmaṇa vorkommend nachgewiesen hat[1]. Ich meines Theils muss freilich gestehen, dass ich mit Nöldeke[2] überzeugt bin, der Flutmythus sei semitisch und den Indern über Erân von Babylon aus zugekommen. Gerade das Çatapatha-brâhmaṇa zeigt uns so manche Anklänge an den Parsismus, die sonst nirgends in älterer Zeit von indischen Schriftstellern unterstützt werden[3]. Dagegen scheint nun freilich zu sprechen, dass die Flutmythe in den uns zugänglichen érânischen Mythen gar nicht vorkommt, allein ich glaube nichtsdestoweniger, dass sie vorhanden sein konnte und werde später, wenn wir die érânische Sagengeschichte behandeln, die Stelle nachweisen, an welcher sie nach meiner Ueberzeugung einzuschalten ist. Aber auch wenn man mir zugiebt, dass der Flutmythus in Erân vorhanden gewesen sei, so ist damit noch nicht gesagt, dass er zu der Fassung stimmen musste, welche wir in der Grundschrift der Genesis treffen. Diese Frage werden wir aus Mangel an Material überhaupt nicht beantworten können.

Viel augenfälliger und wol auch wichtiger noch als diese Berührung érânischer Anschauungen mit der Grundschrift der Genesis, ist eine zweite Klasse, in welcher das Verhältniss ein umgekehrtes ist und wir in der Genesis Anschauungen finden, deren Ursprung wir auf Erân zurückführen müssen. Sie finden sich nicht in der Grundschrift der Genesis, sondern in den sogenannten jahvistischen Theilen desselben, die nach allgemeiner Annahme jüngeren Ursprungs sind als die Grundschrift[4]. Auch hier beginnen wir mit der S c h ö p f u n g s-

1) Vgl. Weber, *indische Studien I*, 161 flg. und dessen *Indische Streifen I*, 9.

2) Nöldeke, *Untersuchungen p.* 153 *not.*

3) Dahin rechne ich ausser dem Flutmythus die Legende von der Vergeltung nach dem Tode (Weber, *ind. Streifen I*, 20 flg.), die Schöpfung des Mannes und der Frau als ein Wesen, das erst später in zwei Hälften zerfiel (Muir, *Sanscrit texts I*, 25. 2. *Aufl.*).

4) Leser, welche eine Anschauung von den beiden verschiedenen

geschichte, die wir im zweiten und dritten Kapitel der Genesis finden. Allgemein ist es anerkannt, dass die Zwecke und Ziele dieser zweiten Erzählung von denen der älteren Schrift ganz verschieden sind. An die Spitze dieser näheren Untersuchungen können wir wieder einige Betrachtungen über ein Wort setzen, in dessen Grundbegriffen sich Indogermanen und Semiten berühren. Den Namen erhält die jahvistische Urkunde von ihrem Gebrauche des Gottesnamens יהוה, Jahveh (Jehova), im Gegensatze zur Grundschrift, welche dafür אלהים, Elohim, gebraucht. Dieser Name Jahveh wird Ex. 3, 14 als der unveränderlich Seiende erklärt und man hat schon lange darauf aufmerksam gemacht[1], dass das Wort Ahura ebenfalls den Seienden bedeute, denn dasselbe kommt von ah oder as, sein, her[2]. Den Grundgedanken der zweiten Schöpfungsgeschichte hat Ewald[3] nach meiner Ueberzeugung richtig entwickelt. Es hat diese Schöpfungserzählung nicht die Aufeinanderfolge der verschiedenen Schöpfungswerke zu ihrer Aufgabe, sie scheint sich diese auch nicht in gleicher Weise wie die Grundschrift der Genesis gedacht zu haben; sie macht vielmehr den Menschen und seine Verhältnisse zum Mittelpunkte ihrer Darstellung, darum schliesst sich dieselbe auch äusserlich gut an die erste Schöpfungsgeschichte an,

Quellen in den ersten Kapiteln des Genesis zu erhalten wünschen, verweisen wir auf die Uebersetzung Schraders, in dessen schon oben citirten Studien p. 172 flg., wo man die Urgeschichte nach beiden Quellen in gegenüberstehender Uebersetzung findet.

1) Cf. P. Bötticher, *rudimenta mythol. semit. p.* 1. Schlottmann, *Commentar zu Hiob p.* 129.

2) Die gewöhnliche Ansicht der Vedaerklärer, dass ahura der Lebendige heissen müsse, weil auch das identische skr. asura diese Bedeutung habe, kann ich schon darum nicht theilen, weil nach meiner Ueberzeugung auch im Veda weder für asura noch für asurya die Bedeutung Geistigkeit anzunehmen ist. Sie ist weder traditionell, noch machen es die Stellen des Veda selbst nöthig sie anzunehmen. Dass die Wurzel as ursprünglich athmen heisse, ist auf den sehr schwachen Beweis gebaut, dass im Sanskrit asu Lebenshauch heisst. Aber keine der verwandten Sprachen weist etwas Aehnliches auf, im Altbaktrischen heisst das identische ahu Ort, Welt und auch Sanskritwörter wie as-ta, Wohnung, as-thi, Knochen, nöthigen eine andere Grundbedeutung der Wurzel anzunehmen. Eine interessante Parallele giebt übrigens auch das indische bhavant, Herr.

3) *Biblische Jahrbücher II,* 132 flg.

welche mit der Erschaffung des Menschen endigt und seine übrigen Verhältnisse nur kurz berührt. Zwei Fragen entgegengesetzter Art waren zu beantworten, ein Zwiespalt in den Verhältnissen des Menschen zu erklären. Auf der einen Seite konnte man sich nicht verhehlen, dass der Mensch nicht mehr in den Zuständen der Unschuld und Unvollkommenheit lebe, in der man ihn ursprünglich geschaffen denken musste, auch dass er nicht ohne seine Schuld jenen Urzustand verloren habe, dass im Gegentheil die Macht der Sünde eine sehr grosse geworden und durch sie die Verschlechterung des menschlichen Lebens bedingt sei. Ein dunkler Drang lässt ihn hoffen, dass jener Urzustand nicht unwiederbringlich dahin ist, dass es gelingen werde, der fortschreitenden Verschlechterung Einhalt zu thun und so nach und nach die früheren Verhältnisse wieder herzustellen. Auf der anderen Seite konnte aber auch nicht geläugnet werden, dass der Mensch seit seiner Entwicklung durch eigene Kraft fortgeschritten sei, dass eine Menge neu erworbener Kenntnisse und Erfindungen ihn weit über seine Vorväter stellen. Diesen Widerspruch zwischen dem sündlichen Rückschritt des Menschen auf der einen und seinem geistigen Fortschritt auf der anderen Seite sucht die zweite Schopfungsgeschichte zu erklären.

Das zweite Capitel der Genesis hebt damit an zu erzählen, wie der Mensch und zwar einzeln, noch nicht in zwei Geschlechter gespalten, anfangs ein glückliches Leben in einer Gegend führte, welche Eden hiess und wo ein Garten für ihn gepflanzt war. Ein Fluss bewässerte diesen Garten, der von dort wieder herausging und sich dann in vier Strome theilte, Ströme, welche namentlich aufgeführt werden und jetzt in der Welt noch vorhanden sind. Hier entsteht nun gleich die Frage: ist dieses Eden ein wirkliches Land und wenn dies der Fall ist, wo haben wir es zu suchen? Verschiedene Ansichten stehen sich hier schroff gegenüber. Manche erklären Eden für ein mythisches Land und dies ist freilich das Kürzeste, man ist alsdann der Mühe überhoben, nach seiner Lage zu suchen und nach den Strömen, welche von ihm ausgehen. Will man nun aber Eden für ein historisches Land ansehen, so muss man vor Allem einen Punkt nachweisen, von welchem vier Strome ausgehen, und diesen zu finden, hat bis jetzt nicht gelingen wol-

len. Gegenüber diesen beiden entgegengesetzten Ansichten hat sich in neuerer Zeit eine vermittelnde mit Glück geltend gemacht: man braucht Eden nicht für ein mythisches Land zu halten: man braucht aber auch nicht zu ängstlich nach einer Gegend zu suchen, welche allen in unserer Urkunde angegebenen Merkmalen entspricht. Im Gegentheile, wir müssen suchen zu vergessen, was wir über die Lage der einzelnen Länder, den Lauf der Flüsse u. s. w. wissen und uns aus der Urkunde selbst das Bild herzustellen suchen, welches sich der Verfasser derselben von dem von ihm beschriebenen Lauf der Flüsse und von der Erde überhaupt entworfen hat. Unser hauptsächlichster Anhaltspunkt sind die vier Ströme; erst wenn wir diese ermittelt haben, werden wir die Gegend, wo Eden liegt, bestimmen können. Zwei derselben heissen Frat und Khiddeqel, sie sind so deutlich, dass über sie niemals ein Streit stattgefunden hat. Der erste ist der Euphrat, der zweite der Tigris, über die beiden andern Ströme ist man um so mehr in Zweifel, als man es jetzt allgemein aufgegeben hat, ihre Quellen in der Nähe derer des Euphrat und Tigris zu suchen. Will man dies letztere thun, so wird Nichts übrig bleiben, als den Phishon für den Phasis zu nehmen, das Land Khavila, welches er umfliesst, müsste dann Kolchis sein, der Gichon wäre der Araxes und das Land Kush, welches er umfliesst, müsste das Gebiet der Kossäer bei den Alten sein[1]. Auf die Schwierigkeiten indessen, welche einer solchen Ansicht entgegen stehn, hat man längst aufmerksam gemacht. Zuerst müsste man die Bezeichnungen Kush und Khavila in einem Sinne fassen, der mit dem sonstigen Sprachgebrauche der Bibel im Widerspruche steht; der Name Kush gehört sonst dem Süden an und bezeichnet überwiegend africanische (äthiopische), zuweilen auch indische Völkerschaften. Die Producte, welche aus Khavila kommen sollen, finden sich weder in Kolchis, noch in Armenien, wohl aber in Indien, dahin also werden wir dieses Land setzen müssen, zudem bleibt die Ansicht unbegreiflich, wie man sich vorstellen konnte, der Phasis,

1) Die Namen Frat und Khiddeqel haben die Hebräer von aussenher überliefert erhalten. Phishon dagegen ist rein hebräisch von פוש, phush, hüpfen, ebenso Gichon von גִּיחַ, giach, hervorbrechen. Gichon ist übrigens bekanntlich auch der Name eines Teiches bei Jerusalem.

Araxes, Euphrat und Tigris entsprängen aus einer Quelle. Josephus und mehrere Kirchenväter setzen den Phishon nach Indien und sehen in ihm den Ganges; unter den neuerern Erklärern thut dies auch Ewald. Allein der Ganges liegt ausserhalb des Gesichtskreises der alten Welt und darum stimmen wir den meisten neueren Erklärern (Bertheau, Delitzsch, Knobel, Lassen, Renan) bei, wenn sie im Phishon den Indus zu sehen glauben. In Bezug auf den Gichon schwanken die Ausleger zwischen dem Oxus (Knobel, Lassen) und dem Nil (Bertheau, Gesenius, Delitzsch u. A.). Für die erste Ansicht spricht, dass der Oxus zur Abrundung der geographischen Ansicht vom Eden am besten passt, für die letztere, dass der Gichon das Land Kush umfliesst. Zu einer bestimmten Ansicht kann man also vom blosen Standpunkte des Hebräischen aus nicht kommen.

Wir brauchen wol blos an das zu erinnern, was wir früher (Erstes Buch, c. 7.) über die Vorstellung der Erânier von der Welt gesagt haben, um die Gleichheit der beiderseitigen Anschauungen zu erkennen. Wie hier der Phishon und Gichon, so fliessen dort der Veh-rud und der Arang-rud, in denen wir gleichfalls den Indus und Nil erkannt haben. Der Euphrat und Tigris gelten auch den Erâniern für die bedeutendsten nach den beiden genannten Weltströmen, der Unterschied ist nur, dass sie diese zwei Ströme aus gesonderten Quellen hervorgehen lassen. Hierin können wir aber nur eine spätere Modification sehen, welche die Erânier eben vorgenommen haben, weil die ursprüngliche Ansicht, die wir in der Genesis finden, und mit welcher, wie wir gesehen haben, auch die ursprüngliche indische Ansicht übereinstimmt, ihren geographischen Kenntnissen allzusehr widersprach. Man wird übrigens auch bei der Darstellung der Genesis festhalten müssen, dass die Urheber ihrer Ansicht die von ihnen beschriebenen Flüsse höchstens an ihrem unteren Laufe aus eigener Anschauung kannten, den obern Lauf aber aus ihrer Phantasie und nach ihrem Systeme ergänzten. Diese unsere Ansicht ist derjenigen sehr ähnlich, auf welche früher schon Bertheau durch die Genesis allein gekommen ist[1].

1) Vgl. Bertheau: *die der Beschreibung des Paradieses in Gen.* 2, 10—14

Aus den Angaben über die Paradiesesströme und den Lauf derselben erhellt nun auch, wo wir das Paradies selbst zu suchen haben: nämlich im äussersten Norden. Diese Lage, die schon aus dem zweiten Capitel der Genesis klar hervorgeht, gilt auch sonst im A. T. für eine vorzugsweise heilige und Bertheau hat in seiner bereits angeführten Abhandlung (p. 1113) die vorkommenden Spuren gesammelt. Auch hat Bertheau bereits hervorgehoben, dass sämmtliche Völker Asiens die im Süden Armeniens wohnen den Sitz ihrer Götter nach Norden verlegen. Fragen wir nun, wohin wir ein éranisches Paradies verlegen müssten, im Falle ein solches vorhanden wäre, so würde die unzweifelhafte Antwort lauten müssen: nach Norden, in die Nähe des Ausgangspunktes der beiden himmlischen Ströme, oder mit andern Worten auf den Alborj. Und in der That finden wir Spuren, dass auf diesem fabelhaften Gebirge, dessen Gipfel bis an den Himmel reichend gedacht wurden, man sich einen dem Paradiese sehr ähnlichen Wohnsitz vorstellte. Auf der Hara berezaiti ist der Sitz der Genien, über sie geht die Reise der Seligen in den Himmel, um die Hara kreisen Sonne, Mond und Sterne. Dort giebt es keine Nacht und keine Finsterniss, dort weht kein heisser Wind und kein kalter, auch steigen dort keine Wolken auf (Yt. 10, 50). Dort ist die Quelle Ardvî-çûra, dort verweilte Yima in seiner guten Zeit, ebenso wie sein Vorgänger Haoshyagha (Yt. 5. 21. 25). Auch noch die spätere Sage versetzt dorthin das Paradies, bei Firdosi reitet Rustem in der schönen Sage von Kaiqobâd auf den Alborj, weil auf Erden Niemand zu finden ist, welcher die königliche Würde übernehmen könnte, und findet dort den Kaiqobâd in freudigem Gelage mit seinen Genossen und bewegt ihn, auf die Erde mit ihm herabzusteigen. Man darf hier unter Alborj natürlich nicht das Gebirge im Süden des kaspischen Meeres verstehen, sondern vielmehr jenes früher besprochene fabelhafte Randgebirge der Erde.

Nich blos in der Lage des Paradieses und seiner Ströme, auch noch in einem andern Punkte erinnert die zweite Schöpfungsgeschichte der Genesis lebhaft an éranische Vorstellungen.

---

zu Grunde liegenden geographischen Anschauungen in den göttinger Studien für 1847, p. 1066—1122 und die beigegebene Karte.

In dem Garten, welchen der Mensch im Stande der Unschuld bewohnt, stehen zwei Bäume: der Baum der Erkenntniss des Guten und des Bösen und der Baum des Lebens. Von letzterem zu essen ist dem Adam anfänglich nicht verboten, er thut dies aber nicht, weil er im Stande der Unschuld den Werth desselben nicht kennt. Erst nach dem Sündenfall wird er aus dem Garten vertrieben, „dass er nicht strecke seine Hand und nehme auch von dem Baume des Lebens und esse und lebe ewig." Mit diesem Lebensbaume findet man bereits in allen Commentarien zur Genesis den Haoma der Erânier verglichen, woraus man schliessen kann, dass die Aehnlichkeit eine ziemlich auffallende sein müsse. Im A. T. steht die Erwähnung des Lebensbaumes ganz vereinzelt und wir wissen weiter nichts von ihm, als was wir aus unserer Erzählung lernen: dass der, welcher von ihm ass, die Unsterblichkeit erlangte. Dagegen lässt er sich nicht blos bei den Erâniern, sondern in der indogermanischen Mythologie überhaupt nachweisen und zwar bei den Indern, welche einen Baum annehmen, aus dem Himmel und Erde gezimmert wurden. Auf die betreffenden Stellen haben schon A. Kuhn und Windischmann aufmerksam gemacht[1]), wir setzen sie hier nach Kuhns Uebersetzung her, damit jeder Leser sich selbst ein Urtheil bilden kann. Die erste findet sich im zehnten Buche des Rigveda (857, 7) und lautet: „was war das Holz wohl und was war der Baum, aus dem den Himmel sie, die Erde zimmerten, die festen, unvergänglichen und ewigen". Aehnlich lautet eine andere Stelle desselben Buches (907, 4.): „was war das Holz wohl und was war der Baum, aus dem den Himmel sie die Erde zimmerten, ihr Weisen, das erforschet doch im Geist, was da erhaltend schützt die Wesen all?" Eine dritte Stelle findet sich im zweiten Buche des Rigveda (146, 19—22) in einem allerdings ziemlich dunklen Hymnus. „Zwei Vögel," heisst es da, „zu einander gesellte Freunde, setzen sich auf denselben

1) Cf. Kuhn, *Herabkunft des Feuers p.* 126 und Windischmann, *zoroastrische Studien p.* 176. M. Müller in seinen Essays (II, 184 der deutschen Uebersetzung) bestreitet die Zulässigkeit dieser Auffassung und meint, der Verfasser frage, aus welchem Stoffe die Welt gemacht sei. Warum haben aber die Dichter gerade die Worte H o l z und B a u m für Stoff gebraucht und nicht Stein, oder etwas Aehnliches?

Baum, der eine von ihnen isst die süsse Feige, der andere schaut ohne zu essen zu. Wo die Geflügelten des Amṛita (Unsterblichkeitstrankes) Spende im Opfer unaufhörlich preisen, der Herr des Alls, der Hüter der Welt, der Weise hat mich, den Schüler, dorthin gesetzt. Auf welchem Baum die Soma essenden Vögel niedersitzen und alle (ihn) pressen, auf dessen Wipfel ist die süsse Feige, sagen sie: die kann der nicht erlangen, welcher den Vater nicht kennt." Spätere Bücher führen diese Ideen noch weiter aus, wie schon Kuhn gezeigt hat und neuerdings hat es Sonne unternommen, diesen Baum auch bei Homer nachzuweisen[1]. Ueber die Verbindung der indischen Vorstellung mit der êrânischen hat bereits Kuhn das Richtige bemerkt[2]; zwischen der indischen und êrânischen Vorstellung, sagt er, ist nur der eine Unterschied, dass nach indischer Vorstellung der allen Samen enthaltende und der somaträufelnde Baum ein und derselbe ist, während die êrânische Ueberlieferung aus ihnen zwei, obwohl nahe bei einander stehende gemacht hat. Die êrânischen Ueberlieferungen über diese beiden Bäume hat schon Windischmann[3] gesammelt und auch das Verhältniss beider Bäume zu denen der Genesis kurz besprochen. Der eine Baum führt den Namen „Leidlos", auf ihm wachsen alle Arten von Pflanzensamen, ein Vogel ist beauftragt, diesen Samen zu nehmen und in das Regenwasser zu mischen, damit er herabregne und die Pflanzen dann aus der Erde aufwachsen. Der Baum wird als im See Vouru-Kasha stehend gedacht, welcher an der Südseite des Alborj liegt. Der zweite Baum ist der weisse Haoma, Jeder, der von ihm geniesst, wird unsterblich, er wird besonders bei der Auferstehung gebraucht werden, um durch ihn die Wiederbelebung der Leichname zu bewirken. Er wächst in der Quelle Ardviçûra, die von der Hara berezaiti herabströmt, aus dieser Quelle ist wahrscheinlich, wie Windischmann richtig bemerkt, die Idee des Lebenswassers entsprungen. Durch êrânische Vermittelung ist diese Ansicht von dem Lebensbaume und dem Lebenswasser bis nach Sibirien gewandert, man wird

1) *Zeitschr. für vergl. Sprachforschung XV*, 94 flg.
2) Kuhn, *Herabk. des Feuers p.* 129.
3) *Zoroast. Studien p.* 165—177.

sie leicht wieder erkennen in dem Rathe, der in der Heldensage der minussinischen Tataren einem Helden gegeben wird, der einen Todten wieder zu beleben versucht [1]).

Während zwischen dem Baume Leidlos der Erânier und dem Baume der Erkenntniss des Guten und des Bösen eine Vergleichung nicht stattfinden kann, scheint es mir dagegen nicht zweifelhaft, dass der Lebensbaum der Hebräer und Erânier identisch ist. Wir dürfen nun wol einen Schritt weiter gehen. In der Genesis wird der Zugang zum Lebensbaume von Kerubs mit flammendem Schwerte bewacht, damit die Menschen sich ihm nicht nahen können. Wer die Kerubs sind, erfahren wir vorzüglich durch Ezechiel (c. 1 und 10): sie wurden als eine Art von Sphinx gedacht, zusammengesetzt aus den Kör-

---

1) Vgl. Heldensagen der minussinischen Tataren, rythmisch bearbeitet von A. Schiefner, St. Petersburg 1859, p. 62 flg. Ich setze die betreffende Stelle hieher:

Ueber zwölf der Himmelsländer
Wächst auf eines Berges Höhe
Eine Birke in die Lüfte.
Golden sind der Birke Blätter,
Golden ist der Birke Rinde.
An dem Fuss der Birke lieget
Eine Spanne tief im Boden
Ganz gefüllt mit Lebenswasser
Dorten eine goldne Schale.
Von der Wurzel bis zum Wipfel
Ist die Birke ganz bewachsen
Mit den Fasern weissen Grases.
Bei der Birke steht als Wache
Hingestellt von Kudai selber
Alten-Tata, er, der Tapfere
Mit dem gelblich braunen Schecken.
Also sprach der Falke weiter:
Geh zum Helden Alten-Tata,
Bitt' ihn dass er von dem Grase,
Dass er von dem Lebenswasser
Dir ein wenig reichen möge.
Dieses Gras musst du dann trocknen,
Dreimal streun auf die Gebeine.
Hast das Gras du ausgestreuet,
Nimmst du dann das Lebenswasser
In den Mund und sprützst das Wasser
Dreimal du auf die Gebeine.

pern des Menschen, des Stiers, des Adlers und des Löwen, sie waren wahrscheinlich den geflügelten Figuren sehr ähnlich, die man auf assyrischen Denkmalen findet. Nach Ez. 10, 1 tragen sie den Thron Gottes, nach Ex. 25, 20 sind sie die Träger der göttlichen Herrlichkeit über der Bundeslade, Ps. 18, 11 wird Gott auf einem Kerub reitend dargestellt. Eine Etymologie des Wortes hat man bis jetzt in den semitischen Sprachen umsonst gesucht, es ist daher seit Langem die Ansicht verbreitet, dass es ein Fremdwort sein und ihm dasselbe Wort zu Grunde liegen möge, das wir im gr. γρύψ, dem deutschen Greif wiederfinden. Dass der Lebensbaum behütet wird, kommt auch sonst vor, von Kriçânu, dem Hüter des indischen Soma haben wir oben in der arischen Periode gesprochen, den êrânischen Haoma umkreisen nach dem Bundehesh beständig fabelhafte Fische und behüten ihn vor allem Unheil, in der oben angeführten Heldensage endlich ist der Held Alten Tata der Hüter. Alle diese Züge erinnern an die Stellung, welche die Kerubs in der Genesis einnehmen.

Nachdem wir nun bereits so manche Aehnlichkeit mit der êrânischen Anschauung im zweiten Capitel der Genesis gefunden haben, wird es erlaubt sein, zu fragen, ob wir nicht noch eine weitere beifügen dürfen. Gleich im Eingange dieses Capitels (v. 5.) sagt die Genesis, dass alles Gewächs des Feldes noch nicht auf der Erde war und das Kraut noch nicht sprosste, „denn nicht hatte regnen lassen der Ewige, Gott, auf der Erde.“ Die Frage, woher denn der Same der Pflanzen nach Ansicht des Erzählers in die Erde gekommen sei, hat die Ausleger mehrfach beschäftigt, gewöhnlich nimmt man an, dass er in der Erde liegend gedacht wurde und dass ihn der Regen hervorlockte. Ich möchte aber glauben, dass auch hier eine êrânische Ansicht angedeutet sei, nach welcher im Regen der Pflanzensame, der auf dem Baume Leidlos wächst, auf die Erde herabgesandt wird. So sagt schon der Vendîdâd (5, 57 flg.): „Gereinigt fliessen die Gewässer aus dem See Pûitika zu dem See Vôuru-Kasha, hin zu dem Baume Hvâpa, dort wachsen meine Bäume alle, von allen Gattungen, diese lasse ich dort herabregnen als Speise für den reinen Mann, als Weide für die wohlgeschaffene Kuh.“ Spätere Berichte führen diese Ansicht noch weiter aus.

Bei allen diesen Anklängen an éränische Anschauungen die wir aus dem zweiten Capitel der Genesis aufgezählt haben, ist der Ursprung auf der indogermanischen Seite zu suchen, nicht wenige von ihnen haben wir schon in der indogermanischen Periode aufgeführt. Ja, Namen wie Frat, Khiddeqel und Kerub scheinen selbst zu beweisen, dass man diese Mythen direct von indogermanischer Seite erhalten habe. Auch der Fortgang der Erzählung in dieser zweiten Schöpfungsgeschichte weicht bedeutend von der älteren Grundschrift ab. Nach dieser hat sich, soweit wir dies aus den übrig gebliebenen Fragmenten noch beurtheilen können, das Menschengeschlecht nach und nach verschlechtert, bis zuletzt Menschen und Thiere durch die grosse Flut ihren Untergang fanden[1]. Anders die zweite Schöpfungsgeschichte, welche nicht eine allmälige, sondern eine plötzliche Verschlechterung durch Verführung annimmt. Diese von aussen kommende Verführung ist die Ursache, dass der Mensch seine ursprüngliche Unschuld verliert und aus dem Paradiese vertrieben wird, in dem er früher ein glückliches Leben führte. Der Mensch wird nach der zweiten Schöpfungsurkunde aus Erde gebildet und dieser irdische Stoff bedingt seine natürliche Schwäche und Hinfälligkeit. Aber, indem ihm Gott den Lebensodem eingeblasen hat, ist er dadurch mit der Geisterwelt in Verbindung getreten. Der Mensch kann sündigen, weil er schwach ist, aber es ist nicht unbedingt nothwendig, dass er sündigt, auch ist es die von aussen her durch die Schlange an ihn herantretende Verführung, welche ihn zum Sündigen verleitet. Das Wesen dieser Schlange und die Gründe, welche dieselbe veranlassen, den Menschen zum Bösen zu verführen, sind in unserer Erzählung nicht angedeutet, wir wissen daher auch nicht, wie sich der Verfasser der Urkunde das Verhältniss der Schlange zum Menschen gedacht hat. Deutlich sind aber die Folgen, welche der Fall des ersten Menschenpaares nicht nur für dieses selbst, sondern auch für dessen Nachkommen herbeiführt. Durch das Uebertreten der göttlichen Gebote haben die Menschen schwer gesündigt und darum werden sie aus dem Garten vertrieben, in dem sie bisher ohne Sorgen und Mühe gelebt haben. Aber die

1) Vgl. Ewald, *bibl. Jahrbücher II*, 135. 136 und Knobel zu Gen. 6, 9. 11.

Erkenntniss des Guten und Bösen, welche sie durch ihren Fehltritt gewonnen haben (indem sie vom Baume der Erkenntniss assen) lässt sich nicht wieder rauben und diese Erkenntniss giebt ihnen die Möglichkeit, sich allmälig aus dem hülflosen Zustande herauszuarbeiten, in dem sie sich anfangs befinden und im Verlaufe der Zeit zu einem glücklichen Leben zu gelangen, welches demjenigen ähnlich ist, das sie verloren haben. Noch aber ruht die Erkenntniss des Guten und Bosen unentwickelt im Menschen, aber wie er seine Laufbahn zu beginnen habe, ist ihm vorgezeichnet worden: er soll das Land bauen im Schweisse seines Angesichts und dadurch Nahrung beschaffen für sich und seine Familie.

Von den Geschlechtsregistern, welche die Schicksale des Menschengeschlechts bis zur Flut erzählen, gehört das eine (Gen. 4) zu dieser zweiten Schopfungsgeschichte, welche wir eben beschrieben haben, aber während die Grundschrift die Kinder Adams durch seinen dritten Sohn Seth aufzählt, verweilt die zweite Schopfungsgeschichte mit Vorliebe bei dem Erstgeborenen Adams, dem Qain. Von Qains Nachkommen zählt sie sieben auf und macht einige derselben zu den Erfindern nützlicher Künste, denn Gen. 4, 20—22 werden Jabal, Jubal und Tubal-qain als die Väter der Zeltbewohner, die Erfinder der Musik und der Schmiedekunst namhaft gemacht. Den Seth kennt auch dieser zweite Erzähler (Gen. 4, 25, 26) und berichtet, dass man zur Zeit seines Sohnes Enosh anfing, den Namen des Ewigen anzurufen, d. h. ihm gottliche Ehre zu erzeigen. Die Zahl dieser zehn oder sieben Patriarchen, welche die Periode zwischen der Erschaffung der Welt und der grossen Flut ausfüllen, ist gewiss nicht zufällig, so wenig, wie die hohen Zahlen, welche für ihre Lebensdauer angegeben werden, diese waren gewiss nach einem festen chronologischen Systeme gemacht, in welchem die Zeit vor der Flut einen bestimmt abgegränzten Platz einnahm. Da wir nun dieses System nicht kennen, so konnen wir auch auf die Zahlen keine weiteren Vermuthungen bauen, um so mehr, als in ihnen sowohl die Texthandschriften als die alten Uebersetzungen schwanken[1]. Nur Eines kann mit

1) Cf. übrigens Nöldeke, *Untersuchungen p.* 110 flg.

Sicherheit als ein durchgehender Gedanke angenommen werden: in dieser ersten Periode des menschlichen Daseins wurde die Lebensdauer der einzelnen Individuen als eine sehr hohe angenommen, sie sank aber im Verlaufe der Zeit immer mehr herab, bis sie endlich auf das jetzige Mass gebracht wurde. Wir zweifeln nicht, dass der Fortschritt der Sündhaftigkeit als die eigentliche Ursache dieser Lebensverkürzung angesehen wurde.

Die Vergleichung des phönizischen Mythus ist auch hier sehr lehrreich, wie kurz und ungenügend auch der Bericht sein mag, welcher uns noch vorliegt[1]). Auch hier folgen Geschlechter auf Geschlechter, innerhalb derselben wird aber weniger die Verderbniss des Menschengeschlechtes hervorgehoben, als deren Kehrseite, welche wir in den hebräischen Berichten nur leise angedeutet finden: der Fortschritt des Menschen von Erfindung zu Erfindung, von ursprünglicher Wildheit zu einem geordneten Staatsleben. Das erste Menschenpaar wird in dem Berichte Sanchuniathons mit den ins Griechische übersetzten Namen Aion und Protogone benannt, der erstere soll den Menschen gelehrt haben, sich von Baumfrüchten zu nähren. Das zweite Paar heisst Genos und Genea, es bewohnte Phönizien und streckte beim Wehen eines heissen Windes zuerst seine Hände zum Himmel empor, in dem es den obersten Gott zu erkennen glaubte. Schon aus diesen wenigen Zügen der uns leider nur unvollständig erhaltenen Schöpfungsgeschichte Phöniziens lässt sich erkennen, dass hier ein der hebräischen Urkunde ähnliches System vorliegt und dass sich die begonnene Entwicklung des Menschengeschlechts durch eine Reihe anderer Paare fortsetzen musste, bezeichnend ist, dass auch bei den Phöniziern wie bei den Hebräern die Gottesverehrung bis in die älteste Zeit zurückgeführt wird. Was noch weiter bei Sanchuniathon folgt, kann uns in der oben ausgesprochenen Vermuthung nur bestärken, doch ist der Bericht nicht klar genug, um die wirkliche Gestalt des Mythus erkennen zu lassen, es scheint nämlich, als ob verschiedene Berichte über ein und denselben Vorgang vermischt worden wären. Von Aion und Protogone, so erzählt Sanchuniathon weiter, seien drei sterb-

1) Cf. *Sanchuniathonis fragmenta p.* 14 *ed. Orelli.*

liche Menschen entstanden: Licht, Feuer und Lohe; ihnen wird die Erfindung zugeschrieben, durch das Reiben von Hölzern Feuer hervorzubringen. Von ihnen stammten Kinder von ausserordentlicher Grösse, welche mit den Namen der höchsten Gebirge benannt werden wie Libanos, Antilibanos, Kasios und Brathy (nach Ewalds Vermuthung das Gebirge Ephraim). Diese gelten wieder als die Väter dreier anderer Söhne: Memrumos, Hypsuranios und Usoos. Ueber den ersten wird nichts weiter berichtet, aber Hypsuranios soll in Tyrus gewohnt und zuerst Hütten aus Matten und Rohr gebaut haben, während sein Bruder Usoos die Verfertigung von Kleidern aus Thierfellen erfand. Von dem letzteren wird auch erzählt, dass er, als einst ein Wald in Brand gerieth, zuerst die Bäume als Flösse in das Meer hinabliess und hiermit den ersten Schritt that zur Erfindung der Schifffahrt. An diese drei Geschlechter schliesst nun Sanchuniathon noch andere Paare an, deren Namen uns leider nicht in der Ursprache angegeben werden und die hie und da verdorben sein mögen, die aber ganz offenbar auf die Ansicht von einem stufenweisen Fortschritt des Menschengeschlechts hinzeigen. Das erste dieser Paare, Agros und Halieus, bezeichnet die Erfinder der ursprünglichsten Beschäftigungen in jener Gegend: der Jagd und des Fischfangs. Von dem zweiten Paare wird nur das eine Glied mit Namen genannt, es ist Chusor, d. i. der Offenbarer, er ist der erste Dichter und Weissager, dagegen erfindet sein ungenannter Genosse den Angelhaken, die Angelschnur und den Köder, auch soll er zuerst unter den Menschen die Schifffahrt betrieben haben. Der Name des dritten Paares ist „Künstler und irdischer Urmensch“, der letztere hat wahrscheinlich nur durch ein Versehen hier seinen Platz erhalten, der erstere aber ist ganz an seinem Platze. Das vierte Paar heisst „Land und Landmann“, wol unzweifelhaft, weil sie mit der Einrichtung des Ackerbaues in Beziehung gesetzt werden. Dunkler sind die Namen des fünften Paares Amynos und Magos, in dem letztern Namen liegt wol eine Hinweisung auf den Priesterstand, das Gleiche mag auch mit dem ersten Namen der Fall sein, doch könnte er auch in Beziehung zu den Künsten stehen. Endlich das sechste Paar führt den Namen Misor und Sydyk, d. i. Gerechtigkeit

und Billigkeit und diese beiden Ausdrücke scheinen mir auf die Einrichtung des Staates sich zu beziehen. Es ist unverkennbar, dass die Anordnung dieser Paare keine zufällige sein kann. Mit den einfachsten menschlichen Beschäftigungen, der Jagd und dem Fischfange wird begonnen, von da wird zur Schifffahrt fortgegangen, welche für Phönizien von eingreifender Wichtigkeit ist, dann zum Landbau und zum sesshaften Leben. Neben diesen praktischen Geschäften wird aber auch die geistige Seite des Lebens nicht vergessen, neben dem Dichter und Weissager finden wir den Künstler und endlich den Priester, durch alle diese Elemente wird ein geordnetes Staatsleben vorbereitet, zu welchem zuletzt geschritten wird. Man darf diese Personen, welche nur Ideen darstellen, natürlich nicht als blose Menschen auffassen, schwerlich sind sie aber auch als Götter betrachtet worden; ihre Stellung scheint diejenige der Heroen in andern Religionen gewesen zu sein.

Auch die babylonische Mythologie zeigt merkwürdige Uebereinstimmung mit der phönizischen in ihren Anschauungen, wenn wir sie genauer ansehen. Nachdem auf Bels Befehl in der früher von uns angegebenen Weise die Menschen geschaffen worden waren, lebten diese wild wie die Thiere und würden auch diesen ähnlich geblieben sein, wenn nicht göttliche Hülfe eingegriffen hätte. Oannes, ein Wesen in Fischgestalt, aber mit menschlichem Haupte und menschlicher Stimme, stieg aus dem Meere herauf und lehrte die Menschen Tempel und Städte bauen, die Aecker zu bestellen, zu säen, zu ernten, kurz alle Kenntnisse, die zum menschlichen Leben gehören, auch die Kunst der Feldmessung. Von den also belehrten Menschen erhielt Alorus die Herrschaft, die er 43,200 Jahre lang führte, unter ihm und unter seinen sechs Nachfolgern setzten sechs andere Fischmenschen die Belehrung des Oannes fort. Zu diesen sieben Herrschern sind noch drei andere hinzuzufügen, um die Periode vor der Flut auszufüllen, wir erhalten also gerade zehn Urväter, wie in der Genesis, die Zahl der Jahre, welche diese Patriarchen leben, ist 432,000. Es ist wol nicht zweifelhaft, dass die Babylonier gleichfalls ein allmäliges Fortschreiten der Menschheit aus dem Zustande der Wildheit zu einem geordneten Staatsleben angenommen haben und wenn dabei ein grösserer Nachdruck auf die

übernatürliche Einwirkung gelegt zu sein scheint, so ist dieser Unterschied vielleicht blos scheinbar und rührt daher, dass uns eben beide Berichte nur in sehr kurzer Fassung vorliegen und die beiden Berichterstatter bei ihrer Darstellung wol nicht von denselben Gesichtspunkten ausgingen.

Da es später unsere Aufgabe sein wird, die érânische Sagengeschichte zu behandeln, so gehen wir an diesem Orte auf eine ausführlichere Darstellung der érânischen Kosmogonie nicht ein, sondern begnügen uns zu sagen, dass auch sie eine grosse Aehnlichkeit mit den andern eben dargestellten semitischen Lehren hat, aber allerdings nur theilweise. Der Urmensch Gayô-Maretan kann zwar in mancher Hinsicht mit Adam verglichen werden, doch ist die Aehnlichkeit eben nicht sehr gross, für den ihm zur Seite stehenden Urstier aber findet sich gar nichts Entsprechendes bei den Semiten. Grösser ist die Aehnlichkeit des Mashya und der Mashyâna mit Adam und Eva, sie entstanden anfangs ungetrennt in Baumgestalt und wurden erst später zu zwei gesonderten Wesen. Nach dem Bundehesh (c. 15) entwickeln sie sich in einer Weise, dass sie gleichfalls sowol einen sündlichen Rückschritt, als eine fortschreitende Zunahme der Kenntnisse darstellen. Nach ihm sind Mashya und Mashyâna am Anfange ganz rein geschaffen und nur aus den Händen des guten Geistes hervorgegangen, darum aber auch von jeher ein Stein des Anstosses für das bose Princip, das sie entweder vernichten, oder in seine Gewalt bringen will. Dieses letztere gelingt ihm denn, wenn auch nur theilweise. Mashya und Mashyâna leben anfangs blos von Früchten und Wasser, als aber der bose Geist anfängt, Macht über sie zu gewinnen, da fangen sie an, auch Milch zu trinken. Hierdurch entstehen ihnen leibliche Uebel, welche sie nothigen, hinfort der Ernährung durch Früchte fast ganz zu entsagen. Die einmal angefangene Verschlechterung setzt sich nun weiter fort, die Urmenschen finden ein Thier, welches sie zerstücken und braten, nachdem sie von den himmlischen Genien die Gabe des Feuers erhalten haben; daher stammt der Gebrauch, von den geschlachteten Thieren einen Theil als Opfer für die himmlischen Wesen zurückzuhalten. Sie gehen nun auf die Jagd und kleiden sich in die Felle der erlegten Thiere. Sie finden beim Graben in der Erde das Eisen, dieses schärfen sie

zu einer Axt, die sie an die Bäume legen, um sie zu fällen und sich davon Hütten zu bauen, aber sie werden auch gewaltthätig gegen einander und gebrauchen das Eisen als Waffe und auf diese Weise wird das Böse immer mächtiger unter den Menschen. Hier sehen wir dieselben Grundgedanken wie in den oben besprochenen semitischen Mythen: einen Fortschritt in der Erkenntniss und im Gebrauche der irdischen Güter, aber auf der andern Seite auch einen moralischen Rückschritt, ein Fallen in Sündhaftigkeit aus dem ursprünglichen Zustande der Reinheit. Nur ist hier im Bundehesh dieser allmälige Vor- und Rückschritt in die Lebenszeit des ersten Menschenpaares eingeordnet, während ihn andere Religionen im Verlaufe einer ganzen Anzahl menschlicher Geschlechter vor sich gehen lassen.

Ueber diesen letzten Punkt scheint übrigens nicht unter allen Erâniern vollkommene Uebereinstimmung geherrscht zu haben. Firdosi kennt zwar diesen allmäligen Vor- und Rückschritt der Menschheit gleichfalls, aber er verlegt ihn, wie die semitischen Religionen, in verschiedene Geschlechter. Dass Firdosi in seiner Darstellung von Mashya und Mashyâna gar nichts weiss, ist schon gesagt worden, und wir dürfen wol annehmen, dass in seinen Quellen nichts von ihnen stand, weil er diesen genau folgt, so weit wir vergleichen können. Unter diesen Umständen ist es von Wichtigkeit, dass auch das Avesta den Mashyà und Mashyâna nicht kennt, es könnte dies zwar bloser Zufall sein, vielleicht aber auch mehr als Zufall. Wir wollen nicht behaupten, dass der Mythus von Mashya und Mashyâna nothwendig jung sein müsse, weil er dem Avesta und dem Firdosi nicht angehört, das aber glauben wir behaupten zu dürfen, dass es Darstellungen der Kosmogonie gab, denen diese beiden Gestalten fremd waren. Nach Firdosi ist Gayomard nicht der erste Mensch, sondern der erste König, welcher zuerst die Menschen um sich schaart und ihnen lehrt, sich in Thierfelle zu kleiden und sich von Baumfrüchten zu nähren. Unter seine Regierung fallen aber auch die ersten Misstöne, sein Sohn Siâmek wird von einem Dämon erschlagen. Hierdurch wird die Blutrache eine Nothwendigkeit für Siâmeks Sohn Husheng, an den die Regierung nach Gayomards Tode kommt und zugleich den Charakter seiner Regierung be-

stimmt, während dieser wird zuerst der Erde das Eisen abgewonnen und Waffen daraus gefertigt, aber auch die nöthigsten Geräthschaften für den Ackerbau: Pflug und Sichel. Husheng war es auch, welcher seinen Untergebenen zuerst den Gebrauch der Hausthiere lehrte. Aber auch die geistige Seite blieb nicht zurück. Gayomard hatte zwar persönlich mit dem höchsten Wesen verkehrt und dasselbe angerufen, aber der Verkehr war eben ein blos persönlicher geblieben. Ein durch Zufall entzündeter Baum lehrte dem Husheng den Gebrauch des Feuers kennen, er erkannte in demselben ein göttliches Wesen, welchem zu Ehren er ein Fest einsetzte. Die frühe Bedeutung des Feuers haben wir schon in der arischen Periode kennen gelernt, wir haben aber auch gesehen, dass auch die phönizische Mythe die Kunst der Feuererzeugung in eine sehr frühe Zeit setzt, es muss also unbestimmt bleiben, woher die Eránier diesen Zug genommen haben, ob von den Indogermanen oder von den Semiten. Auch dass die Gottesverehrung in die erste Zeit des Menschengeschlechts gesetzt werden müsse, sagen uns die semitischen Urkunden ausdrücklich, nach der Genesis fing man zur Zeit des Enosh an den Namen des Ewigen anzurufen, nach den Phöniziern erhebt bereits die erste Generation ihre Hände gen Himmel, bei den Babyloniern lehrt der Fischmensch Oannes nicht blos Städte, sondern auch Tempel bauen. Unter Tahmurath, dem dritten Könige Eráns, lernen die Menschen aus Pflanzenstoffen und thierischer Wolle Gewebe bereiten und sich in diese zu kleiden, auch die Schreibekunst wurde damals erfunden. Durch diese Erfindungen ist Alles zu einem geordneten Staatsleben vorbereitet und der vierte König Yima kann in dieser Beziehung die letzten Schritte thun. Er theilt die Menschen in Priester, Krieger, Ackerbauer und Handwerker, seine Regierungszeit zeichnet sich durch das ungetrübte Glück aus, welches während derselben auf der Erde verbreitet ist. Es ist klar, dass diese Erzählung und die von Mashya und Mashyána nicht neben einander bestehen können, eine von ihnen muss weichen. Merkwürdig ist es übrigens, dass bei Firdosi diese ganze Entwickelung nochmals erzählt wird, und zwar geht sie unter der Regierung des Yima vor sich. Ehe nämlich Firdosi den Yima zur Einrichtung der Städte schreiten lässt, erwähnt er noch,

dass er 50 Jahre darauf verwendete, das Eisen zu schmelzen und Waffen zu schmieden, weitere fünfzig Jahre gehn darüber hin, das Weben verschiedener Stoffe zu erfinden, wie Leinen, Seide, Wolle und Biberfelle. Also ganz die nämlichen Erfindungen, die oben unter der Regierung des Husheng und Tahmurath gemeldet wurden, sind nun dem Yima zugeschrieben, offenbar haben wir hier eine dritte Fassung derselben Anschauung vor uns.

Dass wir die Erzählungen von der grossen Flut nicht für indogermanisch halten können, das haben wir oben bereits ausgesprochen, ebensowenig wollen wir verschweigen, dass nach unserer Ueberzeugung keine Stelle da ist, welche beweist, die Erânier hätten sich den Flutmythus jemals angeeignet, darum können sie ihn aber doch besessen haben. Dass der grösste Theil der Flutsage in der Genesis der Grundschrift angehöre, ist schon oben gesagt worden, unsere Aufgabe ist es hier, die Abweichungen zu besprechen, welche die zweite oder jahvistische Erzählung hinzufügt und die Abweichungen dieser zweiten Erzählung sind nicht ganz unbedeutend. Nach der Grundschrift[1]) wird nur kurz die ganze Erde als verderbt geschildert, dagegen meldet uns die jahvistische Bearbeitung specielle Frevel. Nach der Grundschrift geht von allen Thieren je ein Paar in die Arche, nach der andern Bearbeitung von den reinen Thieren sieben. Nach der Grundschrift entsteht die Flut nicht blos durch die Oeffnung der Schleusen des Himmels, sondern auch durch die Gewässer in der Tiefe der Erde, während die zweite Bearbeitung blos den Regen als Ursache nennt. Die Grundschrift berechnet die Flut auf ein Jahr, nach Monaten und Monatstagen, die jahvistische Bearbeitung rechnet mit runden Zahlen von sieben und von vierzig Tagen. Trotz aller dieser Abweichungen bleibt es doch unzweifelhaft, dass beide Berichte von derselben Alles überschwemmenden Flut erzählen und von ihr berichten auch andere semitische Mythen. Der hebräischen Fassung am ähnlichsten ist die babylonische Flutmythe, die uns Berosus überliefert hat[2]). Auch bei den Babyloniern tritt diese Flut in der zehnten Genera-

1) Vgl Schrader, *Studien p.* 117 flg. Nöldeke, *Untersuchungen p.* 10. *not.*
2) Berosus ed. Richter p. 55 flg.

tion ein, der Stammvater aber, welcher das Menschengeschlecht jenseits dieser Flut fortpflanzt, wird Xisuthros genannt. Als dieser schon längere Zeit hindurch regiert hatte, da erschien ihm Kronos im Traum und zeigte ihm an, dass er am 15. des Monats Däsios das Menschengeschlecht durch eine grosse Flut zu vernichten gedenke. Er gebietet ihm, zu seiner eigenen Rettung ein Schiff zu verfertigen, das ihn, seine Verwandten und Freunde, sowie die Thiere aufnehmen könne. Xisuthros baut ein solches Schiff, 15 Stadien lang und 2 Stadien breit, in diesem ist er im Stande, die Flut zu überdauern. Auch er entlässt (wie Noah nach der jahvistischen Urkunde) bei der Abnahme der Gewässer verschiedene Vögel aus dem Schiffe, die zuerst wieder zurückkehren, dann Schlamm an den Füssen zeigen, zuletzt aber gar nicht wiederkommen. Das Schiff liess sich auf einem Berge Armeniens nieder (wie in der Genesis die Arche auf den Bergen von Ararat), wo noch in später Zeit Reste derselben gezeigt wurden, Xisuthros aber entschwand den Augen der Menschen, rieth diesen aber vorher nach Babylon zu ziehen und dort die heiligen Schriften wieder auszugraben, welche er vor der Flut in der heiligen Stadt Sippara vergraben hatte. — Auch der phönicische Mythus scheint eine solche grosse Flut gekannt zu haben, denn er erzählt, dass der Ocean von Demarus bekriegt worden sei, dieser aber habe sich plötzlich auf Demarus gestürzt und ihn zur Flucht genöthigt. Noch weiter westlich, in Phrygien, lässt sich die Flutsage gleichfalls nachweisen. Dort ist es der König Annakos oder Nannakos, der, 300 Jahre alt, die Flut im Voraus verkündet und wehklagend für sein Volk betet[1]. Auch bei den Griechen enthalten die Sagen von Ogyges und von Deucalion und Pyrrha die letzten Reste einer solchen Flutsage. Und nicht blos im Westen, auch im Osten, in Indien, treffen wir die Flutsage wieder. Längst bekannt ist, dass das Mahâbhârata[2] eine solche Flutsage enthält und erzählt, dass Brahma in der Gestalt eines gehörnten Fisches dem Manu erschienen sei, diesem die Flut voraus verkündet und ihn angetrieben habe, ein Schiff zu bauen, in welches er mit den sieben Weisen gehen und wohin er auch

1) Stephan. Byz. s. v. Ἰκόνιον.

2) Mahâbh. III, 12747—12804. ed. Calc.

den Samen aller Pflanzen uud Thiere mitnehmen soll. Nach eingetretener Flut band der Fisch das Schiff an sein Horn und führte dasselbe im Verlauf der Jahre zum Himâlaya, von wo später Manu wieder herabstieg und der Vater aller Menschen wurde. Dass die Kenntniss dieses Mythus bei den Indern keine ganz junge ist, das zeigt uns die schon oben angeführte Erzählung desselben im Çatapatha-brâhmaṇa in etwas veränderter Fassung. Nach diesem Buche findet Manu den Fisch ganz klein in seinem Waschwasser, und zieht ihn erst in einem Gefässe, später in einer Grube auf, zuletzt bringt er ihn ins Meer und erst nachdem der Eisch vollständig erwachsen ist, tritt die grosse Flut ein. Manu baut nun auf des Fisches Geheiss ein Schiff, das mit einem Seile an dem Horne des Fisches befestigt wird. Mit Hülfe dieses Fisches gelangt das Schiff zu dem nördlichen Berge (nach anderer Lesart noch über denselben hinaus). Dort befiehlt ihm der Fisch, das Schiff an einem Baume fest zu binden und in dem Masse, als die Wasser fallen würden, wieder von dem Berge herabzusteigen; desswegen heisst der nördliche Berg „Manus Abstieg". Durch die grosse Flut war nun aber die Erde entvölkert worden, Manu wünscht aber Nachkommen zu haben. Durch grosse Opfer und Busse erhielt er eine Tochter, Ilâ, von der das ganze Menschengeschlecht abstammt. Charakteristisch für diese Erzählung ist, dass in ihr Manu nicht als der erste Mensch gilt, was er sonst bei den Indern ist und zwar schon in den Vedas, sondern nur als der Stammvater des jetzt lebenden Menschengeschlechts, dem aber ein anderes Geschlecht vorausging. Das Çatapatha ist übrigens das älteste Zeugniss für die Flut von indischer Seite, der Ṛigveda kennt sie nicht, der Atharva-veda nur in unsichern Spuren.

Es ist nun allerdings auf den ersten Blick auffallend, dass die Erânier die Erzählung von der Flut nicht haben sollen, indem sie doch sowol im Osten wie im Westen von ihnen erscheint und es kann nicht verwundern, dass man Spuren von derselben aufzufinden gesucht hat. Windischmann[1]) hat darauf hingewiesen, dass im Avesta die Regierung des Yima von einer ähnlichen Katastrophe heimgesucht war wie die grosse

1) *Ursagen arischer Völker* (*München* 1852) *p.* 4 flg.

Flut ist, er hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass die Parsen die Erwartung hegen, Yima und seine Getreuen würden die Welt wieder bevölkern nach einem grossen Regen, welcher die Geschöpfe der Welt vertilgen werde. Diese Ansicht hat neuerdings Kossowicz noch näher zu begründen gesucht[1]. Nach dem Avesta kündigt Ahura Mazda dem Yima ganz kurz an, dass auch die bewohnte Erde die Uebel des Winters treffen würden, dass Wasser dort fliessen werde, wo man vorber die Füsse des kleinen Viebes sah. Hierin, so glaubt man, soll eine Hinweisung auf die grosse Flut liegen. Aus diesem Grunde räth nun Ahura-Mazda dem Yima, einen grossen viereckigen Garten zu machen, in welchen er dann den Samen aller Dinge bringen soll, sowol den Samen der Menschen, Thiere und des Feuers, als auch der Pflanzen und Bäume. Man kann nun, wie Kossowicz thut, diesen Garten mit dem Kasten Noahs vergleichen, der gleichfalls viereckig ist. Der Garten des Yima soll nur eine Thür haben und ein Fenster, das nach innen leuchtet, ganz wie die Arche (Gen. 6, 16). Gleichwol kann ich in dem Garten Yimas nur etwas Analoges sehen, keine wirkliche Verwandtschaft. Yima mag auf Veranlassung einer grossen Flut in diesen Garten gegangen sein, aber es wird nirgends gesagt, dass diese Flut die übrigen Menschen vertilgte, wir dürfen gar nicht annehmen, dass dies der Fall gewesen sei, denn Yima kehrt aus seinem Garten nicht mehr auf die Erde zurück, wir müssten also annehmen, dass sie menschenleer geblieben wäre. Wenn spätere Quellen berichten, Yima werde künftighin nach einem eintretenden grossen Regen die Erde wieder bevölkern, so ist eben von einem zukünftigen Ereignisse die Rede, welches noch nicht eingetreten ist.

Einen anderen und besseren Anhalt für die Flutsage könnte eine Erzählung des Bundehesh zu geben scheinen, doch glauben wir, dass auch diese Analogie schliesslich sich als trügerisch erweisen werde. Im siebenten Kapitel des eben genannten Buches wird erzählt, dass in den ersten Zeiten der Welt während des Krieges zwischen Ahura-mazda und Agrô-

1) Vd. 2, 46 flg. und Kossowicz zu der Stelle (*Decem Sendavestae excerpta p.* 151).

mainyus der Stern Tistrya in dreifacher Gestalt: in dem Körper eines Mannes, eines Pferdes und eines Stiers in der Welt erschien, um Regen in diese zu senden. Die Erde war damals augefüllt von schädlichen Geschöpfen, welche das böse Princip geschaffen hatte. Tistrya regnete nun in jedem seiner drei Korper 10 Tage, im Ganzen also 30 Tage lang. Als er in seiner ersten Gestalt geregnet hatte mit Tropfen von der Grösse einer Untertasse, da stieg das Wasser mannshoch auf der Erde und alle schädlichen Geschöpfe mussten sterben. Dann kam ein himmlischer Wind und fegte das Wasser hinweg, aber der Same der vertilgten schädlichen Geschopfe war auf der Erde zurückgeblieben und verursachte Gift und Fäulniss. Zum zweiten Male stieg Tistrya in Gestalt eines weissen Pferdes auf die Erde herab, um von Neuem zu regnen. Ihm trat der Dämon Apaosha entgegen in Gestalt eines schwarzen Pferdes, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Lauge schwankt der Kampf und nur durch übernatürliche Hülfe, welche Ahuramazda dem Tistrya zu Theil werden lässt, entscheidet sich der Kampf zu dessen Gunsten: er schlägt nämlich den Apaosha mit dem Blitzfeuer, welches er als seine Waffe gebraucht, ebenso den Dämon Çpenjaghra, welcher diesen Dämon begleitet. Der also geschlagene Dämon stösst ein fürchterliches Geschrei aus, wie wir es noch jetzt im Gewitter vernehmen. Tistrya regnete nun von Neuem auf der Erde und das zurückgebliebene Gift der schädlichen Wesen mischte sich mit seinem Wasser, welches davon salzig wurde. Von Neuem erhob sich ein mächtiger Wind, welcher binnen dreier Tage dieses Wasser zu den Enden der Erde hintrieb, so dass aus ihm drei grosse und 23 kleinere Meere entstanden. — Dieser Bericht ist interessant genug, aber unvollständig, denn man erwartete auch von dem Regen des Tistrya in dessen dritter Verkorperung zu hören, wovon aber der Bundehesh Nichts enthält. Noch an einer anderen Stelle kommt dieses Buch auf die grosse Flut zu sprechen, nämlich im elften Kapitel, wo es von den verschiedenen Theilen der Erde handelt. Ursprünglich, heisst es, war die Erde ein Ganzes, nachdem aber Tistrya 30 Tage lang geregnet hatte, zerbrach sie in sieben Theile, von denen jeder von den anderen getreunt ist, die meisten durch das Meer. Da der Bundehesh aus alten Quellen zu schöpfen pflegt, so

mag auch das, was er hier erzählt, einer alten Quelle entnommen sein, zu bemerken ist übrigens, dass das Avesta diese Begebenheit nicht erwähnt. Zwar ist auch dort von dem Kampfe zwischen Tistrya und Apaosha die Rede (Yt. 8, 13 flg.), auch dort wird nicht blos er, sondern auch sein Genosse Çpenjaghra mit dem Blitzesfeuer geschlagen (Vd. 19, 135), aber dieser Vorgang wird nicht als ein einmaliges Ereigniss geschildert, welches am Anfange der Welt stattgefunden hat, sondern als ein beständig wiederkehrendes, das man in jedem Gewitter wahrnehmen kann. Es mögen vielleicht diese beiden Fassungen neben einander bestanden haben. Wenn man nun aber auch das Alter dieser Erzählung zugiebt, so hat man dann eben doch nur eine Analogie zur Flutgeschichte, nicht aber diese selbst. Es fehlt darin alle Beziehung auf das Menschengeschlecht, es scheint sogar, dass dasselbe bei diesem grossen Regen noch nicht vorhanden gedacht wurde. Kein Wort ist ferner darüber gesagt, dass das Menschengeschlecht durch einen seiner Vertreter über die Flut hinüber gerettet wurde; dies scheinen mir aber die Hauptpunkte zu sein, die nicht fehlen dürfen, und darum glaube ich auch von diesem Mythus nicht, dass er zu der Flutgeschichte in einer näheren Beziehung steht.

Nachdem die Wasser der grossen Flut sich verlaufen haben, bleibt die Arche Noahs auf dem Gebirge Ararat stehen. So erzählt die Genesis (8, 4) und zwar schon in ihrem älteren Theile. Uebereinstimmend hiermit berichtet die babylonische Mythe, das Schiff des Xisuthros habe sich auf einem Berge Armeniens niedergelassen. Dass man unter dem Ararat gleichfalls einen Berg dieses Landes zu verstehen habe, ist unzweifelhaft, denn das Wort findet sich noch mehrere Male im A. T. (2 Reg. 19, 37. Jes. 37, 38. Jer. 51, 27) und aus diesen Stellen geht hervor, dass sich der Name gar nicht auf einen einzelnen Berg beschränkt, sondern eine ganze Gebirgslandschaft bezeichnet. Dass aber diese Landschaft in Armenien zu suchen sei, zeigen die genannten Stellen, namentlich aber die des Jeremias, wesshalb auch alle Bibelerklärer den Ararat nach Armenien verlegen. Die indische Ueberlieferung spricht in ihrer ältesten Fassung nur von einem Berge im Norden, und dies dürfte das Ursprünglichste sein. Auch die

Hebräer kennen einen Götterberg im hohen Norden (cf. Jes. 14, 13. Ez. 28, 13. Ps. 48, 3), welcher mit dem Paradiese in Verbindung gesetzt wird. Wie man schon an den Strömen bemerken kann, welche vom Paradiese ausgehen, verschmilzt dieser Götterberg bei den Hebräern (und wol auch bei den Babyloniern) mit den Gebirgen Armeniens. Der érânische Götterberg ist natürlich die Hara berezaiti, über deren nördliche Lage wir oben gesprochen haben, auch in Erân ist die Vorstellung von diesem Nordberge später mit einem einheimischen Gebirge zusammengeflossen, man bezeichnet jetzt mit Elburz das Gebirge im Süden des kaspischen Meeres, bekannt ist auch, dass der höchste Gipfel des Kaukasus denselben Namen führt. Wenn also die Genesis sagt, die Arche Noahs habe sich auf dem Ararat niedergelassen, so meinte sie damit wahrscheinlich einen Berg im äussersten Norden in der Nähe des Paradieses, folglich in der Nähe der Wohnung Gottes. Diesen Gipfel, den höchsten von allen, konnte die Flut natürlich nicht überschreiten. Eine Frage, die für unsere Zwecke von hoher Wichtigkeit ist, ist die nach dem Ursprunge des Wortes Ararat und welcher Sprache dasselbe angehöre, ob einer semitischen oder einer indogermanischen. Diese Frage ist von um so grösserer Bedeutung, als dieser Name nicht in der jehovistischen Urkunde vorkommt, sondern in der Grundschrift der Genesis, in der wir sonst keine Fremdwörter gefunden haben; indess bei dem Namen eines Berges, der in einem fremden Lande liegt, begreift sich die Einbürgerung eines Fremdwortes am ersten. Bis jetzt hat Niemand meines Wissens den Namen aus dem Hebräischen oder einer andern semitischen Sprache zu erklären gesucht, was auch seine Schwierigkeiten hat. Wenn man aber den Namen nicht aus dem Hebräischen erklären konnte, so lag es am nächsten, seinem Ursprunge im Armenischen nachzugehen, als der Sprache des Landes, wo der Berg liegt. Der Gipfel nun, den man jetzt gewöhnlich mit Ararat bezeichnet, führte bei den Armeniern, so weit wir zurückgehen können, diesen Namen nicht, sondern hiess Masis, wie wir dies früher schon erörtert haben. Wir haben ferner schon davon gesprochen, dass man von der zweideutigen Autorität des Moses von Khorni abzusehen hat, welcher mit Airarat eine Ebene bezeichnet und mit der Bibel unter Ararat eine

Gebirgsgegend verstehen muss, wie ja auch eine der armenischen Provinzen diesen Namen führte. Von dem häufigen Erscheinen der Silbe Ar in Eigennamen ist gleichfalls schon gesprochen worden.

Der jüngere Erzähler der Urgeschichte hat an der Erzählung von der Flut nur einen geringen Antheil, aber es scheint, dass seine Ansichten im Ganzen mit denen des älteren Erzählers übereinstimmten. Der wichtigste Zusatz, den der jüngere Erzähler zu der Geschichte von der Flut macht, steht da wo er seine Ansicht über die Entstehung der grossen Flut darlegt (Gen. 6, 1—8). Nach ihm ist das Verderben dadurch entstanden, dass die Gottessöhne die Töchter der Menschen sahen und sie zu Weibern nahmen; aus diesen Ehen entstanden Wesen, welche die Mitte bildeten zwischen Menschen und Göttern, und die Eigenschaften von jedem Theile ihrer Aeltern besassen. So entstanden zuerst die Riesengeschlechter, und als auch diese wieder Menschentöchter zu Frauen nahmen, das Geschlecht der Helden oder Heroen, die letzteren müssen sich den Menschen mehr genähert haben als den Göttern, waren aber den ersteren noch immer an körperlichen und geistigen Kräften überlegen. Offenbar soll man sich diese Riesen- und Heldengeschlechter als zuchtlose Wesen denken, welche auf ihre Kräfte pochten und sich um den Willen und die Gebote Gottes sehr wenig kümmerten, sie vor Allem sollten durch die grosse Flut vernichtet werden. Die von dem jüngeren Erzähler vorgetragenen Ansichten enthalten nun wieder ganz auffällige Berührungspunkte mit dem Avesta, nur dass sie dort nicht mit der grossen Flut in Beziehung gesetzt werden, sondern mit dem Auftreten des Propheten Zarathustra. Nach dem Avesta war vor dem Erscheinen dieses Propheten auf Erden eine ganz ähnliche Zeit, wie nach dem Jehovisten vor der Flut, nur sind dort — dem dualistischen Principe zu lieb — die Mittelwesen zwischen Genien und Menschen theils guter, theils böser Natur. Es ist aber vornämlich das böse Princip, welches Wesen wie die Schlangen Dahâka und Çruvara in die Welt schickt und dadurch Ahura-mazda nöthigt, ihnen ähnliche Wesen entgegenzustellen, die gleichfalls mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet sind. In dieser Zeit, so belehrt uns

eine neuere Quelle[1]), liefen die Dämonen in Gestalt von Männern und Frauen auf der Erde umher, sie nahmen sich Männer und Frauen aus der Mitte der Menschen, zeugten mit ihnen Kinder und pflanzten auf diese Weise das Verderbniss auf Erden fort. Diesem Zustande wurde nach der Aussage des Avesta und anderer Quellen dadurch ein Ende gemacht, dass Zarathustra mit dem geoffenbarten Gesetze auf Erden erschien, letzteres wirkte gegen die Dämonen wie eine Waffe gegen die Menschen; es zerbrach ihre Körper und nöthigte sie, sich in der Erde zu verbergen. Hiermit ist allen übernatürlicheu und aussergewöhnlichen Zuständen ein Ende gemacht, wollen die Dämonen hinfort auf Erden etwas ausrichten, so müssen sie dies in der Gestalt von Menschen oder Thieren thun, als solche müssen sie sich aber mit dem Maasse der Kräfte begnügen, welche der Weltplan des guten Princips für diese Wesen festgesetzt hat, sie können aber nicht mehr durch aussergewöhnliche Anhäufung ihrer Kräfte in diesen Weltplan eingreifen und zu ungewöhnlichen Anstrengungen nöthigen. Es wird also hier auf anderem Wege dasselbe erreicht, was die Flut nach der Ansicht der Genesis bezwecken soll.

Wir haben bei diesen ältesten Berührungen zwischen Erâniern und Semiten so lange verweilt wegen der grossen Wichtigkeit, welche diese kostbaren Ueberlieferungen für uns haben. Es zeigt sich leicht, dass es besonders Theorien sind, ähnlich einem philosophischen System, welche die Erânier von den Semiten empfingen; diesen Theorien suchten sie dann ihre eigene Mythologie anzubequemen, so gut es ging. Was dagegen von den Erâniern zu den Semiten kam, das sind phantasiereiche Erzählungen, die uns schon aus der indogermanischen Zeit bekannt sind. Movers hat mit schlagendeu Gründen nachgewiesen[2]), dass diese Berührungen der Semiten mit dem Osten erst dem Wachsen der assyrischen Macht zuzuschreiben sind; darum können diese arischen Stoffe erst seit dem 10. Jahrhundert den Hebräern zugeführt worden sein, und wir werden nicht irren, wenn wir denselben Quellen und demselben Einflusse auch die Vermittlung semitischer Ideeu zu den Erâniern

---

1) Vgl. den Text in meinem Commentar zum Avesta II, 96.

2) Cf. Movers, *Phönizier I*, 65 flg.

zuschreiben, da sich diese noch weniger als die weit entfernter wohnenden Hebräer dem Einflusse der so nahen Weltstädte Ninive und Babylon entziehen konnten.

ZWEITES KAPITEL.

Die mythische Vorgeschichte der Erânier.

1. Quellen.

In den ältesten Berührungen der Erânier mit den im Westen wohnenden Semiten, die im vorigen Kapitel ausführlich beschrieben worden sind, haben wir nicht nur bereits die Erânier als selbständiges Volk kennen gelernt, wir sind auch den historischen Zeiten bereits ziemlich nahe gekommen. Die beiden im ersten Kapitel erwähnten Perioden, sowol die arische als wie die der beginnenden Selbständigkeit der Erânier unter dem Einflusse des Westens müssen wir als bereits geschlossen betrachten, ehe wir uns zu den Beschreibungen wenden, die uns die Erânier selbst von ihrem Ursprunge und ihrer frühesten Geschichte entwerfen sollen, denn neben den deutlichen Spuren der arischen Einwirkung werden wir in ihnen nicht weniger deutliche semitische Anklänge kennen lernen.

Nichts kann geeigneter sein, die grosse Kluft deutlich zu machen, welche in der Denkungsart der beiden arischen Völker sich kund giebt, als wenn wir ihr verschiedenes Verhalten zur Geschichte betrachten. Es ist bekannt, dass sich der Inder in seiner Ueberzeugung von der gänzlichen Werthlosigkeit des Irdischen so gründlich von der Aufzeichnung historischer Thatsachen abwandte, dass sich bei ihm der Sinn für Geschichtschreibung gar nicht entwickelte. Nicht nur gegenwärtig enthält die indische Literatur so gut wie keine Geschichtswerke, es ist auch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie früher dergleichen besessen habe. Anders bei den Erâniern. Hier liegen hinlängliche Beweise vor, dass wenigstens der gebildetere westliche Theil derselben schon sehr frühe angefangen habe aufzuzeichnen, was ihm geschichtlich bedeutend erschien. Ein unwiderleglieches Zeugniss für diesen Drang, die wichtigen

Thaten des Volkes und der Dynastie auf die Nachwelt zu bringen, geben uns die Inschriften der Achämenidenkönige, unter denen sich so manche historisch bedeutsame findet. Dass man aber hierbei nicht stehen blieb, dass man die Thatsachen nicht blos in Inschriften, sondern auch in Chroniken verzeichnete, wissen wir eben so gewiss aus dem Buche Esras (Esr. 4, 15. 19) und Esther (Esth. 6, 1), wie denn auch Ktesias die érânischen Archive benutzt haben will, was wenigstens beweist, dass man wusste, es seien solche vorhanden gewesen. Diese Sitte, ihre Thaten zu verzeichnen, dürften die Erânier von den benachbarten Semiten angenommen haben, wo schon seit alten Zeiten diese Aufzeichnungen bestanden und einem hohen Staatsbeamten übertragen waren (cf. 1 Reg. 4, 3. 2 Reg. 18, 18). Trotz dieses geschichtlichen Sinnes der Erânier würden wir doch in manchen Zeiten über ihre Geschichte nicht besser unterrichtet sein als über die der Inder, wenn uns nicht glücklicher Weise fremde Berichte aushelfen würden. Schon frühe hat die Ungunst der Zeiten nicht blos die Annalen der Achämeniden, sondern auch der Arsaciden vernichtet, und den Grund ihres Unterganges haben wir wol darin zu suchen, dass keine der folgenden Dynastien sich als eine unmittelbare Fortsetzung der vorhergehenden betrachtete und darum auch kein Interesse für die Geschichte ihrer Vorgänger zeigte. Nur die Geschichte der letzten érânischen Dynastie vor dem Auftreten des Islâm ist uns noch in einheimischen Berichten erhalten, und ihnen haben wir es zu danken, dass wir über die Vorstellungen der Erânier von den frühesten Schicksalen ihres Volkes noch Nachricht geben können. Ausländische Berichte würden hier natürlich nicht eintreten können.

Allem Anscheine nach war die Einrichtung des Königsbuches — dies ist der Titel dieser Annalen der Sâsâniden — eine ganz ähnliche wie die unserer mittelalterlichen Chroniken: es begann dasselbe mit Erschaffung der Welt und führte dann die Geschichte Erâns von den mythischen Zeiten bis zur Gegenwart hinunter. Diese mythische Einleitung ist es nun, welche uns besonders interessirt, sie ist es wahrscheinlich auch, welche veranlasst hat, dass die einheimischen Annalen der Sâsâniden nicht demselben Schicksale anheim fielen wie die ihrer Vorgänger. Das Interesse an der Dynastie der Sâsâniden

musste nach ihrem Erlöschen um so mehr verschwinden als die Umgestaltungen, welche Erân nachher erfuhr, nicht blos politischer sondern vornehmlich religiöser Art waren. Die alte Zeit politischer Grösse durfte den neuerdings zum Islâm Bekehrten nicht als eine gute erscheinen, sondern als eine verwerfliche, die Zeit der religiösen Unwissenheit. Diese Ungunst der Verhältnisse hatte jedoch nicht verhindert, dass Ibn Muqaffa im Laufe des 9. Jahrhunderts das Königsbuch der Sâsâniden ins Arabische übersetzte. Es war nicht während der Blüthezeit des arabischen Khalifates, sondern erst bei dem Verfalle desselben, dass in Erân wieder eine Sehnsucht nach den alten Zuständen erwachte, nicht nach dem Reiche der Sâsâniden, von welchem das Volk wenig mehr wusste, sondern nach jener Grösse der mythischen Heroen, deren fabelhafte Thaten man natürlich in jenen Zeiten für nicht weniger historisch hielt, als die glaubwürdigen Berichte späterer Geschichtschreiber. Es war im Osten Erâns, wo jener Sinn für die grosse érânische Vergangenheit wieder aus dem Dunkel hervortrat, in welches er vor den glänzenden Thaten der Helden des Islâms nur zurückgetreten war, erstorben ist er natürlich nie ganz gewesen. Dort im Osten hatten sich beim Verfalle des Khalifates in rascher Folge mehrere Staaten gebildet, deren Dynastien sich unabhängig zu machen suchten. Trotzdem dass diese Herrscher dem moslemischen Glauben treu ergeben waren, sahen sie doch ein, dass dieses Wiedererwachen des érânischen Nationalgeistes ihren dynastischen Zwecken nur förderlich sein könne, weil sich mit diesem Glauben an die eigene Grösse zugleich die Abneigung gegen die arabische Fremdherrschaft verbinden müsse, und sie thaten daher Alles, um den Sinn für die angebliche alte Nationalgeschichte zu fördern. Schon die erste der im Osten entstehenden Dynastien, die Familie der Ṣoffârideu, die im 9. Jahrhundert n. Chr. aufblühte, handelte in diesem Sinne und liess das ursprüngliche Königsbuch in das damals gebräuchliche Persische übersetzen und durch Zusätze vermehren. Noch weit angelegentlicher betrieb im 10. Jahrh. die Dynastie der Sâmâniden die Sammlung der nationalen Mythen und Sagen, schon damals unternahm es der dem alten érânischen Glauben zugethane Daqîqî, die alten Ueberlieferungen in ein passendes poetisches Gewand zu kleiden, wurde aber

ermordet, als er nur mit etwa 1000 Versen zu Stande gekommen war. Die dritte dieser Dynastien, die der Ghazneviden, brachte endlich das gewünschte Werk zu Stande. Unter Mahmûd, dem grössten Herrscher dieser Dynastie (997—1030) erhielt Firdosi die Mittel seine poetische Bearbeitung des Königsbuches zu vollenden. Ueber den poetischen Werth dieses berühmten Werkes ist hier nicht der Ort zu reden, wir haben blos zu erörtern, welche Geltung das Werk des Firdosi als getreue Ueberlieferung des mythologischen Stoffes für sich in Anspruch nehmen darf.

Es ist von vorn herein nicht eben wahrscheinlich, dass Firdosi seine Quellen willkürlich verändert habe, schon aus dem Grunde, weil er die ihm vorliegenden Erzählungen für Geschichte hielt, die er gewiss nicht fälschen wollte. Nur in einem Punkte können wir ihm zutrauen, dass er nicht immer genau berichtet hat, nämlich in religiösen Dingen. Nicht nur, dass Firdosi auf die religiöse Unterlage als gläubiger Muhammedaner nicht immer das rechte Gewicht gelegt hat, er musste auch überhaupt in dieser Hinsicht äusserst vorsichtig sein, weil seine Neider ihn der Hinneigung zum Parsismus beschuldigten, ein Vorwurf, der an dem Hofe eines so orthodoxen Königs wie Mahmûd nicht gleichgültig war. Glücklicher Weise haben wir nicht nöthig, uns mit Vermuthungen über die Zuverlässigkeit Firdosis zu begnügen, es liegen uns noch genügende Mittel vor, seine Mittheilungen mit andern, gleichzeitigen und älteren, zu vergleichen. Da nun Firdosi für die folgende Mythengeschichte unsere hauptsächlichste Quelle bleiben wird, so verlohnt es sich schon der Mühe, auf sein Verhältniss zu den übrigen Quellen, die uns zu Gebote stehen, etwas weitläufiger einzugehen. Wir begegnen nämlich einer ganzen Anzahl moslemischer Schriftsteller, meist érânischen Ursprungs, welche ziemlich zu derselben Zeit wie Firdosi und mit ähnlichen Mitteln es versucht haben, uns Abrisse der ältesten érânischen Geschichte zu geben. Unter ihnen ist wol zuerst zu nennen der Geschichtschreiber Ḥamza von Ispâhân. Ueber das Leben dieses Mannes wissen wir nur sehr wenig, glücklicher Weise aber doch so viel, dass er das uns erhaltene Geschichtswerk im Jahre 350 der Hijra, also 961 n. Chr. Geburt, vollendet

hat [1]. In diesem Werke hat Hamza verhältnissmässig ziemlich ausführlich im ersten Buche die Geschichte der Erânier behandelt, zwei andere Werke, die er noch geschrieben hat, mögen auch manche werthvolle Notiz enthalten haben, sie sind uns aber leider verloren. Hamza hat das Königsbuch noch selbst benützt, nicht blos in der arabischen Uebersetzung des Ibn Muqaffa, sondern noch in verschiedenen anderen Redactionen, die er uns aufführt [2]. Daneben theilt er noch manche wichtige Nachricht mit aus zwei anderen uns verlorenen Werken, aus einer Geschichte der Sâsâniden vom Nasr-ben Isa Kesrawi, der sehr genaue Studien gemacht haben will, und aus einem Buche des Behrâm ben Mervân, eines Mobad in der Stadt Shâpûr. In inniger Beziehung zu Hamza steht der uns unbekannte Verfasser eines Geschichtswerkes, welches den Titel Mujmil ut-tewârikh führt, in persischer Sprache, dessen Nachrichten vielfach auf Hamza gestützt sind, zum Theil wol auch auf die uns nicht mehr zugänglichen Werke desselben [3]. Ein weiterer moslemischer Schriftsteller von Bedeutung ist Abu Jafar Muhammed ben Jerîr ben Yezîd, aus der Stadt Amol in Taberistân gebürtig und darum gewöhnlich Ettabarî genannt. Er starb im J. 310 der Hijra und hat uns ein grosses Gechichtswerk hinterlassen, das in seinem ersten Theile die älteste Geschichte der Völker enthält. Einen persischen Auszug aus diesem Werke verfasste Belâmî, der gelehrte Vezir des Samaniden Abû Sâlih Mansûr ben Nûh, der sich mit Vorliebe dem Sammeln der altérânischen Traditionen zugewandt hatte, im J. 352 der Hijra [4]. Auch die Nachrichten, welche

---

1) Cf. *Hamzae Ispahanensis annalium libri X. ed. J. M. E. Gottwaldt. Petropoli* 1844. *praef. p. XX. flg.*

2) p. 8 flg. des arabischen Textes.

3) Der auf die érânische Geschichte dieses Buches bezügliche Theil ist von J. Mohl im *Journal asiatique* 1841 veröffentlicht worden.

4) *Taberistanensis annales ed. Kosegarten praef. I. und X.* Von dem persischen Auszuge aus Tabaris Chronik liegen uns die beiden ersten Bände einer französischen Uebersetzung vor (*Chronique de Tabari, traduite sur la version persane par H. Zotenberg. Paris* 1867—69. 2 *Bde.*), leider ist dieser Auszug sehr kurz und sucht das Wunderbare der Erzählungen mehrfach zu verwischen.

Masudi uns mittheilt, stammen aus guten Quellen [1]). Dieser vielgereiste Mann ist ein Zeitgenosse Hamzas († 955 n. Chr.) und wenn auch nicht Erânier von Geburt, so erblickte er doch in der Nähe dieses Landes, in Baghdâd, das Licht der Welt, er kannte offenbar die érânischen Zustände und war ohne Zweifel befähigt, gute Hülfsmittel zu benützen. Alle diese Schriftsteller stimmen mit Firdosi in den Hauptsachen überein und beweisen damit, dass er die alterthümlichen Mythen ganz in der Weise wiedergab, wie er sie in seinen Quellen vorfand. Neben dem Königsbuche hatte Firdosi noch andere Quellen benützt, welche theils Mahmûd von Ghazna und seine Vorgänger gesammelt, theils aber auch er selbst sich verschafft hatte, nicht selten beruft er sich auch auf die mündlichen Mittheilungen der Dihqâne oder Landedelleute. Wie viel diesen mündlichen Mittheilungen Firdosi im Einzelnen verdankt, wissen wir nicht, eben so wenig, ob vielleicht manche der mitgetheilten Erzählungen schon in gebundener Rede verfasst waren. Gewiss aber ist, dass Firdosis Mittheilungen den Sagenschatz des érânischen Volkes nicht erschöpfen, und dass er seinen Nachfolgern auf gleichem Gebiete eine reiche Nachlese hinterlassen hat, die sie glücklicher Weise auch benützt haben; wenn nun diesen Nachfolgern des Firdosi auch durchgängig das Genie ihres grossen Vorgängers abgeht, so haben ihre Arbeiten doch das Gute, dass sie uns den Stoff zugänglich machen. Bis jetzt sind jedoch alle diese Werke in den Bibliotheken verborgen [2]), es würde aus mehr als einem Gesichtspunkte sehr lohnend sein, sie heraus zu geben, denn da man in unserer Zeit weiss, welche Ausbeute alte Mythen gewähren, so wäre es schon aus diesem Grunde wünschenswerth, dass auch die érânischen Mythen vollständig bekannt würden. Bis jetzt kennen wir nur zwei dieser späteren Nachträge theilweise, nämlich das Gershasp-nâme und

---

1) Cf. Maçoudi, *les prairies d'or ed. Barbier de Meynard et Pavet de Courteille* (*Paris* 1861). *Tom. I. préf. p. III flg.*

2) Eine erschöpfende Untersuchung über die uns hier beschäftigenden Fragen findet man in der berühmten Vorrede zum ersten Bande der Mohl'schen Ausgabe des Firdosi, die mir gegenwärtig leider nicht zur Hand ist. Einen Auszug daraus enthält die Einleitung zu Schacks Heldensagen des Firdosi.

das Sâm-nâme, von diesen ist es gewiss, dass sie wirklich altes Material enthalten. Nicht so sicher lässt sich dies von ähnlichen Werken behaupten, wie das Barzû-nâme, Jihângîr-nâme, Bânû-gushasp-nâme und dem Bahman-nâme, wahrscheinlich aber würden auch diese Bücher noch manchen ungeahnten Aufschluss gewähren.

Wenn wir nun aber auch durch diese gleichzeitigen Berichte wissen, Firdosi habe seinen Stoff getreulich so mitgetheilt, wie er ihn in seinen Quellen gefunden hat, so ist damit über das Alter dieses Stoffes noch nichts entschieden, man kann sogar fragen, welche Gewähr man dafür habe, dass diese Mythen auch nur bis in die Zeit der Sâsâniden zurückgehen? Hierüber sind wir indess in der Lage, sichern Aufschluss geben zu können: dass man diese Mythen schon während der Sâsânidenherrschaft in ihrer jetzigen Form kannte, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache. Von hohem Werthe sind für unseren Beweis einige Aeusserungen des Moses von Khorni, aus dessen Worten man meines Erachtens nach nicht alle die Folgerungen gezogen hat, welche sich mit Sicherheit aus denselben ziehen lassen. Am Ende des ersten Buches fügt der genannte armenische Geschichtschreiber seiner Beschreibung der ältesten Geschichte Armeniens einen Zusatz bei, um die êrânische Mythe von der Ankettung des Dahâka im Berge Demâvend zu besprechen. In ziemlich übler Laune sagt er uns, dass wir diesen Zusatz nicht etwa seinem guten Willen verdanken, sondern den Bitten des Fürsten Isaak aus der Familie der Bagratiden, auf dessen Veranlassung Moses sein Werk schrieb. Er selbst, so fährt er fort, halte durchaus nichts auf diese êrânischen Fabeln, denen er auch gar keinen Platz in seinem Buche gönnen möge und über die er höchstens anhangsweise sprechen wolle. Der Bericht, den er über den Kampf zwischen Thraetaona und Dahâka giebt, stimmt bis auf Kleinigkeiten mit unsern übrigen Quellen zusammen. Was wir nun aus dieser Notiz schliessen können, besteht in Folgendem. Deutlich ist vor Allem der Hass, mit welchem der priesterliche Geschichtschreiber Alles betrachtet, was von den Erâniern herrührt, bis auf ihre Mythen herab, und die Gründe dieses Hasses gehen aus der Geschichte Armeniens sattsam hervor. Nicht weniger deutlich sieht man aber auch, dass dieser Hass der Priester

von den Laien nicht in gleicher Weise getheilt wurde. Der Fürst Isaak wünschte offenbar die Besprechung der Dahâkamythe, weil er sie kannte und für sie sich interessirte; aus dem ärgerlichen Tone des Moses sieht man, dass seine Bitten um Aufnahme derselben ziemlich dringend gewesen sein müssen. Der Umstand ferner, dass Moses die Mythe ganz so erzählt, wie wir sie auch aus andern Quellen kennen, beweist, dass diese êrânischen Mythen in Armenien nicht anders erzählt wurden, wie in Erân selbst, nicht etwa in veränderter Fassung und mit armenischen Localitäten verknüpft anstatt mit êrânischen. Ganz dasselbe zeigt uns auch eine kürzere Notiz desselben Geschichtschreibers, in der er einen frühern armenischen Helden mit Rustem, dem Segestâner, vergleicht (II, 8). Also auch in Armenien war Rustem bekannt und auch dort galt er für den Beherrscher von Segestân.

Wenn uns nun diese Nachrichten des armenischen Geschichtschreibers wenigstens beweisen, dass im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die êrânische Sagengeschichte schon in ihrer jetzigen Gestalt vorhanden war, so ist es von noch grösserer Wichtigkeit, dass wir bei Vergleichung des Avesta finden, dass auch dieses mit Firdosi bis auf Kleinigkeiten übereinstimmt. Zwar kommt dieses Buch nur an einigen wenigen Orten ausführlicher auf die êrânische Sagengeschichte zu sprechen, um so öfter erwähnt es dieselbe gelegentlich, und man kann mit Zuversicht behaupten, dass in der Zeit, als das Avesta verfasst wurde, die ganze Sagengeschichte von Gayô maretan bis Zarathustra schon in ihrer jetzigen Gestalt vollendet war, wenn auch hie und da eine Erzählung mehr hervorgehoben, die eine oder die andere verschieden motivirt war, denn wir haben von Gayô maretan bis auf Vîstâçpa und Zarathustra herab für jede der Hauptpersonen die Bezeugung des Avesta. Dass die Uebereinstimmung noch weiter geht und sich auch auf die Anordnung des Ganzen erstreckt, werden wir im nächsten Abschnitt zu zeigen haben. Zu diesen Beweisen für das Alter der êrânischen Heldensage können wir aber zum Schlusse noch einen sehr erheblichen hinzufügen: die Hinweisung auf die arische Periode, wo wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl êrânischer Heroen schon vorgefunden und besprochen haben, es wurzelt mithin ein sehr grosser Theil der

érânischen Heldensage schon in der arischen Periode und geht folglich in seinen Anfängen weit über den Beginn unserer Geschichte zurück. Allerdings darf man dies nicht so verstehen, als seien unsere érânischen Helden ganz dieselben wie jene arischen Heroen. Wir haben im Gegentheil schon gesehen, dass alle diese in die arische Periode zurückgehenden Gestalten ziemlich farblos sind, sei es, weil sie noch nicht vollständig ausgebildet waren, oder weil wir die alten Mythen nicht mehr kennen, welche sich an sie anschlossen. Alle diese Gestalten werden uns in der érânischen Heldensage mit Fleisch und Blut bekleidet wieder entgegentreten, aber mit érânischem Fleisch und Blut, das Volk, das in ihnen seine liebsten Repräsentanten sieht, hat sie nach seiner Weise umgeschaffen, so dass sie denken und fühlen wie das Volk selbst, dem sie nun angehören.

Somit ist das Alter der érânischen Heldensage, welche uns in unsern Quellen vorliegt, über jeden Zweifel erhaben, und es bleibt uns nun noch die Aufgabe, zu ermitteln, welchem Theile von Erân sie eigentlich ihre Entstehung verdankt. Die oben erzählte Geschichte der Sammlung dieser Heldensage von ihrer ersten Beachtung unter den Ṣoffâriden bis zu ihrer Aufzeichnung durch Firdosi weist uns durchaus nach Ostérân. Dort hatte man den vaterländischen Mythen unter allen Umständen die treueste Liebe bewahrt und wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn wir diese Mythen wenigstens in ostérânischer Färbung überliefert finden. Allein bei genauerer Betrachtung sieht man bald, dass es nicht bei der blosen Färbung sein Bewenden hat, dass in der That der ganze Gehalt der Mythen sich um ostérânische Interessen dreht und zum grossen Theile in Ostérân spielt. Den Hauptpunkt der ganzen Sagengeschichte bildet nämlich ohne Widerrede der fortwährende Krieg gegen Turân, die Erzählung der Unbilden, welche die Erânier von dort aus zu erdulden hatten, und welche sie rächen müssen. Es ist leicht zu sagen, welcher Theil Erâns bei diesen steten Kämpfen eigentlich und fortwährend betheiligt ist, denn die Verhältnisse sind dort noch heute die nämlichen wie im Alterthume. Es ist der ganze Nordrand von Balkh im Osten bis nach Shâhrûd im Westen. Dort müssen auch jetzt nicht nur vorüberziehende Karawanen auf die Ueberfälle der Turânier gefasst sein, sondern auch die einzelnen Bewohner der Gegend,

soweit sie nicht in geschlossenen Mauern sich befinden. Dort ist also der beständige Kampf zwischen Erân und Turân eine Thatsache, und nur der Unterschied zwischen dem Alterthume und der gegenwärtigen Zeit wird anzunehmen sein, dass die alten Erânier im Bewusstsein ihrer politischen Macht mehr geneigt waren, sich zu rächen oder Gleiches mit Gleichem zu vergelten als gegenwärtig. Aus diesen Gründen bewegen sich auch die geographischen Erwähnungen im Königsbuche vorzugsweise an der Nordgränze des Reiches, oder sie gehen noch weiter nach Norden hinaus, nach Turân. Nur die von uns oben bezeichnete Strecke hat unter den beständigen Einfällen der Turânier fortwährend zu leiden, während das übrige Erân nur sehr selten in Mitleidenschaft gezogen wird. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass die grosse Wüste die im Süden liegenden Prozinzen, wie Segestân, Persis, Susiana vom Nordrande trennt und mithin gegen Ueberfälle vom Norden her schützt. Weniger geschützt ist der Osten und Westen des Reiches, aber Züge auch nur bis Ghazna im Osten oder nach Atropatene im Westen konnten von den Turâniern doch nur unternommen werden, wenn sie bedeutende Heeresmassen angesammelt hatten, und dazu kam es bei dem Stande der Dinge im Norden doch nur selten. Hieraus erhellt denn, dass nur der Nordrand von Erân den Krieg gegen Turân als die Hauptangelegenheit des Reiches ansehen und behandeln konnte. Der im Süden des Reiches thronende König tritt daher in dem Epos ziemlich in den Hintergrund, denn von ihm konnte man bei den schnellen Ueberfällen der Turânier, welche schleunige Abwehr heischten, bei der grossen Entfernung wenig Hülfe erwarten. Nur bei bedeutenderen Einbrüchen mit Heeresmacht berichtete man wol an den Hof und erwartete von diesem Abwehr der Feinde. Von grösserer Wichtigkeit als der entfernt wohnende König waren andere Grosse des Reichs, von denen man eher Hülfe erwarten konnte, weil sie näher wohnten. Unter diesen erscheint nun der Beherrscher von Segestân, der, wie wir sehen werden, eine sehr unabhängige Stellung einnahm, in den meisten Fällen als der Retter in der Noth. Das alte Segestân ist grösser zu denken als die jetzige Landschaft dieses Namens, es gehörten insbesondere im Norden mehrere Landschaften dazu, die jetzt davon abgetrennt werden.

So namentlich die Gegend von Ghazna, welche damals den Namen Zâbul führte und als der Sitz der Herrscher von Segestân angesehen wurde. Aber obwol dieser Fürst meistens in Fällen der Noth als Retter im Epos erscheint, so gilt er darum doch nicht als Mitbetheiligter, oder doch nur in sehr seltenen Fällen. Auch die Fürsten von Ispâhân werden von den Bewohnern des Nordrandes wegen ihrer Hülfe verehrt, doch treten sie hinter den Fürsten von Segestân an Bedeutung zurück. In allen Fällen aber wird festgehalten, dass diese Fürsten Vasallen des Beherrschers von Erân sind, sie handeln theils auf dessen Befehl, zum Theil aber auch aus eigenem Pflichtgefühl und unwandelbarer Anhänglichkeit an die érânische Dynastie.

Wir können demnach mit Sicherheit behaupten, dass wir es im Königsbuche mit ächten altérânischen Mythen zu thun haben und zwar mit ostérânischen. Sie setzen im Wesentlichen die Form des Reiches voraus, wie dasselbe unter den Achämeniden und Sâsâniden gestaltet war, aber alle Begebenheiten in jeder Himmelsgegend treten zurück gegen die Wichtigkeit der Begebenheiten im Norden. Und nicht einmal der ganze Norden ist es, der berücksichtigt wird, wir erfahren z. B. nichts über die Unternehmungen gegen den Kaukasus, nur derjenige Theil des Nordens, der im Osten des kaspischen Meeres liegt, kommt in Betracht. Wenn wir nun aber auch für den Haupttheil der érânischen Mythen als Vaterland die Linie zwischen Shâhrûd und Balkh festhalten, so dass Firdosis Vaterstadt Tus recht eigentlich im Mittelpunkte des Schauplatzes dieser Sagengeschichte gelegen war, so müssen wir doch zugeben, dass es einzelne Ausnahmen giebt, einen kleinen Theil werden wir nach Taberistân, einen andern sogar nach Atropatene verlegen müssen. Für die Annahme, dass diese im Osten entstandenen Mythen auch in anderen Theilen der Monarchie bekannt und beliebt waren, lässt sich das Zeugniss des Moses von Khorni anführen; wie es in Armenien war, so wird es auch in der Persis, Susiana und anderen Provinzen gewesen sein. Freilich lässt sich mit Sicherheit annehmen, dass nicht blos ostérânische Mythen in diesen Landstrichen bekannt gewesen sein werden, sondern dass daneben auch andere, eigenthümliche vorhanden waren, welche uns nicht mehr erhalten

geblieben sind. Einiges von diesen lässt sich jedoch noch nachweisen. Wir wissen bereits aus Herodot, dass sich mit der Lebensgeschichte des Kyros oder Kuru bei den Persern viele Fabeln vermischt hatten, es ist wahrscheinlich, dass diese einem andern Kuru angehören, der wol bis in die indogermanische Zeit hinaufreichen dürfte. Ein anderes Beispiel bietet die Geschichte des Parsondas, die uns Nicolaus Damascenus aufbewahrt hat.

Wenn nun aber auch die Mythen und Sagen Westérâns keinen Aufzeichner gefunden haben, so könnte es dagegen scheinen, als ob über die Sagengeschichte Armeniens ein besserer Stern gewaltet habe, da uns Moses von Khorni eine ähnliche Sagengeschichte von der Sintflut an giebt, wie wir sie im Königsbuche für Erân finden. Eine genauere Betrachtung derselben freilich ist geeignet, unsere Freude bedeutend herabzustimmen. Moses von Khorni lebte im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung und ist ohne Frage der Vater der armenischen Geschichtschreibung. Er gehört zu den frühesten Schriftstellern in armenischer Sprache, denn in früherer Zeit, ehe die Armenier sich zum Christenthume bekehrten, hatten sie keine Sonderexistenz, sie betrachteten sich als einen Theil der Erânier und schrieben ihre Sprache mit érânischen Buchstaben, wie diese denn auch in früheren Zeiten dem Erânischen noch bedeutend ähnlicher gewesen sein mag als sie es jetzt ist. Daneben schrieb man auch mit aramäischer und griechischer Schrift und Viele verstanden auch Aramäisch und Griechisch, wir glauben aber, dass diese Sprachen nicht vor dem Zuge Alexanders des Grossen sich in Armenien eingebürgert haben und namentlich erst seit der Bekehrung des Volkes zum Christenthum. Alle diese Verhältnisse würden dem Moses nicht sehr hinderlich gewesen sein, wenn er die Urgeschichte seines Volkes hätte in ähnlicher Weise beschreiben wollen, wie Firdosi es that, und die frühere Zeit, in welcher er schrieb, hätte ihm sogar ein entschiedenes Uebergewicht verschaffen sollen. Indessen Moses wurde durch seine Erziehung und Neigung zu den historischen Werken der Griechen und Syrer hingezogen, aus ihnen schöpfte er mit Vorliebe und nur nebenbei benützte er die Sagen im Volksmunde, die ihm hätten die Hauptsache sein müssen. Von griechischen Schrift-

stellern benützte er eine Reihe wenig bekannter, zum Theil ganz unbekannter Geschichtschreiber meist später Zeit, an deren Werken wir allem Anscheine nach nicht viel verloren haben [1]), von der uns geläufigen griechischen Literatur macht er so gut wie keinen Gebrauch, wahrscheinlich weil sie über Armenien sehr wenig enthielt, blos Josephus und Eusebius machen davon eine Ausnahme. Die Schrift, welche für die älteste Geschichte Armeniens bei Moses am meisten in Betracht kommt, ist das Werk des Mar Abas Katina. Wie uns Moses berichtet (I, 8), wurde dieser Mann von Valarshak, dem Gründer der Arsacidendynastie in Armenien, in einer wissenschaftlichen Sendung nach Mesopotamien geschickt. Mit Schmerz hatte der König gefunden, dass die früheren Beherrscher seines Landes es gänzlich unterlassen hatten, wichtige Begebenheiten aus der Geschichte des Landes aufzuzeichnen, desswegen versah er den Syrer Mar Abas Katina, welcher der chaldäischen und syrischen Sprache kundig war, mit Empfehlungsschreiben, damit er aus den Archiven Mesopotamiens diese Lücke ergänzen möge. Mar Abas Katina begab sich nach Ninive, wo er zuvorkommend aufgenommen und alle Archive ihm geöffnet wurden. Unter den Büchern, welche dieses Archiv neben andern Documenten enthalten zu haben scheint, fand Mar Abas eines, welches ihn, als für seine Zwecke wichtig, sehr anzog. Es begann mit den Worten: „Dieses Buch wurde auf Befehl Alexanders aus dem Chaldäischen ins Griechische übersetzt, es enthält die Geschichte der Alten und Vorfahren". Mar Abas Katina lässt merken, dass dieses Buch auch die Geschichte anderer Nationen enthielt, aber er begnügte sich, den griechischen Text so weit zu copiren, als er Armenien und seine Geschichte betraf, und demselben eine syrische Uebersetzung beizufügen. Mit seinem Funde kehrte er nach Armenien zurück und legte ihn dem Könige Valarshak vor, der die Hauptpunkte aus dieser Geschichte in Stein eingraben liess, damit sie zur allgemeinen Kenntniss gelangen

1) Cf. V. Langlois: *Mémoire sur les origines de la culture des lettres en Arménie* im *Journal asiatique* 1861 und *Etude sur les sources de l'histoire de l'Arménie de Moïse de Khoren* im *Bulletin de l'Académie imp. de St. Pétersbourg* 1861. *p.* 531—83. Ich kann indess diesem Gelehrten nicht durchgängig beipflichten.

möchten. — So beschreibt Moses von Khorni die Entstehung dieses Werkes, welches er für den ältesten Theil seiner Geschichte (I, 9 — II, 9) als Hauptquelle benützt. Diese Erzählung des Moses hat Anlass zu gerechten Zweifeln gegeben. Eine bedenkliche Behauptung ist es, dass im 2. Jahrh. v. Chr. noch wichtige Archive in Ninive gelegen wären, denn wir wissen, dass Ninive damals längst zerstört war, und wir haben keine Nachricht, dass sich damals schon eine andere bedeutende Stadt aus seinen Trümmern erhoben hätte. Den Moses deswegen des Betruges zu zeihen, wie es wol geschehen ist, scheint mir zu weit gegangen, er dürfte eher selbst der Getäuschte gewesen sein, aber Letzteres anzunehmen scheint mir nothwendig. Nicht nur ist die ganze Erzählung von der Sendung des Mar Abas Katina ziemlich unwahrscheinlich, auch Alles, was Moses aus diesem Buche giebt, scheint auf einen christlichen Ursprung hinzudeuten. So schon der Name des Geschichtschreibers selbst, denn die Titel Mar Abas sind kaum älter als das Christenthum. Dann der Inhalt des Buches, was Mar Abas Katina über den Ursprung und Anfang der Welt erzählt (Mos. Khor. I, 9) erinnert sehr an Gen. 6, 1 flg., doch liesse sich hier allerdings streiten, ob der syrische Geschichtschreiber das, was er sagt, nicht vielleicht direct aus einer aramäischen Quelle entnommen habe. Allein dass Jemand vor der Einführung des Christenthums ein Interesse daran gehabt haben solle, die armenische Vergangenheit mit den Erzählungen der Genesis zu verbinden, was hier doch offenbar ein Hauptzweck ist, scheint nicht sehr glaublich. Aus diesen Gründen theilen wir die Ansicht Renans[1]), dass das Werk des Mar Abas Katina aus christlicher Zeit stammt, aber wahrscheinlich sich selbst einen früheren Ursprung beilegte und dadurch den armenischen Geschichtschreiber täuschte. Neben den genannten griechischen und aramäischen Quellenschriften benützte Moses für sein Werk allerdings auch noch Archive, seine Angaben sind zu genau, als dass wir daran zweifeln könnten (cf. II, 10) und unter diesen Quellen mögen geschichtlich wichtige Urkunden gewesen sein, leider erfahren wir aber nicht genauer, was aus dieser Art von Quellen stammt, und dann ist es höchst

1) *Histoire des langues sémitiques p.* 239—240.

unwahrscheinlich, dass irgend eine dieser Urkunden in die Zeit hinaufreichte, von der wir hier sprechen. Nur in einigen wenigen Fällen macht Moses von Khorni auch Gebrauch von dem Sagenschatze seines Landes, und diese Fälle sind der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen [1]. Man sieht aus seinen Aeusserungen, dass Armenien damals einen reichen Schatz von einheimischen Sagen und Liedern gehabt haben muss, welche mit Musikbegleitung vorgetragen wurden; es wäre also wahrscheinlich im reichen Masse der Stoff zu einer ähnlichen Arbeit vorhanden gewesen, wie wir sie im érânischen Königsbuche besitzen. Dass diese Sagen und Mythen weder Moses noch ein gleichzeitiger oder späterer armenischer Schriftsteller gesammelt hat, müssen wir höchlich bedauern, allein verwundern kann es uns eigentlich nicht. Wir haben schon früher gefunden, mit welchem Hasse Moses auf die érânischen Mythen blickt, und mit érânischen Mythen berühren sich die Sagen seines Volkes gewiss vielfach. Sie waren ferner ohne allen Zweifel mit Elementen durchzogen, welche an die alte Landesreligion erinnerten, und diese dachten Männer wie Moses eher auszurotten als ihrer Erhaltung durch die Sammlung dieser Sagen einen mittelbaren Vorschub zu leisten. Diese Gesinnung mag zur Zeit des Moses noch nicht die allgemeine gewesen sein, sie wurde es aber in den folgenden Jahrhunderten mehr und mehr, und daher begreift es sich, dass auch später es sich kein Armenier beifallen liess, die Lücken des Moses zu ergänzen. Wir müssen demnach diese armenische Urgeschichte mit gemischten Gefühlen betrachten. Sie ist zum grossen Theile werthlos, zum Theil aber auch sehr werthvoll, und es ist nicht immer möglich das Werthvolle und Werthlose genau zu sondern. Wir werden sie daher am Schlusse der érânischen Sagengeschichte im Zusammenhange betrachten.

1) Die Abhandlung von Emin վէպք Հնոյն Հայաստանի (Gesänge des alten Armenien) Moscau 1850, die auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat, ist mir nicht zugänglich. Cf. auch *Dulaurier, chants populaires de l'Arménie* im *Journal asiatique* 1852.

2. Die Chronologie der Sagengeschichte.

Die älteren muhammedanischen Geschichtschreiber haben sich bemüht, eine Ordnung in die êrânische Geschichte vor dem Auftreten des Islâm zu bringen, die älteste Geschichte mit eingeschlossen, in der sie ja wirkliche Begebenheiten zu finden meinten. Namentlich hat Ḥamza von Ispâhân sich, wie es scheint, viele Mühe in dieser Richtung gegeben, aber er verhehlt uns nicht, mit welch' schlechtem Erfolge seine Bemühungen belohnt wurden. Zur grösseren Sicherheit hat er die verschiedenen Redactionen des Königsbuches, welche ihm noch vorlagen, mit Rücksicht auf die Chronologie verglichen, er fand jedoch, dass keine zwei Handschriften mit einander in den Zahlen übereinstimmten. Ḥamza schreibt diesen Uebelstand dem Versehen der Abschreiber zu, welche diese Zahlen von einer Handschrift in die andere, von einer Schriftart in die andere zu übertragen hatten. Diese Annahme mag nicht ohne Grund sein, schwerer noch fällt ein zweiter Grund ins Gewicht, den ein anderer von Ḥamza angeführter Chronologe geltend macht: es gab nämlich in älterer Zeit in Erân keine fortlaufende Chronologie, man rechnete immer von dem Regierungsantritte eines Königs bis zu seinem Tode. Hieraus erhellt, dass die Zeiten, wo kein König herrschte, eigentlich gar nicht berechnet wurden, für Zeiten also wie die vom Auftreten Alexanders bis zum Anfang der Arsacidenherrschaft gar keine bestimmte Zahl überliefert war. Dieser Umstand musste es für einen muhammedanischen Forscher allerdings als hoffnungslos erscheinen lassen, in die Zeit jenseits der Arsaciden vorzudringen [1]) und jene alte Zeit zu berechnen. Dass die berichtete Thatsache richtig ist, beweisen die Münzen der Sâsâniden, aus denen man allerdings sieht, dass jeder einzelne König nach seinen Regierungsjahren zählte. Dass nach dem Tode Yezdegerts eine fortlaufende Zeitrechnung entstanden ist, dürfen wir wol mehr dem Zufalle als einer bestimmten Absicht zuschreiben. Man hielt ohne Zweifel anfänglich in Erân die moslemische Herrschaft für ein vorübergehendes Ereigniss und

1) Ḥamza, *p.* 22 *ed. Gottw.*

rechnete in diesem Glauben einstweilen vom Tode des letzten legitimen Herrschers an; der erste rechtmässige König von Erân, wenn ein solcher erschienen wäre, würde diese Zeitrechnung beendet haben. Allein dieses Ereigniss liess Jahrhunderte auf sich warten, mittlerer Weile hatte man die eigentliche Veranlassung der yezdegertischen Aera vergessen, bei der fortschreitenden Bekehrung des Landes zum Islâm musste auch die muhammedanische Zeitrechnung mehr und mehr in Geltung kommen, während nur die Altgläubigen fortfuhren ihre Zeit vom Todesjahre Yezdegerts an zu berechnen. — Für die ältere Zeit haben also die muhammedanischen Geschichtschreiber nur ungefähre Schätzungen, nicht eine geordnete Chronologie, in ihren Schätzungen sind sie aber ziemlich übereinstimmend [1]. Wir hören, dass Thraetaona in gleicher Zeit mit Abraham gelebt habe, dass unter der Regierung des Königs Manuscithra Moses aufgetreten sei. Kaikhosrav soll mit Salomo gleichzeitig regiert haben, unter der Regierung des Lohrasp soll Nebukadnezar gegen Westen gezogen sein und Jerusalem zerstört haben. Humâi, die letzte der im Avesta beglaubigten mythischen Persönlichkeiten, soll dieselbe sein wie Semiramis [2]. Man sieht, wie wenig auf diese Angaben zu verlassen ist, sie beweisen aber wenigstens, dass wir selbst nach Ansicht der Orientalen nicht daran denken dürfen, diese mythischen Helden in die Zeit der Achämeniden zu versetzen.

Glücklicher Weise bedürfen wir für die Periode der Sagengeschichte diese Berechnungen nicht, da wir sehr wohl wissen, dass der grösste Theil dieser Könige und Helden nie gelebt hat, so kann es uns auch nicht einfallen, ihre Lebenszeit chronologisch bestimmen zu wollen. Dies Alles schliesst aber nicht aus, dass die Sagengeschichte der Erânier streng chronologisch geordnet ist, nicht indem man von einem bestimmten Zeitpunkt an gezählt, sondern weil man sie in ein im Voraus festgestelltes System eingeordnet hat. Diese Theorie ist eine alte und ihre Spuren sind schon im Avesta unverkennbar. Sie beruht auf der Annahme, dass die gesammte Dauer der Welt

1) Ḥamza l. c. p. 32. Masudi, *goldne Wiesen cap.* 21 (*Tom. II,* 105 flg. *ed. Paris.*).

2) Ḥamza l. c. p. 38.

von ihrer Erschaffung bis zu ihrem Ende einen Zeitraum von 12000 Jahren umfasse, und in diesen Rahmen suchte man nun alle die Ereignisse einzutragen, von denen man Kunde zu haben vermeinte. Das Verdienst, diese Theorie in der éránischen Sagengeschichte entdeckt und nachgewiesen zu haben, gebührt ohne Frage Windischmann [1]), und wenn auch seine Angaben durch die seitdem erschienene berichtigte Ausgabe des Bundehesh einige Verbesserungen erleiden müssen, so können doch auch wir im Ganzen nichts Besseres thun, als seiner scharfsinnigen Beweisführung zu folgen.

Die Hauptzüge dieses chronologischen Systems sind uns im 34. Kapitel des Bundehesh erhalten, und aus den Angaben dieses Buches sieht man auch den Grund, warum die Weltdauer gerade auf 12000 Jahre festgesetzt wird. Es wird nämlich die Welt mit dem Zodiakus [2]) verbunden und unter die Herrschaft desselben gestellt, in der Weise, dass jedem Zeichen des Thierkreises die Herrschaft über je tausend Jahre zugetheilt wird. Somit ist dieses System auf die Annahme von dem Einflusse der Gestirne auf die Erde gegründet, und wir werden daher schwerlich annehmen dürfen, dass dasselbe in Erân entstanden sei, noch auch dass es die Erânier aus der arischen Vorzeit erhalten haben; sowol bei den Indern wie bei den Erâniern zeigt sich diese Lehre vom Einflusse der Gestirne erst spät und scheint ihnen von fremdher zugekommen zu sein. Dagegen werden wir kein Bedenken tragen, den Ursprung dieses Systems nach Westen zu verlegen, nach Babylon oder Ninive, wo wir den Gestirncultus und die Lehre von der Einwirkung der Gestirne schon seit alter Zeit in Geltung finden. Im Einzelnen stimmen die Angaben des Bundehesh in den Zahlen ziemlich genau zu den Mittheilungen Hamzas und Masudis, doch würde es schwer sein, aus diesen Werken allein die richtige Chronologie herzustellen, da ihre Angaben nicht vollständig sind, aber durch Herbeiziehung von gelegentlichen Bemerkungen, die in diesen Werken vorkommen, können sie unschwer vervollständigt werden. Zein Zweifel herrscht darüber, dass nach alterânischer Ansicht die Welt

1) *Zoroastrische Studien p.* 147 flg.

2) Cf. Bund. c. 34.

nach ihrer Erschaffung 3000 Jahre lang bestanden hat, ohne von Menschen bewohnt zu werden. Es war dies die Zeit, als die Herrschaft über sie bei den Zeichen des Lammes, Widders und der Zwillingen war. In dieser Zeit wird die Welt noch im Himmel befindlich dargestellt, also frei von allem Kampfe und Unglück, weil die bösen Mächte dorthin nicht vordringen konnten. Erst nach Ablauf dieser 3000jährigen Periode wurde die Welt in den Raum herabgelassen, in dem sie sich jetzt befindet[1]. Aber auch in den folgenden drei Jahrtausenden änderte sich der Zustand der Welt nicht wesentlich. Sie gehören den Zeichen des Krebses, des Löwen und der Aehre, unter ihrer Herrschaft befand sich zwar Gayô-maretan und der fabelhafte Urstier in der Welt, aber frei von aller Feindschaft. Somit war die Hälfte der zwölftausendjährigen Weltperiode schon in vollkommener Glückseligkeit zurückgelegt, und von diesem Zeitpunkte an, unter dem Zeichen der Wage, änderte sich die Sache, es begann die Zeit der Einmischung des bösen Princips, also der Kampf, welcher seit dieser Zeit ununterbrochen auf der Welt fortdauert. Die Zahlen dieses Jahrtausends, welches die Zeit von Gayô-maretan bis Yima umfasst, sind am meisten in Unordnung gekommen, es lassen sich aber die Verbesserungen leicht angeben. Es steht sowol nach dem Bundehesh als den muhammedanischen Geschichtschreibern fest, dass Gayô-maretan und der Urstier noch in das Jahrtausend der Wage hineinlebte, aber nur 30 Jahre, denn Ağrô mainyus suchte diese beiden Wesen zu vernichten, und dies gelang ihm nach 30 Jahren. Aus einer gelegentlichen Notiz des Bundehesh (p. 33, 8) geht ferner hervor, dass zwischen dem Tode des Gayô-maretan und dem Aufspriessen der Raivaspflanze, aus der schliesslich Mashya und Mashyâna emporwuchsen, ein Zeitraum von 40 Jahren verging, zu denen wir noch sechs Monate hinzurechnen müssen, weil diese Pflanze im Monat Mithra, dem siebenten Monat, aufwuchs, es gingen also noch sechs Monate voraus, welche den vierzig Jahren noch beizufügen sind[2]. Mashya und Mashyâna selbst lebten fünfzig Jahre im Stande der Unschuld und dann noch 93 Jahre

1) Cf. Bund. 2, 14. Hamza l. c. p. 64.

2) Windischmann l. c. p. 151.

als Mann und Frau. Ihnen folgte Haoshyaǵha, für dessen Regierung vierzig Jahre angesetzt werden, für die des Takhma urupa dagegen dreissig. Den Schluss der Periode macht Yima mit einer Regierung von 616 Jahren und 6 Monaten, weitere hundert Jahre werden seiner Lebenszeit noch beigefügt, während welcher er auf der Flucht in der Verborgenheit lebte, gleichwol aber noch für den rechtmässigen Herrscher gilt. Demnach erhalten wir für das Jahrtausend der Wage folgende Zahlen:

Gayô-maretan	30 Jahre	— Monate.	
Zwischenzeit	40 -	6	-
Mashya im Stande der Unschuld	50 -	—	-
- nach der Verheirathung	93 -	—	-
Haoshyaǵha	40 -	—	-
Takhma urupa	30 -	—	-
Yima	616 -	6	-
Derselbe verborgen	100 -	—	-
	1000 Jahre.		

So verhalten sich die Dinge nach den gewöhnlichen Angaben über den Verlauf dieses Jahrtausends. Von nicht geringem Interesse ist es aber, dass im Avesta Spuren vorhanden sind, nach welchen noch eine andere Ansicht über diese Periode im Umlauf war. Nach Yt. 17, 30 hätte Yima 1000 Jahre lang regiert, also die Periode allein ausgefüllt, welche nach der gewöhnlichen Ansicht unter mehrere mythische Personen vertheilt wird. Wenn wir ferner die Stelle Vd. 2, 20 flg. so verstehen, dass dort nicht von Ländern, sondern von Jahren die Rede ist, so hätte Yima 900 Jahre regiert, und es würde diese letztere Angabe der ersteren nicht nothwendig widersprechen müssen, denn es würde sich leicht ein Grund finden, die noch fehlenden hundert Jahre hinzuzudenken, wie etwa dass er so lange Zeit nach seiner Regierung noch gebraucht habe, um den Garten fertig zu bringen, in dem er künftig wohnen sollte. Diese Abweichung verstärkt unsere früher schon berührte, übrigens auch bereits von Windischmann ausgesprochene Ansicht, dass Yima früher an der Spitze der érânischen Sagengeschichte gestanden und für den Urmenschen gegolten habe. Die Wesenlosigkeit der dem Yima vorhergehenden mythischen Gestalten kann nur dazu dienen, die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme noch zu erhöhen.

Das nächste Jahrtausend steht unter der Herrschaft des Skorpions, es wird nach dem einstimmigen Zeugnisse unserer Quellen ganz ausgefüllt durch die Herrschaft des bösen Dahâka, der wahrscheinlich anfangs ein Seitenstück zu Yima gewesen ist, wie man in der Regierung des Yima die grösste Glückseligkeit fand, so stellte Dahâka die Kehrseite, die Zeit des Unglücks, in einer eben so langen Regierung dar. Die nächstfolgenden tausend Jahre stehen unter der Herrschaft des Zeichens des Centauren. Die Zahlen dieser Periode haben sich ungetrübt erhalten und vertheilen sich in folgender Weise:

Thraetaona	500	Jahre.
Manuscithra (mit Einschluss der Regierung des Fraghraçê) . .	120	-
Zab	5	-
Kava Kavâta	15	-
Kava Uça	150	-
Kava Huçrava	60	-
Kava Aurvaṭaçpa	120	-
Kava Vîstâçpa, bis zum Erscheinen des Gesetzes	30	-
	1000	Jahre.

Mit dem Erscheinen des Gesetzes schliesst die Sagengeschichte und geht allmählig in den nüchternen Verlauf der historischen Zeiten über. Bis zu diesem Zeitpunkte sind also 9000 Jahre verflossen, und es bleiben mithin für die Zeit nach Zarathustra bis zum Ende der Welt nur noch 3000 Jahre übrig, in denen die letzten Zeichen des Thierkreises: Bock, Wassermann und Fische, die Herrschaft zu führen haben. Das Ende eines jeden dieser drei Jahrtausende wird durch das Erscheinen eines grossen Propheten gekennzeichnet, welcher das in Vergessenheit gerathene Gesetz wieder in Erinnerung bringen wird. Wie Zarathustra am Ende des neunten Jahrtausends, so wird am Ende des zehnten der Prophet Ukshyaṭ-ereta (Oshédarbâmî) erscheinen, am Ende des elften Ukhshyaṭ-nemô, am Ende des zwölften endlich Çaoshyaṅç oder Soshios; dann wird aber auch das Ende der Welt nicht mehr ferne sein. Aus diesen Angaben erhellt, dass die Erânier, welche sich zur Re-

ligion Zarathustras bekennen, eigentlich nicht zugeben können, es sei seit dem Auftreten des Zarathustra bereits ein Jahrtausend verflossen, weil sonst der nächste Prophet schon aufgetreten sein müsste. Das Höchste, was man zugeben kann, ist, dass diese Zeit nahe bevorsteht. Wir werden uns demnach auch nicht wundern, wenn wir für die Zeit nach Zarathustra folgende Berechnung im Bundehesh finden:

Vîstâçpa nach dem Erscheinen des Gesetzes	90	Jahre
Vohumanô Çpentadhâta	32	-
Huma (Homâi) seine Tochter	30	-
Dârâ-i-Cihrazâtân	12	-
Dârâ-i-Dârân	14	-
Sikandar Hrumâik	14	-
Die Ashkaniden	264	-
Die Sâsâniden	460	-
	916	Jahre

Wie unzuverlässig diese Angaben sind, ist schon von Windischmann hervorgehoben worden: zwischen Zarathustra, der doch vor die Herrschaft der Achämeniden gesetzt werden muss, und Alexander dem Grossen ist nach diesen Angaben nur ein Zeitraum von 178 Jahren verflossen, während wir doch wissen, dass nur vom Regierungsantritte des Darius I (520 v. Chr.) bis auf Alexander (330) ein Zeitraum von 190 Jahren verflossen ist. Ueber alle diese Dinge war allem Anscheine nach der Verfasser des Bundehesh schlecht unterrichtet, wäre er aber auch besser unterrichtet gewesen, wir glauben dennoch, dass er eher einen unmöglichen Ausweg angenommen, als sein dogmatisches System aufgegeben haben würde, welches von der festen Ansicht ausging, dass das Jahrtausend des Zarathustra noch nicht vollständig abgelaufen sei. Dafür spricht auch die Berechnung, die wir bei Masudi (c. 24, T. II, 236 ed. P.) finden und die Dauer der Welt folgendermassen festsetzt:

Von Gayomard bis Mînocehr	1922	Jahre
Von Mînocehr bis Zarathustra	583	-
Von Zarathustra bis Alexander	258	-
Alexander	6	-
Von Alexander bis Ardeshîr	517	-
Von Ardeshîr bis zur Hijra	404	-
	3690	Jahre

Soviel über das System der Chronologie bei den Erâniern. Wir knüpfen daran noch einige Bemerkungen, zu denen es uns veranlasst.

Wie bereits mitgetheilt wurde, war die Hälfte der gesammten Weltdauer schon abgelaufen, als die Erde ihre Bewohner erhielt. Wir können also füglich von einer blos sechstausendjährigen Weltdauer sprechen, indem wir die ersten sechstausend Jahre, als für uns vollkommen gleichgültig, ganz bei Seite lassen. Betrachten wir nun diese Periode von sechstausend Jahren näher, so finden wir, dass sie in zwei gleiche Hälften zerfällt, von denen jede 3000 Jahre umfasst, und welche durch das Auftreten des Zarathustra geschieden werden. Zarathustra und sein Zeitalter ist also gerade in der Mitte der Weltdauer, und so wird auch die Sache von den Erâniern selbst angesehen [1]. Die erste dieser Perioden umfasst die Sagengeschichte, aber Zarathustras Auftreten scheidet die mythische Zeit von der wirklich historischen. Wie wenig es den Anschein hat, dass dieses System ein rein érânisches sei, ist oben schon gesagt worden, aber im Westen von Erân, namentlich in Babylonien, waren solche Systeme nichts Ungewöhnliches. Da nun ohne Zweifel die Jahre der ganzen Weltdauer nicht nur von vornherein bestimmt, sondern auch die Jahre der einzelnen Regenten mit diesem Systeme in Einklang gebracht worden waren, so liegt die Frage nahe, ob denn nicht auch die Anzahl der Persönlichkeiten, wenigstens derer, die in die mythische Periode aufgenommen sind, eine bestimmte sei? Unter diesen Umständen ist es nun allerdings merkwürdig genug, dass, wie Windischmann bereits nachgewiesen hat [2], die érânische Tradition von Yima bis Zarathustra gerade 35 Generationen zählt, wie die biblische Chronologie von Adam bis auf David 34, nämlich 10 von Adam bis Noah, elf von Sem bis Abraham, dreizehn von Isaak bis David. Demgemäss würde man die zehn Geschlechter von Yima bis Thraetaona den bi-

---

1) Cf. Sad-der P. XCI: *Ego te (Zoroastrem) creavi in medio temporis, quod in mundo currit, scilicet a seculo Kaiomeras usque ad seculum tuum sunt anni* 3000: *et ab hoc seculo tuo usque ad resurrectionem erunt etiam anni* 3000.

2) Windischmann l. c. p. 162.

blischen Patriarchen von Adam bis Noah gleichsetzen müssen, die zwölf von Thraetaona bis Manuscithra den elfen von Sem bis Abraham, die dreizehn von Manuscithra bis Zarathustra den dreizehu von Isaak bis David. Ueber die Zahl der Geschlechter zwischen Sem und Abraham kann man streiten, es sind deren vielleicht blos zehn anzunehmen, immerhin bleibt die Aehnlichkeit eine grosse und das Zusammentreffen ein merkwürdiges [1]).

3. Anfänge der Sagengeschichte.

Ehe wir die Erzählung der ältesten Geschichte beginnen, mag noch darauf hingewiesen werden, dass nicht nur der grösste Theil dieser Heroengeschichte in der arischen Vorzeit wurzelt, sondern dass auch diese altarischen Bestandtheile genau zusammengeschichtet sind. Die Reihe von Yima bis Kava Huçrava besteht fast aus lauter solchen altarischen Persönlichkeiten, nur wenige unbedeutende müssen ausgenommen werden. Nicht nachweisbar in der altarischen Mythologie sind aber die ältesten mythischen Könige vor Yima und die beiden jüngsten nach Kava Huçrava, nämlich Aurvaṭ-açpa (Lohrasp) und Vîstâçpa (Gushtasp). Am Anfange und am Ende der Sagengeschichte werden wir mithin spätere Zusätze zu suchen haben. Auch die Ordnung dieser Könige nach der Art und Weise der semitischen Tholedoth und zum Theil selbst ihre Genealogien werden wir als spätere Zuthat betrachten müssen.

Für den Anfang der mythischen Geschichte können wir uns Firdosi nicht zum unbedingten Führer nehmen, da derselbe uns diesen keineswegs in ganz getreuer Weise überliefert hat, sei es, dass die ihm vorliegenden Quellen selbst schon einigermassen verändert waren, oder dass er es selbst zu ver-

1) Die Annahme, dass dieser Rahmen der érânischen Geschichte nach einem ursprünglich babylonischen zurecht gemacht sei, hat viele Wahrscheinlichkeit, trotzdem dass die Babylonier mit viel grösseren Zahlen rechnen. Bezüglich der babylonischen Urgeschichte kommt M. v. Niebuhr (*Geschichte Assurs u. Babels p.* 237) gleichfalls auf die drei Perioden: 1) die Urzeit vor der Sündflut, 2) die Sagenzeit nach der Sündflut, 3) die historische Zeit.

meiden suchte, auf einen Gegenstand einzugehen, der leicht zu dogmatischen Erörterungen führen konnte. Glücklicher Weise sind wir in der Lage, seine Angaben nach andern Quellen zu berichtigen. Getreu dem Versprechen, ein Königsbuch zu geben, beginnt Firdosi mit dem ersten Könige. Dieser war nach ihm Gayomarth oder Gayômard, der zuerst die Anfänge der Gesittung unter die Menschen brachte und sie lehrte, sich mit Pardelfellen zu bekleiden, denn vorher gingen die Menschen nackt umher, von wo aber überhaupt die Menschen gekommen waren, erfahren wir nicht. Die Regierungszeit des Gayomard setzt Firdosi auf dreissig Jahre fest, setzt sie aber unter das Zeichen des Widders, im Widerspruche mit allen unsern übrigen Nachrichten, welche darüber einig sind, dass man sie unter das Zeichen der Wage zu setzen habe. Als Wohnsitz des Gayomard wird ein Berg genannt, es lässt sich ziemlich sicher annehmen, dass damit der Alborj gemeint ist[1]. Der mythische Charakter dieser Erzählung tritt darin zu Tage, dass sie nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere um Gayomard versammeln lässt. Von einer Gottesverehrung ist unter seiner Regierung noch nicht die Rede, aber die Menschen und Thiere versammeln sich um ihn und bringen ihm ihre Anbetung dar — wieder ein Zeichen, dass Gayomard nicht für einen Menschen gewöhnlicher Art gelten darf. Das einzige Ereigniss, welches unter der Regierung des Gayomard erzählt wird, ist die Ermordung seines Sohnes Siyâmek durch einen Sohn Ahrimans. Der böse Geist Ahriman sieht mit Missgunst auf das Glück, welches Gayomard um sich verbreitet, mit Hülfe seines Sohnes, dessen Name nicht genannt wird, erhebt er sich zum offenkundigen Aufruhr. Siyâmek, Gayomards Sohn, zieht gegen ihn, in Pardelfelle gekleidet, Panzer und Waffen waren damals noch nicht erfunden. Da zerriss der Dämon den Siyâmek mit seinen Krallen und er

1) Diese Fassung ist auch in der That die wahrscheinlichste. Weder Hamza noch der Verfasser des Mujmil äussern sich über den Wohnsitz des Gayomard, Masudi (c. 21. T. II, 110 ed. Par.) nimmt Istakhr als Wohnsitz an, was nicht zu anderen Berichten über diese Stadt stimmt, wie wir sehen werden. Ohne alle Anhaltspunkte in älteren Schriften ist die Angabe Malcolms (*History of Persia I*, 13), dass Gayomard in Balkh gewohnt habe.

starb[1]. Ein Jahr lang trauerte Gayomard um den todten Sohn, dann aber erhob er sich auf göttliches Geheiss und beschäftigte sich mit den Vorbereitungen, um seines Sohnes Tod zu rächen.

So erzählt Firdosi und andere Schriftsteller, wie Masudi, stimmen mit ihm überein. Andere, auch muhammedanische Schriftsteller, wie Ḥamza, der Verfasser des Mujmil, erzählen ganz anders. Sie geben dem Gayomard gar keine Stelle in der érânischen Regentenreihe, sondern fassen ihn als den Urmenschen. Sie berichten dies übereinstimmend, und dabei werden sie von den Schriften der Parsen unterstützt. Ausser dem Namen[2] ist aus dem Avesta über diese Persönlichkeit Nichts zu entnehmen, als höchstens, dass er auch diesem Buche als der Anfang der Weltgeschichte gilt, denn die Periode von Gayô-maretan bis Çaoshyaṅç wird öfter erwähnt[3], dagegen stimmt der Bundehesh ganz mit Ḥamza überein, und da dieses Buch aus alten religiösen Quellen geschöpft hat, so ist es am Ende nicht unmöglich, dass Ḥamza mit Recht seine eigenen Berichte auf das Avesta zurückführt. Alle diese Nachrichten erzählen, dass am Anfange der Dinge zwei Wesen geschaffen wurden, Gayomard und der eingeborne Stier[4]. Die ersten sechstausend Jahre der Welt lebten diese Wesen in vollkommener Freude und Glückseligkeit, bis mit dem Eintreten des Zeichens der Wage die Einmischung des bösen Princips in die Angelegenheiten dieser Welt möglich wurde. Da lebte Gayomard nur noch 30 Jahre, und auch der eingeborene Stier starb mit ihm um dieselbe Zeit. Als der eingeborene Stier gestorben war, da wurde seine Seele zu einem Schutzgeiste für das Vieh umgestaltet[5], aus seinem Leibe aber wurden 55

1) Wie schon Windischmann richtig gesehen hat (*Zor. Studien p.* 195), ist hier der Kampf, welcher im Bundehesh von Gayomard und dem Dämonen Jahi erzählt wird, auf Siyâmek übertragen.

2) Dieser ist gayômaretan, welche Worte wol „sterbliches Leben" bedeuten sollen, dazu stimmt auch die Erklärung von Hamza (p. 64, pen.) حيّ ناطق ميّت, sprechendes sterbliches Geschöpf. Die Neuperser schreiben Gayomarth und Gayomart, das Pârsi Gayomard.

3) Cf. Yç. 26, 33. 58, 2. Yt. 13, 145.

4) Cf. Sîroza 1, 12.

5) Cf. Yaçna c. 29. Bund. c. 4.

Arten von Getreide und 12 Arten heilsamer Pflanzen geschaffen[1]). Aus dem Samen aber des eingeborenen Stiers, der dem Monde zur Reinigung übergeben wurde, gingen zwei Rinder hervor, ein Männchen und ein Weibchen, aus diesen entwickelten sich nach und nach 272 Arten guter Thiere; über die Schöpfung der Vögel und Fische geben uns die Schriften der Parsen keinen besondern Aufschluss. Aehnlich verhielt es sich mit Gayomard. Nach dem Minôkhired (cf. meine Pârsigrammatik, p. 135, 166) hat Gayomard den Dév Âzûr (wol den Dämon der Begierde) vernichtet; dass er seinen Leib an Ahriman dahingegeben habe, wird ihm zum hohen Verdienste angerechnet, denn aus diesem wurden die Menschen — Männer und Frauen — die Fravashis, endlich auch die Metalle geschaffen. Als er gestorben war, blieb sein Same 40 Jahre in der Erde verborgen, dann wuchsen in Gestalt einer Reivasstaude[2]) die ersten Menschen Mashya und Mashyâna auf, die sich dann trennten und als ein gesondertes Menschenpaar fortlebten. Die muhammedanischen Berichterstatter erzählen uns die Geschichte von Mashya und Mashyâna nicht ausführlicher, wohl aber giebt der Bundehesh einen ziemlich umständlichen Bericht von ihrem Thun und Treiben. Wie gesagt, sie sind 40 Jahre und 6 Monate nach dem Tode des Gayomard zum Vorschein gekommen und zwar am Tage Mithra im Monat Mithra. Sie waren also in Gestalt einer Reivaspflanze, einstämmig, fünfzehnjährig, fünfzehnblättrig. Ihre Verbindung war anfänglich eine enge, sie hielten sich mit den Armen umschlungen und hatten gleiches Ansehen, so dass man nicht wusste, welches der Mann und welches die Frau war. Anfänglich waren sie ganz rein geschaffen, aber alsbald trat der böse Geist zu ihnen und verfinsterte ihr Denken; sie begannen zu lügen und gottlose Reden zu führen, dadurch gewannen die bösen Geister Macht über sie. Sie zogen nun schwarze Kleider an und gingen auf die Jagd. Sie kamen darauf zu einem Widder mit weissen Haaren, dessen Milch sie genossen, in Folge dieses Genusses (von animalischer Nahrung) verschlechterte sich ihre Natur noch mehr und die bösen

1) Bund. cc. 10. 14 init.

2) Bund. c. 15. Hamza p. 64 flg.

Geister nahmen den grössten Theil des Geschmackes ihnen hinweg. Wiederum vergingen 1000 Tage und Nächte, da fanden die beiden Menschen aufs Neue einen Widder, den sie schlachteten und brieten, nachdem ihnen die himmlischen Genien das Feuer gegeben und sie im Gebrauche desselben unterwiesen hatten; zum Danke für ihr Geschenk erhalten sie seitdem von den Menschen einen Theil der Fleischspeisen als Opfer. Dann gruben die Menschen nach Eisen und verfertigten sich Aexte aus diesem Metall, mit welchen sie Bäume fällten und sich eine Hütte erbauten. Das Umhauen der Bäume wird den Menschen als ein neues Vergehen angerechnet, die bösen Geister gewannen noch mehr Macht über sie und erregten in ihnen Hass und Neid, so dass sie sich schlugen und rauften. Endlich wurde die Ruchlosigkeit so gross, dass man den Dämonen Opfer brachte, Aufhören der Unschuld, Erweckung der Sinnlichkeit und Kinderzeugung sind die Folge dieser grossen Sünde. Bis zu diesem Punkte wird die Erzählung von den Erlebnissen der Urmenschen fortgeführt, was weiter folgt, betrifft nur ihre Nachkommen. Von Mashya und Mashyâna stammen sieben Paare ab, eines derselben ist Siyâmek und Siyâmeki, von ihnen stammen wieder Fravâk und Fravâkâin, von diesen fünfzehn Paare, diese fünfzehn Paare sind die Urältern von 15 Menschengattungen. Neun von diesen Paaren zogen aus, um die übrigen Kareshvares zu bevölkern, sechs Paare aber blieben in Qaniratha zurück, von ihnen stammen die Völker der von uns bewohnten Welt. Nur drei von diesen Paaren werden namhaft gemacht als die Urältern der Araber, der Erânier und der Bewohner von Mâzenderân, die andern Völker vertheilen sich unter die drei übrigen Paare. Wir halten diese Eintheilung für entschieden spät, wir werden später eine andere finden, die gewiss ursprünglicher ist. — Da alle Menschen in Qaniratha von einem Paare abstammen sollen, so wird man fragen, ob denn die übrigen sechs Paare des Mashya und Mashyâna gar keine Nachkommen gehabt haben. Hierauf diene zur Antwort, dass von Fravâk und Fravâkâin blos fünfzehn Paare und Arten von Menschen abstammen, die Zahl der Menschenarten aber auf fünfundzwanzig anzunehmen ist, es bleiben daher noch zehn Menschenarten übrig, die auf die übrigen Nachkommen des Mashya und Mashyâna zurückzuführen sind.

Von diesen nennt der Bundehesh die Wassermenschen, die Erdmenschen, die Brustohren und Brustäugler, die Einfüssler und die, welche Flügel tragen, wie die Fledermäuse, die geschwänzten Waldmenschen, welche Haare am Leibe haben. Andere Nachrichten vervollständigen diese sieben Arten wirklich bis zehn, doch sind die Namen der letzten drei Arten nicht deutlich. Auf alle Fälle sieht man, dass hier von fabelhaften Menschenarten die Rede ist, welche sofort an die Mittheilungen des Ktesias und Megasthenes erinnern[1]) und von welchen noch später die Rede sein wird.

Nach diesen Ergänzungen sind wir wol berechtigt, uns gegen die Ansicht des Firdosi zu erklären, dass Gayomard der erste König gewesen sei, und wir werden vielmehr dem Ḥamza beistimmen, wenn er in Gayomard den ersten Menschen sieht. Was uns hier vorliegt, ist eine Schöpfungsmythe, und es bleibt uns nur noch übrig, den Mythus in seine Theile zu zerlegen und nach dem Ursprunge derselben zu fragen. Es lässt sich nicht läugnen, dass das Ganze höchst eigenthümlich ist und sowol mit indogermanischen als auch semitischen Ideen mancherlei Berührung zeigt; die Hauptpunkte sind schon von Windischmann hervorgehoben worden[2]). Zu den Berührungspunkten mit den Indogermanen rechnen wir vor Allem das Entstehen der Menschen aus Bäumen. Dieselbe Ansicht lässt sich bei Pindar, Virgil und in der deutschen Mythologie nachweisen. Die Herkunft des Feuers vom Himmel, die Unterweisung der Menschen durch die Götter in Bezug auf den Gebrauch desselben bildet einen zweiten Berührungspunkt und erinnert deutlich an die Prometheusmythe. Endlich hat auch die Erzählung vom Urstier etwas durchaus Indogermanisches, namentlich die Umwandlung seines Leibes in nutzbringende Pflanzen klingt ganz an Erzählungen an, wie sie etwa das Vṛihadâraṇyaka über die Weltschöpfung giebt. Auffallend ist auch, dass gerade das Rind als eine der ersten Schöpfungen genannt wird, während wir doch gesehen haben, dass die

---

1) Cf. Megasthenis *Indica ed. Schwanebeck p.* 65—69. Nach dem Shâhnâme (p. 254, 10) wohnen die Buzgôsh (Bocksohren) und Nermpâi (Weichfüssler) in Mâzenderân.

2) *Zoroastrische Studien p.* 212 *flg.*

Rindviehzucht in Erân nicht eben ergiebig und darum auch nicht sonderlich beliebt ist. Fast möchte man vermuthen, dass diese Mythe ihren Ursprung ausserhalb Erâns, und zwar im Osten, zu suchen habe. Allein auch mit dem Semitismus finden sich in dieser Erzählung auffällige Berührungspunkte, so zwar, dass man schon seit langer Zeit an eine nahe Verwandtschaft der érânischen und hebräischen Schöpfungsgeschichte gedacht hat [1]). Dass die Früchte der Erde die erste Nahrung der Menschen waren und der Fleischgenuss erst später erlaubt wurde, sagt uns die Genesis (1, 29. 2, 9. 16. 3, 2), aber auch Hesiod (Ἔργ. κ. Ἡ. v. 115. 146). Die Abstammung von einem Paare, der Sündenfall, die allmälige Verschlechterung des Charakters neben der stufenweisen Vervollkommnung in den Künsten und Wissenschaften ist Alles ganz semitisch. Es dürfte sich daher empfehlen, für diesen Schöpfungsmythus einen doppelten Ursprung anzunehmen und einen Theil desselben auf die Indogermanen, einen andern auf die Semiten zurückzuführen. Ueberhaupt dürfte die Erzählung von Mashya und Mashyâna verhältnissmässig spät anzusetzen sein, vielleicht ist sie niemals ganz durchgedrungen. Hierfür lässt sich nicht blos anführen, dass sie weder das Avesta noch Firdosi kennt, sondern auch, dass der letztere in seinen Quellen keine Spur von ihr angetroffen haben kann, weil diese Erzählung seiner ganzen Darstellung widerspricht, da er die Erfindungen, welche dem Mashya und Mashyâna zugeschrieben werden, unter mehrere Geschlechter vertheilt. Wenn hingegen Firdosi den Siyâmek als einen Sohn des Gayomard, nicht des Mashya aufführt, so dürfte er dies so in seinen Quellen erzählt gefunden haben.

4. Die Dynastie der Paradhâtas oder Péshdâdier.

1. Husheng. Die älteste Dynastie der Vorzeit führt im Avesta den Namen Paradhâta, bekannter ist sie bei uns unter

1) Nach dem Mujmil (p. 150 ed. Mohl) hiess Gayomard bei den Erâniern auch Gilshâh, d. i. Herr des Schlammes, angeblich weil sich seine Herrschaft nur auf den Schlamm erstreckte. Dieser Name erinnert deutlich genug an den Adams. Nach Tabari (I, 5 bei Zotenberg) wäre aber der Name Gershâh, d. i. Herr des Berges.

dem neueren Namen der Pêshdâdier. Die Bedeutung ist übrigens ganz dieselbe, das neuere Wort ist blos eine Uebertragung des älteren und bedeutet diejenigen, welche zuerst das Gesetz hatten, oder die Kunst des Regierens zuerst in Anwendung brachten[1]. Unter ihnen ist ohne Frage der erste Haoshyağha[2], oder, wie er mit seinem neueren Namen heisst, Husheng. Zwischen Husheng und Gayomard nimmt Ḥamza einen Zwischenraum von 294 Jahren und 8 Monaten an, was nicht richtig ist, wie wir aus der früher angeführten Berechnung wissen. Ueber die Abstammung jedoch sind unsere Quellen einig, denn es gilt ihnen Haoshyağha für einen Sohn des Fravâk und wird so durch Siyâmek und Mashya auf Gayomard zurückgeführt. Im Königsbuche ist seine erste That die Erlegung des Mörders des Siyâmek, als Bluträcher für seinen Vorfahren. Das Avesta kennt den Haoshyağha nur als einen König, welcher die oberste Herrschaft über die Dämonen im weitesten Sinne hatte[3], und diese Ansicht schliesst sich sehr gut an den obigen Bericht des Königsbuches an, denn ehe dort Haoshyağha den Mörder seines Vorfahren tödtet, hat er dessen Heer besiegt, also die Dämonen machtlos gemacht. Nach Firdosi und den übrigen muhammedanischen Berichterstattern hat er zuerst das Eisen aus der Erde gegraben und gelehrt, nützliche Geräthschaften, wie Sägen und Aexte daraus zu machen. Hierdurch legte er den Grund zum Betrieb des Ackerbaues, welcher vor ihm nicht möglich gewesen war. Eine zweite Mythe, welche Firdosi erzählt, scheint gleichfalls das Zeugniss des Alters für sich zu haben: man schreibt dem Husheng nämlich die Auffindung des Feuers und die Verbreitung desselben unter den Menschen zu, hierdurch setzt sich

1) Cf. Vd. 20, 7 und meinen Commentar zu der St. Ganz übereinstimmend erklären auch Ḥamza und der Verfasser des Mujmil. Neriosengh übersetzt paradhâta mit pûrvâcârakṛit.

2) Der Name Haoshyağha ist dunkel, Windischmann hat zwei Etymologien vorgeschlagen (*Zor. Studien p.* 190 flg.), entweder der Trockner von hus, trocknen, oder Hao-shyağha, so dass hao eine Steigerung von hu, gut, wäre (wie in haoçrava), das Wort shyağha aber dunkel bliebe. Vielleicht liesse sich das Wort auch von hu, zubereiten, ableiten, part. fut. haoshyaṅç, der, welcher zubereiten wird.

3) Cf. Yt. 5, 21; 13, 137; 15, 7; 17, 21; 19, 26.

der Bericht des Firdosi vom Neuen in Gegensatz gegen die oben angeführte Erzählung vom Mashya und Mashyâna. Jedenfalls ist gewiss, dass auch die Vedas die Gabe des Feuers in die erste Zeit des Menschengeschlechts (unter Manu) verlegen, für die Semiten, wenigstens für die Phönizier, haben wir oben ein Gleiches gefunden (cf. p. 471). Nach Firdosi war die Auffindung des Feuers durch einen Zufall herbeigeführt, indem Husheng bei Verfolgung einer Schlange einen Stein auf einen andern grossen Stein warf und diesem Funken entlockte, der König begriff sofort die hohe Wichtigkeit des aufgefundenen Elements. Zum Andenken an die Auffindung des Feuers wurde das erste Fest eingerichtet und die Gottesverehrung damit in Verbindung gebracht, das Feuer sollte für diese nur als Qibla, d. i. die Richtung beim Gebete dienen, nicht aber als ein göttliches Wesen verehrt werden. Nach spätern Nachrichten fiel dieses Fest auf den 10. Tag des Monats Bahman, also in den Winter. Ferner hat Husheng nach Firdosis Aussage den Gebrauch der Hausthiere eingeführt und die kostbaren Pelze der wilden Thiere, wie Hermelin u. dgl. zum Gebrauche der Menschen verwerthen gelehrt. Als der Ort, wo Haoshyag̃ha sich aufhält, wird im Avesta der Berg Taera genannt, welcher einer der Gipfel der Hara berezaiti ist. Diess ist auch das Richtige und stimmt zu der Angabe des Firdosi über den Wohnort des Gayomard. Firdosi äussert sich selbst nicht über die Wohnung Hushengs, Ḥamza und der Verfasser des Mujmil lassen ihn aber Istakhr gründen und seine Residenz daselbst aufschlagen, die Umgegend sei von da ab bûm-i-shâh, d. i. Königsland, genannt worden. Diese Ansicht scheint mir unrichtig, ebenso die des Masudi, dass Husheng in Indien gewohnt habe. Gewiss scheint mir nach allen diesen Berichten, dass Husheng weder als eine historische Person, noch auch als Erzeugniss der Volkspoesie zu betrachten sei. Er ist vielmehr eine ganz dürre bewusste Abstraction, dazu bestimmt, einen Fortschritt der Menschheit auf dem Wege der Civilisation darzustellen.

2. Tahmurath. In Tahmurath[1]), dem zweiten der

1) Im Avesta heisst er Takhmô urupa, takhma heisst stark, urupa ist wahrscheinlich mit urupis, Fuchs, Wiesel nahe verwandt, und es ist mög-

Pêshdâdier, tritt uns eine wichtige aber auch ziemlich räthselhafte Gestalt entgegen, die schon Windischmann in einer eigenen Abhandlung besprochen hat[1]. Es ist durchaus nicht nothwendig anzunehmen, dass die Mythe von Tahmurath von jeher mit der von Husheng vereint bestanden habe, ihre Entstehung ist möglicher Weise eine sehr verschiedene und sie mögen erst später mit einander vereinigt worden sein. Uebereinstimmend geben alle unsere Quellen, Ḥamza, Mujmil und Firdosi die Zeit der Regierung des Tahmurath auf 30 Jahre an, womit auch das Avesta (Yt. 15, 12) sich einverstanden erklärt. Auch über die Geneologie giebt es wenigstens keine sehr grossen Schwankungen, Ḥamza macht den Tahmurath zu einem Sohn des Vîvaghana[2], diesen zu einem Sohne des Ayûnkahḍ (ايونكهذ), der ein Sohn des Hunkahḍ (هونكهذ) war, dieser wiederum ein Sohn des Husheng. Ganz ebenso berichtet der Verfasser des Mujmil, denn die Namen Aburkahḍ (ابوركبذ) und Hurkahḍ (هوركهذ) sind blose Varianten der obigen. Etwas mehr verschieden ist Masudi[3], der den Tahmurath zu einem Sohne des Nubejihân, diesen zum Sohne Arfakhshads und diesen wieder zu einem Sohne Hushengs macht; hier haben wir also einen verschiedenen Namen und eine Generation weniger als bei den anderen Schriftstellern. Firdosi endlich macht den Tahmurath, gewiss irrig, zum Sohne des Huscheng. Windischmann hat bereits gezeigt, dass auch der Bundehesh im Wesentlichen dieselbe Genealogie hat, er giebt dem Tahmurath noch zwei Brüder, den Çpitur (den Çpityura des Avesta) und den Nars oder Narci, letzteren nennt er ausdrücklich einen Sohn des Vîvaghana[4]), es ist Windischmanns Vermuthung nicht unwahrscheinlich, dass dieser Nars der Aosnara des Avesta sein möge. Dadurch, dass Tahmurath zu

lich, dass man sich den Tahmurath ursprünglich in Thiergestalt dachte. Unbedingt nöthig ist dies aber nicht, es lassen sich für urupa auch andere Erklärungen denken. Aus Takhmô urupa ist dann Tahmuraf geworden, wie der Held in Huzvâresh- und Pârsiquellen heisst, später Tahmurath.

1) *Zoroastr. Studien p.* 196 flg.

2) Statt نوبجهان (Nubejihân) ist wohl ohne Zweifel گونجهان (Gvenjehân) zu lesen. Cf. Ḥamza p. 24.

3) Cap. 21. II, 111 ed. Par.

4) Bund. 69, 6; 77, 3. 5. 8 ult.

einem Sohne Vîvaghanas gemacht wird, ist wenigstens die Möglichkeit gegeben, dass er seine Entstehung den Ariern verdanke. Seine weiteren Vorfahren sind unbekannt, sie mögen gleichfalls alte mythische Persönlichkeiten gewesen sein, doch könnte man sie auch erfunden haben, um mit ihrer Hülfe den Tahmurath mit dem Husheng zu verbinden. — Bei Hamza erhält Tahmurath den Beinamen zîbâvend, im Mujmil rîbâvend. An beiden Orten wird der Name als „mächtig in Waffen" erklärt, und es wird daher wahrscheinlich zînâvend zu lesen sein. Ein zweiter Name, Dêvband oder Dêvsbändiger, erhält durch die Mythen seine genügende Erklärung. Im Avesta selbst kommt Tahmurath nur an einigen Stellen vor (Yt. 15, 11. 19, 28. Afr. Zar. § 2) und stimmt mit den obigen Angaben überein. Auch im Avesta wird Tahmurath zwischen Husheng und Yima gesetzt und erhält den Beinamen azinavañt oder zaenaghañt (die Lesarten sind unsicher), der offenbar mit dem früher besprochenen zînâvend identisch ist. Dass Tahmurath im Avesta mit einem Aosnara zusammengestellt wird, welcher der Nars der späteren Bücher sein dürfte, haben wir bereits erwähnt. Nach allen diesen Mittheilungen wird man mit Sicherheit schliessen, dass die Nachricht Firdosis, Tahmurath sei der Sohn Hushengs gewesen, eine ganz unbegründete ist. Das Richtige, der Tradition am meisten Gemässe ist, ihn für einen Sohn des Vîvaghana zu halten und ihm den Yima und Çpityura zu Brüdern zu geben. Mit dem Husheng ist er durch mehrere Mittelglieder verbunden, die möglicher Weise erst später hinzugedichtet wurden.

Wir wenden uns nun zu den Mythen selbst, welche uns von Tahmurath noch erhalten sind, und zwar zuerst zu den Erzählungen Firdosis als unserer ergiebigsten Quelle; dabei werden wir die kleineren Abweichungen der übrigen Quellen sogleich angeben, behalten aber die ausführlicheren Erzählungen für einen Nachtrag am Schlusse zurück. Ganz eigenthümlich und meines Wissens sonst nicht bezeugt ist die Erzählung Firdosis von den materiellen Fortschritten, welche das Menschengeschlecht unter Tahmuraths Regierung machte. Er war es, welcher die Menschen lehrte, die Wolle der Thiere zu Zeugen zu weben, die Hausthiere mit Stroh und Körnern zu füttern. Auch hat er zuerst die Kunst erfunden, die Unze und den Leoparden

zu zähmen und zur Jagd abzurichten, ingleichen die verschiedenen Arten von Falken. Er führte das Halten von Hühnern und Hähnen ein, damit die letzteren das Nahen des Tages verkünden sollten. Bei seinen Regierungsgeschäften hatte er eine grosse Hülfe an seinem Minister Shêdasp, einem frommen Manne, von dem die Sitte der Morgen- und Abendgebete eingeführt wurde. Auf diese Weise gelang es dem Tahmurath, die Dämonen im Zaume zu halten. Er machte sich sogar den Ahriman in einem Grade dienstbar, dass er auf ihm, wie auf einem Pferde, um die ganze Welt reiten konnte. Diese kurze Nachricht des Firdosi wird durch einen ausführlichen Bericht in den Rivâyets bestätigt [1]) und ausgeführt. Aus dieser Erzählung sieht man, dass die Macht des Tahmurath über den Ahriman an die Bedingung der Furchtlosigkeit geknüpft war; dies wusste Ahriman und beredete die Frau des Tahmurath unter dem Versprechen kostbarer Geschenke, ihren Gemahl auszuforschen, ob ihn bei seinem Ritte um die Welt gar nirgends die Furcht anwandle. Im Vertrauen gestand ihr Tahmurath, dass es eine einzige Stelle am Alborj gebe, wo er in der That Furcht empfinde. Für diese Mittheilung beschenkt Ahriman die Frau des Tahmurath mit seidenen Kleidern, denen ein böser Ursprung zugeschrieben wird, weil sie von Würmern herkommen, aber auch die Zeichen der Menstruation werden an ihr sichtbar und sind seitdem den Frauen geblieben. Ahriman aber benutzte die Mittheilung der Frau, um den Tahmurath an der bezeichneten Stelle abzuwerfen und zu tödten. — In vollkommener Uebereinstimmung finden wir unsere Quellen bezüglich der geistigen Fortschritte, welche die Welt unter Tahmurath gemacht hat. Dieser König war nach Firdosi durch seine vollkommene Oberherrschaft über die Dämonen im Stande, dieselben zu zwingen, ihm zu Willen zu sein und die dreissig Arten der Schreibkunst zu lehren. In dieser Form, wie Firdosi seine Erzählung giebt, ist diese schwerlich ganz richtig, denn wir würden nach ihr annehmen müssen, als ob die Schreibkunst eine Erfindung der bösen Geister sei, dies können aber die Erânier, wenigstens so-

1) Cf. meine Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen II, 317.

weit sie Mazdayaçnier sind, nicht zugeben, da von bösen Geistern nur Böses kommen kann. Der Minôkhired (cf. Pârsigr. p. 135. 149) erzählt darum auch nur, dass Tahmurath die sieben Arten von Schreibkünsten, welche Ahriman verborgen hatte, wieder an das Licht brachte. Erfunden wurde also nach dieser Ansicht die Schreibkunst nicht von den Dämonen, diese hatten dieselbe nur, nachdem sie wahrscheinlich göttliche Wesen erfunden hatten, in ihre Gewalt gebracht und den Menschen vorenthalten. Wenn die Erzählung von Tahmurath sehr alt oder nicht in Erân entstanden sein sollte, so wäre es allerdings möglich, dass die Fassung der Parsen die jüngere und die von Firdosi die ältere wäre. Ueber den Tod des Tahmurath sagt Firdosi nichts Näheres, man kann wol mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass er sich das Ende desselben ganz ähnlich gedacht hat, wie es uns die oben angeführte Rivâyet beschreibt.

Es bleiben uns nun noch die Erzählungen nachzutragen, welche Firdosi zwar nicht erwähnt, die sich aber in den übrigen uns zugänglichen glaubwürdigen Werken finden. Den ersten Anspruch auf Erwähnung hat eine Erzählung des Bundehesh (40, 15), nach welcher sich unter der Regierung des Tahmurath die Menschen in die verschiedenen Kareshvares vertheilt haben und mit diesem Ereignisse wird der Anfang des Feuercultus in Beziehung gesetzt. Es müssen hier die von Fravâk abstammenden neun Paare gemeint sein, von welchen schon oben (p. 512) die Rede gewesen ist; da aber nach den oben angeführten Nachrichten dieses Ereigniss zur Zeit Huschengs stattgefunden haben soll, so müssten die zwischen Husheng und Tahmurath eingeschobenen zwei Generationen erst späterer Zusatz sein. Was sich der Erzählung des Firdosi aus Ḥamza und dem Mujmil noch beifügen lässt, ist nur wenig. Sie lassen den Tahmurath grosse Bauwerke aufführen, er soll das alte Schloss von Merv, dann die Städte Babylon, Madâin oder Seleucia, Kerdinâbâd, endlich die Orte Mahrîn und Sâravaih gebaut haben, die in der Nähe von Ispâhân lagen, an dem letzten Orte endlich ein festes Gebäude, in welchem er wichtige Bücher verschloss, die er vor der Sintflut zu retten wünschte. Wir werden auf diese merkwürdige Ueberlieferung unten nochmals zurückkommen. Unter die Regierung des

Tahmurath setzt ferner Hamza die Anfänge des Götzendienstes, unter ihm lebte ein gewisser Gudasp oder Budasp, der ihm für den Urheber des Sabäismus gilt und der, wie man sieht, mit dem frommen Shêdasp des Firdosi identisch ist. Wenn Masudi und verschiedene andere jüngere Geschichtschreiber des Islâm den Stifter des Sabäismus aus Indien kommen lassen, so haben sie wohl Budasp gelesen, und es hat ihnen eine Verbindung dieses alten Weisen mit Buddha vorgeschwebt[1].

Es wiederholen sich hier für uns bei Tahmurath wie oben bei Gayomard die Zweifel, ob wir denselben dem Indogermanismus oder dem Semitismus zuzählen sollen, und das Richtige dürfte auch hier sein, ihn durch eine Mischung aus beiden Elementen zu erklären. Nur durch seine Stellung in der arischen oder doch wenigstens rein êrânischen Mythe ist es zu begreifen, dass er für einen Sohn des Vîvaghana und einen Bruder des Yima gilt. Auch der mythologische Gehalt, welcher in der Mythe von seinem Verhältnisse zu Ahriman liegt, spricht durchaus für seinen indogermanischen Ursprung. Dagegen muss man zugeben, dass in allen indogermanischen Mythen weder ein Name genannt wird, welcher an den des Takhmô urupa anklingt, noch auch eine Mythe, welche der von ihm erzählten ähnlich wäre. Welche bedeutenden Ansprüche aber auch der Semitismus auf Tahmurath erheben darf, hat schon Windischmann mit Recht hervorgehoben. Die Vergrabung der Bücher, um sie vor der Sintfluth zu retten, erinnert sehr lebhaft an die oben schon berührte babylonische Mythe von Xisuthros und seiner Aufbewahrung der heiligen Schriften in Sippara, wo sie dann nach der Sintflut wieder ausgegraben wurden. Die Angabe, dass von Tahmurath die Schreibekunst zuerst gelehrt worden sei, würde sich leicht mit dieser Nachricht in Einklang bringen lassen. Wenn es sich bestätigen sollte, dass man sich den Tahmurath ursprünglich in Thiergestalt dachte (s. oben), so würde auch dieses für den babylonischen Ursprung sprechen, denn die fabelhaften Wesen, welche dort nach der Schöpfung der Menschen dem Meere entstiegen und die Menschen belehrten, wurden gleichfalls in Thiergestalt gedacht. Weniger Gewicht möchten wir auf die Aehnlichkeit des Tah-

1) Cf. Chwolson, *die Sabier* I, 799.

murath mit Nimrod legen, denn dass gerade er die Thiere zuerst zur Jagd abrichtet, liegt mehr in der Rolle, welche ihm beim Fortschritte der Civilisation überhaupt zugewiesen ist, und beweist noch nicht, dass er ein gewaltiger Jäger war. Ebenso scheint es mir nicht beweisend zu sein, dass ihm die Gründung verschiedener Städte zugeschrieben wird, denn von irgend Jemand mussten die Städte doch gegründet sein, und es war natürlich, dass man die Gründung solcher Städte, die man für besonders alt hielt, in die fernste Vorzeit zurückverlegte.

3. Jem. Bei dem dritten der mythischen Beherrscher Erâns, dem Yima oder Jem, kann ein Zweifel darüber nicht stattfinden, ob wir ihn den indogermanischen oder den semitischen Gestalten beizählen sollen, wie denn ein solcher von jetzt an überhaupt nicht mehr bestehen kann. Wir wissen gewiss, dass der Mythus von Yima indogermanischen Ursprungs ist, da wir seinen Namen und Gestalt schon in der arischen Periode kennen gelernt haben, womit übrigens noch nicht gesagt ist, dass nicht auch der Semitismus seinen Antheil an der Gestaltung des Mythus gehabt habe. Ueberhaupt machen die verschiedenen Einflüsse, die bei den Erzählungen von Yima mitgewirkt haben, die Regierungsperiode dieses Herrschers etwas verwickelt und eine Trennung der einzelnen Mythen nöthig, denn manche derselben sind offenbar unabhängig von einander entstanden und wollen bei einer Vereinigung nicht genau zu einander passen. Ueber den Namen des Yima oder Jem[1]) wissen uns auch die neuern Berichterstatter noch Gegründetes zu melden. Er heisst in neuern Schriften meistens Jamshéd, und Ḥamza bemerkt sehr richtig (wie auch der Verfasser des Mujmil), der Herrscher habe blos Jam oder Jem geheissen, und das beigesetzte shéd (welches dem altb. khshaeta entspricht) heisse glänzend oder Glanz, es sei aber dieses Beiwort dem Namen beigesetzt worden wegen des Glanzes, welchen dieser Herrscher fortwährend ausströmte. Diese Ansicht entspricht nun in der That den altérânischen Vorstellungen, welche nicht nur bei diesem, sondern überhaupt bei allen diesen

1) Der Name Yima ist bekanntlich das indische Yama und bedeutet Zwilling, weil Yama und seine Schwester Yamî das erste menschliche Paar waren.

Königen der Vorzeit einen solchen Glanz, eine wahrhaftige, sichtbare Majestät voraussetzen. Auch über die Abstammung des Jem können wir leicht ins Klare kommen. Hier erinnern wir vor Allem nochmals an das, was wir schon oben bei der Chronologie gezeigt haben, dass nämlich bei der Einführung der heiligen Chronologie es eine Zeit oder auch eine Partei gab, welche sich den Yima als den ersten Menschen dachte und ihn eine Periode von 1000 Jahren leben liess. Wir wissen auch bereits durch unsere Untersuchungen über die arische Periode, dass diese Fassung des Mythus die ältere ist und sich aus einer Zeit herschreibt, die älter ist als die Existenz des érânischen Volkes. Doch diese Auffassung, wenn auch wol die ursprüngliche, ist doch sicher nicht die bei den Erâniern gewöhnliche; diese ist vielmehr, dass Jem der dritte oder auch der vierte Herrscher (je nachdem man den Gayomard auffasst) gewesen sei. Firdosi nennt ihn ausdrücklich einen Sohn des Tahmurath, aber wir wissen bereits, dass dies nicht richtig ist, denn unsere übrigen Quellen machen ihn zu einem Bruder des Tahmurath und zum Sohne des Vinghan oder Vîvaǧhana. Etwas Genaueres über diesen Vîvaǧhana wissen die Erânier so wenig anzugeben, als die Inder über ihren Vivasvat, da es aber wahrscheinlich ist, dass der letztere mit der Sonne in enger Beziehung stand, so wird man dies auch beim érânischen Vivaǧhana annehmen dürfen, und hierdurch erklärt sich am besten der Glanz, welcher dem Jem zu Theil wurde. Im Uebrigen stimmt natürlich die Genealogie des Jem ganz zu der seines Bruders Tahmurath. Da Jem, nach Yt. 5, 25, an dem Gipfel Hukairya opfernd dargestellt wird, so dürfen wir uns seinen Wohnsitz, wenigstens nach Ansicht des Avesta, auf der Hara berezaiti oder dem Alborj denken.

Ueber den Regierungsantritt des Jem hat sich in der Ueberlieferung der Parsen eine Erzählung erhalten, welche denselben unmittelbar mit seinem Vorgänger verknüpft und welche zwar keinesfalls ursprünglich, aber auch nicht ganz jung sein kann [1]. Diese Ueberlieferung erzählt, dass Ahriman den Tahmurath nicht blos tödtete, sondern nach seinem Tode auch noch den todten Leib verschlang, an den, wie es scheint, allerlei

1) *Vgl. meine Einleitung in die trad. Schriften II,* 323 flg.

wichtige Bedingungen geknüpft waren, denn es ist von einem Vertrage die Rede, welchen die Irdischen mit den Dämonen geschlossen hatten[1]. Genug, es war von Wichtigkeit, dass der Leib des Tahmurath wieder zum Vorschein komme, und Jem war es, welcher dieser Aufgabe sich unterzog und sie löste. Unter dem Scheine, als ob er sich von Ahriman zur Päderastie verführen lassen wolle, knüpfte er mit demselben Verbindung an, und es gelang ihm wirklich, den Leib des Tahmurath ihm zu entreissen und damit zu entfliehen. Ahriman setzt ihm nach, da aber Jem sich auf Geheiss der himmlischen Wesen niemals umdreht, so kann ihn der böse Geist nicht erreichen und muss endlich von der Verfolgung abstehen. Dem Jem blieb jedoch von der Berührung des Ahriman ein Aussatz an der Hand zurück, wiederum auf himmlisches Geheiss heilt er denselben mit den Excrementen des Rindes, welche seitdem als Heilmittel gelten. Von diesem Allen weiss nun freilich das Avesta nichts, aber sowol dieses Buch, wie auch der Bundehesh (cf. 77, 6. 81, 7) legen die Regierungszeit des Jem unmittelbar nach Tahmurath. Das Avesta[2] sieht in Jem vor Allem den glücklichen Herrscher, unter dessen Regierung es weder Krankheit noch Tod gab, ebensowenig Neid und ähnliche böse Laster. In Gestalt fünfzehnjähriger Jünglinge gingen die Menschen einher, Väter wie Söhne. Andere Stellen fügen noch hinzu, dass es während der Regierung des Jem auch keinen Hunger und Durst gab, dass die Bevölkerung der Erde unter seiner Regierung so wuchs, dass es nöthig wurde, die Erde um das Dreifache ihrer ursprünglichen Grösse zu erweitern, endlich dass Yima der vollkommene Herrscher war über alle Arten von Dämonen. Diesen letzteren Umstand führt die spätere Ueberlieferung dahin aus[3], dass er die sämmtlichen Dämonen in die Hölle zurücktrieb und sie dort unter Schloss und Riegel legte, so dass sie während seiner Regierung nicht wieder hervorzukommen wagten. Das Avesta (Vendîdâd) will auch wissen, dass es dem Jem angeboten worden sei, den Verkünder des Gesetzes zu machen,

---

1) *Vgl. meine Pârsigrammatik p.* 136. 168.

2) Cf. Vd. 2, 1 flg. Yç. 9, 13 flg. Yt. 5, 24. 9, 8. 15, 15. 17, 28. 19, 31.

3) *Vgl. meine Einleitung II,* 330.

dass er es aber unter den damaligen Umständen abgelehnt habe, diese Rolle zu übernehmen, die mithin dem Zarathustra vorbehalten blieb. Auch wird in derselben Quelle berichtet, dass Jem und Ormazd während des erstern Regierung in fortwährendem Verkehr waren uud zu dem Ende Zusammenküufte häufig stattfanden, dasselbe berichtet auch Firdosi [1]. Noch eine andere Thatsache aus Jems Regierung wird im Avesta, wenn auch nur kurz und dunkel, erwähnt. Nach einer Stelle (Yç. 32, 8) heisst es nämlich, dass Jem die Menschen gelehrt habe, das Fleisch in Stücken zu essen. Wie Windischmann bereits gezeigt hat [2], bezicht sich diese Aeusserung auf eine Erzählung, uach welcher Jem einmal einen Dämonen, der sich als unersättlich bewies, mit Fleisch speiste und bei dieser Gelegenheit die Gahanbârfeste einsetzte. Vor der Zeit Jems hatten nämlich die Menschen kein Fleisch gegessen, und auch zu seiner Zeit scheint die Sitte noch nicht allgemein geworden zu sein.

Mit diesen Berichten des Avesta ist nun die Erzählung des Firdosi im schönsten Einklange, nur malt er in seiner Weise das Glück unter Jems Regierung weiter aus. Die ersten fünfzig Jahre seiner Regierung beschäftigte sich Jem nach Firdosis Angaben damit, dass er das Eisen weich zu machen suchte und daraus Panzer und andere Kriegsgewänder verfertigte. Weitere fünfzig Jahre gingen damit hin, aus verschiedenen Stoffen mehr und minder kostbare Kleiderstoffe herzustellen. Dann verwendete er die dritten füufzig Jahre dazu, die Menschen in verschiedeue Stände zu scheiden und dadurch den Staat zu begründen. Obenan stellte er den Stand der Priester oder Kâtuzians [3], ihnen wies er die Berge

1) Shâh. 20, ult.:

جهان بد بآرام ازان شادکام   زیزدان بدو نو بنو بد پیام

2) *Zor. Studien p.* 26. Vgl. auch *Sad. der Port XCIV* und meine Uebersetzung des Avesta II, p. CII.

3) Die Namen der vier Stände sind nicht zu erklären und wahrscheinlich hoffnungslos verdorben. Die Handschriften geben zwar mancherlei Varianten aber keine Besserungen. Dass aber demungeachtet hier nur Verderbnisse vorliegen, nicht uns unverständliche Namen, glaube ich zuversichtlich, denn der letzte Name Ahnukhushi liesse sich mit dem rich-

als Wohnplätze an und das Gebet war ihr vorzüglichstes Geschäft. Der zweite Stand war der der Krieger oder Nisâriân, welche um den Thron sich schaaren und das Reich beschützen müssen. Der dritte Stand heisst Nusûdî, es sind die Ackerbauer, welche das Feld bestellen. Endlich der letzte Stand ist der der Ahnukhushi oder Handwerker. Nun erst, nach Einrichtung dieser Stände, war ein geordnetes Staatsleben möglich. Da die Dämonen mit ihren geheimen Kenntnissen dem Jem ebenso gut zu Willen sein müssen, wie seinem verstorbenen Bruder, so zwingt er sie, ihm Häuser, Paläste und andere Bauwerke zu errichten und zwar, wie man aus der Beschreibung sieht, aus Backsteinen. Auch die Erfindung der Schifffahrt wird dem Jem zugeschrieben und die Kunst, die Edelsteine aus andern Steinen abzusondern. Es kann uns nicht entgehen, dass diese Regierungshandlungen Jems zum Theil früher schon dagewesen und seinen Vorgängern zugeschrieben worden sind. Die Kunst, das Eisen zu schmieden, wurde vorher dem Husheng zugeschrieben, von Jem heisst es zwar blos, dass er Panzer und Waffenrüstungen verfertigt habe, es ist dies jedoch eine etwas sonderbare Beschäftigung für einen Fürsten, unter dessen Regierung es keinen Streit und keinen Zank gab, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Offenbar hiess es früher überhaupt nur, dass er die Kunst erfunden habe, das Eisen zu bearbeiten. Die Kunst, aus Thierhaaren und anderen Stoffen Kleider und Zeuge zu verfertigen, ist auch früher bereits als eine Erfindung des Tahmurath bezeichnet worden. Nur die Ordnung des Reiches und die Eintheilung der Bewohner in Stände ist mithin dem Jem eigenthümlich, und es scheint, dass man ihn früher als Urmenschen in ähnlicher Weise auffasste und ihm die Erfindung der nothwendigsten Bedürfnisse zuschrieb, wie dies der Bundehesh mit Mashya und Mashyâna gethan hat. Als man sich aber entschlossen

tigen Hutukhshi noch allenfalls vereinigen. Die richtigen Namen giebt die Parallelerzählung in meiner Einleitung II, 329 أثورنان, Athurnân, für Priester, ارتيشتار, Arthishtâr, für Krieger, واستريوش, Vâstryosh, für Ackerbauer, هتخشان, Hutukhshân, für Handwerker. Die Eintheilung stimmt zu der des Mînôkhired, welche ich in meiner Uebersetzung des Avesta II, p. LXII mitgetheilt habe.

hatte, dem Jem noch verschiedene Vorgänger zu geben, vertheilte man diese Erfindungen unter sie und liess den Jem nur noch den letzten Schritt thun und zuerst das Königthum begründen. — Nachdem sich Jem dreihundert Jahre lang in der oben angegebenen Weise beschäftigt hatte, erbaute er sich einen Thron und begann von seinen Arbeiten zu ruhen. Die Menschen versammelten sich huldigend um ihn und er feierte mit ihnen ein Freudenfest. Dieses Fest fiel gerade auf den ersten Tag des Monats Ferverdîn und wird seitdem alljährlich wiederholt, es ist das Neujahrsfest der Erânier, Nauroz genannt. Ueber die Nachrichten, welche der Verfasser des Mujmil dem Berichte des Firdosi noch beifügt, wird unten geredet werden, die Nachrichten des Ḥamza sind kurz und unbedeutend, es soll nach ihm Jem eine ungeheure Brücke in der Gegend von Ktesiphon erbaut haben, welche spätere Könige nicht herzustellen vermochten, obwol sie es versuchten. Masudi berichtet uns noch, dass Manche die Sintflut unter Jem setzten, da er uns aber früher selbst erzählt hat, dass die Perser von einer solchen Flut nichts wissen wollen, so meint er hier wol nur muhammedanische Schriftsteller.

Hier ist der Ort, noch einer merkwürdigen Mythe zu gedenken, welche der Bundehesh von Jem erzählt und die mit seiner Auffassung als erster Mensch in Verbindung zu stehen scheint. Aus einer Stelle (77, 6) geht hervor, dass Jem eine Schwester hatte, welche Jemak hiess, und die also neben dem êrânischen Yima stand wie bei den Indern die Yamî neben Yama, wegen dieses Anklanges werden wir diese Angabe nicht für jung halten dürfen, wenn die Schwester des Jem in alten Büchern auch nicht vorkommt. An einer zweiten Stelle (56, 13) wird gesagt, dass Jem nach seinem Abfalle vom Wege Gottes eine Dämonin zur Frau nahm und seine Schwester Jemak einem Dämonen zur Frau gab. Aus dieser Verbindung entsprangen die Affen und Bären. In gleicher Weise sollen später unter der Regierung des Dahâk durch Verbindung eines jungen Menschen mit einer Pairika die Aethiopen und andere schwarze Menschen entstanden sein. Hier haben wir Mythen über die Entstehung des Menschengeschlechts vor uns, die wol ohne Frage in die frühesten Zeiten nach der Schöpfung zu verlegen sind.

Zu den wichtigsten mythischen Thatsachen, die uns von Jem erzählt werden, gehört noch der Bericht über das Ende desselben. Dieser liegt uns in doppelter Fassung vor, die eine gehört dem Vendîdâd an, wo sie im zweiten Capitel ausführlich besprochen ist. Nachdem Jem eine lange Zeit hindurch nur Glück auf der Erde verbreitet und dieselbe so bevölkert hatte, dass ihr Umfang um das Dreifache erweitert werden musste, da kündigte ihm Ormazd an, dass auf die Erde ein verderblicher Winter kommen und viel Schnee fallen werde, so dass dann Ueberschwemmungen an Plätze kommen würden, an denen früher das Vieh weidete. Er räth ihm daher, einen viereckigen Platz anzufertigen und dorthin den Samen des Viehs, der Zugthiere und der Menschen, sowie der rothen brennenden Feuer zu bringen. Dort solle er auch Wohnungen für alle diese Wesen einrichten, dorthin auch den Samen mitnehmen von allen Bäumen, welche die höchsten und wohlriechendsten sind, ebenso alle Arten von Speisen. Mit solchen Glücksgütern ausgerüstet soll Jem in dem kleinen Umkreise, welcher Vara oder Garten genannt wird, das Glück fortsetzen, welches er bisher der ganzen Welt gespendet hatte. In diesen Garten entrückt lebt Jem mit den Seinigen noch jetzt das glücklichste Leben in immerwährendem Lichte, alle 40 Jahre wird von jedem Menschenpaare ein neues Paar geboren, ein Knabe und ein Mädchen. Den Bewohnern dieses schönen Gartens scheint in ihrem Glück ein Jahr nicht länger zu sein, als wie ein Tag ist. Auch der Kenntniss des göttlichen Gesetzes, welches Zarathustra den Menschen gebracht hat, werden die Bewohner dieses Gartens theilhaftig, Urvataṭ-nara, ein Sohn des Zarathustra, und Vis Karshipta, ein fabelhafter Vogel, haben dasselbe im Vara verkündigt. Wo wir diesen Vara oder diesen Garten zu suchen haben, sagt uns das Avesta nicht, spätere Quellen[1]) berichten aber, dass derselbe unter der Erde gelegen habe. Ebenso behaupten spätere Quellen[2]), es werde

1) Cf. Mînôkhired in meiner Pârsigr. pp. 140. 171. Bund. 70, 11. Meine Einleitung II, 331. Der Mînôkhired setzt das Var des Jem nach Erân-véj, der Bundehesh unter den Berg Damkân oder Jamkân, vgl. Justi im Glossar s. v. دمکان.

2) Mînôkhired in m. Pârsigr. pp. 136. 167.

am Ende der Tage, wo der Regen Malkosân die Erde verheeren wird, Jem mit seinen Getreuen aus dem Vara hervorkommen und die Erde wieder bevölkern. — Neben dieser eben angeführten Ansicht über das Ende des Jem steht nun aber eine zweite, die gleichfalls schon im Avesta bezeugt ist[1]) und später bei Firdosi und in allen übrigen Quellen sich findet; nach dieser Erzählung hätte Jem so lange glücklich regiert, bis er durch dieses fortwährende Glück hochmüthig wurde und sich von seinem Uebermuthe zu falschen und verbrecherischen Aeusserungen und Ansprüchen hinreissen liess. Er behauptete: er und nur er ganz allein sei der Urheber dieses Glückes und verlangte, dass seine Untergebenen ihm göttliche Ehre erzeigen sollten. Nachdem er solche lügnerische Worte gesprochen hatte, entfernte sich die Majestät sichtbarlich in Gestalt eines Vogels von ihm, sie wird von verschiedenen reinen Wesen (Mithra, Thraetaona, Kereçâçpa) aufgefangen, damit sie nicht in unrechte Hände gerathe. Nachdem aber Jem die Majestät verloren hatte, war er auch nicht mehr fähig, sich als Herrscher zu behaupten und er verlor bald darauf sein Reich an den Dahâk.

Es leuchtet ein, dass diese beiden Erzählungen nicht neben einander bestehen konnten, nur eine dieser Lösungen ist zulässig: wenn Jem als frommer König von der Erde entrückt wird und an einem andern Orte im vollkommensten Glücke lebt, kann er nicht auch zugleich als gottlos im tiefsten Elende sterben. Fragen wir nun, welche von beiden Erzählungen die ältere sei, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es die erstere ist. Wir wissen bereits, dass Jem in der arischen Periode schon vorhanden war, dass wir ihn dort als den ersten Sterblichen zu betrachten haben, welcher seine Nachkommen nach ihrem Tode um sich versammelt, dass er bei den Indern sogar in späterer Zeit für den Todtengott gilt. Wenn nun Jem nach obigem Mythus nicht stirbt, sondern lebend in einen Garten entrückt wird, so entfernt sich der Mythus hierdurch zwar ein wenig von der Fassung der Inder, nähert sich aber desto mehr der griechischen Ansicht vom Elysium, und Windischmann hat

1) Cf. Yt. 19, 31 flg.

bereits gezeigt[1], dass wörtliche Uebereinstimmungen in den beiderseitigen Auffassungen sich finden. Aber ebenso klar wie das Alter dieser Erzählung ist auch die Thatsache, dass dieselbe im éránischen Mythus eine verschwindende ist und dass der letztere gebieterisch die andere Fassung voraussetzt, nach welcher Jem am Ende seiner Regierung durch Hochmuth zum Lügen verleitet wurde und dadurch ein unglückliches Ende nahm. Da für diese zweite Auffassung keinerlei Anklänge in der indogermanischen Mythologie sich finden, so kann man nun die Frage aufwerfen, ob diese Umänderung auf éránischem Boden entstanden sei oder ob die Eránier sie vom Westen erhalten haben. Da wir mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten können, Yima sei früher als der erste Mensch aufgefasst worden, so ist es nicht so ganz unwahrscheinlich, dass die Idee vom Sündenfalle desselben einen semitischen Ursprung habe. Damit verhalte es sich übrigens wie es wolle, es steht wenigstens fest, dass die Eránier die Erzählung vom Sündenfalle des Yima schon früher gekannt haben müssen, weil sie andere wichtige Mythen mit ihr verknüpft haben. Die Erzählung vom Ende des Jem ist übrigens mit der Regierung seines Nachfolgers so enge verknüpft, dass wir sie erst anführen können, nachdem wir von der Thronbesteigung des Dahâk gesprochen haben.

4. Dahâk. Mit dem Auftreten des Dahâka oder Dahâk zeigen zum ersten Male die éránischen Mythen locale Beziehungen. Uns ist Dahâka ebenso wie Yima bereits aus der arischen Periode bekannt, wir wissen, dass er dort als eine verderbliche Schlange erscheint und ursprünglich wol die Wolkenschlange bezeichnete. Die mythologische Gestalt hat er also empfangen als Personification einer Naturerscheinung, allein diese ursprüngliche Bedeutung kennen die Eránier längst nicht mehr, vielleicht auch haben sie die mythologischen Beziehungen absichtlich in den Hintergrund treten lassen. In der éránischen Heldensage ist Dahâka[2]) ein alter König von

1) Windischmann, *arische Ursagen p.* 14.

2) Dieser dämonische König heisst immer Azhis dahâka, die Schlange Dahâka oder auch: die verderbliche Schlange, denn azhi ist skr. ahi, gr. ἔχις, Schlange und wenigstens dahaka heisst verderblich, davon dürfte dahâka nicht sehr verschieden gewesen sein. Aus Azhis dahâka ist das

Erân, wie schon vor ihm der nicht weniger arische Yima, aber wenn auch Beherrscher Erâns, so war er doch kein Eingeborener Erâns, sondern vielmehr arabischer Abkunft und in der Ebene Mesopotamiens zu Hause. Dass Firdosis Bericht über den Dahâk Spuren arabischer Einmischung trage, hat schon Mohl vermuthet[1]. Nach Firdosi ist Dahâk der Sohn eines arabischen Häuptlings, den er Merdâs nennt, anders Ḥamza und der Verfasser des Mujmil, welche den Vater des Dahâk theils Nedasp, theils auch Arvendasp nennen. Mit den beiden genannten Schriftstellern und ihrer Genealogie befindet sich in ziemlicher Uebereinstimmung der Bundehesh (p. 77, 12), der überhaupt die vollständigsten Angaben über die Genealogie des Dahâk macht. Das von ihm angegebene Verzeichniss ist das folgende:

Gayomard
Siyâmek
Fravâk
Tâz
Virafshak (Mâdeh serre, Ḥamza.)
Zainigao (Rebigavan, Mujmil.)
Khrutasp (Nedasp, Shêdasp, Arvendasp)
Dahâk.

Wenn nun aus dem vorliegenden Geschlechtsregister auch klar genug hervorgeht, inwiefern Dahâk auf Gayomard zurück-

---

neuere اژدها, azhdehâ, Schlange, Drache geworden, auch der Name Ἀστυάγης scheint damit zusammenzuhängen, cf. Moses Khor. 1, 30 und Windischmann, *zor. Studien p.* 138. Frühe schon hat sich in Erân die Volksetymologie des Namens Dahâk bemächtigt und Ḥamza wie der Verfasser des Mujmil erklären ihn durch ده آک, deh âk i. e. zehn Uebel, die Araber haben ضحاک, dahhâk (so ist zu lesen, nicht Zohâk) daraus gemacht, d. i. der Lachende, der Spötter. Ein zweiter Name, unter dem Dahâk öfter erscheint, ist Bêvarasp i. e. baevare-açpa, 10000 Pferde besitzend, ursprünglich ein blosser Beinamen. Noch andere Quellen behaupten, er habe ursprünglich قیس لهوب, Qais Lahûb oder auch حمیری, Himyarî, geheissen.

1) Dafür spricht, dass der böse Geist in diesem Stücke von Firdosi oft Iblîs genannt wird, statt Ahriman, wie sonst gebräuchlich ist. Doch geschieht dies auch sonst, wenn von Ahriman als einem personificirten bösen Geiste die Rede ist, z. B. bei der Himmelfahrt des Kai-kâus.

geht, trotzdem dass er kein Erânier war, so müsste doch nach demselben unklar bleiben, warum Dahâk nicht ebensogut rein geblieben ist, wie die érânischen Könige. Nach Firdosi zwar ist er der Sohn eines reinen Mannes und erliegt nur der persönlichen Verführung Ahrimans, aber dies kann nicht die ursprüngliche Fassung des Mythus gewesen sein, nach welchem vielmehr Dahâk ein vom Grunde aus verderbtes ahrimanisches Wesen war. Der Bundehesh zeigt uns (l. c.), dass die böse Anlage von der Mutter ausging, durch die Dahâk geradezu mit dem Geschlechte Ahrimans vermittelt wird. Der mütterliche Stammbaum ist aber der folgende:

Ahriman
Yaçka
Darwi
Gadhwithu
Paourvaeçma
Owokhma
Tambek
Bek
Udayi.

Hieraus erhellt, dass Dahâk eine Schöpfung des bösen Geistes war, der nicht nur bestimmt war, das Glück das Jem verbreitet, zu vertilgen, sondern wo möglich das Menschengeschlecht ganz zu vernichten. Ueber die äussere Gestalt, unter welcher sich das Avesta den Dahâk vorstellte, lässt sich eine ganz sichere Behauptung nicht aufstellen, doch dürfte es das Richtigste sein, sich ihn als eine Schlange mit drei Köpfen, drei Mäulern und sechs Augen vorzustellen, denn als ein solches Ungeheuer erscheint er in den meisten Stellen [1]). Die spätere Ansicht bei Firdosi, der es besonders darum zu thun war, in Dahâk den König festzuhalten, dachte sich denselben als einen Menschen mit zwei Schlangen auf den Schultern [2]). Als sein Wohnort wird im Avesta (Yt. 5, 29) Bawri, d. i. Babylon angegeben, damit stimmen auch sowol Ḥamza, als der Verfasser des Mujmil überein, welche beide dieselbe Stadt

1) Yç. 9, 25. Yt. 5, 34. 14, 40. 15, 24. 17, 34. 19, 37.

2) Desswegen heisst er häufig ماردوش, mâr-dosh, d. i. welcher Schlangen auf den Schultern hat.

als Dahâks Residenz nennen. An einer einzigen Stelle des Avesta (Yt. 15, 19) verweilt er in Kviriñta, es muss dahin gestellt bleiben, ob dies Wort dasselbe ist wie Keleng-dizh, was auch als Wohnung Dahâks genannt wird. Als dritter Wohnplatz erscheint endlich Dizh hûkht (die gesegnete Feste) oder Ilia, d. i. Jerusalem, letzteres wahrscheinlich erst eine späte Verwechslung. Die Regierungszeit des Dahâk wird übereinstimmend auf 1000 Jahre angegeben, Manche sagen einen oder auch anderhalb Tage weniger. Das Avesta kommt übrigens über blose Andeutungen nicht hinaus und auch unsere anderen Quellen geben die Geschichte Dahâks nur in aller Kürze, weswegen wir bei der ausführlichen Darstellung wieder Firdosis Bericht zu Grunde legen. Nach Firdosi ist also Dahâk der Sohn des frommen Araberfürsten Merdâs, aber Ahriman weiss ihn so für sich einzunehmen, dass Dahâk einen Bund mit ihm schliesst und dadurch ganz in die Gewalt des Bösen geräth. Ahriman treibt ihn nun an, den Tod seines Vaters herbeizuführen, damit er in den Besitz von dessen Schätzen und Herrschaft komme und zwar schleuniger, als es auf dem natürlichen Wege möglich sein dürfte. Ein Brunnen wird in dem Garten gegraben und mit Stroh überdeckt mitten auf einem Wege, auf dem Dahâks Vater des Abends zu lustwandeln pflegte. Der alte Mann fällt in die Grube, welche er in der Dunkelheit nicht bemerkt, und stirbt, ohne dass man seinem Sohne vorwerfen konnte, er habe seinen Vater absichtlich ermordet; daher wird er denn auch ohne Widerspruch der Nachfolger seines Vaters. Nun sinnt Ahriman auf weitere Schlechtigkeiten, er verkleidet sich als Koch und verleitet den Dahâk zum Genusse der Fleischspeisen, während man sich vorher blos von Früchten genährt hatte. Er bereitet ihm zuerst Eier zu, dann Rebhühner und Fasanen, endlich andere Vögel, Lämmer, Hammel und junge Rinder. Zum Lohn für diese Genüsse wünscht er den König auf die Schultern küssen zu dürfen, durch diesen Kuss wuchsen zwei Schlangen aus den beiden Schultern, der bisherige Koch aber verschwand und wurde nicht mehr gesehen. Vergebens sucht Dahâk Heilmittel gegen diese Krankheit; die Schlangen wuchsen wieder nach, wenn sie weggeschnitten wurden, und die Aerzte verschwendeten ihre Kunst vergeblich. Aufs neue erschien Ahri-

man, diesmal in Gestalt eines Arztes und rieth dem Könige, die beiden Schlangen mit Menschenhirn zu füttern, vielleicht dass sie durch diese Nahrung von selbst sterben würden. Von da ab mussten alle Tage zwei Menschen getödtet werden, um mit ihrem Gehirn die Schlangen zu füttern. Der Zweck, den Ahriman und mit ihm Dahâk mit dieser Massregel verbanden, war, die Welt menschenleer zu machen, so sagt das Avesta, und Firdosi stimmt ihm bei[1]).

Mittlerweile hatte sich die Kunde von Dahâks Macht und Tapferkeit bis nach Erân verbreitet, wo die Unzufriedenheit mit Jems Regierung in stetem Wachsen begriffen war. Alle Unzufriedenen eilten, sich unter Dahâks Befehl zu stellen und so sah sich dieser bald im Stande, in Erân einzufallen, an der Spitze eines Heeres, gegen welches Jem kaum einen Widerstand versuchen konnte. Er entfloh, und Dahâk bestieg ohne Schwierigkeit den verlassenen Thron. Der neue König machte sofort im Lande bekannt[2]), dass er denen grosse Belohnungen geben werde, welche ihm den Jem als Gefangenen brächten, andererseits drohte er denen mit den härtesten Strafen, welche diesen beherbergen und schützen würden. So ist denn Jem gezwungen, sich von den Menschen möglichst ferne zu halten, und irrt lange einsam auf dem Lande und in der Wüste umher, die Städte vermeidend, wo die Menschen ihn erkennen konnten. Nach längeren Wanderungen kommt er auch nach Zâbul, wo der König Kureng[3]) regiert. Dieser hat eine schöne Tochter, die nicht nur mit allen weiblichen Vorzügen auf das Reichste ausgestattet ist, sondern auch an Tapferkeit und Stärke allen Männern die Spitze zu bieten vermag. Viele Männer bemühen sich, sie zu gewinnen, sie aber

---

1) Shâh. 25, 4. v. u.

سرِ نرّهٔ دیوان ازین جستجوی   چه جست و چه دید اندرین گفتگوی
مگر تا یکی چاره سازد نهان   که پردخته ماند زمردم جهان

2) Das nun Folgende ist nicht von Firdosi, sondern aus dem Gershaspnâme entlehnt, dem Inhalte nach gewiss alt. Den Text findet man in dem Anhange zum 4. Bande des Macan'schen Shâhnâme.

3) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist auf diesen Namen nicht viel zu geben; sollte er sich als alt erweisen, so könnte man den indischen König Kuranga denken, von dem Rgv. 624, 19 die Rede ist.

will nur demjenigen Bewerber ihre Hand reichen, welcher ihr gefällt und der sie im Kampfe zu besiegen versteht. Da kommt Jem in jene Gegend, von seiner Schönheit und seinen Tugenden wird Peri-cihre (dies ist der Name des Mädchens) dermassen hingerissen, dass sie sich ihn zum Gatten erwählt. Jem bleibt eine Zeitlang in Zâbul und zeugt mit der Königstochter einen Sohn, von dem das Geschlecht der Könige von Zâbul sich herleitet, auf die wir später wieder zu sprechen kommen werden. Doch nicht für immer ist es dem Jem gegeben, in Zâbul zu weilen; sein Aufenthalt wird bekannt, er flieht von Neuem und beginnt wieder seine Wanderungen, bis er zuletzt in China von Dahâk ergriffen und entzwei gesägt wird; Peri-cihre giebt sich auf die Kunde von Jems Ende freiwillig den Tod. Die Erzählung von der Zersägung Jems kennt auch schon das Avesta (Yt. 19, 46) und nennt den Çpityura als denjenigen, welcher den Jem zersägte. Nach dem, was wir oben über die Genealogie dieses Çpityura mitgetheilt haben, müssen wir annehmen, er sei der Bruder des Jem gewesen, der zu Dahâk übergegangen war. So endete Jem nach dieser zweiten Fassung des Mythus, und wir haben nur noch hinzuzufügen, dass nach der Angabe des Minôkhired Jem anfangs unsterblich geschaffen war und seiner Sünden wegen sterblich wurde. Mit seinem Tode ist übrigens seine Bedeutung für die Erde noch nicht ganz erloschen, denn im Avesta (Yt. 13, 130) werden die Menschen angewiesen, den Fravashi des Jem zu verehren zur Abwendung der Trockenheit. Blos als eine Ausgeburt der spätesten priesterlichen Reflexionen werden wir es aber später zu betrachten haben, wenn Jem in spätern Schriften ganz im Gegensatz zu der Ansicht vom ewigen Leben desselben in die Hölle verwiesen wird[1]. Man hat nämlich die im Vendidâd berichtete Weigerung Jems das Gesetz zu verbreiten als eine Aeusserung des Ungehorsams und Hochmuthes aufgefasst, welche Strafe verdiene, es ist aber klar, dass der Text des Avesta daran nicht im Entferntesten gedacht hat.

Jetzt, nach Beendigung der Geschichte Jems, können wir uns der Betrachtung Dahâks und seiner Regierungshandlungen zuwenden. Wie wir bereits gesehen haben, hat sich Dahâk

1) Cf. *Cod. 12. suppl. d'Anquetil p.* 87.

mit leichter Mühe der Krone Erâns bemächtigt, aber er war darum noch lange nicht ein rechtmässiger König von Erân, er konnte dies auch kaum jemals werden, denn es fehlte ihm die königliche Majestät, welche an Jem in seinen guten Tagen gestrahlt hatte und welche nur Gliedern der königlichen Familie zukam. Dieses Mangels war sich auch Dahâk vollkommen bewusst und das Avesta erzählt uns von den Anstrengungen, welche er machte, um in den Besitz dieser königlichen Majestät zu kommen, die Mächte des Himmels können es aber natürlich nicht zugeben, dass ein so mächtiger himmlischer Lichtglanz — denn dies ist die königliche Majestät — in böse Hände komme. Wir haben oben bereits gesagt, dass die königliche Majestät, welche zu drei Theilen von Jem wegflog, von drei verschiedenen Wesen aufgefangen wurde, von diesen gehören zwei (Thraetaona und Kereçâçpa) der königlichen Familie an, der dritte Theil kommt an Mithra, den Beschützer der Länder. Wir dürfen aus dieser Dreitheilung der Majestät vielleicht schliessen, dass den späteren Königen von Erân nicht mehr der volle Umfang der Majestät zu Gute kam, welche Jem besessen hatte. Wahrscheinlich ist es der von Mithra aufgefangene Theil der Majestät, welchem Dahâk so eifrig nachstrebte, dass er, wie das Avesta erzählt (Yt. 19, 47), in die Gewässer untertauchte, um sie zu suchen, einmal dieselbe auch wirklich erreicht hatte, aber auf die Drohung des Feuers hin sie wieder fahren lassen musste. Zuletzt beschützt Apam-napâț die Majestät, und Dahâk muss sich bequemen, ohne die Majestät zu regieren, damit ist wol gesagt, dass er ein Usurpator war und blieb und dass seine Herrschaft nicht Bestand haben konnte. Einstweilen jedoch, während der ihm zugetheilten 1000 Jahre, war seine Herrschaft unbestritten. Mit der rechtmässigen königlichen Familie suchte er sich wenigstens dadurch in Verbindung zu setzen, dass er zwei Schwestern des Jem, Shehrinâz und Arnevâz in sein Harem aufnahm. Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit war natürlich unter der Regierung dieses schlechten Königs in stetem Wachsthum begriffen, daneben machte die Entvölkerung der Erde rasche Fortschritte, da alle Tage zwei junge Männer abgeschlachtet werden mussten. Um nun diesem Uebel wenigstens einigermassen zu steuern, verabredeten sich zwei edle Erânier aus königlichem Geschlechte, Er-

mâïl und Kermâïl[1]), die Küche des Königs selbst zu übernehmen, es gelang ihnen auf diese Weise, von den zwei für das Futter der Schlangen bestimmten Menschen wenigstens den einen zu retten, indem sie das Gehirn des Andern mit dem Hirn von Lämmern vermischten. Die also Geretteten liessen sie in die Gebirge entfliehen, und versahen sie mit etlichen Ziegen und ähnlichen Thieren, damit sie ihr Leben fristen könnten. Auf diese Weise entstanden die Kurden und ähnliche Bergbewohner, die in den Gebirgen hausen und die Gesetzlichkeit nicht kennen.

Die tausendjährige Regierung des Dahâk ist als das vollkommene Gegenstück zu der tausendjährigen Regierung des Jem anzusehen. Wie während des grössten Theils von Jems Regierung die Dämonen in die Hölle zurückgedrängt erscheinen, so dass man ihre Spur auf Erden nicht sieht, so scheinen während der Regierung des Dahâk die Frommen und Anhänger des guten Princips ganz verschwunden und fristen nur noch in der Verborgenheit ein kümmerliches Dasein. Erst ganz am Ende dieses tausendjährigen Zeitraums zeigen sich die Spuren einer beginnenden Reaction. Vierzig Jahre, ehe seine Herrschaft zu Ende geht, sieht Dahâk im Traume, wie er von einem jungen Manne ergriffen und zum Demâvend geschleppt wird. Er schreit laut auf vor Schrecken, so dass die Bewohner seines Harems erwachen und ihn fragen, was geschehen sei. Nun werden die Traumdeuter aus dem ganzen Lande zusammenberufen und sie können dem Könige die üble Nachricht nicht verbergen, dass dieser Traum eine böse Vorbedeutung habe und es mit seiner Herrschaft bald ein Ende haben werde. In der That war der Traum dazu bestimmt, die Geburt des Thraetaona[2]) oder Frêdûn anzuzeigen, welcher die Welt aus der Gewalt des Bösen erlösen sollte. Die wunderbaren Begeben-

1) Die beiden Namen lauten eher semitisch als indogermanisch und sind schwerlich aus alter Zeit überliefert.

2) Die Form Thraetaona ist am überwiegendsten beglaubigt, doch hat auch die Lesart Thraetâna gute Beglaubigung für sich. Im Sanskrit würde Tretavana oder Tretana entsprechen, beides kommt nicht vor, nur die Form Traitana. Das neuere Frêdûn oder Afrêdûn ist aus der alten Form entstanden, das gewöhnliche Feridun ist nur neuere Verderbung. Moses von Khorni nennt ihn Hrouden.

heiten, welche die Geburt und überhaupt den ganzen Lebensgang dieses Helden begleiten, beweisen uns, dass er ursprünglich mythisch ist, aber von den an denselben sich anschliessenden Mythen sind uns nur schwache Ueberreste geblieben. Allgemein wird zugestanden, dass er ein Sohn des Âthwyan war, dies ist die älteste Form des Namens, aus welcher sowohl Athfiân bei Ḥamza und im Mujmil als Âbtiu bei Firdosi entstanden ist. Neuere Quellen wie Ḥamza und der Verfasser des Mujmil geben dem Jem einen Sohn, Namens Humâyûn, dieser ist der Vater des Âbtîn und hiernach wäre also Frêdûn der Enkel des Jem. Anders der Bundehesh, welcher (c. 32) folgendes Geschlechtsregister für Frêdûn angiebt:

Jem
Vanfargesni (?) Açpiân
Ramak-tura (Heerdenstier) Açpiân
Gafr-tura (Fettstier) Açpiân
Çpêt-tura (Weissstier) Açpiân
Çiâk-tura (Schwarzstier) Açpiân
Bor-tura (Braunstier) Açpiân
Çiak-tura (Schwarzstier) Açpiân
Açpiân pur tura (Vollstier)
Frêdûn [1]).

Offenbar sind diese von dem Bundehesh aufgeführten Namen, unter denen noch dazu der Name Çiâk-tura doppelt erscheint, ziemlich späten Ursprungs, wie denn auch der Bundehesh ziemlich unverhohlen gesteht, es seien diese Namen dazu bestimmt, die tausendjährige Regierungsperiode Dahâks auszufüllen, jeder der Vorfahren Frêdûns wird auf diese Art hundert Jahre alt. Eine ältere Gewähr haben wir nur für Âthwyan, als den Vater des Frêdûn, diesen kennen wir sogar schon aus der arischen Periode, wo das Beiwort âptya mit dem Namen des Thrita verbunden wird. Die Mutter des Frêdûn

1) Aus der mir unbekannten Chronik von Fârs giebt Graf Gobineum (*histoire des Perses I*, 172) folgende Liste: Djem-Shyd, Abtiyan Byferoust, Abtiyan remy-gaw (*Taureau de combat*), Abtiyan Seher-gaw (*Taureau vigilant*), Abtiyan asfyd-gaw (*Taureau blanc*), A. siyah-gaw (*T. noir*), A. kour-gaw (*T. furieux*), A. bour-gaw (*T. gris*), A. zour-gaw (*T. rouge*), A. fyl-gaw (*T. éléphant*), A. per-gaw (*T. fort*).

hiess Firânek, sie wird aber nur in neueren Schriften genannt. Firdosi erzählt nun weiter, dass Dahâk, der schon lange die gesammte Nachkommenschaft des Jem aufs Aeusserste hasste und verfolgte, zuletzt auch den Âbtin in seine Gewalt bekam und für seine Schlangen schlachten liess. Firânek, die nun auch für ihren Sohn fürchtet, übergiebt diesen einem treuen Hirten, unter dessen Obhut er von der Kuh Purmâye gesäugt wird. Allein Dahâk, dem sein böser Traum keine Ruhe lässt, spürt dem Kinde eifrig nach und nach einigen Jahren ist derselbe in seinem bisherigen Verstecke nicht mehr sicher. Aufs neue verlangt die Mutter ihren Sohn und flieht mit ihm nach dem Alborj [1]), wo sie ihn einem weisen Manne zur weitern Erziehung anvertraut. Zu spät, erst nach der Flucht erfährt Dahâk den ursprünglichen Versteck des jungen Frêdûn, in ohnmächtiger Wuth muss er sich damit begnügen, den Hirten zu tödten, der ihn gepflegt, und die Kuh, welche ihn gesäugt hat, sowie seine frühere Wohnung der Erde gleich zu machen.

Als Frêdûn das sechzehnte Jahr erreicht hat und von seiner Mutter das Schicksal seines Vaters, sowie seines Erziehers und seiner Amme erfährt, brannte er vor Begierde, sich mit Dahâk zu messen und die Vergeltung nach den Gesetzen der Blutrache an ihm zu üben. Unterdessen konnte Dahâk selbst zu keiner Ruhe kommen, da er immerwährend durch die Erinnerung an seinen Traum und das ihm drohende Verhängniss gepeinigt wurde. Er berief eine Versammlung seiner Grossen und forderte sie auf, ihm ein Zeugniss auszustellen des Inhalts, dass er stets nur das Gute und Rechte wolle und es ausübe. Und wirklich, so sehr war die Wahrhaftigkeit und der Muth der Grossen gesunken, dass sie sich nicht scheuten, dieses Schriftstück durch ihre Namensunterschrift zu bekräftigen. Da hörte man, während die Versammlung noch vereint war, von aussen das klägliche Geschrei eines Bedrückten, der kam, um bei dem Könige sein Recht zu suchen. Es war

1) Nach dem Texte des Firdosi hat der ostêrânische Erzähler den Gipfel des Alborj, auf dem sich Frêdûn aufhält, ausdrücklich nach Indien gesetzt, nach dem ganzen Verlaufe der Erzählung wird er jedoch am Demâvend wohnend gedacht.

Kâve, der Eisenschmied aus Ispâhân, dem man alle seine Söhne genommen hatte, um die Schlangen des Königs damit zu füttern und welchem man nun noch den letzten entreissen wollte. Der König erkannte die Rechtmässigkeit seiner Klage an und gab ihm seinen Sohn zurück, dafür aber verlangte er auch, Kâve solle seinen Namen unter das Zeugniss setzen, welches die Grossen des Reiches soeben ausgestellt hatten. Als aber Kâve dieses Zeugniss gelesen hatte, da schrie er laut auf und wandte sich an die Grossen mit zornigen Vorwürfen über ihre Feigheit. Er erklärte, niemals ein solches Schriftstück unterschreiben zu wollen, trat dasselbe mit Füssen und verliess mit seinem Sohn den Audienzsaal. Erstaunt fragten die Grossen den Dahâk, wie es komme, dass er einen so kühnen und trotzigen Mann, der ohne Zweifel sofort zu Frédûn sich begeben werde, ungefährdet ziehen lasse. Da gestand ihnen Dahâk, dass sich bei dem Sprechen Kâves eine unaussprechliche Angst seiner bemächtigt und es ihm geschienen habe, als ob sich ein eiserner Berg zwischen ihm und dem Sprecher aufthürme, so dass es ihm unmöglich war, demselben irgend ein Leid anzuthun. Kâve wirbt nun offen zum Aufstand. Das Fell, mit welchem die Schmiede ihre Füsse zu schützen pflegen, wenn sie arbeiten, wird das Banner, um welches sich die Anhänger Frédûns schaaren und zu ihrem neuen König ziehen. Dieser lässt dieses Fell mit Edelsteinen reich verzieren und erhebt dasselbe zum Reichsbanner, welches es von da an geblieben ist.

Eine Ueberlieferung der Parsen[1]) hat uns längst angegeben, worin die Bedeutung des eben besprochenen Mythus von Kâve zu suchen ist. Es ist die Macht der aufrichtigen Sprache und der Wahrheit, die hier durch Kâves Beispiel sinnbildlich dargestellt wird und dieser Macht gegenüber ist der lügenhafte Dahâk und sein verderbter Hof gänzlich ohnmächtig. Wie schon die Alten wussten, es ging den alten Erâniern über Alles die Wahrheit zu sprechen und unsere oben genannte Quelle bestätigt uns den hohen Werth, den auch die neuen Bekenner Zarathustras auf die Wahrheit legen. Wahrheit, sagt dieselbe, ist ein Ding welches Ahriman mehr fürchtet

1) Cf. *Cod.* 12. *suppl. d'Anquetil p.* 91.

als irgend etwas anderes Gutes, denn durch Wahrhaftigkeit nimmt Ormazd zu und durch Wahrhaftigkeit besteht er.

Der grosse Dienst, den Kâve der guten Sache geleistet hatte, blieb von der Seite Frédûns natürlich nicht unbelohnt. Er übertrug ihm einen Theil des neu zu bildenden Heeres, und seine Nachkommen, die in Ispâhân wohnten, bilden eine der ersten Familien des Reiches und wir werden ihnen im Verlaufe dieser Sagengeschichte noch öfter begegnen. Der Weg, auf welchem Frédûn dem Dahâk entgegenzieht, dürfte von Taberistân ausgehend gedacht worden sein, manche Geschichtschreiber lassen den Kâve in Ispâhân zu ihm stossen. Vorher schmieden ihm kundige Schmiede eine eigenthümliche Keule, auch begleiten ihn seine beiden Brüder Purmâye und Keyânus. Nach dem Bundehesh (p. 78, 5) sind dies die beiden andern Söhne des Açpiân Pur-tura, heissen aber Barmâyun und Katâyun. Bei seinem ersten Nachtlager empfängt Frédûn eine göttliche Offenbarung: Serosh lehrt ihm übernatürliche Künste, die er zur Besiegung des Dahâk nöthig hat, denn dieser ist nicht nur ein mächtiger Fürst, sondern auch ein grosser Zauberer. Auch die zweite Nacht ist wieder von einem Ereignisse bezeichnet. Frédûn ruht eingeschlafen an einem grossen Berge, dessen Gipfel von einem grossen Felsen gebildet wird. Seine beiden Brüder suchen ihn zu verderben und steigen desshalb heimlich in der Nacht auf den Berg, lösen den Felsen los und stürzen ihn auf den schlafenden Frédûn herab; dieser erwacht eben noch zeitig genug, um durch seine Zauberkünste dem herabrollenden Felsen Halt zu gebieten. Ohne Zweifel haben wir es hier mit einer Localsage zu thun und der im Laufe gehemmte Stein wird gewiss irgendwo in Erân noch gezeigt werden, wenn wir auch den Ort nicht näher nachweisen können. Am dritten Tage kommt Frédûn bei Baghdâd an den Tigris, den er mit seinem ganzen Heere durchschwimmt, weil ihm die Schiffer auf Dahâks Geheiss die Ueberfahrt verweigern. Dann geht er auf die Residenz Dahâks los, diese ist Babylon, wie sich gar nicht verkennen lässt, und das geheiligte Haus[1]), von dem gesprochen wird, ist wol Birs Nimrûd oder

1) Der Ort wird Kangdiz hûkht genannt, welche Worte Firdosi (Shâh. 39, 3. v. u.) durch بيت المقدس, Beit-ul-muqaddas, oder das geheiligte

ein ähnliches Gebäude, keinenfalls aber Jerusalem, wohin erst Spätere den Schauplatz versetzen. Nicht blos durch Tapferkeit, sondern auch durch übernatürliche Mittel erzwingt er sich dort den Eingang und vernichtet den Talisman, den Dahâk daselbst errichtet hat. Er nimmt den Harem des Dahâk in Besitz und befreit die beiden Schwestern Jems, welche in demselben schmachten. Ein treuer Diener Dahâks, Kundrav, macht sich sofort auf den Weg, um seinem Herrn die Nachricht von diesen Begebenheiten zu hinterbringen, denn Dahâk ist nicht in Babylon, sondern hat sich eben nach Indien begeben, wo er eine grosse Zauberei ins Werk zu setzen gedenkt. Dahâk bezeigt anfangs durchaus keine Lust mit Frédûn anzubinden und sieht erst nach und nach die unabweisliche Nothwendigkeit ein; dann aber entschliesst er sich auch rasch und bricht mit seinem ganzen Heere auf, um gegen den neu erstandenen Helden zu ziehen. In diesem Heere des Dahâk werden die Dämonen ausdrücklich genannt und sie dürften sogar das Hauptbestandtheil desselben gebildet haben, denn die Mehrzahl der Menschen war der langen Tyrannei müde geworden und hatte sich um Frédûn geschaart. Vor seinem Schlosse angekommen, wird Dahâk von dem Verlangen ergriffen, selbst sich umzusehen, wie es in demselben wol aussehen möge. Ganz in Eisen gehüllt und darum unkenntlich, schleicht er sich herbei und steigt mit Hülfe einer Strickleiter in das Schloss hinein, wo er den Frédûn in Gesellschaft von Jems beiden Schwestern antrifft. Seiner selbst nicht mehr mächtig stürzt er auf diesen los, wird aber durch einen Schlag von Frédûns Keule zu Boden gestreckt, aber auf göttliches Geheiss nicht getödtet, sondern blos gebunden. Darauf entlässt Frédûn sein Heer, das er nicht mehr nöthig hat, und nimmt die Huldigungen der Grossen des Reiches an; in seiner Antrittsrede an dieselbe ist bemerkenswerth, dass er ausdrücklich betont, er sei von Gott vom Alborj gesandt, um die Welt wieder zu reinigen. Dahâk wird auf ein Kameel geladen und zuerst nach Shér-Khuân gebracht, einem Orte, welcher nicht

Haus überträgt. Dass man später Jerusalem darunter verstehen wollte, ist natürlich genug, eine so weit entlegene Stadt passt aber weder zu obiger Beschreibung noch überhaupt in die Sage.

mehr bekannt ist, von da an den Demâvend, wo er im Berge selbst angekettet wird. Nach dem Verfasser des Mujmil wäre Dahâk vierzig Jahre lang in der Welt herumgeführt worden, ehe er angekettet wurde; Moses von Khorni will noch wissen, dass Frêdûn auf dem Wege zum Demâvend einmal eingeschlafen sei, da sei es dem Dahâk gelungen, ihn auf einen Hügel zu schleppen, Frêdûn sei aber noch rechtzeitig erwacht, um weitere üble Vorgänge zu verhindern. Nach Masudi (T. II, 114 ed. Paris) hätte Frêdûn zum Andenken an die Besiegung des Dahâk das Fest Mihrjân gestiftet (16—22. September), nach einer andern Nachricht wird jetzt noch in der Stadt Demâvend am 31. August das Fest vom Sturze des Dahâk festlich begangen[1]). Da Dahâk von dem Angriffe Frêdûns während seines Aufenthaltes in Indien überrascht wird, so hat man auch die Nachkommen Dahâks nach jener Gegend entfliehen lassen. Einen dieser Nachkommen werden wir später als König von Kâbul wieder finden und noch heute sieht das Volk in Afghânistân alte Bauwerke, deren Ursprung es nicht mehr kennt, für Dahâks Burgen an.

So endigt die Geschichte Dahâks und wir wollen, ehe wir uns zur Regierung des Frêdûn wenden, nochmals auf den merkwürdigen Mythus von Dahâk zurückblicken. Es ist klar, dass die speciell êrânische Auffassung von der ursprünglichen indogermanischen, welche wir früher kennen gelernt haben, bedeutend abweicht. Von einer Wolkenschlange ist keine Rede mehr, Dahâk ist auf die Erde herabgestiegen und an bestimmten Orten localisirt, dabei ist er in ziemlich euhemeristischer Weise aus einem Dämon in einen König verwandelt worden. Offenbar haben ihn die Erânier in ganz bewusster Weise zum Träger aller der Leiden und Drangsale gemacht, welche ihnen aus den Ländern zwischen dem Euphrat und Tigris und zwar namentlich aus Babylon zukamen, so lange dort mächtige Staaten blühten. Darum ist Dahâk arabischer Abkunft und darum hat er seinen Wohnsitz in Babylon. Auch ohne die Geschichte Babylons und Assyriens näher zu kennen, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass sich die kräftigern unter ihren Herrschern wenigstens dem westlichen Theile von

1) Cf. Ritter VIII, 561. Morier, *Second journey* p. 357.

Erân in empfindlicher Weise fühlbar machten und die Neigungen und Interessen desselben oft in rücksichtsloser Weise beleidigten. Diese bestimmten historischen Beziehungen, welche in die Mythe von Dahâk hineingelegt wurden, haben den mythologischen Gehalt derselben ganz in den Hintergrund gedrängt; am deutlichsten zeigt sich derselbe am Schlusse der Erzählung in der Ankettung des Dahâk im Berge Demâvend. Man denkt hier sofort an Enkeladus oder Typhon, die gleichfalls in Bergen angekettet werden, namentlich zwischen Dahâk und Typhon scheint mir eine Verwandtschaft nicht zu bezweifeln zu sein, denn auch der letztere wird in Schlangengestalt gedacht und die Echidna erscheint in seiner Umgebung; die Dahâkmythe dürfte sich in verschiedenen Gestaltungen bis nach Kleinasien hinein erstreckt haben. Uebrigens ist nach Ansicht der Parsen und wol der Erânier überhaupt die Rolle des Dahâk noch nicht ganz ausgespielt und er wird nochmals in Zukunft erscheinen. Wir werden später diese Erscheinung besprechen, wenn wir von der Lehre von den letzten Dingen zu handeln haben.

5. Frêdûn. Nachdem Dahâk im Demâvend festgebunden ist, bleibt Frêdûn der unbestrittene Herrscher der Welt. Er sucht nun das Böse wieder auszurotten, welches Dahâk verbreitet hat. Seinen Wohnsitz schlägt er in Tammésha auf, auch Gosh wird seine Residenz genannt. Für die erstere Nachricht wissen wir eine Quelle nicht anzugeben. Nach dem Geschichtschreiber Taberistâns, Sehîreddîn, soll Tammésha in der Nähe des heutigen Asterâbâd gelegen haben und er will dort selbst noch die Trümmer dieser ehemaligen Residenz gesehen haben. Doch macht Sehîreddîn selbst auf einige Stellen bei Firdosi aufmerksam, die zu dieser Lage der Stadt nicht recht passen wollen. Die Stadt Gosh ist aber kaum etwas Anderes als das Varena cathru-gaosha, von welchem der Vendîdâd (I, 68) spricht und es den Ort nennt, für welchen Thraetaona geboren wurde.

1) Nach Masudi (T. II, 115 ed. Paris) hat Frêdûn seine Residenz in Babylon. Dieser dem Firdosi und der ganzen Fassung des Mythus widerstrebende Bericht ist wol nur daher entstanden, dass Frêdûn die Stadt Babylon, die Residenz Dahâks, einnimmt und man glaubte daher, dass er dort auch seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

Wir dürfen den Ausdruck „für welchen geboren wurde" nicht für gleichbedeutend nehmen mit: in welchem er geboren wurde, wenn wir nicht annehmen wollen, der Verfasser des Vendîdâd habe sich die Jugendgeschichte Frêdûns anders gedacht als Firdosi, wozu gar kein Grund vorliegt, denn nach dem letzteren wird ja Frêdûn in Erân geboren und wandert erst später von dort aus nach Tabaristân. Sehîreddîn kennt ausser Gosh noch einen Ort Vereki als Aufenthaltsort des Frêdûn und ich bezweifle nicht, dass diese beiden Orte aus dem einen Orte des Vendîdâd entstanden sind. Sehîreddîn setzt Vereki nach Lârjân, worunter er eine Gegend, nicht eine Stadt, versteht, doch setzt er diese Gegend in die Ebene[1]). Ich meinestheils bezweifle aber durchaus nicht, dass wir dieses Varena, Vereki oder Gosh dicht am Demâvend zu suchen haben, und zwar in dem Lârijânthale (cf. p. 72), denn dicht an diesem Berge muss Frêdûn gewohnt haben und nach seinem Wohnorte wurde Dahâk zunächst geschleppt. Auch noch andere Plätze in Tabaristân als die bereits genannten rühmen sich, dem Frêdûn zum Aufenthalte gedient zu haben, man sieht, dass die ganze Frêdûnsage in Tabaristân localisirt worden ist. Ueber die weiteren Erlebnisse des Frêdûn berichtet Firdosi in Uebereinstimmung mit unseren übrigen Quellen, dass demselben drei Söhne geboren wurden. Ueber die Mutter dieser Söhne sind unsere Quellen nicht einig. Firdosi und die meisten Schriftsteller behaupten, dass diese Söhne von den beiden Schwestern des Jem geboren wurden, welche Frêdûn aus der Gewalt des Dahâk befreit hatte und zwar die beiden ältern Söhne sollen von Shehrinâz, der jüngere von Arnevâz abstammen. Der Verfasser des Mujmil erwähnt nun auch noch eine zweite Ueberlieferung, nach welcher alle drei Söhne eine Tochter des Dahâk zur Mutter hätten. Wir halten jedoch diese letztere Ueberlieferung für ziemlich spät und unglaubwürdig; so lange die alte érânische Religion noch bestand, konnte man unmöglich annehmen, dass Frêdûn sein Geschlecht mit einer Tochter dieses unreinen Dämon verunreinigt haben werde. Was noch weiter erzählt wird, klingt seltsam und beruht blos auf dem Zeugnisse Fir-

1) Ein Dorf Vereki in der Ebene, östlich von Sâri, weist Melgunof nach: *Die Südküste etc. p.* 171.

dosis. Es heisst nämlich, Frêdûn habe seine drei Söhne zunächst namenlos gelassen; als sie heranwuchsen, soll er für sie um die gleichfalls namenlosen Töchter des Serv, des Königs von Yemen geworben haben. Dieser wünscht sich nicht von seinen Töchtern zu trennen, wagt aber nicht, die Werbung offen abzuweisen, sondern verlangt blos, dass die drei Prinzen zu persönlicher Bewerbung an seinen Hof kommen möchten. Frêdûn geht hierauf ein, durchschaut aber die Plane des Königs von Yemen — wie wir ihn ja mit übernatürlicher göttlicher Kraft ausgerüstet wissen — und giebt seinen Söhnen vor ihrer Abreise Anweisung, wie sie sich den Listen des arabischen Königs gegenüber benehmen sollen. Sie widerstehen denn auch glücklich allen Versuchungen, und der König von Yemen ist gezwungen, seine Töchter mit ihnen zu verheirathen und sie abreisen zu lassen. Auf dem Heimwege begegnet ihnen ein neues Abenteuer, dessen Urheber aber ihr Vater Frêdûn selbst ist. Um sie zu prüfen, erscheint derselbe in der Gestalt eines schrecklichen Drachen. Das Benehmen der drei Söhne ist dieser Erscheinung gegenüber ein verschiedenes. Der älteste denkt sofort nur an seine persönliche Sicherheit und sucht sein Heil in der Flucht, der zweite bleibt stehen und schiesst seinen Bogen ab, dann wendet auch er sich um, der jüngste endlich geht dem Drachen trotzig entgegen und gebietet ihm, den Weg zu räumen, wenn er nicht wolle, dass ihn ein schlimmes Schicksal treffe. Der Drache verschwindet und der erfreute Vater empfängt seine Söhne in seiner wahren Gestalt. Jetzt giebt er seinen Söhnen auch Namen, den ältesten, der sein Heil in der Flucht suchte, nennt er Selm, den zweiten, der zwar Tapferkeit bewies, aber keinen Verstand, nennt er Tûr, den jüngsten aber, der Verstand und Muth zu gleicher Zeit zeigte, nennt er Eraj. Auch die drei Schwiegertöchter erhalten ihre Namen, die aber wahrscheinlich neu und für die Sagengeschichte ohne Bedeutung sind, weshalb wir sie hier übergehen wollen.

Wie man sieht, ist der ganze Zweck der Erzählung kein anderer, als den Söhnen des Frêdûn bedeutsame Namen zu verschaffen, aus denen man bereits die Sinnesart der von ihnen abstammenden Völker erschliessen kann. Aus Firdosis Erzählung wird aber nur der Name des ältesten Sohnes klar,

dieser erhält den Namen Selm, weil er sein Heil (selâmet) in der Flucht suchte und diese Angabe ist eben nicht geeignet, das Ansehen und das Alter der ganzen Erzählung in ein günstiges Licht zu stellen, denn bei dieser Etymologie müssen wir auf das Arabische zurückgehen, und es ist nicht wahrscheinlich, dass man in alter Zeit die Etymologie érânischer Namen im Arabischen suchte. Gleichwol scheint es mir möglich, dass diese Erzählung nicht ganz jung ist und dass man in der alten Sprache passende Etymologien für alle drei Namen gefunden hatte. Es mag in der alten Sprache eine Wurzel çar, gehen, vorhanden gewesen sein, die uns jetzt nicht mehr erhalten ist und an die man den Namen Salm anschliessen konnte, der Name Tûr liess sich ungesucht von tur, tvar, eilen, dahinstürmen, ableiten, Eraj endlich hiess in der alten Sprache Airyu (Yt. 13, 131) und steht also mit airya in naher Verbindung, so dass man also leicht den Ausdruck männlicher Trefflichkeit in dem Namen finden konnte (vgl. p. 429 flg.).

Nachdem Frêdûn seine Söhne glücklich aus Arabien wieder in die Heimath zurückgeführt hat, theilt er nunmehr die Herrschaft der Welt, welche er und seine Vorgänger ungetheilt besessen haben, unter diese aus. Dies geschieht in der Weise, dass der älteste Sohn Selm die Städte des Abendlands und Griechenland (Rûm) erhält, Tûr, der mittlere, Turkestân und China, der jüngste, Eraj, aber Erân. Alle drei treten sofort die Herrschaft über das ihnen zugewiesene Gebiet an, aber die beiden älteren sind unzufrieden und betrachten sich als zurückgesetzt gegen ihren jüngeren Bruder. Nach vorgängiger Berathung beschliessen sie, einen gemeinschaftlichen Brief an ihren Vater zu senden und sich über die Parteilichkeit bei der Theilung zu beklagen. Frêdûn ist auf das Aeusserste betrübt über die Zwistigkeiten unter seinen Söhnen, ebenso Eraj, welcher sofort, als er von der Sache hört, zu Opfern bereit ist und bei einem persönlichen Besuch die Angelegenheit mit seinen Brüdern ordnen will. Aber dieser Besuch verschlimmert die Sache nur, anstatt sie zu verbessern. Eraj ragt nämlich in geistiger wie auch in körperlicher Beziehung soweit über seine Brüder hervor, dass der Unterschied dem ganzen Heere sofort klar wird, als es die Begrüssung des kommenden Eraj mit ansieht und die beiden älteren Brüder fürchten müssen, es möchte das-

selbe den Eraj auch zum Könige des Westens und des Nordens ausrufen, so dass sie auch das ihnen zukommende Erbtheil noch verlieren würden, anstatt neue Länder zu gewinnen. Aus diesem Grunde beschliessen sie, ihren jüngern Bruder zu verderben. In einem absichtlich hervorgerufenen Streite wird Eraj von Tûr ermordet und das abgeschnittene Haupt an Frêdûn geschickt. Der greise Vater und mit ihm das ganze Land, bricht in laute Wehklagen aus, als man den Mord des geliebten Sohnes erfährt, und der einzige Gedanke, welcher Frêdûn noch an das Leben fesselt, ist der Wunsch, dem Eraj einen Rächer zu erziehen, welcher seinen Tod mit dem Blute seiner Mörder sühnen könnte. Eine von den Frauen des Eraj gebiert ihm noch nach seinem Tode eine Tochter, auf dieser als dem einzigen Nachkommen des Eraj beruhen alle Hoffnungen. Diese Tochter erhält den Namen Mâh-âferîd und wird mit aller Sorgfalt erzogen. Nachdem sie herangewachsen ist, verheirathet sie Frêdûn mit Pesheng, dem Sohne eines seiner Brüder, es wird uns aber nicht gesagt, ob einer von den Brüdern gemeint ist, welche früher den Frêdûn in seinem Kriege mit Dahâk begleiteten. Auf alle Fälle war Pesheng aus dem Geschlechte des Âbtîn, folglich von königlicher Abkunft. Die Frucht dieser Ehe zwischen Pesheng und Mâh-âferîd ist ein Knabe, der gewöhnlich Mînôcehr, in ältern Schriften auch Manoshcihr genannt wird [1]). So lautet der Bericht über Manoshcihrs Abkunft bei Firdosi, aber andere Quellen berichten ganz anders. Ḥamza begnügt sich, uns zu sagen, dass Manoshcihr zu den Nachkommen des Eraj gehöre, aber der Verfasser des Mujmil weiss uns verschiedene Traditionen zu berichten. Nach seiner Angabe wäre Manoshcihr aus der Familie des Tâj, würde also von demselben Geschlechte abstammen wie Dahâk selbst, was wenig glaublich ist. Nach anderen Nachrichten hätte Frêdûn selbst den Manoshcihr mit der Tochter des Eraj gezeugt; auch diese Angabe kann ich nicht für alt halten. Nach Ta-

1) Die im Avesta vorkommende Form des Namens ist Manuscithra, Nachkomme des Manu, daher stammt dann ganz regelmässig die Form Manoshcihr, welche der Bundehesh, Minôkhired und Ḥamza gebrauchen. Mînôcihr, welches wohl durch späteres Missverständniss aus dem unverständlich gewordenen Manoshcihr entstanden ist, soll wol Himmelssohn bedeuten und ist die gewöhnlichste Form des Namens.

bari ist Manoshcihr durch neun Generationen von Eraj abzuleiten, so dass wir zwischen Frêdûn und Manoshcihr 10 Generationen annehmen müssten, ähnlich wie auch zwischen Dahâk und Frêdûn 10 Generationen lagen. Diese Nachricht ist nicht so ganz abzuweisen, da auch andere Quellen auf dieses Verhältniss hindeuten. Im Avesta kommt der Name des Eraj nur mittelbar vor, insofern nämlich Manuscithra Yt. 13, 131 den Beinamen Airyava, Nachkomme des Eraj, erhält. Aber an derselben Stelle werden auffallender Weise zwischen Thraetaona und Manuscithra drei Glieder eingeschoben: Aoshnara, Uzava und Aghraeratha. Dagegen zählt der Bundehesh ganz wie Tabari[1]) 10 Geschlechter zwischen Manoshcihr und Frêdûn, auch die Namen mögen früher gestimmt haben, gegenwärtig sind sie aber durch die Abschreiber zu sehr verdorben, als dass wir ihre Wiederherstellung versuchen könnten. Nach dem Bundehesh (78, 6 flg.) hinterliess Eraj zwei Söhne und eine Tochter, die Söhne hiessen Vanitâr und Anaçtokh, die Tochter aber Ganja. Die männliche Nachkommenschaft des Eraj wurde von Selm und Tûr ermordet, aber die Tochter hielt Frêdûn bis zum zehnten Geschlechte in der Verborgenheit, als Manushqarshêt den Vînîk gebar. Als den Stammbaum des Manoshcihr gibt der Bundehesh an: Manushcihr (Sohn) der Manush-qarnar (Tochter) des Manush-qarnak (Sohn) des Kamamsuza (Sohn) des Zusha (Sohn) des Fraguza (Sohn) der Ganja (Tochter) des Eraj.

Manoshcihr wurde von seinem Grossvater mit aller Sorgfalt erzogen und die berühmtesten Helden seines Zeitalters bildeten seinen Umgang und brachten ihm ihre Huldigungen

1) Bei Tabari (I, 276 ed. Paris) lautet der Stammbaum: *Minotschehr, fils de Manoshou, fils de Masourabi, fils de Votrek, fils de Sarouschek, fils d'Atrak, fils de Betek, fils de Ferschek, fils d'Ischek, fils de Ferkouzek, fils de Kouzek, fils d'Iraj.* Doch sagt Tabari, dass die Gelehrten über diesen Stammbaum nicht einig seien und Manche nehmen an, Manoshcihr sei ein Sohn Frêdûns von der Tochter des Eraj. *Ainsi donc,* fährt er fort, *Afridoun rechercha la fille d'Iraj, nommée Kouschek, et vécut avec elle. De cette femme naquit une fille nommée Bentek. Afridoun vécut encore avec celle-ci, qui mit au monde une fille appelée Virak. Afridoun vécut encore avec cette dernière et en eut une fille appelée Manoschkhorak et un fils du nom de Manoschrefa. Ensuite ceux-ci vécurent ensemble, et d'eux naquit Minotschehr, pendant qu'Afridoun vivait encore.*

dar; unter ihnen werden namentlich hervorgehoben Qârin und sein Bruder Keshvâd, beides Söhne des Waffenschmieds Kâve, Qobâd Shîruye, dann Gershasp, Sâm und Nerimân. Die drei letztern stammen aus dem Herrscherhause von Zâbul, welches wir bald näher kennen lernen werden. Als Selm und Tûr hören, dass ein Held aus dem Stamm des Eraj heranwachse, da ergriff sie Schrecken und sie machten die grössten Anstrengungen, um das ihnen drohende Unheil abzuwenden. Sie öffnen ihre Schätze und senden an alle Grossen Erâns reiche Geschenke, damit diese den Frêdûn für ihre Sache günstig stimmen möchten. Dann lassen sie eine unterwürfige Gesandtschaft an Frêdûn selbst abgehen, durch die sie ihre frühere Frevelthat zu entschuldigen suchen und bitten, dass man den jungen Manoshcihr zu ihnen senden möge, damit sie ihm huldigen könnten. Doch der Gesandte wird stolz abgewiesen und die ungerathenen Söhne mit der Blutrache des Manoshcihr bedroht. Nachdem diese es als unvermeidlich erkannt haben, sich im Kampfe mit Manoshcihr messen zu müssen, beschliessen sie, dies möglichst bald zu thun, weil sie mehr Aussicht haben, den jugendlichen Helden zu besiegen, solange er noch nicht völlig herangewachsen ist, als später. Sie machen also einen Einfall in Erân, aber sie beschleunigen durch diesen Zug nur ihr Schicksal. Manoshcihr zieht ihnen auf des Frêdûn Geheiss mit einem Heere entgegen, in dem neben dem Prinzen selbst Qârin und Gershasp den Oberbefehl führen. Drei blutige Schlachttage entscheiden bei dem ersten Zusammentreffen, am letzten Tage fällt Tûr durch die Hand Manoshcihrs, als er eben einen nächtlichen Ueberfall versucht, dabei aber in einen Hinterhalt geräth, den Manoshcihr ihm gelegt hat. Der abgeschnittene Kopf des Tûr wird an Frêdûn gesandt, in derselben Weise, wie er früher den Kopf des Eraj gesandt hatte. Nun gilt es, auch noch den Selm zu bestrafen, und die erste Sorge ist, zu verhindern, dass er sich nicht in die Feste der Alânen werfe, denn diese ist uneinnehmbar, und er wäre geborgen, wenn es ihm gelänge, sich dorthin zu retten. Dem Mythus schwebt hier offenbar eine der so schwer bezwinglichen Festungen des Kaukasus vor, welche auch der Kriegskunst unserer Tage noch so ernste Schwierigkeiten bereiteten. Qârin, der Feldherr des Manoshcihr, versucht es

durch List, die gefürchtete Festung in seine Gewalt zu bringen. Ausgerüstet mit dem Siegelringe, den man dem Leichname des Tûr abgenommen hat und einer Schaar Soldaten, die nach türkischer Art verkleidet sind, macht er sich nach der Alânenfeste auf, verlangt durch diese List dort Zutritt, welcher ihm auch wirklich gewährt wird, und zerstört nun die Festung und deren Besatzung durch Feuer. Doch Selm denkt zunächst noch nicht daran, sich in eine Festung zu werfen, er hat einen, wie er meint, werthvollen Bundesgenossen gefunden an Kâkvi, einem Sohne Dahâks, welcher ihm von Babylon aus (dizh hûkht kenk) zu Hülfe zieht. Aber mit Leichtigkeit wird dieser neue Gegner von Manoshcihr besiegt und nun erst begiebt sich Selm wirklich auf die Flucht, wird aber bald eingeholt und von Manoshcihr getödtet. Hiermit ist der Blutrache für den Mord des Eraj Genüge geleistet und Frêdûn kann nun in Ruhe sterben, nachdem er dem Manoshcihr das Reich übergeben und denselben der Obhut des Sâm empfohlen hat.

Hier am Ende der Regierung des Frêdûn ist es wol passend, einen kurzen Rückblick auf die bis jetzt behandelte Zeitperiode zu werfen, denn diese Regierung schliesst einen wichtigen Zeitabschnitt, wiewol derselbe äusserlich im Königsbuche nicht bezeichnet ist. Bis hieher hat nämlich die êrânische Sagengeschichte nicht sowol die Geschichte Erâns behandelt, als die Geschichte der Welt überhaupt; erst jetzt mit dem Regierungsantritte Manoshcihrs wendet sie sich der speciellen Geschichte Erâns zu. Wir haben gesehen, wie das Menschengeschlecht aus kleinen Anfängen emporgewachsen ist. Anfänglich unter Gayomard an dem Alborj und in dessen Nachbarschaft versammelt, hat es sich unter Husheng und den nachfolgenden Königen allmälig über die bewohnbaren Theile der Erde ausgebreitet, so zwar, dass nach der Angabe des Avesta diese unter Yimas Regierung um das Dreifache vergrössert werden musste (cf. oben p. 524). Dieser Uebervölkerung folgt allerdings unter Dahâks Regierung ein Rückschlag durch die Entvölkerung der Erde, wir werden aber annehmen dürfen, dass unter der Regierung des Frêdûn die Bevölkerung wieder ihre vorige Stärke erlangte. Da findet denn Frêdûn die Regierung der Erde als zu stark für die Schultern eines einzigen Mannes und theilt das Reich unter seine drei Söhne. Diese Theilung

der Erde in drei Theile stimmt sehr schön zu den politischen Verhältnissen, wie sie sich zur Zeit der Sâsâniden entwickelt hatten. Damals reichte das römische Reich bis zum Euphrat und noch über denselben hinaus, die Kaiser von China aber machten ihren Einfluss bis nach Ferghâna geltend. So konnte man leicht auf den Gedanken kommen, bei den damaligen geographischen Kenntnissen die Beherrscher des érânischen, römischen und chinesischen Reiches für die drei legitimen Beherrscher der Erde anzusehen und die theils rohen und unbedeutenden, theils auch unbekannten Völkerschaften als im Zustande des Aufruhrs gegen die rechtmässige Gewalt befindlich anzusehen. Damit wollen wir aber keineswegs behaupten, dass die Idee dieser Dreitheilung erst zur Zeit der Sâsâniden entstanden sein müsse, dass sie das Avesta gekannt habe, lässt sich zwar nicht ganz bestimmt behaupten, ist aber doch sehr wahrscheinlich und die Ansicht einer Dreitheilung der Erde und der Welt überhaupt lässt sich sehr hoch hinaufführen (cf. oben p. 189 not.). Von nun an hat also das Königsbuch nur mit dem Eraj und seinen Nachkommen, mit Erân und dessen Schicksalen zu thun. Die übrigen Reiche und ihre Schicksale werden gleichgültig und haben nur noch hie und da ein Interesse durch die feindseligen Berührungen Erâns mit denselben. Um diese Feindschaft mit den beiden Nachbarreichen zu erklären, ist die früher angeführte Geschichte der Ermordung des Eraj durch Selm und Tûr erfunden worden. Dieser Mord hat die Rache der Erânier nöthig und unabweislich gemacht, dadurch aber erklärt sich auch wieder die Missgunst der umwohnenden Völker, die stets nach einer Gelegenheit spähen, um sich für die erlittene, wenn auch wohlverdiente, Züchtigung zu rächen.

In dieser Auffassung der ältesten Schicksale des Menschengeschlechts stehen die Erânier nicht ganz allein, es finden sich in ihr manche Anknüpfungspunkte an verwandte Anschauungen im Osten sowol als im Westen. Zuerst nach der indischen Mythe, wie sie das Mahâbhârata erzählt, (Mahâb. 1, 3517 flg. ed. Calc.) findet eine ähnliche Vertheilung der Welt statt, sie wird vorgenommen von dem Könige Yayâti, dem Sohne des Nahusha[1] und Enkel des Manu Vaivasvata,

1) So schon im Ṛigveda: Rgv. 889, 1.

nur vertheilt dieser König die Erde nicht unter seine drei, sondern unter seine fünf Söhne. Eine weitere Aehnlichkeit der indischen Anschauung mit der érânischen ist, dass auch dort Puru als der jüngste Sohn die Herrschaft über Indien erhält, während die älteren Söhne mit dem barbarischen Auslande abgefunden werden. Die Dreitheilung der Erânier dürfte wol ursprünglicher sein als die Fünftheilung der Inder, doch finden sich auch bei den Erâniern Ansätze, die Dreitheiligkeit der Welt in eine Fünftheiligkeit zu verwandeln, so wenn Yt. 13, 143. 144 neben den çairimischen, turânischen und érânischen Provinzen noch die çânischen und dâhischen Provinzen erwähnt werden. Ob nun die im Mahâbhârata erzählte Mythe bis in die vedische Zeit zurückreiche, ist eine Frage, die sich allerdings mit vollkommener Sicherheit nicht bejahen lässt, aber doch sehr wahrscheinlich ist, denn wenn auch im Ṛigveda auf den genannten Mythus nicht direct angespielt wird, so finden wir doch den Yayâti mehrfach genannt (31, 17. 889, 1) und zwar gleichfalls als Sohn des Nahusha. Noch öfter ist von den fünf Söhnen des Yayâti die Rede, welche offenbar verschiedene Völker bezeichnen. Ein zweiter Punkt, welcher die érânische Mythe über den Anfang der Dinge mit der indischen Fassung verknüpft, ist der Name Manuscithra oder Manoshcihr. Manuscithra heisst nichts anderes als Sohn des Manu, wer aber dieser Manu war, darüber geben uns die érânischen Quellen nur wenig Aufschluss. Sie nennen uns einen Berg Mânus[1]), auf welchem Manuscithra geboren sein soll (cf. Bund 21, 19. 23, 1), sie nennen aber auch den Namen Manus mehrfach in der oben mitgetheilten Genealogie dieses Königs. Einen Mann oder auch eine Frau mit Namen Manus wird also die alte érânische Heldensage gewiss gekannt haben und wir müssen die Spuren derselben unter der Regierung Frêdûns suchen, aber darauf verzichten, diesem Namen seine genaue Stelle innerhalb der érânischen Sagengeschichte anzuweisen. Die Inder betrachten den Manu gewöhnlich als den ersten Menschen, diese Stellung kann er nun in der érânischen

---

1) Wie Justi (*Beiträge* 2, 4) gezeigt hat, ist dieser Berg Mânus ein Berg bei Rai, auf welchem später die Festung Thabrek (طبرك) erbaut wurde.

Sagengeschichte kaum gehabt haben, wol aber eine analoge, eben so wie Manu in der früher mitgetheilten Stelle des Çatapathabrâhmaṇa erscheint: als Neubegründer der Menschheit. Die Mutter des Manuscithra, welche den Namen Manushqarnar führt, ist die Neubegründerin wenigstens des königlichen Geschlechts, welches durch die Ermordung des Eraj so gut als erloschen war.

Nicht weniger Anlass finden wir aber auch, die éranische Anschauung von der Urzeit mit den Anschauungen der Semiten zu vergleichen. Oben ist bereits gesagt worden (p. 527), dass manche Muhammedaner die Sintflut unter der Regierung des Jem eintreten lassen. Abgesehen davon, dass andere Berichte das Vorhandensein einer Sintflutsage bei den Erâniern ganz bestimmt in Abrede stellen, finden wir auch den Zeitpunkt für eine solche Flut nicht passend gewählt. Es würde sich die éranische Flutsage von der semitischen dadurch wesentlich unterscheiden, dass in ihr der Flut nicht eine Periode der Ungerechtigkeit vorhergeht, sondern unmittelbar nachfolgt, nämlich unter Dahâks Regierung. Weit passender wäre es, wenn man die Sintflut an das Ende der Regierung des Dahâk setzen könnte, Frédûn würde dann dem semitischen Noah entsprechen[1], sowie seine drei Söhne dem Sem, Ham und Japhet der Semiten. Eine ganz ähnliche Dreitheilung finden wir auch in der babylonischen Mythologie, wo die Welt unter die drei Söhne des Xisuthros, nämlich Zerovanes, Titan und Japetosthes getheilt wird. Weiter lässt sich auch anführen, dass Gen. 27 flg. das auserwählte Volk Israel von Jaqob, als dem jüngeren der Söhne Isaaks abstammt, wie Eraj der jüngste Sohn Frédûns ist. So ist auch nach dieser Seite hin die éranische Sagengeschichte nicht ohne Anknüpfungspunkte. — Noch müssen wir bemerken, dass die Bedeutsamkeit des Frédûn für diese Welt mit seinem Tode ebensowenig erloschen ist, wie die des Jem. Nach Yt. 13, 131 ist er anzurufen als ein Helfer gegen alle Art von Schlangen. Die hiermit verbundene Vorstellung erläutert uns einigermassen eine Bemer-

1) Den indischen Nahusha hat schon Windischmann (*arische Ursagen* p. 7. 8) mit Noah verglichen. Derselbe hat auch auf die Aehnlichkeit und etymologische Verwandtschaft des Namens Yayâti mit ἰάπτω, ἰαπετὸς aufmerksam gemacht.

kung des Ḥamza von Ispâhân. Dieser belehrt uns nämlich, dass Frêdûn zuerst Beschwörungen eingeführt und das Teriâk aus den Häuten der Schlangen bereitet habe. Dadurch und durch die Nachweisung heilkräftiger Pflanzen habe er die erste Grundlage zur Wissenschaft der Medicin gelegt. Hiernach haben wir dem Frêdûn eine ähnliche mythologische Bedeutung beizulegen, wie dem Aesculap bei den Griechen.

6. Manoshcihr. Obwol die Regierungszeit dieses Fürsten mit grosser Uebereinstimmung auf 120 Jahre angegeben wird, so hören wir doch verhältnissmässig nur wenige Thaten für einen so langen Zeitraum. Hieraus darf man indess nicht schliessen, dass über ihn nur wenig berichtet worden sei, aber die Sagen vom Manoshcihr scheinen vorzüglich Localsagen gewesen zu sein, die man, als von zu geringem allgemeinen Interesse, in das Königsbuch nicht aufnehmen wollte. Darauf deutet hin, was über ihn Ḥamza und der Verfasser des Mujmil geben, sowie das, was über das Ende seiner Regierung Sehîreddîn berichtet. Es will darnach scheinen, als sei Manoshcihr besonders seiner Bauwerke wegen gefeiert worden, er soll zuerst das Bett des Euphrat und des Indus ausgegraben haben, von ihm rühren angeblich auch die mannichfaltigen Verbindungscanäle zwischen dem Euphrat und Tigris her. Manoshcihr soll es auch gewesen sein, der zuerst die Sitte aufbrachte, Blumen- und Fruchtgärten anzulegen. Als Residenz des Manoshcihr nennt Masudi ausdrücklich die Stadt Babel. Das Königsbuch benützt nun aber die verhältnissmässige Thatenlosigkeit der Regierung Manoshcihrs, um uns mit dem Hause des ersten Reichsvasallen bekannt zu machen, dessen einzelne Glieder von nun an eine Rolle zu spielen bestimmt sind, durch welche die herrschende Königsfamilie oft genug ganz in den Schatten gestellt wird.

Die Ursprünge der Familie, von welcher wir nun zu reden haben, sind uns bereits bekannt. Sie leitet ihre Herkunft auf Jem zurück, der den Stammvater dieses Hauses mit Pericihre, der Tochter des Königs Kureng von Zâbul gezeugt haben soll (s. o. p. 534). Diese Nachkommen des Jem erben das Reich von Zâbul[1] und erlangen also die Königswürde. Es ist also

1) Nach Yâqût ist das alte Zâbul der District, welcher die Stadt Ghazna als Hauptstadt anerkennt.

eine Art von Secundogenitur, welche hier im Osten Erâns entsteht, eine Familie, die mit dem êrânischen Königshause auf das Engste verwandt ist und ihr an Würde nicht nachsteht. Sie hat ihr eigenes Gebiet, das sie unumschränkt regiert, und das einzige Vorrecht, welches sie dem älteren Zweige der Familie zuerkennt, ist die Würde eines obersten Herrschers, dem der jüngere Zweig huldigen und die Heeresfolge zu leisten gehalten ist; von der älteren Königslinie sind dagegen die Herrscher von Zâbul und Segestân als die ersten Vasallen des Reiches anerkannt und ihre Mitglieder haben den bestimmten Titel und Rang eines Reichspehlevânen (جهان پهلوان). Dieser Rang giebt ihm das Recht und die Pflicht, in der Vertheidigung des Reiches es allen übrigen Grossen zuvorzuthun. Diese Fügsamkeit in die Interessen und unter die Befehle des Herrschers von Erân erscheint aber im Königsbuche nirgends als die Folge eines unliebsamen Zwanges, der etwa geübt werden könnte, sondern vielmehr als Folge des reinen Pflichtgefühls, als das Bewusstsein, mit der Sache des Herrscherhauses zugleich seine eigene Sache am besten zu führen. Wir werden daher finden, dass die Beherrscher Erâns nicht blos im Glücke, sondern gerade in den bedrängtesten Verhältnissen an ihren Vasallen in Segestân die treueste Stütze haben[1]. Das Gebiet dieser Unterkönige von Segestân wird im Königsbuche immer streng von dem von den Königen Erâns unmittelbar beherrschten Gebiete abgeschieden. Es ist der jüngeren Linie

1) Wie fest diese Ansichten im êrânischen Volke gewurzelt waren, sieht man daraus, dass diese Anschauung von der Würde der Könige von Segestân bis in die neueste Zeit bestand, wie wir von Herrn von Khanikof (*Mémoire sur la partie mérid. p.* 159) belehrt werden: „Die alten Einwohner (von Segestân) theilen sich gegenwärtig, wie in den ersten Zeiten der êrânischen Geschichte, in dihqâns oder Dorfbewohner und in Keïaniden oder den hohen Adel, die Abkömmlinge der Könige von Persien. Dieser letztere Stamm hat beständig die Gouverneure von Segestân geliefert, unter der Dynastie der Sefeviden wie unter der Herrschaft der Kajaren, die Zeit von Muhammed-shâh mit eingeschlossen... Nach dem Gebrauche begab sich der Aelteste der Familie bei dem Tode seines Vorgängers persönlich an den königlichen Hof, um das Diplom der Einkleidung nachzusuchen, mit welchem er gewöhnlich ein Ehrenkleid und einen goldnen Harnisch erhielt, bisweilen fügte man noch ein Schild und Säbel hinzu und alle diese Dinge wurden in dem Firmân ausdrücklich aufgeführt".

die Beherrschung des Südens zugefallen oder, wie wir nach unsern geographischen Ansichten lieber sagen würden, die Beherrschung des Ostens, auch über die Gränzen Erâns hinaus. Welches die einzelnen Länder sind, welche unter den Begriff des Südreichs fallen, ist nicht zweifelhaft. Am besten sehen wir die Gränzen dieses Südreichs aus den Friedensanerbietungen, welche Afrâsiâb vor dem Beginn des Krieges mit Kaikhosraw stellt, denn der turânische König ist damals, um der Züchtigung durch die Erânier zu entgehen, zu den umfassendsten Länderabtretungen bereit und will alles Gebiet herausgeben, welches rechtmässiger Weise zu Erân gerechnet werden kann. Auch der Reichspehlevân soll bei dieser Gelegenheit nicht verkürzt werden und als die ihm zukommenden Gebietstheile werden (Shâh. p. 848. Vgl. auch Shâh. p. 107.) genannt: Indien (هندوان), Kashmîr und Qandahâr. Als die östliche Gränze des érânischen Reiches und als westliche des Reiches von Zâbul wird im Königsbuche öfters die Stadt Bost am Hilmend genannt. Wir sehen also, wie alt und durch die Natur der Verhältnisse bedingt die heutigen staatlichen Zustände Erâns sind, wie man jederzeit eine gewisse Selbständigkeit der Gebiete im Osten des Hilmend anerkannte und den Umstand nach Gebühr würdigte, dass sie zwar von ächten Erâniern bewohnt aber zugleich eine Uebergangsstufe zwischen Erân und Indien seien.

Was nun die Schicksale dieser zweiten Familie des Reiches seit ihrer Entstehung betrifft, so erzählt uns dieselbe am ausführlichsten die schon oben (p. 534) angeführte Stelle des Gershasp-nâme. Der Sohn des Jem und der Tochter des Königs von Kâbul wird Tûr (تور) genannt, wir erfahren aber über ihn weiter nichts, als dass er ein sehr tapferer Mann war, dass sein Grossvater ihn liebte wie sein eigenes Kind und ihm eine seiner Töchter zur Frau gab. Aus dieser Ehe entspross Shêdasp, von dem aber nur berichtet wird, dass er seinem mütterlichen Grossvater auf dem Throne von Zâbul nachfolgte. Sein Sohn Thûrek (طورك) nahm schon als Kind an einem Kriegszuge gegen Kâbul Theil und verrichtete dort grosse Heldenthaten, denn er nahm den Serend, den Sohn des Königs von Kâbul, gefangen und nöthigte den König von Kâbul, die

Oberherrschaft des Königs von Zâbul anzuerkennen und seinen Sohn mit schwerem Lösegeld wieder auszulösen. Weiter wird uns von Thûrek nichts berichtet; gar nichts von seinen beiden Nachfolgern Shem und Athret (اثرت), von Gerhasp heisst es blos, dass er ein starker Held war, ebenso wie sein Sohn Nerîmân, der Vater des Sâm, welcher letztere ebensogut wie seine Vorfahren die Herrschaft in Zâbul hatte. Dass Firdosi mit diesen Anschauungen ganz übereinstimmte, wenn er auch dieselben nicht ausführlich ausspricht, lässt sich aus seinem Königsbuche unschwer erweisen. Auch er kennt die Abstammung der Könige Zâbuls von Jem (cf. z. B. Schâh. p. 75, 14, 745, ult. 1184, 15), Gershasp lebt zur Zeit Frêdûns und führt in dem Kampfe Manoshcihrs gegen Tûr den linken Flügel der Armee (p. 72, 7. 79, 18). Nerîmân und Sâm erscheinen in derselben Zeit als Söhne des Gershasp (p. 77, 10. 11) und Sâm führt sogar im Kriege gegen Tûr den rechten Flügel des Heeres (p. 79, 18). Ausführlicheres weiss uns der Verfasser des Mujmil zu berichten. Er lässt den Gershasp bereits unter Dahâk auftreten und dieser sendet ihn in ferne Länder, um ihn zu verderben. Zuerst muss er einen fürchterlichen Drachen tödten, dann muss er viele Jahre in Indien verweilen, um den König dieses Landes gegen seine Feinde zu sichern, später muss er nach dem Westen, um die sämmtlichen Könige des Westens dem Dahâk zu unterwerfen und noch mehrere ähnliche Thaten verrichten, welche Abenteuer Gershasp natürlich alle besteht. Auch unter Frêdûn verrichtet Gershasp noch einige Kriegszüge, stirbt aber bald und nun nimmt sein Sohn Nerîmân seine Stelle, dessen Thaten ganz ähnlicher Natur sind. Er geht nach Indien, um den Sohn des dortigen Königs gefangen zu nehmen, nach Rûm, um das aufrührerische Land zu verwüsten. Bei seiner Rückkehr erhält er bei der Belagerung von Shekâvend[1]) einen Stein auf den Kopf und stirbt in Folge der Verwundung. Sein Sohn Sâm ererbt nun die Würde eines Reichspehlevânen, er wird mit Selm und Tûr bei der Theilung des Reichs in ihre Länder geschickt, um ihrer Autorität in denselben Achtung zu verschaffen, später zeichnet er sich in einem

1) Nach dem Shâhnâme geschieht dies am Berge Sipend. Shâh. p. 169, 5. v. u. flg.

Kriege gegen die Sagsâren aus, auf den auch Firdosi anspielt (Shâhn. p. 164, 16. 177 ult.). Ein eigenes Buch, das Sâm-nâme, erzählt die Liebesgeschichte des Sâm mit der Perîdokht[1]).

Trotz dieser ausführlichen und unter sich ziemlich übereinstimmenden Berichte über die Familie der Könige von Segestân halte ich diese doch nicht durchgängig für ächt, mehrere Namen aber für ganz unächt, andere, welche ursprünglich einer Person gehörten, auf mehrere Personen vertheilt. Die Thaten, welche diesen Persönlichkeiten beigelegt werden, sind zum grossen Theile nichtssagend, zum Theil widersprechen sie auch den andern Berichten. So ist von einem Zuge des Frêdûn und des Sâm nach Mâzenderân die Rede, während nach dem Königsbuche (Shâhn. p. 235, 2 flg.) Kaikâus der erste ist, welcher einen Zug in dieses Land unternimmt. Die Gründe, welche die Erânier bewogen haben mögen, die Zahl der Ahnen der Könige von Segestân zu vergrössern, sind leicht ersichtlich, es sind dieselben, welche sie veranlassten, den einzigen Âthwya der älteren Fassung in zehn verschiedene zu zerlegen, es handelte sich nämlich darum, die lange Periode zwischen dem Regierungsantritte Dahâks auszufüllen, in welche Zeit der Aufenthalt des Jem in Zâbul fällt und zwischen der Regierung Manoshcihrs, in welcher das Geschlecht der Könige von Segestân zuerst handelnd auftritt. Wer anerkennt, dass wir in diesen Erzählungen nicht Geschichte, sondern Mythologie vor uns haben, wird an der Langlebigkeit dieser Helden keinen Anstoss nehmen. Welches das ursprüngliche Verhältniss gewesen sein möge, können wir noch aus den Berichten der Parsen erkennen, zu welchen wir uns nun wenden wollen.

---

1) Ueber das Sâm-nâme des Khojû-Kermâni (bl. um 679—742 der Hijra oder $12^{80}/_{81}$—$13^{41}/_{42}$ n. Chr.) habe ich schon früher in der *Zeitschr. der DMG. III*, 251 flg. Nachricht gegeben. Auf denselben Verfasser geht das Sâm-nâme zurück, welches die münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt (cf. Aumer, *die persischen Handschriften der M. Hof- und Staatsb. p.* 7), wenn auch das Ganze anders geordnet ist. Verschieden davon ist aber wahrscheinlich das Sâm-nâme, welches Sprenger in seinem *Catalogue of the Arabic Persian and Hindustani manuscripts of the libraries of the king Oudh I*, 594 erwähnt. Nach Mohl (*Livre des rois T. I, p. LIX*) giebt es auch ein arabisch geschriebenes Werk in Prosa über Sâm, welches von einem gewissen Abul moayyid verfasst sein soll.

Beginnen wir mit den Angaben der Parsen, welche der Zeit nach die jüngsten sind, so müssen wir zuerst einige ziemlich störende Berichte erwähnen. Das Jâmâsp-nâme lässt den Sâm unmittelbar auf Frêdûn folgen und zwar als Beherrscher von ganz Erân. Stände diese Nachricht ganz allein, so würden wir ein Gewicht nicht auf sie legen, allein sie wird durch eine ältere Quelle bestätigt, durch welche sie in die Zeit der Sâsâniden zurückgeführt werden dürfte. Der Mînôkhired erwähnt den Sâm gleichfalls unter den êrânischen Königen, er schaltet ihn jedoch nicht ganz an derselben Stelle ein, wie das Jâmâsp-nâme, sondern zwischen Kai-Qobâd und Kai-Kâus. Diese Angaben sind nun sehr störend, um nicht zu sagen unmöglich, denn da Sâm nicht in die Linie der êrânischen Könige gehört, so kann er auch nicht König gewesen sein. Wir werden jedoch später sehen, dass sich allerdings eine Verwendung für Sâm findet, wenn auch nicht für Sâm als König, so doch als Reichsverweser. Die Schriften der Parsen kennen aber noch eine Anzahl anderer Mythen über Sâm, die man in den Büchern unserer muhammedanischen Berichterstatter vergebens suchen würde. Am wichtigsten ist der Bericht, den uns der Bundehesh 69, 10 flg. giebt. Im dreissigsten Kapitel dieses Buches finden wir eine Stelle, welche folgendermassen lautet: „Wegen des Sâm heisst es, dass er unsterblich gewesen sei, wegen seiner Geringschätzung gegen die mazdayaçnische Religion brachte ihn ein Türke, den man Nihâz nennt, mit einem Pfeile zum Falle, während er dort schlief in der Wüste Peshyânsâi, dann griff der schlechte Bushasp (Dämon des Schlafes) ihn an und zerbrach . . . Um des Geschäftes willen: wenn die Schlange Dahâk von ihren Banden loskommt wird er aufstehen und sie tödten.“ Aus dieser Stelle sieht man, dass dieser unsterbliche Held nicht den rechten Glauben hat und zur Strafe in einen Schlaf versenkt wird, aus dem er erst zur Zeit der letzten Dinge wieder erwacht; wenn nämlich Dahâk aus dem Demâvend loskommt, dann wird auch Sâm wieder erwachen und ihn tödten. Diese Erzählung liest man öfter in den Büchern der Parsen[1], ebenso die Versicherung, dass inzwischen der Leib des Sâm

1) Vgl. meine *Uebersetzung des Avesta I*, 34.

von Schaaren der Fravashi bewacht werde, damit die bösen Geister keine Gewalt über ihn gewinnen[1]. Merkwürdig ist aber, dass Neriosengh diesen Sâm durch ein beigesetztes Kereçâçpa näher erklärt und dass der Bahman-yesht dieselbe That, die wir eben dem Sâm zugeschrieben fanden, dem Kereçâçpa zuschreibt[2]. Dieselbe Verwirrung findet sich auch mit Bezug auf die anderen Thaten des Sâm. Nach dem Minôkhired[3] hat derselbe die Schlange Çruvar und den Wolf Kapût erschlagen, ebenso den Dêv Gandarf, den Vogel Kamek und den Dämon der Verwirrung und er hat dadurch der Auferstehung bedeutenden Vorschub geleistet. Alle diese Thaten, welche der Minôkhired dem Sâm zuschreibt, finden wir in den Rivâiets geradezu dem Kereçâçpa zugeschrieben[4]. Man ersieht aus diesen Berichten, dass die Schlange Çruvar ein ungeheurer Drache war, auf dessen Rücken Kereçâçpa vom Morgen bis zum späten Abend laufen musste, um an seinen Kopf zu gelangen, er tödtete dann diesen Drachen, indem er ihm den Kopf abhieb. Der Dämon Gandarf ist gleichfalls ein riesiges Ungeheuer, dem das Meer bis an die Fersen ging[5] und welches theils im Meere, theils auf dem Lande lebte und mit welchem Kereçâçpa neun Tage und neun Nächte lang kämpfen musste, ehe es ihm gelang, dasselbe aus dem Wasser zu ziehen und zu binden. Wie es sich mit der Ermordung des Wolfes Kapût und der Erlegung des Dämons der Verwirrung verhielt, erfahren wir aus unseren Quellen nicht mehr, wohl aber die Geschichte des Vogels Kamek. Dieser Vogel war so gross, dass er durch seine Flügel, wenn er sie ausbreitete, die ganze Welt verfinsterte und den Regen von ihr abhielt, welchen er durch seinen Schweif wieder in das Meer laufen liess. Dadurch entstand Hungersnoth; die Flüsse und Quellen versiegten und die Menschen hätten unfehlbar zu Grunde gehen müssen, wenn Kereçâçpa nicht gewesen wäre. Dieser

1) Vgl. meine *Parsigrammatik pp.* 141. 171.

2) Vgl. meine *Einleitung in die trad. Schriften der Parsen II,* 134.

3) Cf. *Parsigramm. pp.* 137. 169.

4) *Einleitung in die trad. Schr. II,* 336 flg.

5) In den alten Texten heisst dieser Gandarf zairi-pâshna, mit goldenen Fersen, daraus hat man später زره پاشن, zereh-pâshn, gemacht, d. h. der, welchem das Meer bis an die Ferse geht.

ergriff aber seinen Bogen und beschoss den Vogel sieben Tage lang mit Pfeilen, bis er zuletzt herabfiel und starb. Ausserdem machte sich Kereçâçpa noch dadurch verdient, dass er den Wind zum Stehen brachte, welcher, von Ahriman betrogen, mit solcher Gewalt zu wehen anfing, dass er alle Berge zu Ebenen zu machen drohte und gewiss die Welt verwüstet hätte, wenn ihn nicht Kereçâçpa aufgefangen und gezwungen hätte zu versprechen, dass er künftig nicht mehr in solcher Weise wehen wolle. Endlich heisst es, dass sich Kereçâçpa in der Hölle befinde und zwar wegen seines unehrerbietigen Benehmens gegen das Feuer. Unter den Gaben seines Zeitalters befand sich auch die, dass man nur Holz an den Topf mit Speise zu legen brauchte und das Feuer kam alsbald freiwillig hinzu und zog sich wieder von selbst zurück, wenn das Essen gekocht war. Einmal als das Feuer nach Kereçâçpas Ansicht zu lange ausblieb, schlug er dasselbe und muss nun diesen Frevel in der Hölle büssen. Alle diese Züge tragen ein ganz anderes und ächteres mythologisches Gepräge als diejenigen, die wir früher nach muhammedanischen Quellen von Kereçâçpa und seinen Vorfahren berichteten. Das Wichtigste aber dürfte sein, dass aus diesen Nachrichten unzweideutig hervorgeht, dass Sâm und Kereçâçpa in der Vorstellung der Parsen ein und dieselbe Person sind.

Befragen wir nun die älteste unter den uns erhaltenen Quellen für die érânische Vorzeit, das Avesta, so bestätigt auch dieses Buch unsere Ansicht von einem früher theils weniger ausgebreiteten, theils aber auch durch andere Persönlichkeiten erweiterten Stammbaume der Könige von Segestân. Von den früher aus dieser Familie genannten Helden kennt das Avesta nur zwei, den Thrita[1] (Athret) und Kereçâçpa. Von Thrita wird an zwei Stellen geredet: Yç. 9, 30 und Vd. 20, 11 flg., nach der letzteren Stelle erscheint er als ein Heilkundiger, welcher der Krankheit ihre Macht nahm, nach der ersten war er der dritte Mensch, welcher das verdienstliche Werk unternahm, den Haoma auszupressen, dafür erhielt er zwei Söhne: Urvâkhshaya (nach anderer Lesart Urvâkhshya) und Kereçâçpa.

---

1) Der Name Thrita heisst im Huzvâresch Srit, daraus ist mit Vorschlag des a das neuere أثرت, Athrit, geworden.

Thrita wird der nützlichste der Sâme genannt, daraus erhellt, dass Sâm ein Familienname sei, der nicht einem einzelnen Menschen angehört. Ueber Urvâkhshaya, den älteren Sohn des Thrita, ist wenig bekannt, seine Wirksamkeit scheint mehr geistiger Natur gewesen zu sein, denn Yç. 9, 32 heisst er ein Ordner des Gesetzes und im Âfrin des Zarathustra (§ 3) heisst es: „sei weise und versammelnd wie Urvâkhshaya". Aus Yt. 15, 28 sieht man, dass Urvâkhshaya von einem gewissen Hitâçpa getödtet worden ist. Auch dem Avesta ist der zweite Sohn Kereçâçpa weit besser bekannt als der ältere. Er heisst der stärkste ausser Zarathustra und der männlichen Tapferkeit (Yt. 19, 38), sein Fravashi wird gegen die Räuber und ähnliche Bedrängnisse angerufen (Yt. 13, 136), im Avesta ergreift er die Majestät, welche dem Yima entflohen ist (Yt. 19, 38) und muss daher König oder Reichsverweser gewesen sein. Auch im Avesta wird der Körper des Kereçâçpa von 99,999 Fravashis der Reinen behütet[1]) (Yt. 13, 61), auch dort tödtet er die Schlange Çruvara (Yç. 9, 34—39; Yt. 19, 40) auf welcher das grüne Gift floss daumensdick, auf der er ein Feuer anmachte, um sich sein Mittagsessen zu kochen, da wurde es der Schlange heiss, sie bewegte sich und lief ins Wasser, so dass Kereçâçpa erschreckt zurücksprang. Auch nach dem Avesta tödtet Kereçâçpa den Gandharewa, der im See Vôuru-Kasha seinen Aufenthaltsort hat (Yt. 5, 37. 19, 41). Ausserdem erwähnt das Avesta noch einige andere Mythen, welche wir in unseren übrigen Quellen nicht finden, wie dass er den Hitâçpa, den Mörder seines Bruders Urvâkhshaya, besiegt und gezwungen habe, an einem Wagen zu ziehen (Yt.

1) Ich habe schon in meiner früher angeführten Abhandlung über Sâm und das Sâm-nâme auf das Alter und die Wichtigkeit dieser Vorstellung hingewiesen, nach welcher der schlafende Körper des Sâm Kereçâçpa bis zur Zeit der Auferstehung bewahrt wird, damit dann der Held erwache und die Auferstehung möglich machen helfe. In verschiedenen Formen lässt sich dieser Mythus im Oriente wieder nachweisen in der Eschatologie der Juden, der schiitischen Muhammedaner und der Buddhisten. Auch unsere deutsche Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser hängt offenbar damit zusammen, denn dieselbe ist erweislich erst ziemlich spät im Abendlande aufgetaucht. Cf. A. C. J. Michelsen, *die Kyffhäuser Kaisersage in der Zeitschr. für thüringische Geschichte und Alterthumskunde.* 2. *Heft.* (*Jena* 1853) *p.* 129—160.

15, 28. 19, 41), ferner dass er den Çnâvidhaka erschlug, einen jungen Bösewicht, der sich vermessen hatte, sowol den Ahuramazda als den Aǵrô maiuyus an seinem Wagen ziehen zu lassen, wenn er erwachsen sein würde (Yt. 19, 43. 44). Einige andere Thaten des Kereçâçpa: seine Besiegung der neun Räuber (Yt. 19, 41) des Vareshava oder Pitaona (ibid.), endlich des Arezô-shamana (Yt. 19, 42) kennen wir nicht näher. Wichtig ist auch noch eine weitere Nachricht (Vd. 1, 36) von einer Pairika Khnaṅthaiti, welche sich an Kereçâçpa hing, es scheint damit auf ein Liebesverhältniss angespielt zu werden. Die Frau hatte ihren Wohnsitz in Kâbul. Die späteren Quellen erklären Khnaṅthaiti durch Götzendienst und wir haben hier ein neues Zeichen von der Missgunst, mit welcher die Bekenner des Avesta die Königsfamilie von Segestân betrachten.

Das Resultat dieser langen aber keineswegs überflüssigen Untersuchung können wir in den folgenden Sätzen zusammenfassen. Die Ansicht von einem besonderen Königshause von Segestân ist eine alte, ebenso die Ansicht von seiner Abstammung von Yima und der hieraus folgenden Ebenbürtigkeit mit dem érânischen Herrscherhause; es sind dieser zweiten Familie des Reiches einige Namen zugetheilt, welche bis in die arische Urzeit zurückreichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kannten aber die Erânier früher weit weniger Glieder dieser Familie als später, denn nur Thrita und Kereçâçpa lassen sich bis in die alte Zeit zurückführen. Da man nun aber die lange Zeit zwischen dem Regierungsantritte des Dahâk und der Regierung des Manoshcihr durch mehr Namen ausfüllen wollte, so wurden die Glieder der segestânischen Königsfamilie vermehrt, theils dadurch dass man alte Beiwörter zu Eigennamen umstempelte[1]), theils aber auch indem man neue Namen hinzu erfand. Firdosi nimmt weder auf die ziemlich reichliche Mythologie der ächten alten Persönlichkeiten noch auch auf die neu erfun-

1) So wissen wir bereits (p. 563), dass Sâm ein Familienname ist, welcher dem Kereçâçpa, aber auch anderen Gliedern der Familie zukam. In der neuen Genealogie ist Sâm eine eigene Person geworden. Im Avesta erhält Kereçâçpa den Beinamen nairimanâo, daraus wurde in der neuern Genealogie der Familie Nerimân gemacht.

denen Namen Rücksicht[1]; er verweilt mit Vorliebe nur bei den beiden jüngeren Gliedern der segestânischen Königsfamilie, bei Zâl und Rustem, welche beide dem Avesta unbekannt sind und auch in den Berichten der Parsen keine Rolle spielen. Die Geburt des älteren dieser beiden Helden fällt in die Regierungszeit des Manosheihr und mit dieser Begebenheit kehren wir nun wieder zu den Berichten des Firdosi zurück.

Die ausführliche Erzählung des Firdosi von dem Geschlechte des Königshauses von Segestân beginnt also mit der Geburt des Zâl. Eine der geliebtesten Frauen des Sâm gebiert diesem einen Heldensohn, der untadelig ist in allen Stücken, aber mit dem einen grossen Fehler behaftet, dass er mit weissen Haaren zur Welt gekommen ist[2]. Mehrere Tage lang wagt es Niemand, dem Vater die Geburt eines solchen Sohnes zu berichten, bis endlich die eigene Amme das Wagniss unternimmt. Da zeigt sich denn auch sofort, dass die Besorgnisse der Frauen nicht ohne Grund gewesen sind. Sâm geräth in grosse Bestürzung über den missgestalteten Sohn, den er für ein Geschöpf Ahrimans hält, er fürchtet dass die Grossen des Reiches über ihn spotten werden und befiehlt das Kind am Alborj in einsamer Gegend auszusetzen. Aber das Kind kommt nicht um, denn in der Nähe des Ortes, an dem es ausgesetzt ist, hat der Wundervogel Sîmurgh sein Nest gebaut. Er will das Kind seinen Jungen als Speise vorsetzen, wird aber durch eine Stimme vom Himmel angewiesen, dasselbe zu schonen und zu erziehen, da es von Gott zu grossen Dingen bestimmt sei. Nun wächst Zâl im Neste des Sîmurgh zu einem stattlichen Helden heran und wird dort von den vorüberziehenden Karavanen erblickt, welche die Kunde von dem stattlichen Jünglinge in alle Länder und auch nach Erân tragen.

1) Dass übrigens Firdosi die Thaten des Sâm kannte und zwar wesentlich dieselben wie wir auch, sieht man aus seiner zufälligen Angabe Shâh. p. 142, 9 flg. 1186, 6 flg.

2) Der Name Zâl bedeutet im Neupersischen einen alten Mann und diese Bezeichnung ist auf den Helden übertragen worden wegen seiner weissen Haare. In den Schriften des Avesta ist aus leicht begreiflichen Gründen weder von diesem Helden noch von seinem Sohne Rostem eine Spur zu finden. Zu bemerken ist auch, dass Zâl in der That sehr alt wird, schon zur Zeit als Kai Kâus regiert, zählt er bereits 200 Jahre.

Wir glauben dass diese Erzählung in früherer Zeit mit mehr mythologischem Gehalt verbunden war, als dies in der Form der Fall ist, in welcher sie uns jetzt vorliegt; wahrscheinlich hat sie ursprünglich weit ausführlicher bei der wunderbaren Errettung und Erziehung des Zâl verweilt und wurden demselben durch diese absonderliche Art der Erziehung eigenthümliche hervorragende Eigenschaften verliehen gedacht. Das Gerücht von einem jungen Manne, der am Alborj im Neste des Sîmurgh lebe, drang nun auch zu den Ohren Sâms, der mit Reue seines eigenen, in jenem Gebirge ausgesetzten Sohnes gedachte. Durch mehrere Träume und deren Deutungen veranlasst, macht er sich auf den Weg nach dem Alborj, um dort seinen Sohn zu suchen. Er findet das Nest des Sîmurgh, das aber für Menschen unnahbar ist, und erhält auch von diesem Wundervogel seinen Sohn wieder ausgeliefert, welchem derselbe beim Abschied den Namen Destân-i-zend[1]) giebt und eine seiner Federn überliefert, mit dem Geheiss, dieselbe auf das Feuer zu werfen, wenn er in grosser Noth sei, da werde er ihm dann erscheinen und helfen. Sâm bittet nun demüthig seinen Sohn um Verzeihung wegen der zugefügten Unbill und gelobt künftighin alle seine Wünsche erfüllen zu wollen. Auf dem Heimwege trifft Sâm mit Naudar dem Sohn des Manoshcihr zusammen, der als Abgesandter seines Vaters zu ihm kommt und den Helden sammt dessen neugefundenem Sohn an den Hof entbietet, denn Manoshcihr hat von der Auffindung des Zâl gehört und will sich persönlich überzeugen, ob der Jüngling von solcher Art ist, dass man ihm die Nachfolge in den Würden seines Vaters gewähren kann. Der junge Zâl macht nun auf den König den günstigsten Eindruck und er erwartet von dem jungen Helden das Beste, auch das Horoscop, das ihm von den Sternkundigen gestellt wird, bestätigt diese gute Meinung. Es wird daher das Patent ausgefertigt, welches

1) Destân heisst List und dieser Name wird dem Zâl angeblich deswegen gegeben, weil sein Vater Trug gegen ihn geübt habe. Zend in dieser Verbindung soll gross bedeuten, das ganze also „grosse List". Die Bedeutung „gross" für dieses Wort ist indess sehr schlecht beglaubigt und die ursprüngliche Bedeutung der Phrase gewiss eine andere gewesen. Uebrigens führt Zâl gewöhnlich blos den Namen Destân oder auch Zâl-zer.

auch ihn mit der Herrschaft über den Süden belehnt und reich beschenkt werden Vater und Sohn in die Heimath entlassen. Dem Sâm ist es indessen nicht lange vergönnt, an der Seite seines neu aufgefundenen Sohnes zu bleiben, denn seine Pflicht ruft ihn in den Krieg gegen die Kergesâren[1]), er lässt jedoch seinen Sohn unter der Aufsicht der trefflichsten und weisesten Männer zurück und hält ihn darum für geborgen. Es entwickelt sich aber bald nach seiner Abreise ein Verhältniss, welches zwar vom allgemein menschlichen Standpunkte für unverfänglich gelten konnte, nicht aber vom Standpunkte der Politik und Religion. Wir meinen das Liebesverhältniss zwischen Zâl und Rudâbe.

Der Verlauf der Ereignisse ist in Kürze folgender. Während Sâm auf dem Kriegszuge abwesend ist, entschliesst sich Zâl, theils um sich zu zerstreuen, theils auch, um sein zukünftiges Gebiet genauer kennen zu lernen, zu einer Rundreise bei den ihm untergeordneten Fürsten in Indien und Kâbulistân. In Kâbul regiert damals Mihrâb, ein Nachkomme des Dahâk, also von unreinem Geschlechte, dazu auch ein Götzendiener, wahrscheinlich nach Ansicht der Sage ein Buddhist. An Lust zum Aufruhr mag es ihm unter diesen Umständen zwar nicht gefehlt haben, aber die Residenz des mächtigen Fürsten von Zâbul lag seinem Gebiete zu nahe und da er nicht daran denken konnte, sich mit diesem zu messen, so zahlte er willig den Tribut, der ihm auferlegt war. Selbstverständlich hatte denn auch Zâl dort die beste Aufnahme zu gewärtigen, Mihrâb geht ihm entgegen, sobald ihm die Ankunft des Prinzen gemeldet wird, und ladet den Prinzen ein, in sein Haus zu kommen. Zâl empfängt den Mihrâb sehr freundlich, aber die Einladung lehnt er ab, da er die Wohnung eines Götzendieners nicht betreten will und zieht es vor, mit seinem Gefolge in Zelten zu wohnen. Insgeheim nährt indess Zâl eine Liebe zu Mihrâbs schöner Tochter, die er zwar nicht gesehen, deren Vorzüge man ihm aber mit lebendigen Farben beschrieben hat. Gleiches Schicksal theilt auch Rudâbe, die

---

1) Die Kargesâren sollen angeblich bei Mâzenderân wohnen, darauf ist jedoch nicht viel zu geben, da Firdosi offenbar keine klare Vorstellung mit dem Namen verband und sie ihm mit den Sagsâren verschwimmen.

Tochter Mihrâbs selbst, da Mihrâb im Kreise der Seinen die Vorzüge des jungen Zâl aufs Höchste zu preisen nicht genug der Worte finden konnte. Mit Hülfe ihrer Dienerinnen weiss nun Rudâbe Verbindungen mit Zâl anzuknüpfen, welche denn auch zu einer Zusammenkunft der beiden Liebenden führen. Sie sehen sich und geloben sich ewige Treue, aber Zâl verhehlt sich die grossen Schwierigkeiten nicht, welche der Erfüllung seiner Wünsche entgegenstehen, denn Mihrâb ist von üblem Geschlechte und ungläubig, seine Tochter kann daher ebensogut für einen Dämon angesehen werden, wie jene Fee, welche sich an seinen Ahnherrn Kereçâçpa hing, deren Wohnsitz ja auch in Kâbul gewesen war. In der That, als Zâl in offener Versammlung den ihn umgebenden Mobeds und Grossen seine Verlobung kund thut und sie um ihren weitern Rath befragt, da malt sich Staunen und Entsetzen auf allen Gesichtern und lange vermag Niemand das Wort zu ergreifen. Endlich rathen ihm die Priester, sofort einen Brief an den Sâm zu senden und seinem Vater die Sache rücksichtslos darzulegen; sehe dieser die Heirath mit günstigen Augen an, so werde es ihm nicht schwer fallen, auch die Einwilligung des Königs zu erlangen, denn der König gebe sehr viel auf Sâms Einsicht. Diesen Rath befolgt Zâl augenblicklich. Der Brief versetzt den Sâm in nicht geringe Aufregung. Er sieht das Ungehörige der Heirath ein, die dem Könige äusserst unangenehm sein wird, aber wie kann er ihr entgegenwirken? Hat er doch seinem Sohne feierlich versprochen, ihm alle Wünsche zu erfüllen, wenn er das Nest des Sîmurgh verlassen und zu seinem Vater zurückkehren wolle, durch den Bruch dieses Vertrags würde er sich einer schweren Sünde, eines sogenannten Mithra-druj schuldig machen. Auf der andern Seite, wie kann er in ein Begehren willigen, das einen so schlechten Ausgang verspricht? Vor Allem befragt er die Sterndeuter, und da schwinden denn bald seine Zweifel, denn diese finden, dass der Himmel die Heirath genehmige und aus dieser Ehe ein Sohn hervorgehen werde, der seines Gleichen an Stärke suchen und Erân zum grossen Heile gereichen werde. So kann er hoffen, die Genehmigung des Königs zu erhalten. Er meldet also dem Sohne seine Einwilligung, macht denselben aber darauf aufmerksam, dass die Sache nicht von ihm allein ab-

hänge, sondern vor Allem von der Einwilligung des Königs, an dessen Hof Sâm zu gehen verspricht, um sich mit ihm über dieselbe zu berathen. Die erfreuliche Botschaft wird von Zâl durch eine vertraute Dienerin sofort der Rudâbe mitgetheilt, die ihm zum Dank dafür reiche Geschenke übersendet.

Inzwischen fängt die beabsichtigte Heirath zwischen Zâl und Rudâbe auch in Kâbul an, den Anlass zu ernsten Besorgnissen zu geben. Sîndokht, die Mutter der Rudâbe, hat die hin- und hergehende Botin bemerkt und dieselbe gezwungen, ihr Rede zu stehen, so dass sie und Rudâbe zuletzt keinen Ausweg hätten, als Alles zu gestehen. Die Nachricht von der heimlichen Verlobung setzt Sîndokht in den grössten Schrecken, noch mehr den Mihrâb, als er sie erfährt. Beide erwarten den schlimmsten Eindruck von dieser Nachricht am Hofe, denn Manoshcihr will nicht, dass das Geschlecht des Dahâk wieder mächtig werde. Diese Befürchtung ist auch keine Täuschung, denn wirklich beschliesst Manoshcihr auf die Nachricht von Zâls Vorhaben die Ausrottung des Mihrâb und seiner Familie. Er fürchtet, dass ein Sohn aus dieser Verbindung entstehen werde, der sowol an den guten Eigenschaften des väterlichen, wie an den bösen des mütterlichen Geschlechts Theil habe; neige er sich nun mehr dem Wesen der Mutter zu, so könne leicht derselbe von Neuem ganz Erân in Verwirrung bringen und dem Geschlechte des Dahâk wieder die Oberhand verschaffen. Folge dieser Erwägungen ist daher, dass Sâm, sobald er an den Hof kommt, den bestimmten Befehl erhält, gegen Mihrâb zu ziehen und mit seinem Anliegen gar nicht hervorzutreten wagt. In Kâbul versetzt die Nachricht von dem Herannahen des Sâm mit einem Heere Alles in Schrecken und Betrübniss, Zâl aber ist fest entschlossen, eher zu sterben, als der Geliebten und ihren Aeltern ein Leid zufügen zu lassen. Zornig zieht er seinem Vater entgegen und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Er erinnert ihn an sein feierliches Versprechen, die Wünsche seines Sohnes fortan zu erfüllen, welches er nun nicht halte. Sâm muss das Berechtigte dieser Vorwürfe selbst anerkennen und beschliesst, den Zâl mit einem Briefe an den Manoshcihr zu schicken, damit er denselben auf andere Gedanken bringe. Auch Mihrâb und seine Frau überlegen ernstlich, ob es nicht ein Mittel gebe, der ihnen so augenschein-

lich drohenden Gefahr zu entgehen, und sie beschliessen, dass Sindokht mit reichen Geschenken zu Sâm gehen und dessen Gnade anrufen solle. Diese Gesandtschaft setzt zwar den Sâm anfangs in einige Verlegenheit, doch fasst er sich bald wieder und giebt der Sindokht die Versicherung, dass ihm die Heirath seines Sohnes ganz genehm sei und dass derselbe gewiss am Hofe des Königs einen günstigen Bescheid erwirken werde. In der That trifft auch Zâl den Manoshcihr bei besserer Laune als vorher sein Vater und der Ausspruch der Sterndeuter, dass aus der Verbindung des Zâl mit der Rudâbe ein Heldensohn hervorgehen werde, welcher dem érânischen Reiche grossen Segen bringen und seine ganze Lebenszeit im Kriege gegen Turân verbringen werde, beseitigen auch die letzten Zweifel. Zal erhält die gewünschte Erlaubniss und bricht sofort nach seiner Rückkunft sammt seinem Vater nach Kâbulistân auf, wo dann die Vermählung des Zâl mit grosser Pracht gefeiert wird. Sâm überlässt nun die Herrschaft über Zâbul seinem Sohne und zieht sich selbst nach Osten in das Gebiet der Kergesâren zurück, mit welchen er von dem Könige belohnt worden ist, und wo der unruhige Sinn der Bewohner seine stete Gegenwart erheischt.

Die Erzählung von der Liebe Zâls zu Rudâbe ist von dem Dichter des Königsbuches mit allen Reizen dichterischer Beschreibung ausgeschmückt, auf welche wir natürlich in dem vorstehenden mageren Auszuge keine Rücksicht nehmen konnten. Auch ist es natürlich nicht der dichterische Werth der Erzählung, welcher uns zu einer ausführlichen Inhaltsangabe veranlasst hat, sondern die wichtigen Einblicke, die sie uns in die Denkungsart der alten Erânier eröffnet. Wenn irgend eine Erzählung, so ist gewiss diese aus dem ureigenen Geiste des ostérânischen Volkes erflossen und wenn derselben kein wirkliches Ereigniss zu Grunde liegt, so ist sie doch gewiss nach der Analogie wirklicher Fälle zurecht gemacht. Ehen der Bewohner und selbst der Fürsten von Zâbul mit den so nahe wohnenden götzendienerischen Frauen von Kâbul mögen in Wirklichkeit nicht selten gewesen sein und der unbefangene érânische Volksgeist fand dieselben offenbar ebensowenig anstössig, als wir oder selbst die Muhammedaner. Diese letzteren mochten sich allerdings mit dem Gedanken trösten, dass

ja Rudâbe ihren Glauben wechseln konnte, und kein Bekenner eines alleinigen Gottes kann es absonderlich finden, wenn Gott aus einer Ehe mit einer weniger guten Frau einen vortrefflichen Sohn hervorgehen lässt. Für die Dualisten der Religion Zarathustras lag die Sache ganz anders. Was den Uebertritt der Rudâbe betrifft, so war derselbe nach der Art der alten Religion kaum möglich, jedenfalls nicht wünschenswerth, denn die Religion hing mit der Nationalität auf das Engste zusammen, wer einer fremden Nation angehörte, hatte so wenig Recht, sich zur érânischen Religion zu bekennen, als er ein Recht hatte, sich als ein Glied des érânischen Volkes zu fühlen. Dass aus einer solchen Mischehe ein untadeliger Sohn hervorgehen sollte, war fast noch weniger möglich. Die Gemahlin Zâls gehörte dem Geschlechte Dahâks an und dieses führte seinen Ursprung, wie wir wissen, unmittelbar auf Ahriman zurück. Diese Materie der Finsterniss blieb in ihr und konnte durch die Vermischung mit Stoffen des Lichtes nicht ausgerottet werden, sondern diese höchstens verderben. So consequent scheint das Volk in Erân nicht gedacht, oder doch über derartige Bedenken sich leicht hinweggesetzt zu haben, aber die Priester dachten anders. Eine Familie, in der ein Glied mit einer Fee Umgang gehabt hatte, wie Kereçâçpa, während ein anderes eine Götzendienerin heirathete wie Zâl, musste ihnen als sehr verderbt und gottlos erscheinen und es war natürlich, dass auch der Sprössling aus dieser Ehe trotz aller Tapferkeit des Unglaubens verdächtig war und man seine Thaten argwöhnisch betrachtete. Auf alle Fälle ist jedoch die Erzählung alt und die theologischen Bedenken über sie sind erst später entstanden.

Alle diese Vorgänge, wenigstens soweit als Firdosi dieselben in seinem Königsbuche aufgezeichnet hat, dienen nur zur Einleitung für die Geburt des Haupthelden in der Periode der mythischen Könige Erâns, des Rustem, denn dieser ist eben der Sohn des Zâl und der Rudâbe. Schon von Geburt an zeichnet sich dieser Held durch seine ganz absonderliche Kraft aus, weshalb er auch in mancher Hinsicht mit Herkules verglichen werden kann. Als die Stunde seiner Geburt herannaht, da vermag die Mutter das ungewöhnlich grosse Kind nicht zur Welt zu bringen und ihr Leben ist ernstlich bedroht;

glücklicher Weise kommt Zâl auf den Gedanken, seinen Pflegevater Simurgh um Hülfe anzurufen, auf dessen Rath dann das Kind aus der Seite der Mutter geschnitten wird. Auf so ungewöhnliche Weise kommt Rustem[1]) zur Welt mit den beiden Händen voll Blut, am ersten Tage ist er bereits so gross, wie sonst ein Kind nach Verlauf eines Jahres und es sind zehn Ammen nöthig, um ihn zu nähren. Dieser körperlichen Grösse entspricht nun auch die ungeheure Stärke, welche sich in dem jungen Helden entwickelt. Noch im zarten Kindesalter erschlägt er einen wüthenden Elephanten, der sich losgerissen hat und vor dem Alles flieht, weil Niemand ihm zu widerstehen vermag. Der Vater, als er diese Grossthat seines Sohnes hört, beschliesst, denselben, ehe sein Ruhm sich in der Welt verbreitet, zum Austrag einer Familienangelegenheit zu verwenden, die nur durch eine List gelingen kann. Noch ist der Tod des Ahnherrn Nerimân ungerächt, der seinen Tod durch einen Steinwurf bei Belagerung der Feste Sipend gefunden hat. Wo diese Feste gelegen war, wird uns nicht gesagt, die Beschreibung passt auf mehr als einen Ort in Erân. Der Berg Sipend wird als ein nach allen Seiten hin abfallender Bergrücken geschildert, zu dessen Spitze nur ein einziger Weg und ein einziges Thor führt[2]). Oben ist aber der Berg flach und breit, so dass die Bewohner im Stande sind, alle ihre Bedürfnisse selbst zu bauen und jahrelange Belagerungen ertragen können, ohne dass die Noth sie zu Ausfällen gegen die Belagerer zwingt, welche mittlerweile in der wüsten Umgebung des Felsens an allem Nöthigen Mangel leiden. Darum haben auch jahrelange Belagerungen nichts gefruchtet und nur durch List kann ein Rachezug gelingen, so lange man die Stärke Rustems nicht kennt und ihm in seinem jugendlichen Aussehen eine besondere Machtentfaltung

1) Der Name Rustem wird im Shâhnâme selbst (p. 163, 7 v. u.) etymologisch erklärt, weil seine Mutter nach der Geburt gesagt haben soll: ich bin gerettet (berestem), meine Noth ist zu Ende, oder auch: durch den Spross kam mir (berustem) die Noth zu Ende. Beide Erklärungen halte ich für möglich. Vgl. Rückert, *Zeitschr. der DMG.* X, 186.

2) Malcolm (*History of Persia I, 27 not.*) glaubt, dass die hier geschilderte Festung dieselbe sei, welche jetzt Qala-i-saféd heisst und nicht weit vom Shirâz entfernt liegt.

nicht zutraut. Als Kaufmann verkleidet, wird er mit einer Ladung Salz abgeschickt, denn diese Waare ist auf dem Berge Sipend die angenehmste. Ohne Schwierigkeit wird er mit seinen Getreuen in die Stadt eingelassen und macht sich den Herrn des Ortes durch reiche Geschenke geneigt, sobald aber die Nacht angebrochen ist, beginnt er ein allgemeines Blutbad und macht zuletzt den Ort der Erde gleich, nachdem er ungeheure Schätze hinweggeführt hat, auf Tausenden von Kameelen, die Zâl für diesen Zweck an Rustem abgesandt hat.

Mit dieser Heldenthat des jugendlichen Rustem schliesst Firdosi die Regierungsgeschichte des Manoshcihr ab, von dem er uns weiter nichts mehr berichtet, als den Tod. Er hat also während dieser ganzen langen Regierungszeit nur von dem Geschlechte der Helden von Segestân gesprochen und die ganze persönliche Bedeutung des Manoshcihr liegt in den Thaten, die er vor seinem Regierungsantritte vollbracht hat, in seiner Bekämpfung des Tûr und Selm. Wir wissen aber bereits aus der früher mitgetheilten chronologischen Tabelle (cf. oben p. 505), dass nicht alle unsere Quellen diese Ansicht haben. Sowohl die Parsen als Ḥamza und Tabari nehmen an, dass die letzte Zeit der Regierung Manoshcihrs vom Unglück heimgesucht worden sei, dass in den letzten zwölf Jahren derselben Afrâsiâb, der König von Turân über Erân geherrscht und den Manoshcihr gezwungen habe, sich in die Sumpfgegenden von Taberistân zurückzuziehen. In der That findet man in Schireddins Geschichte Taberistâns verschiedene Localsagen, welche an diese Ueberlieferung anknüpfen und dem Manoshcihr die Gründung alter Canäle und Festungen zuschreiben. Zuletzt wurde ein Friede geschlossen, nach welchem Manoshcihr soweit regieren sollte, als ein Pfeil zu fliegen vermöchte[1]. Der abgeschossene Pfeil flog aber bis nach Merv oder nach Ḥamzas Bericht bis nach Mazdôrân, nach Tabari vom Demâvend bis zum Oxus. Es ist dies wol derselbe Vertrag, den auch der Mînôkhired als einen Nutzen des Manoshcihr nennt, dass derselbe durch Vertrag das Land von Padasqârger bis zum Grunde der Hölle von Afrâsiâb wegnahm[2].

---

1) Schîreddîn p. 18 ed. Dorn.

2) Vgl. meine *Parsigrammatik* pp. 137. 168.

Auch das Avesta scheint die Ansicht von der zwölfjährigen Regierung des Afrâsiâb in Erân getheilt zu haben, daraus erklärt sich, wenn dort (Yt. 19, 56—64) erzählt wird, dass dieser érânische König sich ähnlich wie Dahâk bemüht habe, die königliche Majestät zu erlangen, ohne dass ihm diess jedoch glückte.

7. Naudar. Die Regierungszeit des Naudar[1]) wird vom Verfasser des Mujmil auf acht Monate, vom Verfasser des Shâhnâme auf vier Jahre angegeben, überhaupt herrscht hier grosse Verwirrung und Widerspruch in den verschiedenen Quellen. Hamza und Tabari nennen den Naudar gar nicht, ebensowenig kennt ihn die Liste des Bundehesh und des Mînôkhired. Dies ist nach unserer Ansicht das Richtige, weder ist Raum für eine Regierung des Naudar, noch auch für die des Afrâsiâb, die zwölf Jahre des letztern müssen in die Regierungszeit des Manoshcihr mit einbegriffen werden. Da jedoch ein Theil der Erânier jedenfalls die Ereignisse so aufgefasst hat, wie sie uns Firdosi erzählt, so wollen wir einen kurzen Bericht über den Gang derselben nach dem Königsbuche hier mittheilen.

Nach Firdosi übernimmt Naudar feierlich die Regierung bei dem Tode seines Vaters, aber diese erste Regierungshandlung ist zugleich auch seine letzte. Der König verschliesst sich in seine Gemächer und ist nur bedacht darauf, sich Geld zu sammeln und durch Essen und Trinken zu vergnügen, aber er hält keinen Gerichtshof und spricht seinem Volke nicht Recht. Da dauert es denn auch nicht sehr lange, bis die verderblichen Folgen sich zeigen. Ungerechtigkeit und Bedrückung wachsen im Lande und sie erzeugen eine Unzufriedenheit, welche bedrohlichen Umfang erreicht. Zuletzt merkt Naudar selbst, dass ein Aufstand zu befürchten steht; in seiner grossen Noth sendet er zu dem getreuen Sâm und bittet ihn, zu kommen. Augenblicklich leistet dieser Folge, die Grossen des Reichs ziehen ihm bis an die Gränze entgegen und bieten ihm selbst die Krone an. Dies ist nun ein Antrag, auf den ein so getreuer Vasall wie Sâm nicht eingehen kann, er

1) Der Name scheint ursprünglich naotara gelautet zu haben, d. i. der jüngere. Im Avesta findet sich blos das abgeleitete naotairya.

schlägt das Anerbieten aus, indem er bemerkt, dass er selbst einer Tochter des Manoshcihr gegenüber sich zum Gehorsam verpflichtet fühlen würde, um so mehr gegen einen Sohn. Er ermahnt die Grossen, dem Könige den schuldigen Gehorsam zu leisten und verspricht, seinen ganzen Einfluss anzuwenden, damit dieser sein Betragen ändere. Wirklich schenkt Naudar den Ermahnungen Sâms Gehör und wendet sich mit mehr Sorgfalt seinen Pflichten zu, Sâm aber kehrt wieder in sein Land zurück. Diese Versöhnung des Fürsten mit seinem Volke ist die letzte That des Sâm, bald darauf stirbt er und sein Sohn Zâl wie sein Enkel Rustem ziehen sich in ihrer Trauer eine Zeitlang von aller Theilnahme an dem politischen Leben zurück, um die Leichenfeier ihres Ahnen ausrichten zu können.

Um diese Zeit dringt die Kunde von Naudars Betragen und der Unzufriedenheit in Erân nach Turân. Dort ist auf Tûr sein Sohn Zâdshem gefolgt, der sich im Bewusstsein seiner Ohnmacht aller Angriffe auf Erân enthalten hat, auch sein Sohn und Nachfolger Pesheng hat bis jetzt das gleiche Verfahren eingehalten [1]. Nun scheint aber der günstige Zeitpunkt gekommen zu sein, um die lange ersehnte Rache an Erân nehmen zu können, um so mehr, als Pesheng an seinem Sohn Afrâsiâb [2] einen Helden zu besitzen glaubt, welcher den Erâniern die Spitze zu bieten vermag. Afrâsiâb ist ungestümer zorniger Natur, ebenso Garsévaz, der zweite Sohn Peshengs, während der dritte, Aghrérath, sanft und bedächtig ist. Vergebens räth der letztere von einem Kampfe mit Erân ab, er wird überstimmt und dem Afrâsiâb der Oberbefehl übertragen. Dieser säumt auch nicht, sich auf den Marsch zu begehen, er über-

1) Dies ist die Genealogie Firdosis, der Verfasser des Mujmil schiebt noch einen unleserlichen Namen zwischen Pesheng und Zâdshem ein, der Bundehesh (79, 2) giebt als Vorfahren des Afrâsiab Pesheng, Zâdshem, Tura, Çpaenaspa, Duroshaspa, Toz, Frédun an. Anders noch weitläufiger Masudi II, 117 ed. Par.: *Firusiab fils de Busir, fils de Ray Arsdn, fils de Yourek, fils de Seniasp, fils de Rasusp (Erchasp), fils de Nouh, fils de Dourchirin, fils de Touh, fils d'Aféridoun.*

2) Im Avesta lautet der Name bekanntlich Fragraçyan, woraus in Parsenschriften Frasyâk, später Afrâsiâb wurde.

schreitet den Oxus und bewegt sich gegen Irmân [1]. Da erfährt Naudar das Herannahen des turânischen Heeres, er setzt sich nach derselben Richtung in Bewegung, um dem Afrâsiâb zu begegnen, zum Oberbefehlshaber ernennt er den Qârin, den Sohn Kâves, der schon den Manoshcihr bei seinen Zügen begleitet hat, das Heer zieht nach Dehistân [2] und schlägt seine Zelte auf einer Ebene vor dieser Festung auf. Hier entwickelt sich nun eine Reihe von Kämpfen, die aber immer unglücklich für die Erânier endigen. In Abwesenheit des Zâl und seines Sohnes fehlt es an Helden, die im Stande sind, sich mit den Tapfern des turânischen Heeres zu messen, nur der alte Qobâd, Qârins Bruder, wagt einen Gang mit Bârmân, aber er unterliegt und wird getödtet. Da erfasst in Folge der unglücklichen Kämpfe die Muthlosigkeit nicht blos das Heer, sondern auch den König. In aller Stille lässt Naudar seine beiden Söhne Tûs und Gestehm kommen und befiehlt ihnen, sich in die Persis [3] zu begeben und dort den Harem zu beschützen, sie sollen denselben der Sicherheit wegen auf den Alborj bringen. Wirklich entsendet Afrâsiâb bald nach der Abreise des Prinzen eine Heeresabtheilung nach der Persis. Als Qârin dies vernimmt, da hält auch er die Zeit zum Handeln gekommen, er schlägt dem Naudar vor, sich in die Feste Dehistân zu werfen, während er, Qârin, mit der Hauptmacht nach der Persis ziehen will. Aber der kleinmüthige Naudar will von dem Abzuge Qârins nichts hören, er beschwört diesen, zu bleiben und theilt ihm mit, dass er bereits seine Söhne zum Schuze seines Harems abgesandt habe. Aber diese Massregel scheint dem Qârin nicht genügend, heimlich zieht er mit dem Heere ab und erzwingt sich den Abzug von Bârmân, der ihm den Weg zu versperren sucht; bei dieser Gelegenheit erschlägt Qârin den Bârmân und rächt so den Tod seines Bruders Qobâd. Naudar aber, als er den Abzug Qârins hört,

1) Irmân wird öfter als ein Landstrich erwähnt, welcher zwischen Erân und Turân liegt, am deutlichsten Shâh. 756, 2.

2) Die im Shâhnâme öfter genannte Festung Dehistân beschreibt Yâqût als eine Stadt zwischen Khuârezm und Jorjân, im ersten Theile des Wortes scheint der Name der Daher enthalten zu sein.

3) Aus dieser Aeusserung sieht man, dass sich Firdosi den Königssitz des Naudar bereits in der Nähe von Persepolis denkt.

wird vollkommen kleinmüthig und beschliesst, nachzuziehen, der Rückzug wird aber von Afrâsiâb bemerkt und Naudar mit seiner kleinen Schaar gefangen genommen. Dem Qârin aber gelingt es, das turânische Heer, das Wêsa, der Vater des Bârmân, nach der Persis führte, zurückzuschlagen. Bereits von Irmân aus hatte Afrâsiâb ein Heer gegen Westen gesandt, um auch an Zâl Rache zu üben, die Feldherren, welche er über dieses Heer gesetzt hat, heissen Khazarvân und Shemâsâs. Als sie an den Hirmend kommen, treffen sie Nichts für den Kampf vorbereitet, denn Zâl ist von den Leichenfeierlichkeiten Sâms noch nicht zurückgekehrt. Doch die Klugheit Mihrâbs verhütet hier Unheil. Er entsendet einen Boten an die beiden Heerführer, erinnert dieselben an seine Abstammung von Dahâk und zeigt sich zum Abfall von seinem Schwiegersohne bereit, mit dem er nur nothgedrungen in verwandtschaftliche Verbindung getreten sei. Er schlägt vor, mit dem Einmarsch noch zu warten, bis ein Bote wieder zurück sei, den er sofort an Afrâsiâb senden werde, um sich Verhaltungsmassregeln zu erbitten. Diese Vorschläge, von passenden Geschenken begleitet, finden Gehör, aber Mihrâb schickt den Boten statt an Afrâsiâb an Zâl und befiehlt diesem zu melden, was geschehen sei. Alsbald macht sich Zâl auf den Weg in sein Land, Tag und Nacht reist er ohne zu rasten, und gleich nach seiner Rückkunft ändert sich die Scene. Khazarvân wird von Zâls Hand getödtet, das turânische Heer geschlagen, auf dem Rückzuge fällt es noch dem Qârin in die Hände, der eben von der Verfolgung des Wêsa zurückkehrt. Nur von wenigen Trümmern der grossen Armee begleitet, erreicht Shemâsâs das Lager des Afrâsiâb. Die Wuth über das Misslingen der Versuche im Osten wie im Süden und Norden bringt den Afrâsiâb auf den Gedanken, den Naudar zur Sühne für die gefallenen Turânier hinrichten zu lassen. Nur mit Mühe erreicht der milde Aghrêrath, dass die übrigen gefangenen Grossen Erâns ihm anvertraut und in der Stadt Sâri in Gefangenschaft gehalten werden. Afrâsiâb aber zieht weiter nach Rai und macht sich zum Herrscher über Erân. In der Persis erregt die Nachricht von Naudars Hinrichtung die höchste Bestürzung und den grössten Unwillen. Unter lauten Klagen ziehen die Grossen, Tûs und Gustehem an der Spitze, nach Zâbul und bestürmen

Zâl mit Bitten, sich mit ihnen zu vereinigen und den Tod ihres Königs zu rächen. Auch Zâl ist mächtig ergriffen, als er die unglückliche Nachricht hört, er bietet sein Heer auf und trifft alle Anstalten, den Krieg gegen Afrâsiâb mit Nachdruck zu beginnen. Mit Schrecken hören diese Nachrichten die gefangenen Erânier in Sâri, welche einen gewissen Tod vor Augen sehen. Doch sie finden einen Beschützer an Aghrêrath, der sie sogar entlässt, als sich feindliche Truppen in der Nähe der Stadt zeigen und sie können sich zu ihrer Freude in Zâls Heerlager begeben. Aber Aghrêrath selbst erntete nur wenig Dank von seiner Menschenfreundlichkeit, er geräth über dieselbe in einen heftigen Streit mit seinem Bruder Afrâsiâb, der in der Hitze des Streites sogar dessen Leben ein Ende machte. Zâl beklagte die Ermordung des Aghrêrath, schöpfte aber aus dieser Unthat die Hoffnung, dass der Himmel nun den Afrâsiâb verlassen werde, während er sich ihm bis jetzt freundlich gezeigt hatte.

Dies ist der Bericht Firdosis von der Regierung des Naudar, und wir haben bereits gesagt, dass dieser Bericht in den meisten Quellen nichts Entsprechendes findet. Allein auch diejenigen Quellen, welche keinen Naudar, sondern nur eine zwölfjährige Bedrängniss des Manoshcihr melden, scheinen sich diese Kämpfe nicht viel anders gedacht zu haben. Nach der taberistânensischen Sage[1]) sendet Manoshcihr auf die Nachricht von dem Einfalle des Afrâsiâb den Qârin als Oberbefehlshaber mit seinen beiden Brüdern Ârish und Qobâd. Da soll Afrâsiâb bei dieser Gelegenheit die erste Kriegslist gebraucht haben. Er schrieb einen Brief an Qârin, der anscheinend eine Antwort auf einen frühern Brief desselben war, in welchem er einwilligt, den Qârin mit Erân zu belehnen, wenn ihm derselbe zur Eroberung dieses Landes behülflich sein wolle. Diesen Brief weiss nun Afrâsiâb dem Manoshcihr in die Hände zu spielen, der darüber ergrimmt, den Qârin mit Ketten beladen lässt und das Obercommando dem Ârish übergiebt. Die Verwirrung, welche diese Veränderungen hervorbringen, benutzt Afrâsiâb, um das érânische Heer in die Flucht zu schlagen. Manoshcihr sieht seinen Fehler ein und übergiebt dem Qârin

1) Sehîreddîn p. 14 flg. ed. Dorn.

wieder den Oberbefehl, auch verfügt er sich selbst zum Heere und steht dem Afrâsiâb bei Rai gegenüber, vermag sich aber nicht zu halten und zieht nach Mâzenderân, wohin ihm Afrâsiâb folgt und ihn zwölf Jahre lang einschliesst, bis endlich der obenerwähnte Friede geschlossen wird. Es wäre nicht schwierig, den Naudar und seine Kriegführung in die eben erwähnte Darstellung einzufügen. — Noch müssen wir erwähnen, dass Masudi den Naudar gleichfalls nicht kennt und statt seiner den Sehm einschaltet [1].

8. Zav. Ueber Zav herrscht mehr Uebereinstimmung in unsern Quellen, als über Naudar. Zwar der Mînôkhired und das Jâmâsp-nâme nennen seinen Namen nicht, dafür aber finden wir ihn wahrscheinlich bereits im Avesta (Yt. 13, 131), als Uzava den Sohn Tûmâçpas, dann im Bundehesh, bei Hamza und beim Verfasser des Mujmil, endlich bei Masudi. Der Bundehesh nennt den Vater des Zav Tukhmaçpa, die übrigen Quellen Tahmasp und behaupten, er sei ein Sohn des Manoshcihr gewesen, den dieser erst verstossen, später aber wieder zu Gnaden angenommen habe. Masudi weicht auch hier ab [2]. Ueber die Regierungszeit schwanken die Angaben, der Bundehesh giebt ihm fünf, andere nur drei Jahre, die erstere Zahl ist die richtige. Nach dem Berichte des Firdosi war nach Naudars Tode die vorzüglichste Sorge des Zâl, das Reich wieder mit einem Könige zu versehen. Da waren zwar die beiden Söhne des verstorbenen Königs, Tûs und Gustehem, allein sie schienen zur Nachfolge nicht passend, da ihnen die königliche Majestät (farr) mangelte. Zuletzt verfiel man auf Zav, der als ein bereits gealterter Mann vorgestellt wird. Nach Firdosis Darstellung wird unter Zavs Regierung der Friede mit Turân abgeschlossen, aber nicht, weil ein Heer das andere besiegt hat, sondern weil beide Heere nichts mehr zu leben haben. So wird denn der Oxus als die Gränze beider Reiche, Erân und Turân, festgesetzt und Afrâsiâb zieht sich auf sein Gebiet

1) Masudi T. II, 117: *Le successeur de Menouchehr fut Sehm, fils d'Abdn, fils d'Ankiad, fils de Nouder, fils de Menouchehr, qui régna à Babel pendant soixante ans ou davantage.*

2) Masudi l. c. p. 118: *Zou, fils de Behasf, fils de Kemjecher, fils de Herasf, fils de Raïdenj, fils de Rod, fils de Basir, fils de Nouder.*

zurück, Zav aber sucht die Wunden zu heilen, welche der lange Krieg seinem Lande geschlagen hat. Ḥamza und der Verfasser des Mujmil wissen von diesem angeblichen Friedensschlusse des Zav Nichts, aber auch sie wissen weiter Nichts über dessen Regierung zu berichten, als dass er den Frieden aufrecht erhielt und dafür sorgte, dass das verödete Erân wieder bebaut werde.

9. Kershasp. Hier finden wir eine neue Verwirrung in unseren Quellen. Nur Firdosi erwähnt diesen König, für den nach der oben entwickelten Chronologie kein Raum ist. Auch weiss Firdosi selbst gar Nichts von diesem König zu berichten, als dass er gestorben sei, da eben Afrâsiâb einen neuen Einfall nach Erân wagen wollte. Im Uebrigen benützte Firdosi den Raum, welchen er diesem König scheinbar widmet, wieder dazu, sich mit der Königsfamilie von Segestân zu beschäftigen. Mit ziemlicher Ausführlichkeit beschreibt er uns, wie Rustem sein gutes Ross Rakhsh gefunden habe. Als nämlich die Grossen von dem neuen Einfalle des Afrâsiâb hören, machen sie dem Zâl Vorwürfe, dass er das Reich nicht genugsam beschütze. Zâl fühlt selbst, dass er alt geworden ist, und schlägt vor, die Würde eines Reichspehlevânen auf seinen Sohn Rustem zu übertragen, derselbe sei zwar noch jung, sonst aber tüchtig. Mehr Zweifel als in die Fähigkeit setzt Zâl in den Willen seines jungen Sohnes, da er glaubt, dass dieser seine Jugend erst geniessen wolle. Aber Rustem findet selbst, dass die Zeit des Handelns für ihn gekommen sei, mit Freude empfängt er die Keule seines Ahnherrn Sâm und es handelt sich nur noch darum, für den Helden ein passendes Pferd zu beschaffen. Wie Rustem ein aussergewöhnlicher Held ist, so muss auch das Pferd, welches ihn tragen soll, ein aussergewöhnliches sein. Die besten Pferde, welche ihm vorgeführt werden, brechen schon von einem blosen Druck der Hand des Helden zusammen, vermögen also denselben nicht zu tragen. Nur ein dreijähriges Füllen scheint passend, es ist der Rakhsh, auf ihm vermag Rustem das Land aus seiner Noth zu erlösen. — Die chronologische Schwierigkeit bezüglich des Kershasp löst sich, wenn man denselben mit Ḥamza und dem Verfasser des Mujmil als einen Unterkönig auffasst, der in den Tagen Zavs regierte.

5. Die Dynastie der Kaiânier bis Kaikhosrav.

Durch die Abdankung des Zâl zu Gunsten Rustems hat Erân einen tüchtigen Reichspehlevânen erhalten, welcher der schwierigen Sachlage gewachsen ist. Der Friede, den Afrâsiâb seiner Zeit mit Zav abgeschlossen hat, ist von dessen Vater Pesheng ebensowenig gebilligt worden, als die Ermordung des Aghrêrath, den sich Pesheng zum Nachfolger ausersehen hatte, deshalb weigerte dieser sich auch, den ungerathenen Sohn an seinem Hofe zu empfangen und wies demselben einen entfernten Aufenthaltsort an. Als aber die Nachricht von Zavs Tod nach Turân kam, da sendet Pesheng dem Afrâsiâb sofort die Weisung zu, aufs Neue in Erân einzubrechen. Afrâsiâb setzt sein Heer in Bewegung und seine Ankunft auf érânischem Boden trifft gerade mit dem Tode des Kershasp zusammen. Den Eindruck, den dieser neue Einfall auf die Erânier machte, haben wir schon geschildert. Rustem fühlt nun, dass er bei aller Tapferkeit einen König doch nicht zu ersetzen vermag, denn dem Glanze der königlichen Majestät wurde von den Erâniern eine eigenthümliche siegreiche Kraft beigelegt, welche andern Sterblichen nicht zukam. Nun konnte man freilich nicht sagen, das Königshaus des Frêdûn sei ausgestorben, denn noch lebten Tûs und Gustehem, die Söhne des Naudar, allein die königliche Majestät strahlte von ihnen jetzt ebensowenig wie früher. Der neue König, auf den Zâl nach reiflicher Berathung mit den Mobeds verfällt, ist Kaiqobâd, er muss aber erst vom Alborj geholt werden und Rustem wird daher abgesandt, um ihm die Königskrone anzutragen.

1. Kaiqobâd. Ohne grosse Schwierigkeiten entgeht Rustem den Hindernissen, welche Afrâsiâb seiner Reise in den Weg zu legen sucht. In der Nähe des Alborj trifft er auf eine Gesellschaft, welche fröhlich zecht und deren junger Gebieter ihn einladet, abzusteigen und an ihrem Feste Theil zu nehmen. Rustem entschuldigt sich mit dem dringenden Geschäft, das er vorhat, und über die Natur desselben befragt, erfährt er, dass der Jüngling, mit dem er eben spricht, der gesuchte Kaiqobâd selbst sei. Alsbald entledigt er sich seines Auftrags und begrüsst den jungen König, welchem ein Traum

schon die Ankunft des Rustem vorher gesagt hat. Zwei weisse Falken, so hatte es ihm geschienen, kamen von Erân geflogen und setzten ihm eine goldene Krone auf das Haupt. In Erwartung der Botschaft, welche kommen musste, sei er aufgebrochen und dem Rustem eine Strecke weit entgegen gezogen. Nach der Annahme der Königskrone drängt Rustem zu schleunigem Aufbruch. Ohne grosse Schwierigkeit legen sie den Weg nach Erân zurück, und Rustem allein schlägt die ganzen Heere, die Afrâsiâb ihm entgegengestellt hat. Und nun, nachdem Erân wieder einen König hat und ein Rustem an der Spitze des Heeres steht, ändern sich die Verhältnisse in Kurzem zum Nachtheile der Turânier. In einer grossen Schlacht werden sie besiegt, Afrâsiâb selbst wird von Rustem bekämpft und an seinem Gürtel vom Pferde gezogen. Nur dem Umstande, dass der Gürtel riss und Afrâsiâb durch seine Krieger vor dem nachsetzenden Rustem verborgen wird, hat der König von Turân es zu danken, dass er nicht lebendig in die Hände der Erânier fällt. Bestürzt und beschämt zieht er sich mit seinem Heere jenseits des Oxus zurück und räth seinem Vater, schleunig einen Frieden abzuschliessen, da mit einem Könige wie Kaiqobâd und einem Helden wie Rustem es Turân nimmermehr aufzunehmen vermöge. Da sendet der König von Turân sofort einen Gesandten nach Erân und bietet Frieden an. Es soll bei der alten Theilung, wie sie Frêdûn vorgenommen hat, sein Bewenden haben: der Oxus soll die Gränzen beider Reiche bilden, die Stadt Khergâh im Osten die äusserste Gränze des turânischen Reiches sein[1]. Die Herrschaft des Zâl soll von Kâbul bis zum Meere von Sind reichen. Es zeigt von grosser Mässigung dass Kaiqobâd nach so augenscheinlichen Siegen auf diesen Friedensvorschlag eingeht, nicht ohne einige entgegenstehende Bemerkungen Rustems. Aber dem Könige ist der Friede des Reichs und die Wiederherstellung des Rechtszustandes mehr am Herzen gelegen, als aller Waffen-

1) Die Lage der Stadt wird Shâh. 559, 19 angegeben, dort sollen sich die Wege scheiden, die auf der einen Seite nach China, auf der andern nach Indien führen. Bei den mir zugänglichen muhammedanischen Geographen finde ich die Stadt nicht erwähnt; ihre Lage könnte im Norden des Kâbulstromes in der Richtung gegen Pêshâver gesucht werden.

ruhm und Zuwachs an Gebiet. Er entlässt Rustem, Qârin und die andern Helden reich beschenkt und verwendet die ganze Zeit seines Lebens darauf, sein Reich zu bereisen, um sich von dessen Zustande zu überzeugen, Städte zu gründen und Gerechtigkeit zu üben. Nach hundertjähriger Regierung stirbt er, zufrieden, das Glück seiner Unterthanen nach Möglichkeit gefördert zu haben.

Diesen Angaben des Firdosi wissen unsere übrigen Quellen wenig mehr beizufügen. Das Avesta kennt von Kaiqobâd blos den Namen, nämlich Kavi Kavâta (Yt. 13, 132; 19, 71). Der Mînôkhired (vergl. meine Parsigr. pp. 137. 169) weiss weiter nichts von diesem König anzuführen, als dass er gegen die Yazatas dankbar war, sein Reich rühmlich verwaltete und dass das Geschlecht der érânischen Könige von ihm wieder weiter ging. Auch Ḥamza und der Verfasser des Mujmil wissen Nichts von Wichtigkeit beizufügen, sie führen nur die Städtegründungen Kaiqobâds etwas weitläufiger aus, er soll namentlich die Stadt Qobâdiân am Oxus gebaut und Ispâhân vergrössert haben[1]. Interessant ist die Nachricht des Mujmil, dass Rustem den Kaiqobâd von dem Berge Hamdâns, d. i. vom Elvend herabgeholt habe, während Firdosi sich den Alborj in der Richtung nach Indien gedacht hat. Mit klaren Worten sagt uns Firdosi, dass sich zur Zeit des Kaiqobâd die Residenz in der Persis und zwar in Istakhr befunden habe[2]. Kaiqobâd regierte 100, nach Andern 120, nach dem Bundehesh aber nur 15 Jahre. Masudi erwähnt ihn gar nicht. Nach meiner Ansicht war die ursprüngliche Ueberlieferung, dass Kaiqobâd als der erste der Kaiânier, als der erste seines Geschlechtes betrachtet und das Königshaus des Jem mit dem letzten der Peshâdier als ausgestorben betrachtet wurde. Darum muss er auch vom Alborj, d. h.

1) Ḥamza (p. 35.) behauptet, Kaiqobâd habe die Neubauten in Ispâhân استان ایرانوثارث کواذ (Asitân irânothârth kabâḍ) genannt, nach dem Verfasser des Mujmil hätte der Name im Pehlevi استانبر بونارت کواذ (Asitânbar bonart kavâḍ) gelautet. Letzterer Name scheint mir blos eine Verderbung des ersteren zu sein.

2) Shâh. 228, 9. v. u.

وزانجا سوی پارس اندر کشید — که در پارس‌بد گنجهارا کلید
نشستنگه آنکه باصطخر بود — کیانرا بدان جایگه فخر بود

vom Himmel herbeigeholt werden. Für diese Ansicht lässt sich die Notiz des Minôkhired verwerthen, dass das Geschlecht der érânischen Könige von Kaiqobâd wieder weiter ging. Die Ansicht des Firdosi war, wie wir wissen, eine andere, der Stamm Frêdûns war noch nicht ausgestorben, aber er war nicht mehr passend für die Regierung. Nach einer nicht sehr wahrscheinlichen Ueberlieferung wäre Kaiqobâd ein Sohn Zavs gewesen. Will man den Kaiqobâd mit der ersten Dynastie in ein Verwandtschaftsverhältniss setzen, so muss man annehmen, er gehöre zu dem Theil der königlichen Familie, welcher auf Naudars Befehl an den Alborj geflüchtet worden war (p. 576.)

2. Kaikâus. Eine ganz anders geartete Regierung tritt uns unter dem Nachfolger Kaiqobâds entgegen, aber auch ein ganz anders gearteter Mann. Es ist nicht die ruhige gemässigte Friedensliebe, welche ihn auszeichnet, sondern ein Thatendrang, rasches unbesonnenes Handeln, das ihn und sein Reich in fortwährende Schwierigkeiten verwickelt, weil es eben mit Weisheit nicht gepaart ist. Die érânischen Helden, welche unter Kaiqobâd in behaglicher Unthätigkeit ruhen konnten, erhalten nun Arbeit in Fülle, um die üblen Folgen der unbesonnenen Anschläge ihres Königs vom Reiche und seiner Person abzuwenden. Wir haben den König Kaikâus schon in der arischen Periode kennen gelernt, doch ist wahrscheinlich nur ein bestimmter Theil der ihm zugeschriebenen Thaten bis in jene Zeit zurück zu verlegen, namentlich seine kriegerische Thätigkeit dürfte speciell érânisch sein. Die érânische Heldensage ist darüber einig, dass Kaikâus ein Sohn des Kaiqobâd sei. Nach Firdosis bestimmter Angabe hat dieser König vier Söhne gehabt: Kaikâus, Kai Ârish, Kai Pishîn und Kai Armin, mit dieser Nachricht stimmen die übrigen Quellen, das Avesta mindestens rücksichtlich der drei ersten Namen, denn Kaikâus ist der Kava Uça [1]) oder der Kava Uçadhan des Avesta, Kai Ârish heisst dort Kavi Arshna, Kai Pishin aber Kavi Pishina (Yt. 13, 132; 19, 71). Der vierte Sohn wird entweder nicht genannt oder er hat einen andern Namen gehabt, etwa Kavi Byarshâna oder Kavi Aipi-vôhu. Nach einer vom Verfasser

1) Kava Uça heisst der wollende König, ein Name der sehr gut zu dem unruhigen Treiben dieser Persönlichkeit passt.

des Mujmil angeführten, aber durchaus unglaubwürdigen Ueberlieferung, hiess der Vater des Kaikâus, der ein Sohn des Kaiqobâd war: Kai Afrah. Die Regierungszeit des Kaikâus wird ziemlich übereinstimmend auf 150 Jahre angegeben und diese sind nach dem Bundehesh in zwei Hälften zu zertheilen, 75 Jahre regierte er vor seiner Himmelfahrt und ebenso lange nach derselben. Nur eine unglaubwürdige Ueberlieferung giebt dem Kaikâus eine Regierungszeit von 160 Jahren.

Für das Detail der verschiedenen Erzählungen von Kaikâus sind wir fast ganz auf Firdosi angewiesen, da alle übrigen Quellen diese nur kurz andeuten. Als erste Begebenheit unter seiner Regierung nennt Firdosi seinen Feldzug nach Mâzenderân, in welchem mythische Elemente ziemlich deutlich noch hervortreten. Kaikâus zeigt am Beginn seiner Regierung einen Stolz, der kaum weniger gross ist als der des Jem zur Zeit seines Falles. Er hält sich für grösser als irgend einer seiner Vorgänger war, vermittelst dieser Selbstüberhebung gewinnen nach êrânischer Ansicht die Dämonen Macht über ihn und können ihn zu unbesonnenen Unternehmungen verleiten. Denn kaum hat er die stolzen Worte ausgesprochen, als ihm auch schon gemeldet wird, ein Sänger stehe vor seiner Thür und wünsche seine Kunst vor dem Könige hören zu lassen. Dieser Sänger ist aber ein Dämon, der in seinem Gesange die Schönheiten Mâzenderâns so zu preisen versteht, dass in dem Könige der Wunsch rege wird, dieses Land zu erobern. Er kündigt seinen Helden einen Zug dahin an, weil es nicht gut sei, dass ein Kriegsheer sich an Ruhe und Bequemlichkeit gewöhne. Mit bangen Sorgen hören die Helden, unter denen schon Keshvâd, Guderz und Gév genannt werden, diese Reden des Königs, nicht weil ihnen der Krieg unerwünscht ist, sondern weil sie sich nicht getrauen mit Dämonen es aufzunehmen, denn Mâzenderân ist von Dämonen bewohnt. In ihrer Noth wenden sie sich an Zâl, den sie bitten, schleunig zu kommen und dem Könige von dem gewagten Unternehmen abzurathen. Aber auch Zâl richtet nichts aus, sein Hinweis auf die früheren Könige, die alle nicht gewagt hatten wider die Dämonen zu ziehen, gegen die man eher Zauberkünste als Tapferkeit bedarf, wird mit dem Bemerken beseitigt, dass eben die früheren Herrscher weder an Verstand

noch an Macht mit einem Kaikâus verglichen werden könnten. Da bleibt den Vasallen nichts weiter übrig, als mit schwerem Herzen dem Machtgebote des Königs zu gehorchen. Zâl zieht in sein Land zurück, als Reichsverweser setzt Kaikâus den Milâd ein, er selbst mit dem Heere bricht auf und schlägt die Richtung nach Mâzenderân ein. Der Zug geht anfangs glücklich von Statten. Am Berge Isprûj[1] wird Halt gemacht, und Gév mit auserlesener Mannschaft vorausgeschickt, um Mâzenderân zu verwüsten, der König selbst rückt langsam nach. Anfangs trifft Gév nur unbedeutenden Widerstand und der König findet bei seinem Einrücken in das Land die Schilderung nicht übertrieben, welche der Sänger früher von dessen Schönheit gemacht hatte. Aber nach Verlauf einer Woche erhält der König von Mâzenderân Nachricht von dem verwüstenden Einfalle der Erânier. Alsbald entsendet er eine Botschaft an den weissen Dev (dév-i-safêd), welcher der eigentliche Landesherr ist und dieser verspricht, dem Uebel alsbald steuern zu wollen. In einer stockfinsteren Nacht fängt es an Steine und Ziegel auf den König Kaikâus und sein Heer zu regnen, als der Morgen anbricht ist dieser und ein grosser Theil des Heeres erblindet und in dieser hülflosen Lage werden sie gefangen genommen, in Ketten gelegt und nothdürftig mit Speise versehen. Die mitgebrachten und erbeuteten Schätze der Erânier werden dem Dév Arzheng übergeben, um sie an den König von Mâzenderân auszuliefern. Glücklicher Weise hat einer der sehend gebliebenen Krieger entfliehen können, er geht als Bote des Kâus nach Zâbul, um dem Zâl die Schicksale des Heeres in Mâzenderân zu melden. Zâl wird durch diese Nachrichten höchlich bestürzt und sucht sie geheim zu halten, nur mit seinem Sohne Rustem beräth er sich und fordert ihn auf, dem Kâus beizustehen, denn er selbst ist zu alt, er zählt schon über 200 Jahre. Rustem zeigt sich willig der Aufforderung Zâls zu entsprechen, obwol er sich die Bedenklichkeiten nicht verhehlt, die dieser Zug auch selbst für einen

1) Der ganzen Sachlage nach muss dieser Berg etwa an der äussersten Gränze Mâzenderâns gedacht werden. Ein Berg Isperûj kommt zwar im Bundehesh und sonst vor, scheint aber mit dem hier genannten nicht identisch zu sein, cf. Justi im Glossare zum Bundehesh s. v. اسپروج

Helden seines Schlags hat. Ein Zug nach Mâzenderân heisst nichts Anderes als ein Zug in die Hölle, wie dies auch mit geraden deutlichen Worten gesagt wird. Es gilt nicht blos mit starken Menschen, sondern mit übernatürlichen Kräften zu kämpfen, nicht blos in Mâzenderân selbst, sondern schon vorher, denn es lässt sich denken, dass die Dämonen von der Annäherung Rustems Kunde erhalten und dieselbe zu vereiteln suchen werden. Aber Rustem ist überzeugt, dass es eine göttliche Bestimmung sei, dass er den König Kaikâus befreien solle, darum glaubt er auch auf göttlichen Beistand rechnen zu dürfen und im Vertrauen auf diesen Beistand begiebt er sich auf den Weg, nach einem sehr bewegten Abschied von Vater und Mutter, die Beide nicht wissen, ob sie den geliebten Sohn wieder sehen werden. Es giebt zwei Wege nach Mâzenderân, einen leichteren aber auch längeren, den Kaikâus mit dem Heere gezogen ist, er nimmt eine Zeit von sechs Monaten in Anspruch. Auf dem zweiten kürzeren kann man Mâzenderân in zwei Wochen erreichen, aber viele Gefahren drohen demjenigen, welcher es wagt ihn zu betreten. Gleichwol ist Rustem gezwungen, diesen kürzeren Weg zu wählen, da Gefahr im Verzuge ist. Auf dieser Reise besteht nun Rustem die berühmten sieben Abenteuer, deren Bedeutsamkeit sich steigert, je mehr er sich seinem Ziele Mâzenderân nähert. Das erste dieser Abenteuer ist für einen Helden wie Rustem kaum eines zu nennen. Er hat die Wüsten zu durchziehen, welche Zâbul von dem fruchtbaren Nordrande Erâns trennen. Eines Tags schlägt er sein Lager an einem mit Schilfrohr bedeckten Platze auf, um etwas zu schlafen, während sein Ross Rakhsh frei umherläuft und weidet. Da erscheint ein grimmiger Löwe, der in diesem Schilfe seinen Sitz hat und fällt zuerst den Rakhsh an, in der Voraussetzung, dass der Reiter von selbst in seine Gewalt fallen müsse, wenn das Ross zu Grunde gegangen ist. Rakhsh fühlt sich aber vollkommen einem Löwen gewachsen, er schlägt ihn mit seinen Hufen und zerreisst ihn. Rustem ist beim Erwachen über dieses Abenteuer sehr ungehalten und verbietet seinem Rosse, für die Folge sich in solche Kämpfe einzulassen. Seine Sache sei es, die Ungeheuer zu bekämpfen und zu tödten, er muss also geweckt werden im Falle dergleichen erscheinen, die Sache des Rosses

ist blos, seinen Herrn mit seinen Waffen zu tragen, nicht aber sich gefährlichen Abenteuern auszusetzen. Auch das zweite Abenteuer ist nicht eben aussergewöhnlich und nur dadurch wichtig, weil sich bei ihm die Fürsorge des Himmels für Rustem auf das Deutlichste zeigt. Auf der weiteren Reise durch die brennenden Wüsten Erâns läuft dieser Held, der sich weder vor Menschen noch Dämonen fürchtet, Gefahr vor Durst zu verschmachten. Im eifrigen Gebete wendet er sich zu Gott, die hohe Bedeutung seiner Aufgabe nachdrücklichst hervorhebend und siehe: ein Widder läuft in seiner Nähe vorüber. Die Erscheinung dieses Thieres beweist dem Rustem, dass sich Wasser in der Nähe befinden müsse, er folgt demselben und findet sich nicht getäuscht. Er erquickt sich an der Wasserquelle und, nachdem er seinen Dank gegen Gott ausgesprochen hat, erlegt er einen wilden Esel, den er brät und verzehrt, um darauf in der Nähe des Wassers zu ruhen, während Rakhsh wieder wie früher frei herumläuft, um sich Weide zu suchen. Während Rustem schläft, zeigt sich ein drittes Abenteuer. Der Grund und Boden, auf welchem Rustem sich niedergelassen hatte, war von Menschen und Thieren gemieden, denn dort hauste ein böser Drache, dem Niemand sich zu nahen wagte. Kaum war Rustem eingeschlafen, so wurde der Drache sichtbar und Rakhsh weckte seinen Herrn, des empfangenen Befehls eingedenk. Aber der Drache wusste sich in der Dunkelheit zu verbergen, derselbe Vorfall wiederholte sich noch zwei Mal und erst das dritte Mal sah Rustem den Drachen, da er in seiner Ungeduld sein treues Pferd fast um das Leben gebracht hätte, weil er glaubte, dasselbe habe ihn unnützer Weise in seiner Ruhe gestört. Ein furchtbarer Kampf entstand nun, kaum dass Rustem den starken Drachen überwältigen konnte, Rakhsh selbst hielt es nöthig, seinem Herrn Hülfe zu leisten und den Drachen anzugreifen. So wurde dieser endlich getödtet und die Welt von einer furchtbaren Plage befreit. Bei weiterem Vordringen begegnet dem Rustem ein viertes Abenteuer. Er findet eine neue Wasserquelle, an welcher ein leckeres Mahl bereitet ist, Fleisch, Wein, sogar eine Laute findet er vor. Es ist ein Gastmahl der Zauberer, die durch den Ton von Rustems Stimme erschreckt entflohen sind. Rustem nimmt von den zurückgelassenen Leckerbissen

Besitz, trinkt den Wein und singt zur Laute. Eine Zauberin glaubt, dass es möglich sei, den Helden zu berücken, im besten Putz als junges Mädchen gekleidet, kommt sie an seine Seite. Rustem kredenzt ihr einen Becher Wein im Namen Gottes, alsbald verändert die Zauberin ihre Farbe und erscheint in ihrer wahren Gestalt als ein hässliches altes Weib, welches von Rustem sofort getödtet wird. Immer weiter verfolgt Rustem seinen Weg, den er sich durch dicke Finsterniss brechen muss, die wol weiter nichts ist als eine übertriebene Beschreibung eines der Engpässe, die wir früher am Eingange Mâzenderâns kennen gelernt haben. Als er wieder herauskommt, befindet er sich in einem angebauten Lande, er ruht aus und lässt den Rakhsh frei weiden. Dies ist der Beginn des fünften Abenteuers. Ein Flurwächter, welcher den in den Feldern umhertrabenden Rakhsh bemerkt, wirft nach diesem mit Holzstücken und lässt den Rustem mit harten Worten darüber an, dass sein Pferd in bebautem Lande weidet. Rustem reisst dem Feldhüter, ohne ihn auch nur einer Antwort zu würdigen, beide Ohren ab. Laut weinend läuft der also Beschädigte zu Aulâd, dem Statthalter jener Gegend, und fleht um Gerechtigkeit und Bestrafung des Uebelthäters. Aulâd zieht mit seinem Gefolge aus, natürlich wird aber dieses Gefolge in die Flucht geschlagen, Aulâd selbst aber gefangen und gebunden, doch verspricht Rustem nicht blos ihn am Leben zu lassen, sondern selbst die Herrschaft des zu besiegenden Königs von Mâzenderân zu verleihen, wenn er seinen Führer machen und unter allen Umständen sich treu bewähren werde. Aulâd verspricht dieses zu thun, macht aber den Rustem vorher auf die ungeheuren Gefahren aufmerksam, die er zu überwinden haben wird und die den Helden keineswegs abschrecken. So macht sich denn das Paar auf den Weg und betritt bald den Boden Mâzenderâns und mit ihm den Weg zum sechsten Abenteuer, das mit dem eigentlichen Zwecke von Rustems Reise schon in naher Verbindung steht. Es ist zuerst der Dév Arzheng zu besiegen, welcher mit seinem Heere die Aufgabe hat, den Kaikâus und die gefangenen Erânier zu bewachen. Allein und ohne fremde Hülfe überfällt Rustem diese Schaaren, tödtet den überraschten Dämon und zerstreut das Heer desselben nach allen Richtungen. Hierdurch ist der Weg frei

geworden zu dem gefangenen Kaikâus, welcher den Rakhsh schon von ferne an seinem Gewieher erkannt und das Herannahen der Hülfe geahnt hat. Eine kurze Zeit giebt sich Rustem mit dem Könige und den gefangenen Helden der Freude des Wiedersehens hin, aber nicht lange, denn noch ist das Schwerste zu thun. So lange der weisse Dämon (dév-i-saféd) nicht besiegt ist, kann an ein Abziehen aus Mâzenderân nicht gedacht werden. Zudem ist ja Kaikâus erblindet und die Aerzte haben ausgesprochen, Blut vom Herzen des weissen Dämon sei das einzige Mittel, um seinen Augen die Sehkraft wieder zu geben. Unverdrossen und ohne Zögerung macht sich Rustem von Neuem auf den Weg, um das siebente Abenteuer zu bestehen und den weissen Dämon zu besiegen, denn es ist von grosser Wichtigkeit, dass dies schnell geschehe, noch ehe die Nachricht von Arzhangs Tode sich verbreite und die Dämonen sich um ihren Führer schaaren können. Von dem gefangenen Aulâd treu geleitet, findet Rustem über sieben Berge hinweg den Weg zu dem Orte, wo der weisse Dämon in einer tiefen Höhle haust, deren Lage wir früher angegeben haben (p. 65.). Aulâd räth ihm, nicht sofort anzugreifen, sondern zu warten bis die Sonne hoch am Himmel stehe, um diese Zeit pflegten die Dämonen zu schlafen und seien dann am leichtesten zu überraschen und zu besiegen. So geschieht es denn auch. Nach seiner Gewohnheit zerstreut Rustem zuerst das Heer der Dämonen mit grossem Geschrei und stürzt dann in die dunkle Höhle, in welcher der weisse Dämon weilt und greift ihn an, nachdem er ihn zuvor geweckt hat. Ein heisser Kampf beginnt nun, denn jeder der beiden Streiter ist sich der Bedeutung seines Gegners bewusst und weiss, dass er um Leben und Ehre kämpft. Zuletzt aber bleibt der Sieg dem Rustem, welcher dem Ungethüm den Kopf abschneidet und nicht vergisst, Herz und Leber desselben mit sich zu nehmen. Er eilt nun zurück, um seinem Könige die frohe Botschaft seines Sieges zu bringen und vertröstet den mahnenden Aulâd auf die Beendigung des ganzen Kampfes. Mit Segenswünschen wird Rustem vom ganzen érânischen Heere empfangen, von dem Herzblute des weissen Dämon träufelt er auf die Augen des Kaikâus, das übrige Heer erhält die Leber desselben und so werden Alle wieder sehend. Von nun an

nimmt der Kampf wieder ein mehr menschliches Gepräge an. Kaikâus übernimmt wieder den Oberbefehl und fordert den König von Mâzenderân auf, ihn als Oberherrn anzuerkennen und ihm Tribut zu bezahlen. Dieser König ist nun zwar durch den Tod der ihn beschützenden Dämonen schmerzlich gebeugt, aber keineswegs so weit entmuthigt, dass er den Befehlen des Kaikâus gehorchen sollte, vielmehr kündigt er diesem an, dass er mit einem grossen Heere erscheinen werde, und räth ihm, sich wohl vorzubereiten. Diese übermüthige Botschaft veranlasst einen zweiten Brief des Kâus, den Rustem selbst übernimmt, als Gesandter zu überbringen. Auch der Eindruck, den Rustem selbst macht, ist nicht stark genug, um den Trotz des Königs von Mâzenderân zu beugen, und die feindlichen Heere setzen sich in Bewegung, um mit einander zu kämpfen. Lange genug dauert dieser Kampf, der nicht blos mit den Waffen, sondern von Seiten der Mâzenderânier auch mit Zauberei geführt wird. Rustem hat den König von Mâzenderân schon überwunden und will ihn eben gefangen nehmen, da verwandelt sich derselbe plötzlich in einen ungeheuren Felsblock. Doch Rustem lässt sich durch solche Künste nicht beirren, mit starker Hand ergreift er das ungeheure Felsstück und trägt es unter dem Jubel des êrânischen Heeres in das Lager der Erânier. Dort droht er den Felsen in kleine Stücke zu zerhacken, wenn sich der Dämon nicht augenblicklich zeige. So erscheint denn der König von Mâzenderân wieder in seiner wahren Gestalt und wird sofort hingerichtet, auf Rustems Bitten aber Aulâd an dessen Stelle zum Könige von Mâzenderân ernannt zur Belohnung seiner treuen Dienste. Kaikâus kehrt nach Erân zurück, wo er mit allgemeinem Frohlocken empfangen wird. Er entlässt nun den Rustem reich beschenkt und belohnt auch die übrigen Helden nach Gebühr. Tûs erhält die Würde eines Oberfeldherrn, Guderz wird mit Ispâhân belehnt.

Wir kennen keine Stelle des Avesta, wo auf diesen Zug des Kâus nach Mâzenderân angespielt wäre, wir zweifeln aber darum doch nicht, dass uns hier ein ächtes und altes Stück mythischer Ueberlieferung erhalten ist. Nur wird man annehmen müssen, dass Firdosi dasselbe aus einer andern Quelle geschöpft hat, als die früher von ihm erzählten Mythen und

zwar wird diese Mythe etwas weiter vom Nordrande Erâns entstanden sein, als sonst gewöhnlich ist. Wir erinnern uns ja, dass die Mythen von Frêdûn und Manoshcihr zum grossen Theile in Mâzenderân spielen und an dortige Localitäten anknüpfen, auch die Einwohner dieses Landes als diesen Helden freundlich gedacht werden. Hier hingegen erscheint Mâzenderân als ein sehr entferntes halb fabelhaftes Land, als der Sitz der höllischen Geister. Dieser letztere Umstand knüpft wol an die Vorstellung an, nach welcher der Gipfel des Demâvend als ein Thor der Hölle betrachtet wird, die Vorstellung aber von den Gefahren und Widerwärtigkeiten, welche den Kaikâus dort betreffen, sind ohne Zweifel geschichtlichen verunglückten Zügen in jene Gegenden nachgebildet, deren die érânische beglaubigte Geschichte mehr als einen aufzuführen weiss.

Je höher wir den mythologischen Werth der Erzählung von dem Zuge nach Mâzenderân anschlagen, desto geringer denken wir von dem ähnlichen Zuge des Kaikâus nach Hâmâverân. Schon dass dieser Zug gegen Süden geht statt gegen Norden, spricht nicht für seinen Werth, denn alle anderen Züge ausser denen gegen Norden liegen den Erâniern fern und pflegen etwas schwächlich auszufallen. Die Erzählung ist in Kürze die folgende. Auch nach der Rückkunft aus Mâzenderân lässt den Kaikâus sein Thatendrang nicht ruhen und treibt ihn zu neuen Unternehmungen. Von Mekrân aus schifft er sich mit dem Heere ein und gelangt zu dem König von Hâmâverân, den er bekriegt und besiegt. Dasselbe Loos wird den Berbern zu Theil und siegreich dringt der König bis zum Berge Qâf, d. i. bis zum Ende der Welt vor, von wo natürlich sein Weg nur rückwärts führen kann. Bei allen diesen Thaten hat der Reichspehlevân in Zâbul keine Hülfe geleistet, weil der König vollkommen im Stande war, sie ohne seinen Beistand auszuführen. Auf dem Rückwege besucht Kâus den Zâl und Rustem in ihrer Residenz und verlebt mit ihnen eine längere Zeit in Freude und Festen, bis er die Nachricht von einem Aufstande erhält, den die Könige von Syrien, Aegypten und Hâmâverân in Verbindung mit dem Könige der Berber angezettelt haben. Kaikâus bricht auf, um die Empörung zu dämpfen, aber auch dieses Mal nimmt er den Rustem nicht mit,

weil er den Aufstand allein zu bewältigen hofft und der Erfolg zeigt, dass er Recht hatte. Da hört Kaikâus, dass des Königs von Hâmâverân einzige Tochter Sudâbe von unvergleichlicher Schönheit sei und beschliesst, sie für seinen Harem zu erwerben. Der mehrmals besiegte König von Hâmâverân kann dieser Werbung keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen, um so weniger, als der Antrag des Kaikâus der Tochter keineswegs unerwünscht ist. Er sendet also die Sudâbe mit reichen Geschenken an den königlichen Hof, wo ihre Vermählung gefeiert wird, bittet aber um einen Besuch seines neu erworbenen Schwiegersohnes. Vergeblich warnt Sudâbe selbst vor den Ränken ihres Vaters, Kaikâus glaubt ihr nicht und macht sich mit stattlichem Gefolge auf den Weg nach der Hauptstadt von Hâmâverân [1]. Dort wird er aufs Beste empfangen und glänzend bewirthet, in voller Sicherheit bricht er wieder nach seinem Reiche auf, aber ein verabredeter Hinterhalt [2] der Berber nimmt den König mit allen Grossen wie Gudarz, Gév u. s. w. gefangen, das Heer zieht ohne Führer nach Erân zurück. Kaikâus wird mit seinen Getreuen in ein einsames Schloss am Meere gesperrt und auch Sudâbe dorthin verbannt, weil sie mehr Sympathie mit ihrem Gemahl zeigt, als mit den Plänen ihres Vaters.

Als das érânische Heer in das Reich zurückgekehrt ist, vermisst es mit Bestürzung den König und die Grossen. Die Kunde von ihrem noch räthselhaften Verschwinden verbreitet sich und Unruhen sind die Folge dieser Herrenlosigkeit, namentlich erhebt Afrâsiâb in Turân sofort drohend sein Haupt. In Verzweiflung bietet der grösste Theil der Erânier dem Rustem Krone und Reich an, auf welchen Vorschlag dieser natürlich nicht eingehen kann. Unterdessen kommt die Kunde von der hinterlistigen Gefangennehmung des Königs nach Erân und alsbald ist Rustems Entschluss gefasst. In einem drohenden Briefe meldet er dem Könige von Hâmâverân seine

1) Die Stadt wird (Shâh. 283, 7) شاهه (Shâhe), d. i. die königliche, genannt, ein sicheres Zeichen, dass für diesen Zug keine historische Erinnerung vorlag.

2) Abweichend der Verfasser des Mujmil, welcher den Kaikâus und seine Grossen bei einem Gelage in der Trunkenheit binden lässt.

Ankunft und bricht dahin auf, zur See, weil der Landweg zu lang ist. Der König von Hâmâverân merkt bald, dass er allein nicht im Stande ist, dem Rustem zu widerstehen, er sucht sich also wieder die alten Aufrührer von Syrien, Aegypten und den Berber zu gewinnen. Aber auch so ist er nicht im Stande, dem Rustem zu widerstehen, nach einer verlorenen Schlacht muss er den Kaikâus mit Sudâbe und den érânischen Helden losgeben und wird wegen seiner Verwandtschaft mit dem Könige sogar begnadigt. Die Nachricht von dem Siege der Erânier verbreitet sich schnell, von allen Seiten kommen unterwürfige Botschaften an, nur Afrâsiâb bedarf einer ernsteren Züchtigung, die ihm denn auch zu Theil wird. Kaikâus kehrt mit Ehren in sein Reich zurück. — Die ganze Episode von dem Zuge nach Hâmâverân ist sehr dürftig und wie mir scheint, der Gefangenschaft des Kaikâus in Mâzenderân blos nachgeahmt; sie konnte füglich wegbleiben, da sie mit der Heldensage nicht weiter verknüpft ist. Zwar tritt Sudâbe noch später wieder auf, aber jede andere Frau kann ebensogut an ihre Stelle treten. Die ganze Dichtung scheint mir nur aus dem Wunsche hervorgegangen zu sein, die érânischen Könige auch einmal nach einer andern Richtung thätig sein zu lassen als blos nach Norden. Es ist möglich, dass eine dunkle Erinnerung an die Züge der Achämeniden nach Aegypten der Dichtung zu Hülfe kam, an ein bestimmtes Ereigniss schliesst sie sich aber nicht an.

Mit dem Zuge nach Hâmâverân ist die kriegerische Laufbahn des Kaikâus eigentlich abgeschlossen, denn nicht blos die Welt ist bezwungen bis zu ihren äussersten Gränzen, sondern auch die Hölle ist besiegt und die Dämonen gehören zu den Unterworfenen. Es ist eingetreten, was das Avesta von Kaikâus sagt: er ist der Beherrscher der Dämonen und der Menschen, der gläubigen sowohl wie der ungläubigen. Diese Ereignisse haben nach den Berichten des Bundehesh die erste Hälfte von Kaikâus Regierung ausgefüllt, was wir noch zu berichten haben, gehört der zweiten Hälfte an. Kaikâus macht sich seine Gewalt zu Nutzen, mit Hülfe der Dämonen baut er gewaltige Schlösser am Alborj, an einer mathematisch genau berechneten Stelle, wo immer Tag und Nacht gleich waren, mithin ein ewiger Frühling herrschte. Häuser und Ställe wer-

den in Felsen gehauen, andere aus Glas gebaut und kostbar eingerichtet, dazu ein Thurm aus yemenischen Muscheln, auf dem wie es scheint die Sterne beobachtet werden sollten. Aber die Dämonen, obwol sie gezwungen sind, bei diesen Werken hülfreiche Hand zu leisten, thun dies nur mit innerm Widerstreben, sie suchen den König wo es nur geht, zu berücken, und sein uns schon bekannter Hang zur Selbstüberhebung giebt ihnen Aussicht auf das Gelingen ihrer Absicht. Ein als Sklave verkleideter Dämon macht dem Kaikâus begreiflich, dass er seine Herrschaft nicht auf die Erde beschränken, sondern erforschen müsse, wie die Sonne ihren Lauf vollführe. Dieser Vorschlag leuchtet dem Könige ein, er lässt junge Adler erziehen, und als sie erwachsen sind, werden vier vor seinen Thron gespannt und Kaikâus fliegt zum Himmel empor. Was er dort gethan hat, wird uns nicht berichtet, wohl aber, dass die Adler, als sie müde waren, wieder herabflogen und den König bei Âmol zur Erde warfen; er kam zwar mit dem Leben davon, war aber tief betrübt über seinen sündlichen Hochmuth und bereit, sich zu demüthigen, so dass er sich gar nicht aus dem Walde herauswagt, in welchen er herabgefallen ist. Unterdessen wissen die Grossen des Reichs nicht, wo der König ist, und suchen ihn aller Orten; als sie ihn endlich finden, machen sie ihm ernstliche Vorstellungen über seinen Hochmuth, die er auch in Demuth annimmt. Zuletzt wird er vom Himmel wieder zu Gnaden angenommen und regiert in Glück und Frieden weiter. Wenn uns aber später berichtet wird, dass Kaikâus im Alter majestätslos (بی فر) gewesen sei, so werden wir nicht irren, wenn wir annehmen, dass er die Majestät durch seinen Hochmuth bei dieser Gelegenheit verwirkt habe. Die Erzählung ist uns offenbar nur sehr verkürzt überliefert, wir können ahnen, dass sich noch mancherlei mythologische Züge an sie angeschlossen haben müssen. Ueber ihr wahrscheinliches Zurückgehen in die arische Periode haben wir schon früher gesprochen.

Wir dürfen hier einige Episoden des Königsbuches übergehen, wie Rustems Kampf mit den sieben Helden[1]) und auch

1) Als Schauplatz wird die Ebene Daghui (دغوی) am Flusse Shehd (شهد) angegeben. Nach der Beschreibung, welche Shâh. 303, 6. v. u.

die schöne Episode von Rustem und Sohrâb[1]; sie dienen nur dazu, die grosse Tapferkeit Rustems anschaulich zu machen, von der wir schon hinlängliche Proben haben. Was uns noch aus der Regierungszeit des Kaikâus zu erwähnen übrig bleibt, sind Ereignisse, die unter seine Regierung fallen, an denen er aber persönlich keinen Antheil nimmt, nur dass sie wie seine früheren Regierungshandlungen die unüberlegte Handlungsweise dieses Königs aufs Neue erweisen. Mit Recht hat Firdosi hervorgehoben, dass Kaikâus bei seiner Himmelfahrt nicht zu Grunde gehen durfte, weil es ihm bestimmt war, einen für die Sagengeschichte Erâns wichtigen Sohn und einen noch wichtigeren Enkel zu haben. Zu der Geschichte dieses Sohnes wollen wir uns nun wenden. Eines Tages, so erzählt uns Firdosi, begaben sich die beiden érânischen Helden Tûs und Gév nach denselben Jagdgründen am Flusse Shehd, in welchen früher Rustem gejagt hat. Im Walde finden sie ein verirrtes Mädchen, das vor der trunkenen Wuth ihres Vaters entflohen ist und sich als eine Verwandte des Garsévaz zu erkennen giebt, sie ist mithin von dem königlichen Stamme Turâns und führt ihren Stammbaum auf Frédûn zurück. Beide Helden erglühen in Liebe zu dem schönen Mädchen, können aber über ihren Besitz sich nicht einigen, und beschliessen zuletzt, den König zum Schiedsrichter zu erwählen. Kaikâus nimmt aber das Mädchen, das durch vornehme Geburt seiner würdig ist, in den königlichen Harem auf uud sie gebiert einen Sohn, der den Namen Siâvaksh erhält[2]. Als der Knabe heranwächst,

---

von diesem Jagdgrunde gegeben wird, muss man Justi beistimmen, wenn er (*Beiträge* 2, 17) diese Ebene in der Nähe von Serakhs sucht und den Shehd für identisch mit dem Harérud hält. Inconsequent ist dies freilich in sofern, als ja eigentlich Afrâsiâb diesseits des Oxus nichts zu suchen hat und es dürfte damit bewiesen sein, dass schon in alter Zeit die Turânier fast bis an die érânische Gränze vorgedrungen waren.

1) Semengân (Sohrâbs Geburtsort) soll das moderne Heibek am Ausgange der Pässe von Bâmiân gegen Balkh sein. Cf. Moorcroft, *Travels II*, 402.

2) Firdosi gebraucht sowol die vollere Form سياوخش (Siâvakhsh) als auch die erleichterte سياوش (Siâvesh). Im Avesta heisst dieser Prinz bekanntlich Çyâvarshâna (doch wol Schwarzmann), die von ihm erzählten Mythen sind diesem Buche schon bekannt, cf. Yt. 9, 18; 17, 42; 19, 77. Âferin des Zartust §. 3. Auch der Verfasser des Mujmil erwähnt ihn, nicht aber Hamza.

wird er dem Rustem übergeben, der ihn in allen Heldenkünsten so unterrichtet, dass er unter seinen Altersgenossen als der vollkommenste erscheint. Der königliche Vater ist sehr erfreut über die tadellose Haltung des Prinzen und giebt ihm nach einiger Zeit die Verwaltung von Kuhistân, was ein alter Name Transoxaniens sein soll. Aber schon bei der Geburt haben die Sterndeuter dem Siàvaksh schwere Prüfungen und einen bitteren Tod verkündigt, die Wahrheit dieser Verkündigung säumt nicht, sich zu zeigen. Sudàbe, die Gemahlin des Königs, hört von der Schönheit des Prinzen und verliebt sich in ihn, mit List weiss sie den Kaikàus zu bewegen, dass er selbst den Siàvakhsh mehrere Male in den Harem schickt, erst um seine Schwestern kennen zu lernen, dann, weil er die Tochter der Sudàbe heirathen soll. Siàvakhsh hat mit seinem Scharfblick die Pläne der Sudàbe längst durchschaut und ihnen auszuweichen gesucht, zuletzt ist dies nicht mehr möglich, ihre dringlichen Anträge erfordern eine offene Abweisung. Hierdurch wird Sudàbe in die bitterste Feindin des jungen Prinzen verwandelt, sie macht sich zu seiner Anklägerin, indem sie dem Siàvakhsh unerlaubte Angriffe auf ihre Person Schuld giebt. Aber Kaikàus findet bei näherer Untersuchung mit Hinblick auf den sonstigen Charakter seines Sohnes die erhobene Anklage nicht eben wahrscheinlich und ist geneigt, die ganze Sache leichthin zu behandeln, so dass Sudàbe einsieht, sie müsse stärkere Mittel anwenden, wenn sie ihren Rachedurst befriedigt sehen will. Mit einer ihr ergebenen Frau trifft sie die Verabredung, dass diese ihr zwei todte zu früh geborene Kinder überlässt, welche nun Sudàbe für die ihrigen ausgiebt und behauptet, durch die Schuld des Siàvakhsh zu früh von ihnen entbunden zu sein. Nun glaubt der König, die Sache ernster nehmen zu müssen, wird aber fortwährend von Zweifeln geplagt, welcher der beiden Theile die Wahrheit spreche und welcher ihn belüge. Er versucht zuerst mit Hülfe der Sterndeuter, die er aus dem ganzen Reiche beruft, zur Gewissheit zu kommen, aber sie finden das Horoskop der angeblich geborenen königlichen Kinder nicht, es giebt also der Himmel ebensowenig wie die Erde über dieses Verbrechen eine Auskunft. Nur ein Gottesurtheil kann über die Schuld oder Unschuld beider Theile entscheiden und Siàvakhsh erklärt sich

bereit, diesem sich zu unterziehen. Zwei ungeheure Holzstösse werden aufgerichtet und zwischen ihnen nur so viel Raum gelassen, als ein Reiter nöthig hat, um hindurch reiten zu können. Unter ungeheurem Zulaufe führt Siâvakhsh dieses Wagstück aus und kommt zur allgemeinen Freude unversehrt wieder aus dem Feuer hervor. Wir wissen bereits aus p. 94, dass die Stadt Eberqûh sich rühmt, der Schauplatz dieses Gottesurtheils gewesen zu sein. Die Unschuld des Siâvakhsh ist nun erwiesen und Sudâbe soll getödtet werden, aber auf das Bitten des Siâvakhsh wird ihr das Leben geschenkt und damit dem Kaikâus ein grosses Leid erspart, denn sein Herz hängt noch immer an Sudâbe. Siâvakhsh ist dieser Gefahr glücklich entronnen, aber schon droht ihm eine andere, die für ihn nicht denselben glücklichen Ausgang haben sollte.

Nicht lange nach Beendigung dieses Gottesgerichtes erhält Kaikâus die Nachricht, dass Afrâsiâb aufs Neue in Erân eingefallen sei. Diese Botschaft versetzt ihn in grosse Ungeduld, denn er hat bei seinen vorgerückten Jahren keine sonderliche Freude an Kriegszügen. Dennoch kündigt er seinen Entschluss an, in das Feld zu rücken, denn unter seinen Grossen sieht er Niemand, der seine Stelle vertreten könnte. Die Sache giebt dem jungen Siâvakhsh zu denken, und da er ohnedies wünscht, für eine Zeit lang vom Hofe entfernt zu leben, so bittet er seinen Vater, ihn mit der Heerführung gegen Afrâsiâb zu betrauen. Der Vorschlag gefällt dem alten Könige, zwar allein dem Siâvakhsh will er die Führung nicht anvertrauen, aber unter der umsichtigen Beihülfe des Rustem hat die Sache Aussicht auf Erfolg. Mit Vergnügen unternimmt es Rustem, den ersten Kriegszug seines ehemaligen Zöglings zu leiten. Der Zug des Siâvakhsh wird uns ziemlich genau beschrieben. Er geht zuerst nach Zâbul, wo er eine Zeitlang verweilt, dann zieht er nach Herât und von da über Thâleqân gegen Balkh, wo er eine feindliche Armee unter Garsévaz findet. Drei Tage wird an den Thoren von Balkh gestritten, zuletzt bleibt Siâvakhsh Sieger, die feindlichen Truppen ziehen sich nach Tirmid[1] zurück, Garsévaz giebt dem Afrâsiâb, wel-

1) Die mittelalterlichen Geographen schwanken selbst über die Aussprache dieses Wortes zwischen Tirmid, Tarmid und selbst Turmed. Cf. *Merâṣid ulittilâ ed. Juynboll. s. v.* ترمد.

cher sein Hauptquartier in Soghd hat, persönlich Nachricht von dem Unfalle seines Heeres und der Tapferkeit des jungen érânischen Führers. Zornig bereitet sich Afrâsiâb zu einem neuen Angriffe vor, als ein unerwartetes Ereigniss der ganzen Sachlage eine andere Wendung giebt. Ein fürchterlicher Traum erschreckt in der Nacht den Afrâsiâb, so dass er, wie Dahâk in ähnlicher Lage, laut aufschreit und der ganze Palast wach wird. Es hat dem Könige geschienen, sein Thron sei am Rande einer Ebene aufgestellt, die ganz voll Staub war und der Himmel voll von Adlern. Ein Heer sei von Erân gekommen, das so viele seiner Helden getödtet habe, dass jeder Reiter einen Kopf auf der Lanze, einen andern im Schoose hatte. Plötzlich habe man ihn von seinem Throne gerissen und an einen Ort geschleppt, wo Kaikâus auf einem Throne sass und ein Jüngling neben ihm, dieser letztere nun habe den Afrâsiâb in Stücke gehauen und aus Schrecken und Schmerz habe er laut aufgeschrieen. Garsévaz, dem der König diesen Traum zuerst erzählt, sucht demselben eine gute Bedeutung zu geben, er sieht darin nur die Weissagung eines langen ungetrübten Glücks, nach dem Grundsatze, dass man bei Träumen die Wahrheit im Gegentheil suchen müsse. Allein die herbeigerufenen Sterndeuter sind anderer Meinung. Sie rathen dem Könige, von weitern Kriegsgedanken abzustehen und wohl Acht zu haben, dass Siâvakhsh nicht durch die Hand der Turânier falle, weil er sonst durch Ströme von Blut gesühnt werden müsste. Diesem Rathe beschliesst Afrâsiâb nun auch Folge zu geben, er will sich mit dem ihm zugefallenen Landestheile begnügen und fernerhin Frieden halten. Eine Gesandtschaft soll als Ueberbringerin dieser friedlichen Absichten sofort an Siâvakhsh abgehen. Garsévaz wird dazu ausersehen, dieser Gesandtschaft vorzustehen, und geht mit reichen Geschenken nach Balkh zu Siâvakhsh ab. Siâvakhsh und Rustem sind nicht wenig erstaunt über diese friedlichen Eröffnungen des Afrâsiâb und anfangs geneigt, dahinter eine Kriegslist zu vermuthen. Nachdem sie sich überzeugt haben, dass dies nicht der Fall sei, halten sie sich um so mehr verpflichtet, auf die Friedensvorschläge sich einzulassen, als sie vom Könige den gemessenen Befehl haben, gegen Afrâsiâb nicht angriffsweise über den Oxus vorzugehen, sondern zu er-

warten, ob er sie angreifen werde. Sie erklären sich also den Friedensvorschlägen geneigt und verlangen nur noch, dass Afrâsiâb hundert Geiseln aus seiner Familie stelle als Bürgschaft für sein künftiges Wohlverhalten und die ehrliche Ausführung des geschlossenen Vertrages. Diese letztere Bedingung fällt zwar dem Afrâsiâb etwas schwer, doch willigt er in dieselbe, denn er weiss wohl, dass er froh sein darf, so leichten Kaufs davon zu kommen. Es bleibt also blos noch übrig, dem Könige den geschlossenen Vertrag zur Genehmigung vorzulegen und beide Feldherren halten es bei dem aufbrausenden hochmüthigen Charakter des Kaikâus für wünschenswerth, dass Rustem selbst mit dem Vertrage an den Hof reise und dort die nöthigen Erläuterungen gebe. Da zeigt sich denn bald, dass die Unbesonnenheit des Kaikâus mit dem Alter nicht abgenommen hat. Mit harten Worten lässt er den Rustem an und beschuldigt ihn der Feigheit, seinen Sohn aber der jugendlichen Unbesonnenheit. Er will von einem Vertrage nichts wissen, die gestellten Geiseln sollen an den Hof gesandt und dort hingerichtet werden, Rustem und Siâvakhsh sollen sofort in Turân einrücken und Alles mit Feuer und Schwert verwüsten, wollen sie dies nicht, so sind sie abgesetzt und dem Tûs wird der Oberbefehl übertragen. Vergebens sucht Rustem den König zu beschwichtigen, vergeblich weist er darauf hin, dass Siâvakhsh in Uebereinstimmung mit den königlichen Befehlen gehandelt habe und sich ein so schweres Verbrechen wie ein Vertragsbruch in den Augen der Erânier ist weder zumuthen lassen dürfe, noch werde. Die Unterredung endet damit, dass Rustem jede fernere Theilnahme an dieser Angelegenheit verweigert und sich beleidigt mit seinem Heere in sein Land zurückzieht. An den Prinzen in Balkh geht aber nun ein bitterer Brief mit den Weisungen im Sinne des Königs ab: er solle die Geiseln an den königlichen Hof zur Hinrichtung senden und entweder den Krieg gegen Turân trotz des feierlich beschworenen Vertrags fortsetzen oder sich für unfähig dazu erklären, das Heer dem Tûs übergeben und an den königlichen Hof zurückkehren. Diese Botschaft setzt den Siâvakhsh in äusserste Bestürzung; so hoch ihm auch die Befehle seines Vaters stehen, so gelten ihm doch diejenigen des Himmels noch höher, und einen Vertrag brechen, heisst denselben

in sehr entschiedener Weise entgegentreten. Mit Recht befürchtet auch Siâvakhsh, dass ihm am Hofe seines Vaters ein schlechtes Loos beschieden sein werde, wenn er vor Vollendung des Kriegszuges zurückkehre, dass namentlich Sudâbe die Zeit wohl benützt haben könne, um das Herz seines Vaters ihm zu entfremden. Endlich aber jammern ihn auch die schuldlosen turânischen Geiseln, welche verrätherischer Weise geopfert werden sollen. Er beräth sich mit zwei Vertrauten (Behrâm und Senge) und kündet seinen Entschluss an, die Geiseln mit einem Bericht über das Geschehene nach Turân zurückzusenden, lieber aber selbst bei Afrâsiâb ein Asyl zu suchen, als an den érânischen Hof zurückzukehren. Vergebens machen ihn die érânischen Freunde auf den leicht aufbrausenden Charakter des Kaikâus aufmerksam und rathen zu einem nochmaligen Versuch einer gütlichen Ausgleichung und zur Bitte um Rücksendung des Rustem; das Schicksal hat den Gang der Ereignisse anders beschlossen und Siâvakhsh bleibt daher bei seinem ersten Vorhaben, er sendet die Geiseln an Afrâsiâb und bittet um Durchzug durch dessen Land, da er nicht zu seinem Vater zurückkehren will. Diesen wichtigen Brief zeigt Afrâsiâb seinem Minister Pîrân und beräth mit ihm die Antwort. Da wir dieser Persönlichkeit in der Folge öfters begegnen werden, so ist es wol angemessen, gleich hier einige Worte über dieselbe zu sagen.

Pîrân nimmt am Hofe des Afrâsiâb eine ähnliche Stelle ein, wie die segestânische Herrscherfamilie am érânischen. Er ist der Pehlevân des Königs von Turân, also dessen oberster Heerführer, zugleich aber selbständig. An Adel der Geburt steht Pîrân den Helden von Segestân nicht nach: er leitet sein Geschlecht auf Wésa zurück und dieser ist ein Bruder des Pesheng, den wir schon früher als König von Turân und Vater des Afrâsiâb kennen gelernt haben[1]. Seine Stellung ist ebenso unabhängig; wie Sâm und sein Geschlecht in Zâbul, so sitzt Pîrân in Khoten, wo er selbständig regiert[2]. Als Persönlichkeit ist er durchaus achtungswerth und mit den besten der Erânier befreundet, sein Unglück ist, einem Herrn dienstbar zu

1) Cf. Shâh. 225, 11. v. u.
2) ibid. 503, 1. 442, 12.

sein, der eine schlechte Sache vertritt, indem er es aber vorzieht, zuletzt mit seinem Herrscherhause unterzugehen und es verschmäht, sich durch Treulosigkeit ein besseres Schicksal zu bereiten, giebt er ein schönes Beispiel der Vasallentreue.

Auf Befragen erklärt nun Pîrân dem Afrâsiâb, dass er den Brief des Siâvakhsh in der zuvorkommendsten Weise beantworten und diesen selbst auf das Ehrenvollste aufnehmen müsse; denn Kaikâus sei alt und an seinem Zorne nichts gelegen, Siâvakhsh aber werde nicht lange in Ungnade bleiben und jedenfalls auf den érânischen Thron berufen werden, dann habe man sich an ihm eines wichtigen Freundes versichert. Afrâsiâb sieht, dass der Rath gut ist und befolgt ihn. In freundlichster Weise fordert er den Siâvakhsh auf, in sein Land zu kommen und dort zu verweilen so lange es ihm gefalle; wolle er sich mit seinem Vater versöhnen und nach Erân zurückkehren, so soll ihm nichts in den Weg gelegt werden. Auf diesen Antrag hin schreibt Siâvakhsh einen Absagebrief und verlässt das Heer. Tûs, der bald nach der Abreise des Siâvakhsh eintrifft, hält es für gerathen, nach Erân zurückzukehren und den Krieg nicht fortzusetzen [1]). Siâvakhsh aber setzt seine Reise gegen Norden fort. Bei Tirmiḍ überschreitet er den Oxus und findet, dass jenseits dieses Flusses überall Anstalten getroffen sind, ihn festlich zu empfangen. Ueber Câc geht die Reise nach Qâcâr bâshi, wo der Prinz von Pîrân erwartet und mit grossem Gepränge empfangen wird. Diese Feierlichkeiten erwecken aber nur schmerzliche Gefühle in der Brust des Siâvakhsh, sie erinnern ihn an den gleichen Empfang von Seiten seines Lehrers Rustem, als er mit ihm in diesen unglücklichen Krieg zog. Pîrân versteht seinen Schmerz und ehrt ihn. Auf dem Wege nach Kang [2]), der Hauptstadt des

1) So nach dem Texte Mohls, die Ausgabe Firdosis, welche ich vor mir habe, erwähnt die Schicksale des érânischen Heeres nicht weiter.

2) Ich schreibe Kang, nicht Gang, wie gewöhnlich geschieht wegen der älteren Formen Kag̱ha, Kandiz, die gewiss mit unserem Worte zusammenhängen (cf. *Pârsigr. pp.* 138. 169). Ueber Kang hat bereits Justi (*Beiträge* 2, 21) gesprochen und gesagt, dass es mehrere Kang giebt (vgl. auch oben p. 541). Die Stadt Afrâsiâbs ist nach Shâh. 959, 3. v. u. nicht weniger als 1000 Parasangen von Erân entfernt, ihre Beschreibung wird ibid. 940, pen. flg. gegeben. Dass man über die Lage des Ortes

Afrâsiâb, weiss dieser biedere Turânier das Herz des Siâvakhsh zu gewinnen und diesen mit seinem Lose zu versöhnen. Er erinnert ihn, dass er durch seine Mutter, die Verwandte des Garsêvaz, mit dem königlichen Hause von Turân nicht minder nahe verwandt sei, wie mit dem von Erân, dass er sich deswegen in Turân nicht als einen vertriebenen Fremdling betrachten dürfe, er versichert ihn, dass Afrâsiâb besser sei, als sein Ruf und dass er eines ruhigen Lebens gewiss sein dürfe, wenn er sich nur enthalten wolle, an den Intriguen eines ränkevollen Hofes Theil zu nehmen. Die Aufnahme, welche Siâvakhsh am Hofe Afrâsiâbs selbst findet, ist eine nicht weniger herzliche, der König von Turân ist bezaubert von der Schönheit seiner Gestalt und der Klugheit seines Benehmens, die Achtung wird noch gesteigert durch die Wahrnehmung, wie der Gast in allen ritterlichen Künsten Meister ist und die Turânier überragt. So wird denn Siâvakhsh ein beständiger Genosse des Afrâsiâb, der ohne ihn keine Gesellschaft angenehm findet. Pîrân, des Prinzen väterlicher Beschützer, verfolgt mit Freuden diesen Gang der Dinge. Nach Verlauf eines Jahres macht er jedoch seinen Schützling darauf aufmerksam, dass er trotz aller Ehren allein in Turân stehe, und räth ihm, nach passenden Familienverbindungen zu suchen, der König selbst habe mehrere Töchter, ebenso Garsêvaz, der Bruder des Königs, mit dem er ohnedies schon durch seine Mutter verwandt sei, endlich sei wenigstens eine seiner eigenen Töchter erwachsen. Siâvakhsh wirbt nun um Jerîre, die Tochter des Pîrân, und lebt mit ihr so glücklich, dass Erân und Kaikâus für ihn immer mehr in den Hintergrund tritt. Der Antheil aber, den Pîrân an Siâvakhsh nimmt, ist damit noch nicht beschlossen, er will, dass dieser auch noch um die Tochter des Afrâsiâb, Feringîs, werbe, nur durch die Verwandtschaft mit dem königlichen Hause selbst hält er das Schicksal des Siâvakhsh für gesichert. Nach einigem Widerstreben willigt der Prinz auch in diesen Vorschlag, den Afrâ-

---

eine ganz klare Vorstellung hatte, bezweifle ich. Der Zug der Siâvakhsh ist schwer zu verfolgen, statt Qâcâr bâshî (قاجار باشی) liest Mohl (قفجاق تاشی) Qifjâk tâshi; ich kann weder den einen noch den andern Ort nachweisen.

siâb aber macht diese Werbung bedenklich, so lieb er auch den Siâvakhsh hat, so ist er doch einer Prophezeiung eingedenk, dass aus dieser Verbindung ein Sohn hervorgehen werde, welcher grosses Unglück über ihn bringe. Indessen Pîrân macht dagegen geltend, dass die Aussprüche der Sterndeuter nicht immer eintreffen, dass man aber auch im Falle dass die Prophezeiung wahr wäre, durch solche Vorsicht nichts ausrichten würde, weil das vom Schicksal einmal Beschlossene unabwendbar sei. Somit willigt Afrâsiâh auch in diese Heirath, die Hochzeit des Siâvakhsh und der Feringîs[1] wird mit grossem Glanze gefeiert und der König verleiht seinem Schwiegersohne eine Provinz. Siâvakhsh begiebt sich nun auf die Reise, zuerst um seinem Schwiegervater in Khoten[2] einen Besuch abzustatten, dann auch, um sein Lehen in Besitz zu nehmen. Er erbaut die Stadt Kang-dizh, die als im Osten jenseits des Meeres von China gelegen gedacht wird, uneinnehmbar durch ihre Lage auf einem Berge, wie durch hohe Mauern geschützt, sehr gross, dazu mit allen Annehmlichkeiten des Lebens ausgestattet[3]. Später gründet er noch eine weitere Stadt Siâveshgerd, welche mehr gegen Westen zu gelegen war. Trotz seines Glückes kann sich doch Siâvakhsh der Ahnung nicht erwehren, dass dasselbe nicht von Dauer sein und sein Schicksal eine ungünstige Wendung nehmen werde. Und in der That, es sollte nicht sehr lange dauern, bis diese Ahnung sich erfüllte[4].

1) Die Verheirathung erst mit der Tochter des Pîrân, dann mit einer Tochter des Afrâsiâb, hat etwas Auffallendes und ich möchte Mohl Recht geben, dass hier zwei verschiedene Redactionen einer und derselben Mythe vorliegen. Auch darin stimme ich Mohl bei, dass Firdosi selbst diese beiden Redactionen in einander gearbeitet hat und die Verwirrung nicht erst von den Abschreibern herrührt, wie v. Schack annimmt. Auch das Avesta stimmt nicht ganz zu den vorliegenden Berichten, wie ich im Commentare zu Yt. 9, 18 dargelegt habe, übrigens vereinfacht sich diese Stelle sehr, wenn man kaena oder kaenê statt kainê liest.

2) Khoten umfasst auch noch Tibet in der Vorstellung dieser Mythen.

3) Vgl. hierüber Windischmann, *zor. Studien p.* 16 und Justi, *Beitr.* 2, 21. Nach Shâhn. 464, 1 ist dieses Kangdizh 120 Farsang von China und 340 Farsang von Erân entfernt. Ein weiteres Kañdizh erwähnt Firdosi (910, 5 flg.) als identisch mit der Stadt Baikand in der Nähe von Bokhârâ, cf. unten.

4) Hier und an anderen Stellen wird diese Ahnung des Siâvakhsh von

Unter den Gästen, welche den Siâvakhsh zu besuchen kommen und mit Staunen die Pracht und Herrlichkeit sehen, welche derselbe an vorher wüsten Orten geschaffen hat, ist auch Garsêvaz, der Bruder des Königs und ein naher Verwandter des Siâvakhsh, aber eine niedrige und missgünstige Natur. Obwol er von Siâvakhsh und Feringîs aufs Beste empfangen wird, so erregt doch der Glanz, in dem Siâvakhsh lebt, seinen Neid und dieser entwickelt sich zu dem bestimmten Entschlusse, den êrânischen Erânier zu verderben, als dieser und die ihn umgebenden Prinzen sich auch bei Kampfspielen den Turâniern weit überlegen zeigen. Früher hatte Siâvakhsh in weiser Vorsicht sich gehütet, diese Ueberlegenheit hervortreten zu lassen, jetzt, wo er sein Ansehn in Turân befestigt glaubt, hat er eine solche Behutsamkeit für überflüssig gehalten. Garsêvaz scheidet anscheinend im besten Einvernehmen von Siâvakhsh, aber nach seiner Zurückkunft verleumdet er ihn bei Afrâsiâb mit lügnerischen Berichten: er unterhalte geheimes Einverständniss mit Erân und suche eine Stellung in Turân zum Schaden des Afrâsiâb, dieser möge einer Empörung zuvorkommen, die sicher erfolgen werde, wenn man die Zeit lasse, sie vorzubereiten. Nach und nach gelingt es, den für Siâvakhsh sehr eingenommenen Afrâsiâb in Unruhe zu versetzen. Garsêvaz wird von Neuem zu Siâvakhsh geschickt, diesmal, um denselben aufzufordern, an den königlichen Hof zu kommen, wozu er ihn natürlich bereit findet. Aber ein solches Erscheinen in der Residenz passt durchaus nicht zu den Plänen des Garsêvaz, mit verstellter Freundschaft eröffnet er dem Siâvakhsh, dass er am Hoflager eine schlechte Aufnahme finden werde, weil der König durch irgend Jemand sehr gegen ihn erzürnt sei, und beschwört ihn, für jetzt die Einladung abzulehnen unter irgend einem Vorwand, bis es den freundschaftlichen Bemühungen des Garsêvaz gelungen sein werde, den Zorn des Afrâsiâb zu beschwichtigen, wovon er

seinem unglücklichen Ende zu einer ins Einzelne gehenden Prophezeiung der künftigen Ereignisse ausgeschmückt. Es ist schwer zu sagen, ob diese Prophezeiungen erst später hinzugedichtet worden sind, um den Helden mehr zu verherrlichen, oder ob es ursprüngliche Züge einer mehr göttlichen Auffassung desselben sind, die zu den späteren euhemeristischen Behandlung nicht recht passen wollen.

ihm sofort Nachricht geben werde. Lange will Siâvakhsh im Bewusstsein seiner Unschuld auf diesen Vorschlag nicht eingehen, aber die dringenden Bitten des Garsévaz und der Umstand, dass ja Afrâsiâb im Zoruc seinen eigenen Bruder Aghrêrath ermordet hat, bewegen ihn endlich, nachzugeben. Er entschuldigt sich mit dem Gesundheitszustande der Feringis und bleibt, während Garsévaz Tag und Nacht reist, um wieder zu Afrâsiâb zu kommen. Dort stellt er die Ablehnung der überbrachten Einladung als vollkommenen Aufruhr dar und weiss solche Dinge von den angeblichen Rüstungen des Siâvakhsh zu berichten, dass der König dessen Brief gar nicht liest und sofort ein Heer sammelt, um gegen ihn zu Felde zu ziehen. Unterdessen schreckt ein böser Traum den Siâvakhsh, den dieser alsbald richtig dahin deutet, dass sein Untergang nahe sei, nachdem ihm der Anmarsch des Afrâsiâb berichtet wird. Da eröffnet er der Feringis seinen letzten Willen und den Beschluss des Schicksals, dass nicht sie auf dem Throne sitzen solle, wohl aber ihr Sohn, nachdem er den Tod seines Vaters gerächt habe. Darauf geht er in seinen Stall, umarmt sein Lieblingsross Behzâd (wohlgeboren) und ermahnt dasselbe, treu zu sein und statt seiner seinen künftigen Rächer zu tragen, allen übrigen Rossen schneidet er die Füsse ab, vertheilt seine Schätze und schlägt mit seinen getreuen Erâniern den Weg nach Erân ein. Nicht lange sind sie geritten, da werden sie des Heeres des Afrâsiâb ansichtig, welches alle Wege besetzt hält. Garsévaz tritt nun offen auf und beschuldigt den Siâvakhsh ins Gesicht feindlicher Absichten, die ganze érânische Begleitung, etwa 1000 Mann, wird niedergemacht, Siâvakhsh gefangen. Mehrmals verwundet, ist er vom Pferde gesunken und wird in diesem hülflosen Zustande von Gurvî zirih gefesselt, demselben Turânier, den er früher im Wettkampf besiegt hatte und der diese Schmach nicht verwinden konnte. Afrâsiâb ist anfangs geneigt, den Siâvakhsh gefangen zu halten und seine Angelegenheit noch näher untersuchen zu lassen. Aber es ist das Interesse des Garsévaz und seiner Spiessgesellen, ihre Rache vollständig zu machen, sie stellen dem Könige vor, dass die Niedermetzelung von 1000 Erâniern allein hinreiche, um einen Rachekrieg hervor zu rufen und dass er, nachdem er einmal so weit gegangen sei, auch noch weiter

gehen müsse, dass es unklug sei, einen tapfern Feind, wie nun Siâvakhsh doch einmal sei, zu schonen, da er leicht durch zufällige Umstände wieder zu Kräften kommen könne. Dem Rathe dieser Menschen gehorcht Afrâsiâb mehr; als den gegentheiligen Vorstellungen seines Heeres und besonders des Pîlsem, eines jüngeren Bruders des Pîrân. Auch Feringîs mit ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für ihren Gemahl macht die Sache eher schlimmer als besser, sie wird selbst als Gefangene gehalten, Siâvakhsh aber an einem einsamen Orte enthauptet. Aus seinem Blute spriesst eine besondere Blume empor, die den Namen: „das Blut des Siâvakhsh“ führt; ein entsetzlicher Sturm bezeugt den Aufruhr der Natur über diese ungeheure That. Denn es ist vorauszusehen, dass dieser Mord ebensowenig ungerächt bleiben könne, wie früher der Mord des Eraj, dass die ewige Gerechtigkeit dafür sorgen würde, dass ein Rächer erstehe. Und wenn die frühere blutige That des Tûr in ihren verderblichen Folgen lange nachwirkt, so liess sich unschwer voraussehen, dass die neue Frevelthat beiden Ländern, den Bewohnern von Erân und Turân, noch härtere und blutigere Opfer auferlegen werde. Zwei edle Turânier, Farshîdvard und Lahhâk halten es für ihre Pflicht, ungesäumt zu Pîrân zu reisen und ihm von den Ereignissen Nachricht zu geben. Sie erzählen ihm das Schicksal des Siâvakhsh und rathen ihm, sich ohne Säumen an den Hof zu begeben, sonst sei zu befürchten, dass Afrâsiâb in seiner Wuth auch die Feringîs das Schicksal ihres Gatten theilen lasse. Auf diese Schreckenskunde eilt Pîrân Tag und Nacht, um zu Afrâsiâb zu kommen und trifft wirklich die Feringîs bereits in den Händen der Scharfrichter, aber er bittet sie frei und erhält die Erlaubniss, sie mit sich nach Khoten nehmen zu dürfen unter der Bedingung jedoch, dass er es sofort anzeige, wenn Feringîs von einem Sohne entbunden werden sollte. Dies geschieht denn auch nach nicht langer Zeit. Nachts im Traume erscheint Siâvakhsh dem Pîrân mit allen Zeichen der Herrlichkeit angethan und dringt in ihn, aufzustehen, denn nun sei der Knabe geboren, der seinen Tod rächen werde. Pîrân springt auf und begiebt sich ins Frauengemach, es verhält sich wirklich so, wie der Traum es verkündigt hat, er sieht das Kind der Feringîs, welches alle Vorzeichen künftiger Grösse

an sich trägt und er beschliesst, dasselbe zu retten, mag es kosten, was es wolle. Zunächst hat er dem Grossvater Nachricht von der Geburt des Kindes zu geben. Aber Afrâsiâb ist in der Zwischenzeit in sich gegangen, er hat die Hitze bereut, mit welcher er gegen den unschuldigen Siâvaksh handelte und ist weit milder gestimmt. Er verlangt darum nicht, dass das Kind getödtet werde, zwar erinnert er sich wieder an die alte Prophezeiung, dass aus der Verbindung des Geschlechtes von Tûr und Kaiqobâd ein Held erstehen werde, der ihm Unglück bringe, aber er meint, wenn dies einmal Beschluss des Schicksals sei, so könne das Eintreffen des Spruches nicht abgewendet werden. Nur die nothwendigsten Vorsichtsmassregeln will er getroffen wissen, er befiehlt also, dass das Kind in der Einsamkeit unter Hirten auferzogen werde, und will, dass man weder dasselbe über seine Herkunft unterrichte, noch auch auf seine Erziehung Sorgfalt verwende. Diesen Befehlen gemäss wird Kaikhosrav mit seiner Amme zu den Hirten auf den Berg Qalû[1]) geschickt, Niemand weiss dort die Abkunft des heranwachsenden Knaben und kann sich also mit ihm auch nicht über diese unterhalten. Allein vermöge seiner hohen Abkunft ist Kaikhosrav ganz anders geartet als die ihn umgebenden Hirten und seine verschiedene Bestimmung und Naturanlage tritt bald hervor. Mit sieben Jahren fängt er an, sich Bogen zu schnitzen und aus Sehnen Bogensehnen zu fertigen, mit zehn Jahren fürchtet er sich vor keinem Thiere des Landes mehr, nicht vor Tigern und Löwen; dieses Betragen wird den Hirten unheimlich, weil ihnen Pîrân auf die Seele gebunden hat, für die Wohlfahrt des jungen Menschen zu sorgen, sie fürchten, dass dem jungen Kaikhosrav ein Leid widerfahren könne, und melden daher seine Lebensweise dem Pîrân. Dieser weiss, dass der Ursprung dieser Neigungen, welche den Hirten absonderlich erscheinen, aus seiner fürstlichen Natur entspringen, er nimmt ihn daher wieder in sein Haus und lässt ihn dort erziehen. Auch Afrâsiâb hat ein wachsames Auge auf den

1) An unserer Stelle redet Firdosi von einem Berge Qalû, an einer andern von einer Ebene dieses Namens. Es ist unbestimmt, wo wir diesen Ort zu denken haben, ein Thal in der Nähe der Bâmiânpässe führt jetzt diesen Namen, aber es ist sehr die Frage, ob Firdosi dieses gemeint hat.

Knaben, er erkundigt sich bei Pîrân, ob derselbe eine Ahnung von seiner hohen Abkunft habe und ob sich aus seinen Reden entnehmen lasse, dass er an Rache denke. Beides verneint Pîrân, und um den Afrâsiâb vollkommen zu beruhigen, bringt er den Kaikhosrav selbst, den er vorher belehrt hat, dass es darauf ankomme, durch unpassende Antworten seine geistige Beschränktheit zu erweisen. Das Ergebniss ist ein vollkommen zufriedenstellendes, Afrâsiâb hält sich für überzeugt, dass ihm von diesem jungen Menschen keine Gefahr drohe. Er befiehlt, ihn seiner Mutter zurückzugeben und beide nach dem halb verfallenen Siâvashgerd zu schicken, sie aber mit allen Bedürfnissen reichlich zu versehen. So lebt also Kaikhosrav in äusserlichen Ehren und Wohlstand ruhig und vollkommen gesichert, aber auch in vollkommener Unkenntniss seiner hohen Geburt und seiner hohen Bestimmung in einem entlegenen Theile Turâns.

Wir müssen nun unseren Blick wieder zurück nach den Ereignissen in Erân wenden. Dort sind die Jahre nach der Flucht des Siâvakhsh in Frieden dahin gegangen, nachdem Tûs das Heer zurückgeführt hat. Erst als die Nachricht von der Ermordung des Siâvakhsh nach Erân dringt, ändert sich die Lage der Sache, der Mord ruft ungeheure Trauer hervor und das Bewusstsein der Nothwendigkeit, diese Schandthat zu rächen. Die Lage ist wieder ähnlich wie zur Zeit Frêdûns, als Tûr den Eraj ermordete, doch zeigen sich einige wesentliche Verschiedenheiten. Auch jetzt sitzt ein alternder König auf dem Throne, dem nicht mehr zugemuthet werden kann, einen weitaussehenden Zug zu unternehmen. Wenn Manoshcihr ein nachgeborener Sohn des Eraj war, so ist Kaikhosrav ein nachgeborener Sohn des Siâvakhsh. Der ziemlich wichtige Unterschied liegt nur darin, dass Manoshcihr in Erân geboren wurde, also von allem Anfange an in der Gewalt des Frêdûn war, der ihn zum Rächer seines Vaters erzog, wogegen Kaikhosrav in Turân geboren und erzogen wird, unter der Regierung eines Grossvaters, der alle Ursache hat, seinem Enkel zu verbergen, dass eine Blutschuld auf ihm ruhe. Da nun Afrâsiâb und seine Getreuen über die ganze Angelegenheit schweigen und die Erânier nicht einmal von der Existenz des Kaikhosrav wissen, so ist ziemlich unwahrscheinlich, dass auf natürlichem Wege dieser von seiner Aufgabe Kunde erhalten und

dazu gelangen werde, seinen Vater zu rächen. Man sieht aber in diesem Falle auch gar nicht ein, warum gerade Kaikhosrav dies thun müsse. Wir wissen nur von drei Söhnen des Frédûn, da Selm und Tûr die beleidigenden Theile sind, kann weder der eine noch der andere von ihnen den Mord des Eraj rächen, ebensowenig ihre Nachkommenschaft. Eraj hinterlässt nur einen einzigen Sohn, dieser ist also wirklich der einzig mögliche Rächer. Dagegen ist hier oft genug von einem Sohne des Kaikâus die Rede, welcher Ferîborz heisst und sich mehrfach bei den folgenden Ereignissen betheiligt, man sieht also nicht ein, warum dieser nicht als Rächer seines Bruders sofort auftritt. Wir müssen wol annehmen, dass Ferîborz aus irgend einem Grunde nicht dazu befähigt war. Zunächst übernimmt vielmehr die Rolle eines Rächers Rustem, was man insofern nicht ganz unpassend finden kann, als ja Rustem durch seine Abstammung auch zum königlichen Stamme gehört. Rustem ist bei der Nachricht von dem schmachvollen Tode seines Zöglings tief ergriffen und schwört nicht ruhen und rasten zu wollen, bis er ihn gerächt habe. Er macht sich mit seinem Heere nach Erân auf, wo er den König Kaikâus und das ganze Reich in düstre Trauer versunken findet. Kaikâus erhält harte Vorwürfe, dass er den Einflüsterungen eines Weibes gefolgt und dadurch das Verderben eines Prinzen herbeigeführt habe, der auf der Welt nicht leicht seines Gleichen finden würde. Ohne lange um Erlaubniss zu fragen, holt Rustem die Sudâbe aus dem Frauengemache und tödtet sie vor den Augen des Königs, der es in dumpfem Erstaunen geschehen lässt. Dann rüstet sich der Held zu einem Rachezuge gegen Turân, Rustems Sohn Ferâmorz führt die Vorhut. Das siegreiche Heer dringt bis Ispîjâb[1]) vor, wo ein Statthalter Afrâsiâbs mit Namen Werâzâd demselben einen Aufenthalt bereiten will, aber bald unter den siegreichen Händen des Ferâmorz fällt, auch das Heer

1) In den Ausgaben Firdosis, die ich benutzt habe, steht immer سپانجاب (Sipenjâb), die Form سپيجاب (Sipîjâb) oder اسپيجاب (Ispîjâb) ist aber entschieden die richtigere und allgemeinere. Das geographische Wörterbuch *Merâṣid ul iṭṭilâ* schreibt nach arabischer Aussprache اسفيجاب (Isfîjâb) und sagt, es sei eine Stadt in Mâveralnahr an der Gränze von Turkestân mit einem weiten Gebiete.

des Turâniers findet in diesem Rachekriege keine Gnade. Die Botschaft von einem siegreichen Heere aus Erân kommt aber alsbald zu den Ohren des Afrâsiâbs, der nicht säumt, ihm wirksameren Widerstand entgegenzustellen. Er entsendet seinen Sohn Surkha [1]) mit einem zahlreichen Heere und guten Rathschlägen auf den Kampfplatz. Voll Muth und Selbstvertrauen beginnt Surkha seinen Kriegszug, aber er ist Helden wie Ferâmorz nicht gewachsen, sein Heer wird geschlagen und er fällt persönlich in die Hand seiner Feinde. Vergebens bittet er um sein Leben, vergebens macht er geltend, dass er immer ein Freund des Siâvakhsh war, schuldlos an dessen Ermordung, die er nie gebilligt habe. Tûs wird durch seine Bitten erweicht, aber Rustem ist streng und unerbittlich und verlangt, dass der Sohn des Afrâsiâb auf dieselbe Weise getödtet werde, wie sein Vater den Siâvakhsh hinrichten liess. Der Schmerz um den geliebten Sohn treibt den Afrâsiâb mit neuen Heeren auf den Kampfplatz, aber nicht mit besserem Erfolge. Pîlsem, der alte Vertheidiger des Siâvakhsh, beschliesst den Rustem herauszufordern, vergebens wird er von seinem Bruder Pîrân gewarnt, er geht doch in den gefahrvollen Kampf und nach kurzer Zeit wird seine Leiche von Rustems eigener Hand in das Lager der Turânier geschleudert. Auch Afrâsiâb selbst entgeht in diesem Kampfe nur mit genauer Noth demselben Schicksale, das ihm schon früher einmal gedroht hat: lebend in Rustems Hände zu fallen. Afrâsiâb sieht nun kein Heil weiter als in der Flucht, doch sucht er wenigstens das Schlimmste zu verhüten, dass Kaikhosrav in die Hände der Erânier falle und giebt dem Pîrân den Auftrag, denselben zu tödten. Auf die Vorstellung dieses Helden ermässigt er jedoch diesen Befehl dahin, dass Kaikhosrav mit seiner Mutter an einen sichern Ort jenseits des Meeres von China gebracht werde. Kaikhosrav, der die Gründe dieser Anordnung nicht kennt, sieht sich gezwungen Folge zu leisten. Rustem selbst dringt nun unaufhaltsam vor und besetzt das Reich des Afrâsiâb, als dessen Bestandtheile Cîn, Mâcîn, Khitâ und Khoten genannt werden. Bald ist Alles unterworfen und Rustem setzt

1) Der Name ist deutlich genug das Thukhra der Keilinschriften. Dass Surkha ein Sohn des Afrâsiâb war, erhellt aus Shâhn. 493, 10.

nun verschiedene Statthalter aus der Zahl der êrânischen Grossen über diese Gebiete; Tûs erhält die Statthalterschaft über das Gebiet von Câc, worunter man gewöhnlich das heutige Tâshkend versteht. Guderz erhält Soghd und Ispîjâb bis zu dem Strome Gulzarriun[1]. Gêv erhält Khoten, endlich Eshkesh die Landschaften Khitâi und Cikil. In Cîn und Mâcîn beugen sie sich den Befehlen des Rustem und schicken Geschenke. Ueber alle diese Statthalter setzt Rustem den Feriborz, des Kaikâus Sohn, als König und ermahnt ihn wachsam zu sein und die Rache an Afrâsiâb stets im Auge zu behalten. Wo Afrâsiâb selbst und seine Helden in der Zwischenzeit bleiben, erfahren wir nicht. Im Gegentheil, seine Unterthanen selbst versichern, dass sie nicht wissen wo ihr König ist, ob ihn nicht der Schlund des Drachen verschlungen habe. Nach sechsjähriger Herrschaft in Turân finden Rustem und seine Helden, dass sie schon zu lange in der Fremde geweilt haben, nicht blos weil sie ferne von ihrem Eigenthume und ihren Unterthanen sind, sondern auch weil der alte Kaikâus ohne Gehülfen ist und ihm leicht ein grosses Unheil widerfahren könne, während seine Grossen ein fremdes Reich verwalten. Sie kehren also heim mit grossen Schätzen und unermesslicher Kriegsbeute. Kaum sind sie abgegangen, so kehrt auch Afrâsiâb aus dem Osten in sein Land zurück. Er findet ein ausgesogenes und verwüstetes Königreich, dessen Zustand seinen Grimm anfacht und zu einem Zuge gegen Erân treibt, wo er vollständige Rache nimmt. Die Erânier müssen seine Bedrückung ertragen und dazu noch andere Leiden, wie eine siebenjährige Dürre, die sonst ein Zeichen göttlicher Ungnade ist. Wir finden nirgends eine Spur, dass die êrânischen Helden diesen Unthaten ein Ziel zu setzen bemüht sind.

So sehr ich die Bewunderung theile, welche der grossartigen Behandlung der Siâvakhshsage durch die Meisterhand Firdosis allgemein gezollt wird, so gestehe ich doch, dass mir dieser Rachezug des Rustem, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, immer unbegreiflich geblieben ist. Derselbe ist zweck-

1) Der Name Gulzarriûn ist häufig genug im Königsbuche und bedeutet den Yaxartes. Grund und Etymologie des Namens sind ungewiss, der letzte Theil des Wortes erinnert an den Sarnius der Alten.

los und verläuft sogar kläglich. Was hilft es, dass das ganze turânische Reich erobert wird? Um Eroberungen kann es sich überhaupt nicht handeln, sondern blos um Sühne für den Mord des Siâvakhsh. Wenn einige ebenso tapfere wie schuldlose Feldherren der Turânier getödtet, wenn ein turânischer Königssohn hingerichtet wird, der nie die Ermordung des Siâvakhsh gebilligt hat, so kann eben dies Alles nur die schon bestehende Rache zwischen Erân und Turân noch vergrössern, nicht aber sie sühnen. Sühnen kann allein das Blut der Schuldigen, des Gurvî, Garsévaz und vor Allem des Afrâsiâb, Keiner von diesen Allen ist aber von der Rache erreicht worden, sie kehren sämmtlich nach dem Rückzuge des Rustem wohlbehalten nach Turân zurück. Darum scheinen mir hier nur zwei Möglichkeiten vorzuliegen. Entweder, dieser ganze Rachezug des Rustem gehört der ursprünglichen Sage nicht an und ist erst später hinzugefügt worden, um einen Helden wie Rustem in diesem Rachekampfe nicht theilnahmlos erscheinen zu lassen. Oder, der Zug des Rustem misslang, weil er misslingen musste, da er zwar ein grosser Held, aber nicht das richtige Werkzeug war, welches die himmlischen Mächte für diese grosse That ausersehen hatten. Diese zweite Annahme ist mir die wahrscheinlichere. Das richtige Werkzeug nun ist niemand anders als Kaikhosrav, der Sohn des schmachvoll ermordeten Siâvakhsh. Noch weiss aber dieser nichts von seiner Bestimmung, die Erânier nichts von seiner Existenz. Den Ruhm, diesen königlichen Sprössling aufzufinden und seiner Bestimmung entgegen zu führen, hatten die himmlischen Mächte einer anderen Familie zugedacht als dem Königshause von Segestân. Es ist dies Gudarz und seine Söhne, über deren Herkunft wir hier einige Worte vorausschicken wollen, ehe wir sie ihre Thätigkeit beginnen lassen.

Die Familie, aus welcher Gudarz[1]) stammt, ist eine der edelsten in Erân, wenn sie sich auch nicht mit der Königs-

1) Der neuere Name Gudarz ist offenbar derselbe wie der ältere Gotarzes, den wir in der Geschichte der Parther und auf Inschriften finden, auf letzteren wol in den Formen וידרז (vidarz) und וצרז (viḍarz) (cf. Levy, *Zeitschr. der DMG. XXI*, 435). Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass Gotarzes das altbaktrische vîtarańzô oder vîtareańzô (Sünden entfernend) sein dürfte.

familie von Segestân vergleichen kann, da sie nicht zum königlichen Stamme gehört. Ihr Ahnherr ist Kâve, jener Schmied, der zuerst die Fahne der Empörung gegen Dahâk aufpflanzt und dessen Schurzfell das Reichsbanner von Erân geworden ist. Wie er, so erscheinen auch seine Nachkommen als tapfere Helden in der Sagengeschichte. Sein Sohn Qârin tritt noch unter Frêdûn auf und gehört zu den ersten, welche dem Manoshcihr huldigen, er betheiligt sich bei dem Kriege gegen Tûr und Selm und ist der Oberbefehlshaber in dem uns schon bekannten Kriege des Naudar gegen Afrâsiâb. Ein zweiter Sohn des Kâve ist Qobâd, der im Kampfe gegen Tûr Manoshcihrs rechten Flügel führt und in dem Kriegszuge Naudars von Bârmân getödtet wird. Ein dritter Sohn ist endlich Keshvâd, der gleichfalls noch während der Regierung des Frêdûn auftritt und nach Naudars Gefangennehmung den Zug gegen Âmol ausführt, durch welchen Aghrêrath die gefangenen Erânier freilassen kann, er lebt noch im Anfange der Regierung des Kaikâus. Der Sohn dieses Keshvâd ist nun Gudarz, welcher als dessen Nachfolger mehrfach bezeichnet wird, ebenso als ein Nachkomme des Kâve. Er tritt zuerst unter Kaikâus auf und wird von diesem mit der Stadt Ispâhân und deren Gebiet belohnt, er ist zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, schon alt und ergraut und hat acht und siebzig Söhne, die im Dienste des Vaterlandes stehen und in diesem grösstentheils ihr Leben verlieren, wie wir sehen werden. Unter diesen Söhnen ragt Gêv[1]) vor allen hervor. Mit der Königsfamilie von Segestân ist das Geschlecht von Ispâhân auf das Innigste befreundet und verwandt. Gêv hat die Bânu-gushasp die Tochter des Rustem geheirathet, welche dieser dem Tûs abgeschlagen hat, wiewol dieser aus königlichem Geschlechte ist, und sie hat dem Gêv einen Heldensohn, den Bêzhan, geboren. Rustem dagegen hat die Bânuaram, die Schwester des Gêv, zur Frau, sie ist die Mutter des uns schon bekannten Ferâmorz[2]). Soviel mag über die Familienverhältnisse der

1) Dies ist die richtige Lesung des Namens, der gewöhnlich Gîv ausgesprochen wird. Die altbaktrische Form des Wortes scheint Gaevani zu sein, cf. Yt 13, 115.

2) Kurz zusammengefasst sind diese Verwandtschaftsverhältnisse in der Stelle Shâh. 781, 17 flg:

Personen genügen, die in den nun folgenden Ereignissen eine hervorragende Rolle spielen.

In jener bedrängnissvollen Zeit, als die Einfälle aus Turân und daneben noch die siebenjährige Dürre die Erânier auf das Aeusserste betrübten, da hatte Gudarz in einer Nacht einen Traum. Es schien ihm eine dicke Regenwolke von Erân her aufzusteigen, auf der Wolke aber sass der Engel Serosh, der himmlische Bote. Dieser verkündigt dem Gudarz, dass in Turân ein Prinz aus des Siâvakhsh Geschlecht lebe mit Namen Kaikhosrav, nur dieser könne der Noth ein Ende machen, wenn er nach Erân käme, ihn dorthin zu bringen sei nur eine einzige Person befähigt und diese Person sei Niemand anders als Gêv, der Sohn des Gudarz. Als Gudarz erwacht, ist er voll Dankes für die göttliche Mittheilung, deren er gewürdigt worden ist, er lässt sogleich seinen Sohn kommen und benachrichtigt ihn von der himmlischen Erscheinung und macht ihm klar, welch' hohe Bedeutung die Aufgabe habe, zu welcher er auserwählt ist. Es sei nun offenbar, so sagt er ihm, dass an dem Unglücke Erâns nur die Schuld trage, dass eine majestätslose Person wie Kaikâus auf dem Throne sitze, es dürfe keine Anstrengung gescheut werden, um Erân den Thronerben zu schaffen, der dem Himmel genehm sei. Gêv ist auch zu Allem bereit und sendet seine Frau zu seinem Schwiegervater zurück, da es allen Anschein hat, dass die Sendung eine längere Zeit in Anspruch nimmt. Allein auf seinem Rosse, nur mit Schwert und Fangschnur bewaffnet, macht er sich auf den Weg nach zärtlichem Abschied von dem alten Vater, denn eine zahlreichere Begleitung würde nur auf ihn aufmerksam machen und ihm und seiner Aufgabe schaden. Aus demselben Grunde muss er es vermeiden in den Städten zu erscheinen, wo man ihn leicht erkennen würde. Allein schweift er also durch Wüsten und Felder, nur hier und da spricht er mit Türken, die ihm einzeln begegnen oder die er als Wegweiser mit sich nimmt, und fragt sie nach Nachrichten von Kaikhosrav,

---

که خویشان بدند از که دیرباز زن گیو بد دختر سرفراز
همان پیلتن خواهر گیو داشت فرامرز یل زان زن نیو داشت
همان بیژن از دختر پیلتن گوی بد سرافراز در انجمن

ermordet sie aber alsbald, wenn sie sagen, dass sie nichts von ihm wissen, und begräbt sie, damit sie seine geheimen Absichten nicht verrathen mögen. Sieben Jahre vergehen auf diese Weise nutzlos, und Gêv fängt an zu vermuthen, dass der Traum seines Vaters nicht eine himmlische Erscheinung, sondern ein höllisches Blendwerk gewesen sein möge und dass ein Kaikhosrav entweder gar nicht existirt habe oder doch schon gestorben sei. Inzwischen hat Afrâsiâb, nachdem er selbst in sein Reich zurückgekehrt ist, den Kaikhosrav wieder aus Mâcin zurückberufen und lässt ihn wieder in Siâvashgerd wohnen, natürlich wohl bewacht, damit er nicht entfliehen und kein Unberufener sich ihm nahen könne. Da zieht Gêv eines schönen Tages durch einen Wiesengrund, in welchem Kaikhosrav eben jagt. Er sieht den Jüngling an, der alle Anzeichen königlicher Grösse an sich trägt, und denkt bei sich, wenn irgend Jemand, so müsse dieser Jüngling Kaikhosrav sein, ebenso denkt sich Kaikhosrav, als er den Helden sieht, dass dieser nur Gêv sein könne; in dieser Voraussetzung redet er ihn mit seinem Namen an und fragt ihn nach Kaikâus, Gudarz und dem Befinden der übrigen êrânischen Helden. Erstaunt erwidert Gêv mit der Gegenfrage wer er sei und woher er ihn kenne. Da offenbart ihm der Jüngling, er sei Kaikhosrav und er wisse was er eben gesagt habe von seiner Mutter. Diese habe ihm entdeckt wer er sei und ihm aus dem Munde seines Vaters mitgetheilt, dass er als Sohn den unschuldigen Tod des Vaters rächen müsse und dass, wenn die Zeit gekommen sei, Gêv aus Erân erscheinen werde, um ihn abzuholen. Um seiner Sache ganz gewiss zu sein, verlangt Gêv noch das Zeichen der Kaiânier zu sehen, es ist dies ein schwarzes Mal, das seit Kaiqobâd alle Kaiânier am Arm haben, und dieses Zeichen findet sich wirklich am Körper des Kaikhosrav vor. So ist denn die Prüfungszeit des Gêv an ihr Ende gekommen als er es am wenigsten vermuthete, erfreut macht er sich mit dem jungen Prinzen auf den Weg zur Ferangîs, unterwegs befolgt Gêv seine alte Massregel und tödtet jeden Türken, der ihm begegnet, damit keiner verrathen könne, dass er sich in der Gesellschaft des Kaikhosrav befinde. Alle drei sind bald einig, dass sie nach Erân entfliehen müssen, sowie dass dies bald geschehen müsse, denn die Ankunft des

Gév werde bald ruchbar werden und Afrâsiâb, wenn er sie erführe, würde alle seine Kräfte anstrengen, um sie alle drei zu vernichten. Die letzte Sorge in Turân ist nur noch das Ross Behzâd zu fangen, das den Kaikhosrav bei seinen künftigen Thaten tragen soll. Feringîs giebt ihm den Ort an, wo es weidet, denn das treue Ross hat auf die Bitten des Siâvakhsh später keinen Reiter mehr auf seinem Rücken geduldet. Gév und Kaikhosrav, der letztere mit Zaum und Sattel versehen, begeben sich an den ihnen bezeichneten Ort. Behzâd ist leicht zu fangen als er den Zaum und Sattel des Siâvakhsh erblickt, der junge Königssohn setzt sich auf seinen Rücken und mit Windeseile fliegt Behzâd von dannen und lässt den bestürzten Gév allein zurück. Doch dauert es nicht lange, so wendet Kaikhosrav um und kehrt zu seinem Genossen zurück, dem er verkündigt, was er in der Zwischenzeit gedacht habe: nämlich dass Ahriman die Gestalt des Rosses Behzâd angenommen und ihm den Prinzen entführt haben möge. Nun wird auch mit der Abreise nicht länger mehr gezögert, aus einem verborgenen Schatze, den Feringîs sich angelegt hat, nehmen sie das Nöthige mit und verschliessen das Uebrige sorgfältig wieder. Feringîs setzt, um unerkannt zu bleiben, gleichfalls einen Helm auf und alle drei entweichen ebenso heimlich wie schleunig und schlagen den Weg nach Erân ein. Doch dauert es nicht lange, da wird ihre Flucht in der Stadt ruchbar und die Kunde von ihr dringt zu den Ohren des Pîrân, der natürlich über diese Neuigkeit auf das Höchste bestürzt und ergrimmt ist. Augenblicklich befiehlt er zweien seiner Helden, dem Kalbâd und Nestîhen, mit einem Heere den Flüchtigen nachzueilen und sie lebend oder todt zurück zu bringen. Die Nacheilenden treffen die Flüchlinge, als eben Kaikhosrav und Feringîs schlafen und Gév allein die Wache hält. Doch Gév rühmt sich nicht umsonst, nur dem Rustem allein an Stärke und Tapferkeit zu weichen. Ohne auch nur seine Genossen zu wecken, stellt er sich dem feindlichen Heere entgegen und richtet eine solche Verwüstung in demselben an, dass es die Flucht ergreift und seine Führer gezwungen sind, unverrichteter Sache zu Pîrân zurück zu kehren. Erzürnt hört Pîrân den Bericht des Kalbâd, dem er wenig Glauben schenkt, sondern der Feigheit der Führer die Schmach zuschreibt, dass

ein ganzes turânisches Heer vor einem einzelnen Helden die Flucht ergriffen habe. Es bleibt nichts übrig, als dass Pîrân sich selbst mit einem Heere auf den Weg macht, um die Flüchtlinge einzuholen. Er trifft dieselben als sie eben den Gulzarriûn (Yaxartes) überschritten haben und als sie eben in Ruhe lagern, sehen sie auf der andern Seite des Flusses den Pîrân mit seinem Heere erscheinen. Gêv heisst seine Schützlinge ruhig bleiben, denn er traut sich zu, es ebensowol mit diesem Heere aufzunehmen, als mit dem früheren. Lange Vorwürfe, die sich Pîrân und Gêv zurufen, haben die Folge, dass Pîrân endlich im Zorne durch den Fluss setzt, um mit Gêv zu kämpfen. Durch verstellte Flucht lockt ihn Gêv hinter sich her und nimmt ihn dann gefangen. Zu Fuss zieht er den alten Mann an seiner Fangschnur neben sich her, denn er soll erst dem Kaikhosrav seine Unterwürfigkeit bezeigen, ehe er getödtet wird. Feringîs und ihr Sohn sind natürlich voll Mitleid mit dem alten Helden, der ihnen so viel Gutes erzeigt hat und bitten Gêv, ihm das Leben zu schenken und ihn frei zu lassen. Doch diese Bitte kann Gêv nicht so ohne Weiteres erfüllen, denn er hat beim Monde und dem Leben des Königs geschworen, Pîrâns Blut zu vergiessen, wenn derselbe in seine Hände falle. Kaikhosrav findet den Ausweg, dass Gêv den Pîrân am Ohre ritzen und auf diese Weise sein Blut vergiessen solle, so sei er vom Schwure gelöst und Pîrân könne ungehindert seines Weges ziehen. Gêv willigt nicht nur in diesen Vorschlag, er giebt auch dem Pîrân sein Ross wieder, unter der einen Bedingung jedoch, dass dessen Hände gebunden bleiben und er schwöre, seine Fesseln nur von seiner Gemahlin Gulshehr lösen zu lassen, also den ganzen Rückweg in Fesseln zu machen. Nachdem Pîrân diesen Schwur geleistet hat, wird er freigelassen. — Inzwischen hat auch Afrâsiâb von der Entweichung des Kaikhosrav und der Feringîs gehört und sich auf den Weg gemacht, um den Fluchtversuch zu vereiteln. Auf seinem eiligen Marsche trifft er den gefesselten Pîrân auf dem Rückwege, der ihm von der wunderbaren Stärke und Tapferkeit des Gêv Unglaubliches zu berichten weiss. Der Eindruck, den dieser Bericht auf Afrâsiâb macht, ist kein anderer als der, welcher die ähnliche Erzählung des Kalbâd früher auf Pîrâu selbst gemacht hat. Er

ergrimmt darüber, dass man versucht ihm glaublich zu machen, dass ein einzelner Held einem ganzen Heere widerstehen könne und vermisst sich zu behaupten, das was die früheren Heere nicht gekonnt, das werde er leisten. Unter seinem Schwerte soll die Flüchtlinge für ihre Tollkühnheit die verdiente Strafe ereilen. Diese haben aber inzwischen ihre eilige Reise fortgesetzt und sind von den Ufern des Yaxartes an die des Oxus gekommen. Der Strom ist hoch angeschwollen und der Fährmann stellt unmögliche Bedingungen, er will zum Lohne der Ueberfahrt entweder die Rüstung des Gêv oder das Ross Behzâd oder auch die Feringîs oder deren Sohn Kaikhosrav als Sklaven. Da es nun wahrscheinlich ist, dass Afrâsiâb mit einem Heere bald nachkommen wird, beschliessen sie keine Zeit zu verlieren und lieber den Strom zu durchreiten. Das grosse Wagestück gelingt glücklich. Unversehrt erreichen alle drei das jenseitige Ufer und befinden sich nun glücklich auf érânischem Boden. Bald darauf trifft Afrâsiâb ein und ist ausser sich über das Misslingen seiner Pläne. Er will die Flüchtlinge noch weiter verfolgen, giebt aber dieses gefährliche Beginnen auf die Vorstellungen seiner Grossen auf und kehrt wieder in sein Land zurück.

Von jetzt an kann die grosse That des Gêv für gelungen gelten und Erân hat wieder einen Thronerben, welcher die königliche Majestät besitzt. Gêv säumt nicht, diese freudige Kunde so schnell als möglich in Erân zu verbreiten. Von der Stadt Zam [1]), bald nach der Ueberschreitung des Oxus, schreibt er die fröhliche Kunde von seiner Wiederkunft und dem Gelingen seiner Sendung erst an seinen Vater Gudarz in Ispâhân, dann an Kaikâus. Alle freuen sich höchlich, auch nach Segestân verbreitet sich die Nachricht und veranlasst den Rustem, den Armen reichlich Almosen zu spenden und seine Tochter reich beschenkt zu ihrem Manne zurückzuschicken. Gêv führt seine Gäste zuerst zu seinem Vater nach Ispâhân, wo sie von Gudarz ehrenvoll empfangen werden, von da geht die Reise nach Istakhr [2]) zu Kaikâus. Ueberall auf dem Wege

1) Zam ist nach Yâqût eine kleine Stadt auf dem Wege von Tirmid nach Âmol.

2) Es muss hier ausdrücklich hervorgehoben werden, dass Firdosi die Stadt Istakhr als Residenz des Kaikâus betrachtet. So namentlich an

begegnen sie festlichen Aufzügen und Freudengepränge, denn allgemein ist der Jubel darüber, dass die grosse Noth Erâns nun zu Ende ist. Auch Kaikâus ist gerührt und erfreut durch die Ankunft seines Enkels. Dieser beschreibt ihm die Verdienste, welche sich Gév um ihn und seine Mutter erworben hat und der König belohnt ihn huldvoll mit den Gebieten von Ispâhân, Qomm und Rai.

Man sollte vermuthen, nun sei der Thronfolger gefunden, welcher den Kaikâus nach seinem Tode ersetzen könne. Dem ist aber nicht so, der Streit um die Thronfolge beginnt erst jetzt. Als nach der Audienz bei dem Könige die Grossen alle dem Kaikhosrav huldigen, da hält Tûs sich fern. Von Gudерz und Gév um den Grund befragt, erklärt er, keinen König zu wollen, der mit Afrâsiâb verwandt sei, es sei auch gar nicht nöthig, den Kaikhosrav zu wählen, da sei Feriborz, der Sohn des Kaikâus, von untadeliger Abkunft und auch er selbst, als Sohn des Naudar, habe nähere Anrechte auf die Königswürde. Freilich entgegnete ihm Gév sehr herbe, wenn er für die Königswürde passend gewesen wäre, wenn er dafür die nöthige Majestät und Verstand besessen hätte, so wäre es nicht nöthig gewesen, den König Kaiqobâd vom Alborj zu holen. Doch Tûs bleibt unbeugsam, Gudarz und seine achtundsiebzig Söhne betrachten dagegen die Wahl ihres Schützlings Kaikhosrav als eine Familienangelegenheit und sammeln ihren Anhang um sich, Tûs und die Grossen, welche zu ihm halten, thun ein Gleiches. Als nun die beiden Heere gerüstet sich gegenüber stehen, da erschrickt Tûs doch vor dem Wagnisse, das er begonnen hat, er fürchtet eine Blutfehde in Erân hervorzurufen, über die Niemand als Afrâsiâb sich freuen könne; daher schickt er einen Boten an Kaikâus und zeigt sich einem gütlichen Austrage geneigt. Kâus lässt daher die Führer der beiden streitenden Parteien vor sich kommen. Allein die Besprechungen führen zu keinem Ziele, zwar ist von den Rech-

unserer Stelle, wo (537, 7) diese Stadt ausdrücklich genannt wird, als auch schon früher (507, 16) wo es heisst, dass Tûs zum Könige nach der Persis gezogen sei und zuletzt (983, 6 v. u.), wo Kaikhosrav zu Kaikâus in die Persis zurückkehrt. Nach Ḥamza hätte er auch in Balkh gewohnt, nach dem Verfasser des Mujmil zuerst in Balkh, dann in Istakhr. Der Anschauung des Königsbuches ist dies durchaus zuwider.

ten des Tûs keine Rede weiter, aber ob Ferîborz oder Kaikhosrav König sein solle, der Sohn des Kaikâus oder sein Enkel, das ist eine nicht leicht zu entscheidende Frage. Endlich trifft Kaikâus die passende Entscheidung. Er schlägt vor, die Sache von einem Gottesgerichte austragen zu lassen, jedes der beiden streitenden Heere solle sich, geführt von seinem Throncandidaten, in die Nähe von Ardebîl begeben und die Feste Bahmandiz belagern, wo Ahriman in der Weise sein Unwesen treibe, dass kein Mobed in jener Gegend sich niederzulassen wagt; wer diese Feste in seine Gewalt bekomme, der solle König sein. Mit diesem Vorschlage sind beide Theile einverstanden. Zuerst ziehen Ferîborz und Tûs zu der bezeichneten Festung. Als sie in deren Nähe kommen, strömt die Erde eine unerträgliche Hitze aus, so dass man es in den Panzern kaum auszuhalten vermag. Die Feste selbst liegt auf einem steilen Berge, an dem kein Weg hinaufführt, die Mauern derselben ragen hoch empor, so dass man nicht in das Innere sehen kann. Eine Woche vergeht den Führern unter grossen Beschwerden, umsonst hoffen sie ein Mittel zu finden, in die Festung einzudringen, aber es zeigt sich keines und sie entschliessen sich um so leichter umzukehren, als sie die feste Ueberzeugung gewonnen haben, die Burg sei uneinnehmbar, und es werde dem nachkommenden Kaikhosrav eben so gehen, wie ihnen selbst. In dieser Beziehung jedoch haben sie sich getäuscht. Als Kaikhosrav vor der Burg anlangt, zeigen sich zwar ähnliche Erscheinungen, wie bei der Ankunft des Ferîborz, aber Kaikhosrav lässt, ohne aus dem Sattel zu steigen, einen Schreiber kommen und verfasst einen Brief, in dem er sich als einen Bekenner des wahren Gottes verkündigt und die Dämonen zur Uebergabe der Burg auffordert. Mit diesem Briefe befiehlt er dem Gév, an die Burg zu reiten und denselben mit einer Lanze an der Mauer zu befestigen. Als dieses geschehen ist, da wird der Brief unsichtbar, in der Burg entsteht ein grosser Lärm und die Luft verfinstert sich. Als aber die Anhänger des Kaikhosrav einen Pfeilhagel gegen die Burg richten, da werden viele Dämone dadurch getödtet, ein himmlisches Feuer erhellt die dicke Finsterniss, das Thor der Festung wird sichtbar und Kaikhosrav nimmt dieselbe ein. Innerhalb der Mauern findet er eine ganze Stadt mit schönen

Gärten und Rennbahnen, er erbaut dort einen Tempel für das Adar gushasp, stellt Priester an und verweilt ein Jahr lang bei demselben. Als er nach Verlauf eines Jahres wieder nach Hause kehrt, wird er nicht nur von Kaikâus, sondern auch von Ferîborz und Tûs auf das Freundlichste empfangen, er bestätigt den letzteren in seinen Aemtern und Würden; der Krönung steht nun nichts mehr im Wege, da es nicht mehr bezweifelt werden kann, dass der Himmel selbst den Kaikhosrav zum Könige bestimmt hat. Von allen Seiten kommen nun die Grossen, um zu huldigen, auch Zâl und Rustem fehlen nicht, der Himmel regnet wieder, zum Zeichen, dass sein Zorn vorüber ist. Kaikhosrav macht nun eine Reise durch sein Land, bei der wir als charakteristisch hervorheben müssen, dass sie von der Residenz ausgeht und in Âderbaijân endigt, dass auch da wieder der Besuch des Âdar-gushasp und seine Verehrung hervorgehoben wird. Auf dieser Reise hat Kaikhosrav hinlänglich Gelegenheit, sich von den Verwüstungen zu überzeugen, welche Afrâsiâb in seinem Lande angerichtet hat. Nach seiner Rückkunft schwört er einen feierlichen Eid, nicht ruhen zu wollen, bis er an Afrâsiâb Rache genommen habe. Er gelobt, sich durch keine Landabtretungen oder ähnliche Vorschläge besänftigen zu lassen, sondern nichts Geringeres als das Blut Derjenigen zu verlangen, welche diese unseligen Zustände veranlasst haben. Für diesen heiligen Krieg fordert er die Hülfe seiner Grossen, die ihm auch bereitwillig zugestanden wird.

Man könnte denken, diese Erzählung von einem neuen Beweise für die Rechtmässigkeit der Ansprüche des Kaikhosrav auf die Thronfolge sei unnöthig und erst später zugesetzt, dem ist aber nicht so. Diese Ausführung ist nöthig, weil ja wirklich andere Thronerben da sind, welche ein Recht für sich in Anspruch nehmen können und es bedarf wirklich einer himmlischen Kundgebung, um den geeigneten Mann von dem ungeeigneten zu unterscheiden. Die Erzählung ist aber auch alt und merkwürdig genug, wir können sie wenigstens in Parsenschriften der zweiten Periode bestimmt nachweisen und ich zweifle nicht, dass auch die Verfasser des Avesta von ihr Kunde gehabt haben. Diese Parsenschriften geben uns nun einige werthvolle Ergänzungen. Am ausführlichsten ist der

Bundehesh [1]), welcher uns (cap. 17) erzählt, dass das Feuer Âḍar Gushasp ein Freund des Kaikhosrav war und sich damals, als er den Götzentempel im Var Caecast zerstörte, auf die Mähne seines Pferdes setzte und die dichte Finsterniss zerstreute; zum Danke für diese Hülfe baute ihm Kaikhosrav auf dem Berge Açnavañta ein Dâdgâh oder einen Tempel. Dieselbe Ansicht, nur kürzer, spricht der Mînôkhired aus (vgl. meine Pârsigrammatik pp. 138. 169.). Mir scheint diese Fassung der Parsen die ursprünglichere, man sieht, dass Firdosi den religiösen Gehalt der Erzählung etwas verwischt hat. Nicht eine Burg ist es, die Kaikhosrav erstürmt, sondern ein Götzentempel, nicht eine natürliche Helle ist es, welche die von den Dämonen verursachte dichte Finsterniss zerstreut, sondern ein übernatürliches Feuer, welches dem Kaikhosrav zu Hülfe kommt und dadurch anzeigt, dass er unter dem besondern Schutze des Himmels stehe und mit dessen Genehmigung sein Werk vollführe. Da ist es denn auch natürlich, dass Kaikhosrav an der Stelle des frühern Götzentempels einen Feuertempel baut und gerade dasjenige Feuer in demselben fortleben lässt, welches sich seiner so hülfreich angenommen hat. Eine ganz eigenthümliche Wendung hat ein neuerer Bearbeiter des Mînôkhired unserer Erzählung gegeben, nach ihm verbirgt Kaikhosrav vielmehr das Thor des Tempels für Âḍargushasp, so dass man bis zur Zeit der Auferstehung nicht weiss, wo derselbe liegt [2]). Diese Ansicht ist eine ganz späte, dass der Tempel des Âḍargushasp in Atropatene liegt, sagt uns sowol der Bundehesh, als Firdosi. Auch die genauere Lage können wir, wie ich glaube, mit ziemlicher Sicherheit angeben. Nach Firdosi wird der Tempel gerade innerhalb des Bahmandiz errichtet, nach den Berichten der Parsen hat der Âḍargushasp seinen Sitz auf dem Berge Açnavañta. Firdosi verweist uns

1) Ich bemerke, dass ich in der Auffassung dieser Stelle in einigen Punkten von Justi abweiche. Ich übersetze uzdêcâr (nach meiner Ansicht = uzdêç-câr) nicht mit Götzenbild, sondern mit Götzentempel, wozu ich mich durch Neriosenghs pratimâprâsâda für berechtigt halte. Var Caecast kann hier nicht blos den See Caecast bedeuten, sondern die ganze Umgegend um diesen See herum.

2) Vgl. Sachau, *contributions to the knowledge of Parsee litterature* im *Journal of the R. Asiatic Society of Gr. Britain. July* 1869. *p.* 16. 24.

wegen der Lage des Bahmandiz mit bestimmten Worten auf die Gegend von Ardebîl, der Berg Açnavañta wird also kaum ein anderer sein können, als der jetzige Savelân[1].

Noch auf einen andern Umstand müssen wir hier schon hinweisen, darauf nämlich, dass die ganze Erzählung von Kaikhosrav und seinem Rachezug ursprünglich in inniger Beziehung zu dem Âḍar Gushasp und seinem Tempel stand. Wie wir hier sehen, dass Kaikhosrav die Thronfolge nur durch die Beihülfe des eben genannten Feuers zu erlangen vermag, so werden wir später auch finden, dass er die Hauptthat seines Lebens, die Rache an der Person des Afrâsiâb, nur durch wiederholte Anrufung dieses Feuers gewinnen kann.

Nachdem Kaikhosrav sich für sein grosses Unternehmen der Hülfe der Grossen versichert hat, geht er ernstlich an die Vorbereitungen. Er setzt Preise aus für diejenigen, welche den Unternehmungen sich unterziehen, die am Beginne oder im Verlaufe des Krieges voraussichtlich nothwendig werden. Es ist bezeichnend, dass nicht Rustem oder sein Sohn und sein Bruder es ist, welche sich zu diesen Unternehmungen verpflichten, sondern Gudarz, Gêv und dessen Sohn Bézhan; Rustems Sohn Ferâmorz unternimmt dagegen einen Zug gegen die von den Turâniern besetzte Stadt Khergâh. Ohne Zweifel war diese Vertheilung der Rollen durch den Gang der Sage vorgezeichnet, welche von allem Anfang dazu bestimmt war, nicht den Rustem, sondern den Gudarz und sein Geschlecht zu verherrlichen. Der erste Heereshaufen, der nach Turân zieht, wird von Tûs angeführt, welchen auch Gudarz begleitet. Ehe er dorthin aufbricht, schärft ihm der junge Königssohn ein, doch ja den Weg durch die Wüste zu nehmen und nicht über Kelât, denn dort gebiete sein Halbbruder Firûd (der Sohn des Siâvakhsh mit Jerîra, der Tochter Pîrâns) mit einem stattlichen Heere und es sei nicht rathsam, mit ihm den Streit zu

1) Anders Rawlinson (cf. oben p. 133), dem auch Justi (*Beiträge* 1, 20) folgt. Beide setzen Âḍargushasp nach Shîz, wo allerdings ein berühmter Feuertempel gewesen sein muss, welcher gewöhnlich آذرخش (Âḍarakhsh) heisst. Aber dass Âḍarakhsh und Âḍargushasp dasselbe Feuer seien, wird meines Wissens nirgends gesagt und ist auch nicht nothwendig. Es kann in Shîz ein berühmter Feuertempel gewesen sein, dies schliesst nicht aus, dass in der Gegend von Ardebîl ein zweiter war.

versuchen. Tûs gelobt es, den Befehlen des Kaikhosrav nachzukommen, als er aber an den Ort kommt, wo die Wege sich scheiden, da zieht er doch den Weg über Kelât dem beschwerlichen über die wasserlose Wüste vor und weiss auch den Gudarz zu bereden, dass er sich an seine Ansicht anschliesst[1]. Als nun die Kunde von dem Herannahen eines grossen Heeres zu Firûd kommt, da wird dieser unruhig. Er lässt das Vieh und alle sonstigen Habseligkeiten in die Stadt Anbûh[2] zusammentreiben und beräth sich dann mit seiner Mutter, was von diesem Heere zu halten sei. Diese glaubte ihn über die Absichten eines êrânischen Heeres vollkommen beruhigen zu können, denn Kaikhosrav ist ja Halbbruder des Firûd und der junge König hat seinem Heerführer gewiss nur freundliche Aufträge für diesen gegeben. Das Heer sei aber wol ausgeschickt, um Rache an Afrâsiâb zu nehmen, und in diesem Falle räth Jerîra ihrem Sohne, sich demselben anzuschliessen, denn auch er sei ein Sohn des Siâvakhsh und auch ihm müsse die Blutrache für seinen Vater am Herzen liegen. Firûd entgegnet, dass er von dem Heere der Erânier Niemand auch nur dem Namen nach kenne, die Mutter nennt ihm Zenge und Behrâm, die alten Waffengenossen seines Vaters, sie räth ihm, dem anrückenden Heere entgegen zu reiten und den Tokhuâr mit sich zu nehmen, welcher alle namhaften Helden des êrânischen Heeres von Angesicht kenne. So geschieht es, Firûd mit seinem Begleiter begiebt sich auf einen Berg, an diesem sehen sie das êrânische Heer vorüberziehen, und Tokhuâr nennt dem Firûd die Namen der vorzüglichsten Heerführer. Inzwischen wird ihre Gegenwart von Tûs bemerkt und dieser entsendet den Behrâm mit dem Auftrage nachzusehen, wer diese Reiter seien, im Falle sie zu den Erâniern gehörten, solle er sie für ihre Unbesonnenheit züchtigen,

1) Ueber diesen Weg, den Tûs einschlägt, hat Justi (*Beiträge* 2, 18) ausführlich gesprochen. Nach Justi's Ansicht ist Kelât die starke Feste, die einen Ausgang von Khorâsân nach der Wüste beherrscht (Ritter VIII, 282) und welche Kelât Jâcerm genannt wird; das kleine Flüsschen, an dem sie liegt, ergiesst sich in den Fluss von Serakhs. Dass diese Ansicht die richtige sei, erhellt aus Shâhn. 599, 8 v. u.

2) Eine Stadt dieses Namens ist nicht bekannt und hat es auch kaum gegeben, das Wort heisst einfach: Füllung, Magazin.

gehörten sie aber zu den Eingeborenen des Landes, so solle er sie als Gefangene zu ihm bringen. Behrâm führt seinen Auftrag aus und Firûd giebt sich ihm als den Halbbruder des Kaikhosrav zu erkennen, zeigt ihm auch auf Verlangen das Mal der Kaiânier, welches er ebensowol wie Kaikhosrav an sich trägt. Behrâm ist sehr erfreut, den Sohn seines frühern Waffengefährten zu sehen, und zu hören, dass derselbe am Kampfe gegen Afrâsiâb Antheil nehmen will, verspricht sich aber von dem unbesonnenen und unverständigen Tûs nicht viel Gutes. Dass Tûs, wenn er sich auch dem Gottesgerichte unterworfen hat, doch den alten Groll noch im Herzen trägt, hat sich schon dadurch gezeigt, dass er, ganz im Widerspruche mit den empfangenen Befehlen, den verbotenen Weg eingeschlagen hat. Behrâm bezweifelt daher, ob es ihm gelingen werde, den Tûs günstig zu stimmen, und räth dem Firûd, auf seiner Hut zu sein. Im Falle, dass Tûs die Eröffnungen des Firûd günstig aufnehme, werde er selbst kommen und den Firûd in allen Ehren in das êrânische Lager führen, sollten aber andere Reiter als er selbst abgesandt werden, so räth er, diesen nicht zu trauen, da sie wahrscheinlich den Befehl haben würden, ihn gefangen zu nehmen. Behrâm hat sich nicht getäuscht, Tûs behandelt seine Mittheilungen verächtlich, er behauptet, die Angabe der Reiter auf dem Berge sei Firûd wäre nichts als die lügenhafte Erfindung eines listigen Türken, durch den sich Behrâm habe täuschen und zur Rückkehr bewegen lassen. Statt des Behrâm schickt nun Tûs seinen Schwiegersohn Rivnîz ab, um den Firûd gefangen vor ihn zu bringen. Als Firûd den ihm fremden Reiter herannahen sieht, weiss er, dass Tûs keine freundlichen Gesinnungen gegen ihn hegt und schiesst denselben nieder, das Pferd läuft herrenlos in das Lager zurück. Nun sendet Tûs seinen einzigen Sohn aber ganz mit demselben Erfolge. Da bleibt nichts übrig, als dass Tûs selbst sich auf den Weg macht gegen den kühnen Jüngling. Firûd erfährt von dem ihn begleitenden Tokhuâr, wer der neu anrückende Reiter sei und widersteht dem Verlangen, auch diesen vom Pferde zu schiessen, mit Rücksicht auf das êrânische Heer, das dann unvermeidlich den Kampf aufnehmen müsste, wenn sein Heerführer gefallen wäre. Er begnügt sich also, das Pferd zu erschiessen, und Tûs, der

nicht zu Fuss kämpfen will, hat keine Wahl, als sich eiligst zurückzuziehen, verfolgt von dem Gespötte der Besatzung in der Festung, welche von den Zinnen aus dem Vorgange zusieht. Selbst der tapfere Gév hat kein besseres Schicksal, da ergrimmt aber Bézhan, Gévs tapferer Sohn, er setzt, nachdem sein Pferd gefallen ist, den Kampf zu Fusse fort und treibt den Firûd in die Burg zurück. Dort wird die Mutter des Firûd mit bösen Träumen geängstigt, ein sicheres Vorzeichen des kommenden Falles. Muthig zieht Firûd in die kommende Schlacht, sehr tapfer kämpft er dort, aber zuletzt unterliegt er den Streichen Rohhâms und Bézhens, todt wird er in die Burg zurückgebracht. Jerîra und ihre Umgebung verbrennen und vernichten alle Schätze des Schlosses und stürzen sich selbst von dessen Mauern herab, um nicht in die Gewalt des Siegers zu fallen. Traurig umstehen Behrâm und Zenge die Leiche des jungen Fürsten, der ähnlich aber noch schmählicher gefallen ist, wie sein Vater, denn nicht ebenbürtige Gegner haben ihm sein Ende bereitet, sondern die Diener des eigenen Bruders. Auch Tûs und sein Anhang muss sich gestehen, dass dieser Krieg für ihn schlechte Freude gebracht und die Ansicht von seiner Unfähigkeit für die königliche Würde durchaus nicht entkräftet hat. Um an Afrâsiâb Rache zu üben, ist er ausgezogen, den Bruder seines Königs hat er ums Leben gebracht und bei dieser unrühmlichen That seinen Schwiegersohn und seinen Sohn verloren, so dass sein Geschlecht jetzt nicht weiter sich fortpflanzt. Für die Sagengeschichte hat aber dies Ereigniss seine Bedeutung als eine Vorbereitung für den Rachezug des Kaikhosrav: es sind jetzt die Personen hinweggeschafft, denen er in Turân Achtung schuldig ist, bis auf Pîrân und nichts hindert mehr, dem Zorne freien Lauf zu lassen.

Nachdem die Erânier ihre Trauer um Firûd beendigt, auch demselben ein Mausoleum errichtet und ihn feierlich bestattet haben, zieht das Heer weiter bis zum Kâsefluss[1]. Afrâsiâb

1) Wir sind genöthigt, den directen Angaben des Königsbuches zufolge, diesen Fluss in der Nähe von Serakhs zu suchen, müssen also mit Justi (*Beiträge* 2, 17. 18) den Fluss von Meshhed darunter verstehen, der nach dem Bundehesh (53, 1) allerdings diesen Namen führt. Unsere

erfährt nun von dem Einfalle der Erânier und beordert den Pìrân, gegen sie zu ziehen. Inzwischen hat das érânische Heer ein harter Unfall betroffen. Das Klima am Kâse zeigt sich als ein rauhes, es stürmt und die ganze Fläche überzieht sich mit Schnee und Eis, so dass Niemand ans Kämpfen denkt und man die Pferde schlachtet, um blos das Leben zu fristen. Nach einigen Wochen tritt Thauwetter ein und macht die Sachen noch schlimmer, da sich nun der ganze Lagerplatz in einen See verwandelt. Trotz aller dieser Schwierigkeiten wird aber doch der Zweck erreicht, wegen dessen das Heer an die Ufer des Kâse gezogen ist: dort hat nämlich Afrâsiâb einen grossen Holzberg errichtet, um das Vordringen nach Turân zu verhindern, und es gilt, diesen zu entfernen; Gév hat diese That auszuführen versprochen und er vollbringt sie auch, er brennt den Holzberg an und dieser brennt drei Wochen lang. Man wird sich vorstellen müssen, dass derselbe etwa in einer Schlucht sich befand, um den Weg durch dieselbe ungangbar zu machen. Von diesem Hindernisse befreit, zieht das érânische Heer weiter gegen Girawgird[1], stösst aber dort auf den Tezhâv, einen der Helden, welche Afrâsiâb zu seinen Gränzwächtern bestellt hatte. Dieser kann aber sammt

frühere Ansicht war, dass unter dem in diesem Kriege öfter genannten Jerm nicht die Stadt Jâcerm in Erân, sondern die Stadt Jerm in Bâdakhshân, in deren Nähe sich auch ein Meiem (ميم) vorfindet (cf. Yâqût in *Barbier de Meynard dictionnaire p.* 183) zu verstehen sei. Der Kâse rûd müsste denn nach Kashgar hin gesucht werden oder auch der obere Indus sein, der nach dem Bundehesh (53, 3) gleichfalls den Namen Kâse führt. Diese Ansicht ist, wie ich mich überzeugt habe, nicht die Ansicht Firdosis, der hier und an andern Stellen deutlich zeigt, dass zu seiner Zeit (und wahrscheinlich lange vorher) die Oxuslinie als Gränze Erâns eine blosse Fiction war und turânische Stämme hart an die Gränzen des jetzigen Erân stossen. Immerhin wird es erlaubt sein zu fragen, ob nicht früher die Sage den Kâse und alle diese Begebenheiten in einer nördlichern Richtung suchte. Noch oben haben wir gesehen, dass Afrâsiâb den Kaikhosrav nicht über den Oxus zu verfolgen wagt, der Verfasser des Mujmil lässt den Tûs nach Turkestân senden, es wird ausdrücklich gesagt, dass Firûd weder von Erân noch von den érânischen Helden das Geringste weiss, was in der Gegend von Serakhs doch sehr auffallend ist. Endlich kennt Ptolemaeus die Κάσια ὄρη und die Inder ein Volk der Khaça im Norden, was an Kâse anklingt.

1) Nach dem Glossare zum Shâhnâme soll Girawgird am Oxus liegen.

seinem Heere vor der Gewalt Bézhans nicht Stand halten und muss froh sein, allein auf seinem Pferde zu Afrâsiâb zu entkommen. Nun nimmt aber Pîrân die Kriegführung ernstlich in die Hand, er übergiebt seinen linken Flügel dem Nestîhan, den rechten dem Tezhâv und so marschirt er gegen die Erânier. Diese sind durch ihre wiederholten Siege übermüthig und sorglos geworden, sie betrinken sich jede Nacht, ohne auch nur Wachen auszustellen. Als Pîrân dies von seinen Spionen erfährt, beschliesst er seine Feinde in der Nacht anzugreifen. Gév allein wacht in diesen unruhigen Nächten in seinem Zelte, er und Gudarz mit wenigen Begleitern sind auf dem Platze und kämpfen wacker, als aber der Tag anbricht, da sehen sie, dass ein grosser Theil des Heeres erschlagen, oder doch verwundet ist und dass der Sieg den Turâniern gehört. Die Trümmer der Erânier ziehen sich hinter den Kâsefluss auf einen Berg zurück, wo sie zwar gegen weitere Angriffe gesichert sind, aber an dem Nothwendigsten Mangel leiden. Gudarz aber entsendet einen Eilboten an den König mit den schlechten Nachrichten und mit Bitten um schleunige Hülfe.

Solche Thaten, wie sie Tûs vollbracht hat, seitdem er Heerführer ist, müssen natürlich den Zorn des Kaikhosrav reizen. Sobald er den Zustand seines Heeres erfährt, entsetzt er den Tûs und befiehlt dem Ferîborz, den Heerbefehl zu übernehmen und alle Kämpfe möglichst zu vermeiden, bis die Verwundeten wieder hergestellt seien, seinen Vorgänger im Amte aber unverzüglich nach Hause zu schicken. Demgemäss verlässt Tûs und mit ihm die Angehörigen des Naudar das Heer und begeben sich an den Hof, wo der Empfang natürlich nicht der beste ist, Kaikhosrav überhäuft den Tûs mit heftigen Vorwürfen und verurtheilt ihn zu immerwährendem Gefängniss, nur seine weissen Haare retten seinen Kopf. Mittlerweile hat Ferîborz einen Gesandten an Pîrân geschickt und denselben bedeutet, dass es für Helden sich gezieme, Mann gegen Mann zu kämpfen und nicht durch nächtlichen Ueberfall. Sei er entschlossen, hinfort in dieser Weise zu verfahren, so müsse er den Erâniern einen einmonatlichen Waffenstillstand gewähren, bis die Verwundeten wieder genesen seien. Pîrân bewilligt diese Frist, aber auch Ferîborz ist in

seinen Kämpfen nicht glücklicher, als er dieselben nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder aufnimmt, das Centrum des Heeres wird durchbrochen und Alles stürzt in wilder Flucht auf jenen sichern Berg zurück, welcher das Lager der Erânier trägt. Nur eine kleine Schaar Tapferer, unter ihnen voran Gudarz und seine Söhne halten aus bis an den Abend und bringen dem Feinde grosse Verluste bei. Da der fliehende Feriborz nicht zu halten ist und auch das Reichsbanner mit sich fortträgt, so haut Gév das letztere in zwei Stücke, ein Theil des Heeres zieht mit der Hälfte ab, um die andere Hälfte aber schaaren sich die heldenmüthigen Kämpfer. Als endlich der Abend hereinbricht, zeigt sich, dass ein ungeheurer Theil von Verwandten des Afrâsiâb und Pirân erschlagen ist, aber auch die Erânier haben schwer gelitten, von Gudarz und seinen achtundsiebzig Söhnen sind in Allem acht Mann übrig geblieben, auch von den Angehörigen des Kâus sind sehr viele gefallen. Trotz aller Tapferkeit ist der Tag für die Erânier verloren. In den darauf folgenden Tagen wird das Unglück noch verstärkt durch den Tod des Behrâm, eines der übriggebliebenen Söhne des Gudarz. Dieser ist in der Nacht nochmals auf das Schlachtfeld gegangen, um eine verlorene Peitsche zu suchen, auf der sein Name steht, und die er nicht in die Hände der Turânier kommen lassen will, damit diese sich nicht rühmen, sie ihm abgenommen zu haben. Er findet sie wirklich, wird aber bemerkt und unterliegt im Kampfe mit Tezhâv, doch lebt er bis zum folgenden Morgen und kann seinem Bruder Gév, der ausgezogen ist, um ihn zu suchen, den Namen seines Feindes mittheilen, der auch sofort zur Sühne von diesem getödtet wird. Feriborz, der keine Hoffnung auf künftige Siege hat, zieht mit dem Heere nach Erân zurück, Pirân, nachdem ihm die sichere Kunde von dem Rückzuge der Erânier zugekommen ist, an den Hof des Afrâsiâb. Dort wird er mit verdienten Ehrenbezeigungen empfangen, während natürlich die Aufnahme der Erânier zu Hause eine sehr unerfreuliche ist. Sie müssen die Vermittlung des Rustem in Anspruch nehmen, auf seinen Rath verzeiht ihnen endlich Kaikhosrav, kündigt aber zugleich an, dass er einen neuen Kriegszug beabsichtige, um die Schmach des ersten auszutilgen. Dies ist der erste Zug nach Turân seit der Rückkehr des Kai-

khosrav, der nur den Tod des Firûd und sonst eine Reihe von Niederlagen im Gefolge hatte. Die grosse Schlacht, in welcher die Mehrzahl der Söhne des Gudarz fiel, wird theils die Schlacht von Lâden, oder auch die Schlacht von Peshen genannt.

Ein neues Heer verlässt Erân, wiederum geführt von Tûs unter dem Beirathe von Gudarz und den noch übrig gebliebenen Heldensöhnen desselben. Aber auch diesmal sind die érânischen Waffen nicht glücklicher als vorher. Diesmal lässt Tûs sein Heer nach dem Shehdflusse ziehen; dessen Lage wir oben (p. 595. not.) schon kennen gelernt haben. Anfangs hält sie Pirân mit listigen Vorspiegelungen von beabsichtigten Gesandtschaften an Kaikhosrav und Unterwerfung unter dessen Willen hin, aber nachdem er stark genug ist, beginnt er den Kampf. Zum ersten Male wird hier den Turâniern vorgeworfen, dass sie Zauberei anwenden, um ihre Gegner zu besiegen. Sie haben einen klugen Zauberer bei sich, welcher einen Schneesturm hervorzaubert, so dass den Erâniern die Hände an den Schwertgriffen erstarren und sie nicht kämpfen können. Zwar wird diese Sache bald entdeckt und der Zauberer getödtet, aber gleichwol ziehen die Erânier auf dem Schlachtfelde wieder den Kürzeren und Tûs hält es für angemessen, den Rückzug anzutreten und sein Heer am Berge Hamâven aufzustellen, wo eine Festung seinen Rücken deckt und seinen Verwundeten Aufnahme gewährt, von dort sendet er einen Boten an den König mit der Meldung von seiner bedrängten Lage und in der Hoffnung, dieser werde den Rustem mit einem Heere zu Hülfe senden. Pirân und sein Heer setzen den Erâniern eifrig nach, als sie deren Rückzug gewahr werden, und sind sehr getäuscht, als sie finden, dass dieselben auf einem hohen Berge Zuflucht gefunden haben, sie schliessen nun das érânische Heer ein, in der Hoffnung, dasselbe durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. In der That ist die Lage der Erânier traurig genug, die Lebensmittel drohen selten zu werden, auf dem Felsen, der ihre Zuflucht ist, finden die Pferde nichts als Dornen. Ein nächtlicher Ausfall gegen das turânische Heer endet zwar im Ganzen glücklich, verbessert aber ihre Lage nicht. Glücklicherweise hat mittlerweile Kaikhosrav die Nachricht von der traurigen Lage seines Heeres

erhalten und den berühmten Rustem zum Beistand für dasselbe geworben, Feriborz mit einer neuen starken Truppenabtheilung soll denselben begleiten, vor dem Abzuge heirathet noch Feriborz die Feringis und verkettet sich durch diese Verwandtschaft auf das Innigste mit Kaikhosrav. Ein bedeutungsvoller Traum verkündet dem Tûs seine Rettung und belebt seinen Muth. Aber auch das Heer des Pîràn erhält wichtigen Zuzug, Afràsiàb sendet den durch seine Stärke und Tapferkeit ausgezeichneten Khàqàn und Kàmùs mit einem starken Heere, in welchem sich viele namhafte Helden befinden. Dieser turànische Zuzug wird von dem éránischen Wächter auf dem Berge Hamàven zuerst entdeckt und die Nachricht verbreitet Niedergeschlagenheit und Betrübniss bei allen Helden, welche wähnen, dass ihre letzte Stunde nun gekommen sei. Um so grösser ist die Freude, als der Wächter bald darauf auch das von Erân anrückende Heer entdeckt, das bis zum folgenden Morgen eintreffen muss. Gudarz vermag, als dasselbe in die Nähe kommt, seine Ungeduld nicht länger zu zügeln und reitet den Freunden entgegen. Es ist nur Feriborz mit seinen Schaaren, aber er bringt die frohe Kunde, dass auch Rustem auf dem Marsche ist und von diesem den gemessenen Befehl, die Erànier möchten sich des Kampfes möglichst enthalten bis er selbst eingetroffen sei. Im turànischen Lager ist man voller sicherer Siegeshoffnungen. Man ruht vor Allem aus von den Strapazen der Reise, an die Eingeschlossenen auf ihrem Berge denkt man kaum mehr, es versteht sich, dass sie in den nächsten Tagen alle vernichtet werden müssen. Dann aber soll sich das Heer in zwei Theile theilen und gegen Zàbul und das eigentliche Erân einen verheerenden Kriegszug eröffnen. Der Einzug des Feriborz macht keinen besondern Eindruck auf die Turànier, man kennt die érânischen Helden und ihre Kräfte und weiss, dass nur Rustem es mit Helden wie Kàmûs und der Khàqàn ist, aufnehmen kann, so lange dieser nicht zur Stelle gebracht wird, hat man von den Erâniern nichts zu besorgen. Aber es währt nicht lange, so erscheint Rustem wirklich mit seinen Truppen und zieht, unerkannt von den Turâniern, in das éránische Lager ein. Das turànische Heer findet er in solchen ungezählten Massen, dass selbst Rustem die Sache für bedenklich erachtet und seine

Hoffnung auf die besondere Fürsorge des Himmels setzen muss. Zunächst will Rustem noch nicht kämpfen, er ist in Eilmärschen auf den Kriegsschauplatz geeilt, sein Rakhsh hat drei Stationen zu einer machen müssen und muss von diesen Anstrengungen sich erst wieder erholen. Als aber einer der feindlichen Helden, Eshkebus, den Rohhâm in die Flucht schlägt, da ergrimmt der Held von Segestân, er kämpft zu Fuss und erschiesst den Eshkebus mit einem Pfeile. Dieser Pfeil erregt Bestürzung im turânischen Lager, denn er ist so gross wie die Lanzen anderer Männer und vergebens sucht man zu errathen, wer der Schütze sei, dem dieser Pfeil angehöre. In rascher Folge fallen nun die Ausgezeichnetsten unter den turânischen Helden, einer der Ersten, der gewaltige Kâmûs, zur grossen Bestürzung der Turânier, welche nicht wissen, wer der fremde Ritter ist und lange sich vergebens mühen, seinen Namen zu erfahren, da Rustem denselben zu nennen sich beharrlich weigert, nur dem Pîrân will er sich nennen und dieser begiebt sich demgemäss zu ihm, um sich mit ihm zu besprechen. Diese Unterredung zwischen Rustem und Pîrân ist für die Anschauungen, welche diesen Erzählungen zu Grunde liegen, von hoher Wichtigkeit, es zeigt sich aufs Deutlichste, dass es die vom Schicksal verwickelten Verhältnisse sind, welche diesen Krieg hervorgerufen haben und zu Ende zu führen nöthigen, dass der Einzelne diesen Verhältnissen gegenüber machtlos und zu einem Kampfe gezwungen ist, den er lieber vermieden sehen möchte, weil Pflicht und Ehre ihn unabweislich gebieten. Es muss vorausgeschickt werden, dass sich Pîrân über die Lage der Dinge nie getäuscht hat; trotz aller Prahlereien der turânischen Helden, besonders des Kâmûs und Khâqân, hat er stets an der Ueberzeugung festgehalten, dass der Sieg der turânischen Waffen nur so lange gewiss sei, als es gelinge, den Rustem vom Kampfe ferne zu halten, dass aber der ganze Krieg einen trüben Ausgang nehmen werde, falls es den Erâniern gelingen sollte, diesen Helden zur Theilnahme zu bewegen. Als ihm daher Rustem seinen Namen nennt, erschrickt er heftig und ist sofort für den Frieden. Rustem bringt ihm Briefe von Kaikhosrav und dessen Mutter Feringîs, die sich seiner Wohlthaten in dankbarer Anhänglichkeit erinnern; dies giebt dem Pîrân Gelegenheit, darzulegen, wie

wenig Segen und wie viel Unglück ihm seine Verdienste um die érânische Königsfamilie gebracht haben. Er ist stets ein treuer Freund des Siâvakhsh gewesen und vollkommen unschuldig an dessen Tode, er hat diesem Prinzen seine Tochter Jerîre zur Frau gegeben — und nun ist diese Tochter und ihr Sohn Firûd durch die Schuld der Erânier getödtet. Pîrân hat sich der Feringîs angenommen und ihr das Leben gerettet, er hat den Afrâsiâb bewogen, den Kaikhosrav am Leben zu lassen trotz der Warnungen der Sterndeuter, nun muss er täglich von den Seinigen die Vorwürfe hören, dass er es gewesen, der diesen unheilvollen Krieg gegen Turân verschuldet habe und dabei hat er sich mit den Waffen in der Hand gegen die Erânier zu wehren, die ihm und den Seinigen an das Leben wollen. Rustem giebt die Verdienste und die Redlichkeit des Pîrân vollkommen zu, niemals habe er gegen Erân sich etwas zu Schulden kommen lassen. Aber wo solche wichtige Fragen zum Austrage gebracht werden müssen wie die Blutrache für einen Königssohn, da müssen die Privatverhältnisse der Vasallen in den Hintergrund treten. Die Erânier, sagt Rustem, sind durchaus nicht für einen Krieg mit Turân eingenommen, mögen nur die Turânier thun, was billig ist, so können sie den Frieden haben. Sie müssen die Urheber des ganzen Frevels, den Garsévaz und Gurvî zirih, an Kaikhosrav senden, damit er mit ihnen verfahre, wie es Recht ist. Dem Pîrân aber räth Rustem, sich nach Erân unter den Schutz des Kaikhosrav zu begeben, das Vermögen, welches er in Turân zurücklasse, werde ihm reichlich ersetzt werden. Pîrân sieht ein, dass die Vorschläge des Rustem nicht unbillig sind, aber sie sind unannehmbar. Wie ist es denkbar, dass Afrâsiâb ohne die höchste Noth seine Angehörigen als Verbrecher in die Hände der Erânier liefern werde? Und was ihn selbst betrifft, so weiss Pîrân sehr wohl, dass ihm ganz ähnliche Bedingungen gestellt werden müssen. Seitdem durch ihn und seine Söhne und Brüder die vielen Söhne des Gudarz getödtet worden sind, ist auch die Familie der Wésas in Khoten in die Blutrache der Könige von Erân verwickelt und auch ihr Blut muss als Sühne gefordert werden. Trotz dieser schweren Bedenken verspricht doch Pîrân, über den Vorschlag zu berichten, er beruft gleich nach seiner Rückkehr eine Versammlung, die aus An-

gehörigen der Familie Wésas besteht, schildert die grosse Gefahr, welche droht und fragt, ob es denn nicht besser wäre, den Kampf aufzugeben und sich in die entfernte und sichere Heimath zu begeben, wo der Arm der Rächer schwerer hinreiche. Die tapferen Wésas, wie Humân, sind für diesen Vorschlag gestimmt, da sie die Kraft des Rustem bereits kennen, aber die übrigen Bundesgenossen, Shangal, der König von Indien und der Khâqân von China finden jede Friedensbedingung unannehmbar. Sie wollen nicht vergebens dem Afrâsiâb Hülfe versprochen und Geschenke von ihm angenommen haben, sie vertrauen auf die überlegene Zahl ihres Heeres und finden es ungereimt, von der Gegenwart eines einzigen Helden den Ausgang des Kampfes abhängig machen zu wollen. So wird denn von turânischer Seite die Fortsetzung des Kriegs beschlossen und auch bei den Erâniern haben die Aussichten auf einen baldigen Frieden keine sonderlich günstige Aufnahme gefunden. Natürlich ist es zunächst Gudarz, der gegen einen Frieden sich ausspricht und daran erinnert, dass Pirân auch früher scheinbar auf ihre Bedingungen eingegangen sei, aber nur, bis er sich stark genug fühlte, mit den Erâniern zu kämpfen, auch jetzt beabsichtige derselbe kaum etwas Anderes, als Zeit zu gewinnen. Nebenbei macht Gudarz auch noch auf die schwere Schuld aufmerksam, die auf der Familie des Pîrân durch seine erschlagenen Söhne lastet. Die Friedensunterhandlungen zerschlagen sich und eine Schlacht folgt, welche Rustem selbst als die schrecklichste beschreibt, welche er erlebt hat, in welcher alle die Könige von Indien und China fallen, die Afrâsiâb zur Verstärkung an Pirân gesendet hat, während die érânischen Helden alle unversehrt bleiben. Die Folge ist, dass Pîrân in der Nacht mit dem Reste des Heeres sich auf die Flucht begiebt und sein ganzes Lager mit ungeheurer Beute für die Erânier zurücklässt. Aus dieser werden die kostbarsten Stücke für Kaikhosrav ausgewählt, damit sie ihm Feriborz zugleich mit der Siegesbotschaft überbringe. Die lange entbehrten fröhlichen Nachrichten erregen natürlich in Erân grosse Freude und reiche Belohnungen werden den Siegern mit dem Danke ihres Königs gesendet. Unterdessen ist das érânische Heer weiter nach Norden gerückt, hat sich eine Zeitlang in Soghd aufgehalten

und von da aus die Stadt Bîdâd mit ihrem menschenfresserischen König Kâfûr bekriegt und besiegt. Dem Afrâsiâb giebt die Nachricht von der Niederlage des Pîrân viel zu denken und eingezogene Erkundigungen vermehren noch seinen Schrecken. Es ist kein Eroberungskrieg mehr, aber ein Krieg um das Leben und für das Leben der Familie, darum muss weiter gekämpft werden, wenn auch der schlimmste Ausgang zu befürchten steht. Als letztes Auskunftsmittel wendet sich Afrâsiâb noch an den jungen Pulâdvend, den er selbst erzogen hat und bittet denselben, mit Rustem zu kämpfen, da er ihn diesem an Stärke gewachsen glaubt. Pulâdvend (d. i. der stählerne), wird öfter als ein Dämon bezeichnet, dazu will aber nicht recht passen, dass er im Einladungsschreiben im Namen Gottes gebeten wird, zu kommen, auch ist sonst in seinem Thun nicht mehr Dämonisches, als in dem der anderen Helden. Wichtiger ist, dass nunmehr Afrâsiâb und Pulâdvend nicht mehr verschmähen, List und Betrug in ihrem Kampfe gegen Rustem zu gebrauchen, nachdem sie sehen, dass sie mit Gewalt nicht ausreichen. Doch auch mit solchen Mitteln gelingt es nicht, den Rustem zu besiegen, Pulâdvend entkommt mit genauer Noth dem Tode und Afrâsiâb, der sich nicht mehr halten kann, entflieht mit seinen Grossen und lässt das Heer ohne Führer zurück. Dieses ist kein würdiger Gegner für einen Helden wie Rustem, er beschliesst nunmehr, den Rückzug nach Erân, wo er von Kaikhosrav ehrenvoll empfangen und mit reichen Geschenken nach Hause entlassen wird. Diesen zweiten Kriegszug nennt Firdosi im Gegensatze zu dem vorigen den Kampf mit Kâmûs [1],) nach einem der Haupthelden in diesen Ereignissen.

Firdosi schiebt hier einen neuen Kampf des Rustem ein, den er den Kampf des Akvân nennt. Er kann sich nicht enthalten, kopfschüttelnd zu bemerken, derselbe sei nicht recht glaublich, in der That begreift man nicht recht, wie derselbe hieher kommt, er steht weder mit dem Vorhergehenden, noch mit dem Folgenden in irgend einem Zusammenhang, aber er ist ächt mythologisch und desshalb als ein Stück der Ueberlieferung anzusehen, das wir nicht übergehen sollen. Die Sache

1) Shâhn. 744 ult.

ist in Kurzem diese. Bald nach Beendigung des Zuges gegen Kâmûs sitzt Kaikhosrav mit seinen Getreuen fröhlich beim Weine, der vorangegangenen Kämpfe gedenkend. Da tritt ein Hirte ein und meldet, ein wilder Esel sei unter die Heerde der königlichen Pferde gekommen und richte Verwüstungen unter ihnen an, indem er ihnen den Rücken zerbreche; seine Farbe sei golden und er habe einen langen schwarzen Streifen auf dem Rücken. Der König merkt alsbald, dass dies kein gewöhnlicher Esel sei und mustert seine Helden, wer von ihnen wol fähig sein möge, den Kampf mit dem gefährlichen Thiere zu unternehmen, aber er findet, dass keiner derselben der Aufgabe gewachsen ist und sendet deswegen eine Botschaft an Rustem. Gehorsam dem Befehle des Königs begiebt sich dieser an den bezeichneten Ort und wird auch bald den goldenen Esel ansichtig, wie er aber diesen mit der Fangschnur an sich ziehen will, da entschwindet das Thier seinen Blicken. Am folgenden Tage lässt sich der Esel wieder sehen, Rustem schiesst mit einem Pfeile nach demselben, wiederum ist das Thier verschwunden. Durch das lange vergebliche Suchen wird der Held müde und durstig, und da er eben an eine Quelle kommt, beschliesst er zu trinken und zu schlafen, während Rakhsh in der Nähe seine Weide findet. Dieser Zeitpunkt ist es, auf den der böse Geist Akvân[1]) — denn dieser hatte vorher die Gestalt des wilden Esels angenommen — gewartet hatte. Alsbald löst er das Stück Erde, auf dem Rustem ruht, vom Boden los und schwingt sich damit hoch in die Lüfte. Der Held erwacht erschreckt und merkt, dass er in der Gewalt des bösen Geistes ist, er hält sich für verloren und klagt über die Verwirrung, die auf der Welt entstehen werde, wenn er mit seiner Stärke die Dämonen nicht mehr niederhält. Plötzlich redet der böse Geist ihn an und lässt ihm die Wahl, ob er auf das Festland oder in das Meer geworfen sein wolle. Da bedenkt der kluge Held, dass es besser sei, ins Meer geworfen zu werden, als auf einem Berge oder Felsen die Glieder zu zerbrechen, zugleich weiss er aber auch, dass

1) Dieser Name scheint einem altbaktrischen akavâo, mit Sünden begabt, zu entsprechen. Ob dieser Akavâo eins ist mit dem Akô-manô vermag ich nicht anzugeben.

die Dämonen keine Verträge halten, und das Gegentheil von dem thun, was man mit ihnen festgesetzt hat. Er wünscht sich also auf einen Berg geworfen zu werden, und hat ganz richtig gerathen: der Dämon wirft ihn ins Meer. Alsbald denkt er auf seine Rettung, bald die Meeresungeheuer bekämpfend, bald vorwärts gehend, kommt er ans Land und findet ohne grosse Schwierigkeit auch die Quelle wieder vor, wo er gerastet hat. Aber Rakhsh ist nirgends zu sehen, Rustem muss sich entschliessen, Zaum und Sattel selbst zu tragen, weiter zu gehen und sein Pferd zu suchen. Er gelangt endlich zu einem Jagdgrunde des Afrâsiâb und trifft den Rakhsh weidend unter den Pferden, alsbald besteigt er ihn und fängt an die Heerde vor sich her zu treiben. Der Hirte sagt dies dem in der Nähe befindlichen Afrâsiâb, dass ein einzelner Mensch sich vermesse die Pferde wegzutreiben, der König und sein Gefolge wollen dies nicht leiden, werden aber geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Nun trifft Rustem auch wieder Akvân, dies mal in seiner wahren Gestalt, er erlegt ihn und kehrt mit reicher Beute nach gut ausgeführtem Auftrage zu Kaikhosrav zurück.

Wir übergehen die schöne Episode von Bézhan und Menîshe, die ähnlicher Art ist und uns berichtet, wie sich Bézhan mit einer Tochter des Afrâsiâb vermählt und nach manchen ausgestandenen Leiden durch die Hülfe Rustems mit seiner Geliebten glücklich nach Erân entkommt. Es führt diese Erzählung die Begebenheit nicht weiter und gehört eigentlich nicht zum Königsbuche[1], sie ist wichtiger für die religiöse als für die politische Seite des êrânischen Geisteslebens. Mit solchen Vorfällen, wie die beiden eben genannten, motivirt Firdosi die Unternehmung eines neuen Zuges nach Erân, den Afrâsiâb auszuführen gedenkt. Es ist weniger der Aerger über den Verlust seiner Pferde oder der Aerger über die Entführung seiner Tochter, welcher ihn dazu treibt, als vielmehr die Erwägung, wie sehr sein Ansehen gesunken sei, dass einzelne êrânische Helden es wagen dürfen, solche Thaten auszuführen.

---

1) Am Beginne der Episode erzählt uns Firdosi, dass ihm die Erzählung von einer seiner Frauen aus einem alten Buche mitgetheilt worden sei und er sie der Aufnahme in sein grosses Werk würdig befunden habe.

Er sammelt daher ein zahlreiches Heer und übergiebt die Hälfte von 50000 Mann seinem Sohne Shéda, um sie nach Khuârezm zu führen, die andere Hälfte erhält Pîrân mit dem Auftrage, einen Einfall nach Erân zu machen. Als Kaikhosrav von diesen Rüstungen hört, ist er natürlich gezwungen, auch seinerseits Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen. Den Osten, nämlich Segestân, Indien, Kâbul und Kaschmir, überlässt er dem Rustem und dessen Sohne Ferâmorz, in die Gränzlande des Westens, zu den Alânen und Georgiern, wird Lohrasp gesendet. Ein weiteres Heer unter Eshkesh bewegt sich nach Khuârezm, die Hauptarmee aber wird dem Gudarz übergeben, um sie dem Pîrân entgegen zu führen. Gudarz führt sein Heer an den Raibad[1]), ehe er aber zu weiteren Massregeln fortschreitet, schickt er erst nochmals seinen Sohn Gév an den Pîrân, um ihn zum Uebertritte nach Erân zu veranlassen. Die Bedingungen sind die alten: Auslieferung der Mörder des Siâvakhsh, Auslieferung der Schätze, die das Heer besitzt, und zunächst die Stellung von Geiseln. Von der Blutrache für die Söhne des Gudarz, die doch dem Gudarz vor Allem am Herzen liegen muss, ist nicht weiter die Rede, es scheint als ob Gudarz dem Kaikhosrav zu Liebe darauf verzichten will. Mit dieser Botschaft eilt Gév über Balkh nach Wésagird[2]), wo er den Pîrân findet, diesen trifft er aber ebensowenig geneigt, sich diesen Bedingungen zu fügen wie früher, und Gév kommt unverrichteter Sache wieder zurück. Nun nimmt Gudarz eine feste Stellung an den Bergen Raibad und Gonâbad auf der einen und einem Flusse auf der andern Seite. Als Pîrân ankommt und die Stellung der Erânier sieht, findet er die Sache bedenklich, denn die Lage ist für ihn nicht günstig; indessen trifft er aber doch seine Anstalten nach Möglichkeit und beide Heere stehen sich drei Tage und drei Nächte gegenüber ohne zu kämpfen. Da erfasst den hitzigen

1) Ueber diese Localitäten vgl. oben p. 57 und Justi, *Beiträge* 2, 17. Ich glaube, dass wir diese Orte getrost in Khorâsân suchen dürfen, wir haben hier Volkssagen vor uns, die solche Begebenheiten an bestimmte und bekannte Plätze anschliessen.

2) Wésagird heisst weiter nichts als Stadt des Wésa und ich glaube nicht, dass dies eine wirkliche Stadt war. Ihre Lage wurde natürlich in der Gegend von Tibet gedacht, darum reist Gév dahin über Balkh.

Bézhan die Ungeduld, er wendet sich an seinen Vater Gév und verlangt, dass entweder das ganze Heer eine Schlacht wage oder zum Wenigsten ihm erlaubt werde, sich im Einzelkampfe zu versuchen. Von gleicher Lust fühlt sich bei den Turâniern Humân getrieben, trotz der Vorstellungen, die ihm sein Bruder Pîrân macht. Er fordert die érânischen Helden zum Kampfe heraus, findet aber nirgends Gehör, da Gudarz den Einzelkampf verboten hat in der Hoffnung, dadurch die Turânier zu einem Gesammtangriffe zu vermögen. Laut schmähend entfernt sich Humân vom érânischen Lager und brüstet sich bei seiner Rückkehr als Sieger. Ein solches Betragen erregt den Unmuth des Bézhan, nicht ohne Mühe setzt er es bei Gudarz durch, dass ihm die Erlaubniss zum Kampfe ertheilt wird und bekleidet sich dann mit dem Panzer des Siâvakhsh, den sein Vater Gév aus dem Nachlass dieses Prinzen früher empfangen und selbst bei allen wichtigen Unternehmungen getragen hat. Der Kampf, welcher sich zwischen den beiden Helden entspinnt, ist ein schwerer und hartnäckiger, denn Humân ist ein Held von grosser Kraft und an Stärke eigentlich dem Bézhan überlegen, endlich aber gelingt es dem letzteren doch, seinen Gegner zu werfen und zu tödten. Die Trauer im turânischen Lager ist um so grösser, als die Todesnachricht, welche der zurückkehrende Dolmetscher dem Pîrân bringt, dazu dienen muss, einen ungegründeten Siegesjubel zu dämpfen, denn Bézhan, der, um in das érânische Lager zurück zu kehren, nicht weit von den aufgestellten Wachen der Turânier vorüber ziehen muss, hat sich in die erbeuteten Waffen des Humân gehüllt und dadurch den Irrthum hervorgerufen, als sei der turânische Held Sieger geblieben. Im érânischen Lager wird Bézhan natürlich mit hohen Ehren empfangen. Der erste turânische Held, welcher zur Sühne der gefallenen Söhne des Gudarz erliegt, ist Humân, ihm sollen bald noch mehr folgen. Die Trauer und der Wunsch der Rache veranlassen nun den Pîrân, einen nächtlichen Ueberfall zu versuchen, mit dessen Leitung er seinen Bruder Nestîhan beauftragt. Aber die Erânier sind auf ihrer Hut, der Ueberfall trifft sie nicht unvorbereitet und auch der zweite Bruder des Pîrân, der Anführer Nestîhan, fällt unter dem rächenden Schwerte des Bézhan. Gudarz weiss,

dass nun das Heer des Pîrân sehr geschwächt sein muss und er vermuthet darum, dass dieser sich um Hülfe an Afrâsiâb gewendet haben werde. Er beschliesst ein gleiches Gesuch an Kaikhosrav zu richten und erhält auch von diesem das Versprechen, dass nicht nur ein, sondern sogar zwei Heere ausgerüstet werden sollen, von denen das eine unter dem Oberbefehl des Tûs bestimmt wird über Dihistân gegen den Oxus zu operiren, damit Afrâsiâb diesen Fluss nicht überschreite; bei dieser Gelegenheit hören wir auch dass Eshkesh in Khuârezm siegreich war und Gurgânj, die Hauptstadt dieser Provinz, eingenommen hat. Die Niederlagen der letzten Tage machen den Pîrân bedenklich und während er früher die Friedensanerbietungen der Erânier zurückgewiesen hat, findet er nun für gerathen, selbst solche zu machen, welche jedoch von den früheren érânischen Bedingungen wesentlich abweichen. Er sendet nämlich seinen Sohn Ruyîn zu Gudarz und stellt demselben vor, dass des Blutvergiessens um eines Todten willen genug sei, auf diese Art würden zuletzt die beiden Heere einander aufreiben. Werde jedoch der Krieg geführt, um eine Sühne an Land zu erhalten, so will sich Pîrân für namhafte Erweiterungen des érânischen Machtgebietes verwenden. Die Vertheilung der Länder soll wieder auf die Zustände zur Zeit Manosheihrs zurückgeführt werden und das eigentliche Erân vom Thore der Georgier[1]) bis nach Bost am Hîrmend reichen, ausserdem soll Kaikhosrav noch erhalten: Thâleqân bis nach Faryâb und Anderâb, die fünf Städte bis Bâmiân, Gurgân und Umgegend, Balkh bis nach Bâdakhshân, ferner die Städte Âmû, Zam, Bajilân, Shankân, Tirmid, Wésagird, Bokhârâ und Soghd[2]). Auch Rustem und das Reich von Segestân soll bei diesen Abtretungen nicht leer ausgehen, Indien, Kaschmir, Kâbul und Qandahâr werden ihm zugesprochen, Lohrasp soll das Land der Alânen erhalten. Wenn aber Gudarz nicht auf die Beilegung des Streites durch Abtretung von Ländern ein-

1) Cf. Shâh. p. 848. Das Thor der Georgier kann entweder Derbend oder auch der Engpass Dariel im Kaukasus sein.

2) Nicht alle diese Orte sind nachzuweisen, von den bekannten haben wir schon früher gesprochen. Man sieht, dass nach diesen Abtretungen das Reich von Erân den Oxus überschritten haben würde.

gehen will, so hält es Pîrân für das Zuträglichste, wenn beide Theile eine Anzahl von Helden auswählen und diese mit einander kämpfen lassen, die beiden Heere sollen den Sieg der einen oder der andern Partei als ein Gottesurtheil ansehen und sich demselben fügen; auf diese Art werde doch wenigstens das allzu grosse Blutvergiessen vermieden. Allein Gudarz weist diese Vorschläge zurück. Er erinnert den Pîrân an seine frühere Gesandtschaft, wie er den Frieden vom Anfang dem Blutvergiessen vorgezogen habe, da sei es Pîrân gewesen, der diese Vorschläge zurückgewiesen habe. Er wirft ihm seine frühere Treulosigkeit vor, die verhindern müsse, dass man jetzt seinen Anerbietungen traue. Er betont namentlich, dass die Rache eine heilige Pflicht sei, dass er einst dafür zur Verantwortung von Gott gezogen werden würde, wenn er mit allen erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, diese Pflicht verabsäumt hätte; zudem habe er vom Könige den Befehl, Krieg zu führen, nicht aber Frieden zu schliessen. Was aber die Abtretung der bewussten Ländergebiete betreffe, so sei dieselbe gar nicht nöthig, da alle diese Landstrecken schon in der Gewalt der ausgeschickten éranischen Heere sind, die auf allen Punkten siegreich waren. Auch auf den Einzelkampf einzugehen weigert sich Gudarz, wenigstens will er nichts davon wissen, ehe noch weitere Gefechte stattgefunden haben. Da verlangt Pîrân neue Hülfstruppen von Afrâsiâb und nun beginnt eine neue fürchterliche Schlacht, die aber wieder ohne Entscheidung endigt. Gév und sein Sohn Bézhan verrichten Wunder der Tapferkeit, aber den Pîrân vermögen sie nicht zu tödten, da diesem bestimmt ist durch Gudarz zu sterben. Nunmehr hält Gudarz die Zeit für den Einzelkampf gekommen. Er übergiebt sein Heer dem Gustehem, nachdem er eine Zusammenkunft mit Pîrân verabredet hat und begiebt sich mit seinen Helden an den bestimmten Ort; vorher schärft er dem Gustehem ein, sich vor feindlichen Ueberfällen in Acht zu nehmen, sonst aber jeder kriegerischen Handlung zu enthalten und im Falle Gudarz nicht wiederkomme zu warten bis Kaikhosrav mit der Hülfsarmee ankomme und sich dann unter dessen Befehl zu stellen. Auch Pîrân trifft seine letzten Anordnungen, seine Brüder Lahhâk und Farshîdvard sollen in seiner Abwesenheit die Angelegenheiten des Heeres leiten, im

Falle aber Pîrân nicht widerkomme, schleunigst nach Turân entweichen, denn sie sind die letzten vom Stamme der Wésas und auf ihnen beruht dessen Zukunft. Durch Uebereinkunft von Gudarz und Pîrân werden auf jeder Seite elf Helden ausgewählt, die mit einander kämpfen sollen. Zwei Anhöhen befinden sich in der Nähe des Kampfplatzes, die von dem Standpunkte der Heere aus gesehen werden können, es wird beschlossen, dass die eine den Erâniern, die andere den Turâniern gehören solle und dass Jeder, der seinen Feind besiegt habe, zum Zeichen seines Sieges die Fahne des Gegners auf seinem Hügel aufstellen solle, sonst ist jeder Verkehr der Erwählten mit den beiden Heeren untersagt. Es kämpfen nun aber 1) der Kaiânide Ferîborz gegen Kalbad, den Bruder des Pîrân, aus der Familie der Wésas, 2) Gév gegen Gurvî Zirih, den Mörder des Siâvakhsh, 3) Gurâze gegen Siâmek, 4) Furûhil gegen Zangule, 5) Rohhâm, der Sohn des Gudarz, gegen Bârmân, 6) Bézhan, der Enkel des Gudarz, gegen Ruyîn, den Sohn des Pîrân, 7) Hejîr, ein Sohn des Gudarz, gegen Sipahram, einen der Verwandten des Afrâsiâb, 8) Gurgîn gegen Anderîmân, 9) Barta gegen Kuhram, 10) Zenge Shâverân gegen Akhvâst. In allen diesen Kämpfen sind die Erânier siegreich, sie tödten sämmtlich ihre turânischen Gegner, mit Ausnahme des Gév, welcher den seinigen blos gefangen nimmt. Das letzte Paar, das gegen einander kämpft, ist das greise Feldherrnpaar selbst, Gudarz und Pîrân, der letztere weiss wohl, dass die Gunst des Himmels von ihm gewichen ist, aber er hält aus vermöge seines Mannesmuthes. Gar bald auch stürzt sein Pferd, durch einen Pfeil des Gudarz verwundet, es verwickelt Pîrân mit in seinem Sturz und er bricht den Arm. Fliehend rettet er sich auf den Berg, Gudarz setzt ihm nach und ruft ihm zu sich zu ergeben, Kaikhosrav werde seinen Wohlthäter mit offenen Armen aufnehmen. Allein Pîrân will lieber den Tod als solche Schmach erdulden, er wirft seinen Wurfspiess nach Gudarz und verwundet ihn am Arme, worauf dieser ergrimmt ihn mit seiner Lanze durchbohrt [1]). So endigt Pîrân, selbst von seinen Feinden beklagt, ein schönes Beispiel

1) Nach dem Königsbuche trinkt Gudarz sogar das Blut des gefallenen Pîrân, es scheint dies bei der Blutrache üblich gewesen zu sein.

mag sich nur mit Mühe bis zu einer Quelle zu schleppen, an welcher er erschöpft liegen bleibt. Dort findet ihn Bêzhan und verbindet ihn. Zum Bewusstsein gekommen, sagt ihm der schwer verwundete Gustehem, dass es sein sehnlichster Wunsch sei, das Angesicht des Königs nochmals zu sehen, ehe er sterbe, da dies aber kaum mehr möglich sein werde, so möge er wenigstens die Leichen der beiden Erschlagenen mit sich nehmen und von Gustehems Thaten dem jungen Kaikhosrav einen Bericht geben. Tief bewegt begiebt sich Bêzhan an den Ort, den ihm Gustehem als den Ort des Kampfes bezeichnet hat. Er fängt die Pferde der beiden erschlagenen Turânier und nimmt noch einen Türken gefangen, der arglos in seine Nähe kommt. Kurz entschlossen, lädt er die beiden Leichen auf das eine der Pferde, auf das andere setzt er den verwundeten Gustehem, hinter ihn den gefangenen Türken, um ihn im Arme zu halten; so tritt er seinen Rückweg zum Heere der Erânier an. Bei diesem ist mittlerweile Kaikhosrav eingetroffen, die Erânier sind ihm ehrfurchtsvoll entgegen gezogen und haben ihm die Leiber der erschlagenen Helden gezeigt und ihre Belohnungen empfangen. Seine alten Wohlthäter Pirân und dessen Angehörige beklagt Kaikhosrav auf das Tiefste, aber da sie freiwillig ihr Loos mit dem des Afrâsiâb verknüpft haben, so blieb diese Wendung ihres Schicksals unvermeidlich, es wird ihnen aber ein prachtvolles Mausoleum errichtet, in welchem sie ehrenvoll bestattet werden. Da erscheint, um das Glück des Sieges vollständig zu machen, noch Bêzhan, mit den Leibern von Farshîdvard und Lahhâk, sowie mit dem kranken Gustehem, der aber durch das Siegel des Königs bald wieder gesundet. Gurvî zirih, der Mörder des Siâvakhsh wird dem Kaikhosrav übergeben und auf dessen Befehl hingerichtet.

Nunmehr ist die Zeit gekommen, in welcher Kaikhosrav selbst handelnd aufzutreten hat. Alle die bedeutenden Anhänger des Afrâsiâb sind gefallen, erst die entfernter stehenden Verbündeten wie Khâqân, der König von Indien und Kâmûs, dann die ihm näher befreundeten Vasallen wie Pîrân, seine Brüder und Söhne. Afrâsiâb und seine Familie sind nun gezwungen, selbst zu kämpfen um ihre Existenz und der

einzige ebenbürtige Gegner in diesem Kampfe ist kein Anderer als Kaikhosrav.

Es werden uns nun die Zurüstungen geschildert, welche Kaikhosrav zu diesem Zuge gemacht hat, diese sind natürlich bei Weitem umfassender als die seiner Feldherren. Zu den bisher genannten Helden tritt für diesen Feldzug noch Rustem hinzu, Hülfsvölker bringen die Könige der Persis und Kirmâns, andere kommen aus dem weitern Kreise des érânischen Machtgebiets, von den Georgiern, vom Euphrat und Tigris, aus Arabien, ja selbst von den Berbern und dem Berge Qâf. Afrâsiâb sitzt unterdessen in Baikend unweit Bokhârâ, dort hielt er sich besonders gerne auf, denn, wie Firdosi uns lehrt, ist Baikend das frühere Kandizh, ein Ort, den schon Frédûn gebaut und mit einem Feuertempel geschmückt hatte, in welchem er ein mit Gold beschriebenes Avesta niederlegte (vgl. oben p. 604, Anm. 3). In dieser Stadt erfährt Afrâsiâb den Tod Pirâns, die ungeheure Niederlage seiner Helden und die Vernichtung seines Heeres. Die Trauer über diese grossen Verluste vereinigt sich bei ihm und seiner ganzen Umgebung mit dem Durste nach Rache. Ohne Verzug bildet er sich sein Heer und rückt gegen den Oxus vor. Aber es sind nicht Vasallen, welche diesmal das Heer führen, sondern Afrâsiâb selbst nebst seinen Söhnen Pesheng, gewöhnlich Shéda genannt[1]), Jehen und Gurdgîr, während ein anderer Sohn, Qarâkhân, die Verwaltung der Heeresbedürfnisse übernimmt und in Bokhârâ zurückbleibt. Sobald Kaikhosrav erfährt, dass Afrâsiâb den Fluss überschritten habe, trifft er seine Vertheidigungsanstalten, sein Heer ist zur Rechten bis Balkh, zur Linken bis nach Dihistân aufgestellt, ein Graben ist um das Lager gezogen, um dieses besser zu schützen. So stehen sich die beiden Heere einige Zeit gegenüber, ohne sich anzugreifen, Afrâsiâb will erst eine günstige Antwort von den Sterndeutern erlangen, aber diese wissen sie nicht zu geben. Zuletzt wird Pesheng ungeduldig, es handle sich bei diesem Kampfe weder

1) Nach Shâh. 913, 8 müssen Pesheng und Shéda dieselbe Person sein und letzteres ist nur ein Beiname, den Pesheng seines Glanzes (Shéd) wegen empfing:

پشنگست نامش پدر شیده خواند   که شیده بخورشید تابنده ماند

um Land, noch um anderes Besitzthum, nur das Leben des Gegners könne jede der beiden Parteien befriedigen. Darum will er einen allgemeinen Kampf oder auch einen Zweikampf, ohne dass man auf den Ausspruch der Sterndeuter wartet. Aber Afrâsiâb ist durch das Schicksal des Pîrân vorsichtig und ängstlich geworden, es steigen Zweifel in ihm auf, ob der Himmel schliesslich seine Sache unterstützen werde. Trotz der grossen Aussichtslosigkeit eines friedlichen Verlaufs schickt er seinen Sohn Shéda doch nochmals mit friedlichen Eröffnungen zu Kaikhosrav. Vor Allem betont er das unnatürliche Verhältniss eines Kampfes zwischen Grossvater und Enkel, erklärt sich nochmals zu Gebietsabtretungen bereit, wenn Kaikhosrav Frieden halten wolle, aber auch zum Kampfe, sei es in geordneter Schlachtreihe, sei es im Einzelkampfe. Und zwar lässt er den Enkel wählen, ob er lieber mit Afrâsiâb selbst, oder mit dessen Sohne Shéda kämpfen wolle. Kaikhosrav wählt das Letztere. Shéda merkt bald, dass Kaikhosrav unter dem Schutze des Himmels streitet und dass er ihm nicht gewachsen ist, darum sucht er durch eine List sein Leben zu retten, indem er ihm vorschlägt, sich im Faustkampf mit ihm zu messen. Er hofft, dass Kaikhosrav es mit seiner Würde nicht vereinbar finden werde, vom Pferde zu steigen und zu Fuss zu kämpfen, aber er täuscht sich. Der junge Prinz, erwägend, dass er einen ebenbürtigen Gegner vor sich habe und dass was dieser für sich geziemend erachte, auch für ihn nicht ungeziemend sein könne, entschliesst sich auch zu dieser Kampfesart und bald liegt Shéda entseelt am Boden. Mit dem Tode ist der Kampf erloschen und Kaikhosrav denkt nur noch daran, dass der Verstorbene sein Oheim war, er befiehlt ihn ehrenvoll zu bestatten und ein Mausoleum zu bauen. Diesem Einzelkampfe folgt eine grosse Schlacht, in welcher Afrâsiâb mit grosser Erbitterung kämpft und mit Gewalt vom Schlachtfelde entfernt werden muss, als der Tag sich neigt. Trotz aller Anstrengung sind aber die Verluste auch an diesem Tage so gross, dass Afrâsiâb es für gut findet, noch in der Nacht aufzubrechen und über den Oxus zurückzugehen. Aber auch jenseits des Oxus wagt er nicht zu verweilen und überschreitet eilfertig noch den Gulzarriûn oder Yaxartes. Er wirft sich in die auf dem rechten Ufer dieses Flusses gelegene Stadt Kang

Bihisht[1]) und dort hält er sich für sicher, während er neue Truppen zusammenzieht. Kaikhosrav rückt ihm langsam nach und verweilt längere Zeit in Soghd, wo er durch geordnete Mannszucht und Milde gegen den harmlosen Theil der Bevölkerung sich die Herzen gewinnt; dort erfährt er auch, dass Afrâsiâb, um den Erâniern den Weg abzuschneiden, einen Theil seines Heeres nach Çâc, den andern in die Wüste geschickt hat. Kaikhosrav entsendet gegen die eine Abtheilung den Gustehem mit den Hülfstruppen aus Berdaa und Ardebîl, gegen den andern den Rustem mit dem Heere des Südens, er selbst rückt geraden Weges gegen den Yaxartes vor. An diesem Flusse versucht es Afrâsiâb, nochmals in offener Feldschlacht den Erâniern entgegen zu treten, der Tag bleibt unentschieden und Afrâsiâb will am nächsten Tage den Kampf wieder aufnehmen, da trifft sein Sohn Qarâkhân ein mit nur sechzig Reitern, die ihm übrig blieben und bringt dem Afrâsiâb die Nachricht, dass die beiden ausgeschickten Abtheilungen von Gustehem und Rustem bei nächtlichen Ueberfällen zerstreut worden sind. Diese Nachricht bringt den Afrâsiâb zum eiligen Rückzuge, die Hoffnung, den Rustem unversehens überfallen zu können, erweist sich als trügerisch und es bleibt ihm nichts übrig, als sich nach Kang Bihisht zu werfen und darauf zu warten, dass der Faghfûr von China mit Hilfstruppen herbeikomme, wie ihm befohlen worden ist. Kaikhosrav freut sich, als er vor der Feste anlangt und hört, dass Afrâsiâb sich in derselben befinde, denn nun, so hofft er, muss Afrâsiâb in seine Gewalt kommen, darum hält er es für das Beste, nicht zu warten, bis der König von Turân neue Hülfstruppen erhält, die aus Furcht vor seiner Macht noch immer seinem Befehle gehorchen, sondern sobald als möglich die Festung einzuschliessen und zu erstürmen. Während nun Kaikhosrav damit beschäftigt ist, erhält er ziemlich unerwartet eine neue Botschaft von seinem Grossvater, es ist Jehen, der zweite

1) Justi hat (*Beiträge* 2, 21) mit nicht unwahrscheinlichen Gründen diesen Ort in der Nähe des heutigen Tâshkend nachgewiesen. Der Ort wird übrigens so geschildert, wie wir deren schon mehrere kennen gelernt haben: auf einem steilen unzugänglichen Berge gelegen, aber mit Wasser und allen nöthigen Lebensbedürfnissen versehen und von keiner äusseren Zufuhr abhängig.

Sohn des Afrâsiâb, der sie überbringt. Man sieht aus diesen Mittheilungen, dass der Muth des alten Königs von Turân durch seine letzten Niederlagen bedeutend gesunken ist. Es ist eigentlich nur noch das Leben, um das er bittet. Mit Vorliebe verweilt er wieder bei der Verwandtschaft mit Kaikhosrav, um dadurch das Unnatürliche des ganzen Kampfes zu begründen, er erinnert an das viele, viele Blut Schuldloser, das in diesem Rachekrieg um Siâvakhsh schon vergossen worden sei, um ein Ziel zu erreichen, welches dem todten Manne doch nichts helfen könne. Er stellt sich selbst als ein schuldloses Werkzeug des Schicksals dar, welches den Tod des Siâvakhsh unwiderruflich beschlossen, ihn aber zum Vollstrecker dieses Urtheils gewählt habe. Er will dem ganzen Reiche entsagen, wenn Kaikhosrav von der Fortsetzung des Rachekriegs absehen wolle. Das Wichtigste aber ist die allerdings überraschende Mittheilung, dass es dem Kaikhosrav doch nicht gelingen werde, den Afrâsiâb zu fangen, selbst wenn er die eingeschlossene Festung einnehmen sollte, denn dieser ist mit übernatürlichen Kräften, namentlich mit der Gabe des Fluges versehen und droht davon zu fliegen nach Mâcîn, in die fernsten Theile seines Reiches und von dort mit neuen Heeren hervorzubrechen, wo man es am wenigsten vermuthe, falls man durchaus auf Fortsetzung des Krieges bestehe. Was Kaikhosrav hierauf erwiedert, ist nichts Neues, es ist eine entschiedene Ablehnung aller Friedensvorschläge, gestützt auf die alten Gründe und gewürzt mit den alten Vorwürfen, die sich von Seite der Erânier, theils gegen die Person des Afrâsiâb, theils gegen sein ganzes Haus vorbringen lassen. Die Drohung mit dem Fluge erschreckt den Kaikhosrav nicht, sie zeigt ihm blos, bis zû welchem Grade der Verworfenheit Afrâsiâb gediehen ist, da er zu Zauberkünsten seine Zuflucht zu nehmen nicht verschmäht; um so sicherer darf Kaikhosrav auf den Beistand des Himmels zählen. Eine methodische Belagerung der Festung Kang Bihisht wird begonnen und sie führt in kurzer Zeit zum Ziele, dieselbe wird im Sturm genommen, Garsévaz und Jehen werden bei dieser Gelegenheit gefangen genommen, Afrâsiâb zieht ab, aber nicht, wie man nach seiner früheren Drohung erwarten sollte, durch die Luft, sondern durch einen unterirdischen Gang, von welchem nur er allein

Kunde hat, auch nimmt er eine Schaar seiner Getreuen mit sich. Kaikhosrav ist nun Herr des Landes weit und breit, und kann, wenigstens für eine Zeit lang, Schonung statt der Rache üben, vor Allem sichert er den unschuldigen Frauen des Afrâsiâb, die dieser bei seiner Flucht zurücklassen musste, seinen Schutz zu. Aber nicht lange währt es, so kommen neue kriegerische Nachrichten. Afrâsiâb hat sich zu der Armee begeben, die der Faghfûr von China zu seiner Vertheidigung zu stellen versprochen hat, diesem sind die Schätze des verstorbenen Pîrân zugefallen und er hat sie zur Ausrüstung eines beträchtlichen Heeres verwendet, auch das frühere Heer des Pîrân, welches die Erânier begnadigt hatten, hat sich auf die Nachricht von den neuen Werbungen grossentheils dieser Fahne angeschlossen. Demgemäss trifft nun auch Kaikhosrav seine Anstalten und bald stehen sich wieder zwei Heere gegenüber. Der auf das Aeusserste gebrachte Afrâsiâb will selbst mit Kaikhosrav kämpfen. Gegen diese Absicht erklärt sich aber sein ganzes Heer auf das Entschiedenste, denn wozu überhaupt ein Heer ausrüsten, wenn die ganze Angelegenheit im Einzelkampfe entschieden werden soll? Derselben Ansicht ist auch Rustem, umsomehr, als Afrâsiâb noch die Bedingung stellt, dass ihm, im Falle er im Einzelkampfe unterliege, das Leben geschenkt werden solle. Es bleibt also Nichts übrig, als ein neuer Massenkampf, Afrâsiâb versucht es diesmal mit einem nächtlichen Ueberfall, aber die Erânier erwarten ihn und auch die Elemente erklären sich gegen Afrâsiâb, denn es erhebt sich ein heftiger Wind, der den Turâniern den Staub ins Gesicht treibt und die Helme von den Köpfen reisst. Afrâsiâb muss verwundet vom Schlachtfelde entfliehen. Nach dieser Schlacht sieht auch der Faghfûr, dass die Gnade des Himmels von Afrâsiâb gewichen ist, er bittet den Kaikhosrav um Frieden und erhält ihn auch unter der Bedingung, dass er dem Afrâsiâb den Aufenthalt in seinen Ländern nicht länger gestatte. Dieser sieht nun keinen Ausweg, als zu Schiffe in seine Besitzungen jenseits des Meeres zu entfliehen. Dort hält er sich für geborgen in Kang-dizh, der von Siâvakhsh erbauten Stadt und gedenkt sich vor der Hand ruhig zu verhalten, mit dem Vorsatze jedoch, den Kampf wieder zu versuchen, sobald die Zeiten sich gebessert haben werden.

Die Hoffnung des Afrâsiâb, dass Kaikhosrav ihn nicht jenseits des Meeres verfolgen und ihm Zeit geben werde, sich zu sammeln, erweist sich sehr bald als trügerisch. Dieser hat kaum Nachricht von dem Aufenthalte des Afrâsiâb erhalten, als er beschliesst, auch seinerseits das Meer zu durchkreuzen und den Kampf fortzusetzen. Mit dieser Nachricht sendet er den Gêv an den Hof des Kâus und giebt ihm die vornehmsten Gefangenen mit. Der Entschluss wird gebilligt, Garsêvaz in einen dunklen Kerker gesetzt, Jehen in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten. Der Weg, den Kaikhosrav einschlägt, um jenseits des Wassers zu gelangen, ist nach unsern Begriffen allerdings ein seltsamer. Er wendet sich zuerst nach Khoten und China, wo er von seinen Untergebenen, dem Khâqân und dem Faghfûr mit geziemender Ehrfurcht aufgenommen wird. Von da geht der Zug nach Mekrân, dessen König sich weigert, dem Heere auf dem Durchzuge die nöthigen Lebensmittel zu verabreichen, weshalb ein neuer Kampf nöthig ist, in welchem der König von Mekrân getödtet wird. Kaikhosrav hält sich ein Jahr lang in Mekrân auf, um die nöthigen Schiffe für die Ueberfahrt zu besorgen, bei seiner Einschiffung lässt er den Eshkesh im Lande zurück, damit er während seiner Abwesenheit die Ordnung aufrecht erhalte. Die Seereise dauert nicht weniger denn sieben Monate und Kaikhosrav hat während der Fahrt Gelegenheit, die verschiedenen fabelhaften Seeungeheuer zu sehen. Nach Verlauf von sieben Monaten betritt Kaikhosrav mit seinen Getreuen das Land und wird mit Ehren empfangen, denn von einem Kampfe ist nicht mehr die Rede, selbst in Kang-dizh hat Afrâsiâb nicht Mannschaft genug, um einen Kampf mit Kaikhosrav zu wagen, er entflieht vielmehr bei dessen Annäherung und kehrt über das Wasser zurück, Kaikhosrav aber verweilt ein Jahr lang in der von seinem Vater gegründeten Stadt, die so schön ist, dass er sich kaum davon zu trennen vermag und nur die Erwägung

1) Das Meer, welches zu durchschiffen ist, heisst theils زره, d. i. Zereh, welches Wort Firdosi nicht vom Hâmûnsee, sondern vom persischen Meerbusen gebraucht. An einigen Stellen (Shâh. 946, 11. 966, 6 v. u.) heisst es auch das Meer von Kîmâk (دریای کیماک), vgl. Merâsid. s. v. und Qazvini II, 395.

bewegt ihn zur Rückkehr, dass Kaikâus alt und schwach ist und dass alle die ungeheuren Anstrengungen umsonst gewesen wären, wenn es dem Afrâsiâb gelänge, in Abwesenheit des Heeres in seinen frühern Besitzungen wieder festen Fuss zu fassen. Die Rückreise erfolgt in derselben Weise wie die Ankunft: sie geht zuerst zu Schiffe nach Mekrân, von da über China nach Kang Bihisht, wo Kaikhosrav wieder ein Jahr lang verweilt, immer eifrig nach der Person des Afrâsiâb forschend, aber von diesem ist Nichts zu hören und zu sehen.

Nachdem nun Kaikhosrav die ganze Welt bezwungen hat, kann er in sein Reich zurückkehren. Ueber Soghd und Bokhârâ zieht er nach Balkh, von da über Thâleqân und Mervrûd nach Dâmeghân und Rai, von Rai nach Baghdâd[1]) und von da in die Persis zum alten König Kaikâus. Wo er durchzieht, wird er feierlich empfangen, wo er sich aufhält, werden ihm zu Ehren Feste gefeiert. Die Reichthümer, welche er aus den glücklich geführten Kriegen mit sich nach Hause bringt, sind unermesslich. Trotz aller dieser Erfolge kann man die Kriegszüge des Kaikhosrav doch in der Hauptsache als misslungen betrachten. Er hat es nicht vermocht, den Afrâsiâb, welcher die Hinrichtung seines Vaters Siâvakhsh angeordnet hat, in seine Gewalt zu bringen, nach wie vor ist der Tod des Vaters ungerächt und was das Schlimmste ist, es ist auch gar keine Aussicht das Ziel zu erreichen. Kein Land darf und soll es wagen, dem Afrâsiâb wissentlich Aufenthalt zu gewähren, aber dieser hat sich durch Zäuberei verborgen und ist nirgends zu finden. Kaikhosrav fühlt wohl, dass nur göttliche Hülfe hier in diesem Falle wirksam sein kann, an Gott wendet er sich in dieser Angelegenheit verschiedene Male, besonders aber bei seinem Durchzuge durch Bokhârâ in dem altberühmten Feuertempel in Baikend, aber ohne allen Erfolg. Das Heer wird entlassen, alle die Grossen, welche bei den Kriegszügen hilfreiche Hand geleistet haben, ziehen reich beschenkt in ihre Heimath und Kaikhosrav bleibt allein mit seinem Grossvater, um zu überlegen, was weiter zu thun sei, damit nicht Afrâsiâb plötzlich einmal wieder sichtbar werde

1) Cf. Justi, *Beiträge* 2, 17. Der Mohl'sche Text scheint Shirâz statt Baghdâd zu lesen.

und die ganze Mühe und Arbeit von Neuem begonnen werden müsse. Kaikâus in seiner Klugkeit findet das richtige Mittel. Die beiden Könige müssen sich nach Âderbaijân zum Tempel des Âdar Gushasp begeben, welches sich schon früher dem Kaikhosrav so hülfreich erwiesen hatte, Gebete bei jenem Feuer werden gewiss erhört werden. Diese Reise wird ausgeführt, Kaikâus und sein Enkel erscheinen in weissen Kleidern vor dem heiligen Feuer, sie beten wiederholt vor ihm und verweilen einen ganzen Monat in Âdarbaijân. Die Wirkung erweist sich sofort und die Auffindung des Afrâsiâb gelingt durch göttliche Hülfe. Nach seinem tiefen Falle hat dieser turânische König keinen andern Ort finden können, an dem er sich vor den Menschen verborgen halten könnte als eine Höhle auf einem hohen Berge bei Berdaa, fern von bewohnten Orten und so hoch gelegen, dass nicht einmal die Adler so hoch fliegen [1]). Dort belauscht ihn Hom eines Tages, als Afrâsiâb Gott um die Gunst bittet, dass er entweder sein Reich und seine Herrschaft wieder erlangen oder von der Welt hinweg genommen werden möge. Firdosi schildert uns diesen Hom als einen frommen Mann aus dem Geschlechte Frédûns, es ist aber natürlich der alte Gott Haoma, der als Pflanze und als Gott gedacht auf die höchsten Berge gesetzt wird und darum auch die ganz geeignete Persönlichkeit ist, um den hochgelegenen Aufenthalt des Afrâsiâb zu entdecken. Als Hom das Gebet des Afrâsiâb hört, da dringt er in die Höhle ein, wirft den Afrâsiâb zu Boden und bindet ihn mit dem wollenen Gürtel, den er am Leibe trägt (es ist natürlich der Kosti der Parsen, dem diese wunderbare Kraft zugeschrieben wird). Hom schleppt seinen Gefangenen weiter und dieser legt sich auf das Bitten, er behauptet, ein unglücklicher Kaufmann zu sein, der sein Geld verloren habe und nun in dieser Höhle vor seinen Gläubigern sich verberge. Diese Lüge durchschaut natürlich Hom sofort und kündigt dem Missethäter an, dass er nun nahe daran sei, die Strafe zu leiden, welche solche Thaten, wie die Ermordung des Agh-

1) Der Ort führt davon den Namen hang-i-Afrâsiâb, hang ist das alte hañkana, Höhle. Die Berge, in welchen diese Höhle zu suchen ist, müssen die hohen Gebirge am Ostufer des Sevansees sein.

rérath, Naudar und Siâvakhsh heischen. Darauf bittet Afrâsiâb nur noch um die Vergünstigung, dass Hom ihm die Hände weniger fest binden möge, während aber Hom dies thut, entschlüpft ihm Afrâsiâb und verbirgt sich im See Khanjest oder besser Caecast, d. i. in dem Urumiasee (cf. oben p. 128). Zufällig kommt Gudarz desselben Wegs gegangen, er sieht den Hom und fragt ihn, was er suche und dieser theilt ihm die Gefangennehmung des Afrâsiâb und dessen Entweichung in den See mit. Gudarz begiebt sich mit dieser Nachricht eiligst nach dem Tempel des Âdar Gushasp und meldet den Königen, was er gehört hat. Auf diese Nachricht hin begeben sich die Könige sofort an die Ufer des Urumiasees und bringen dem Hom ihre Verehrung dar. Dieser räth ihnen, den Garsévaz an den See zu bringen und dort schlagen zu lassen, bis er laut aufschreie, wenn Afrâsiâb die Stimme seines Bruders höre, werde er aus dem Wasser auftauchen. So geschieht es, und sobald Afrâsiâb den Kopf über das Wasser erhebt, wirft Hom von einer Insel des Sees aus eine Fangschnur nach demselben, bindet ihn und übergiebt ihn dem Kaikhosrav. Dieser schlägt ihm, ungerührt von dessen Klagen, den Kopf ab und lässt auch den Garsévaz enthaupten[1]. Hiermit ist der Blutrache genügt, Kaikhosrav hat seiner Pflicht gegen seinen Vater genügt, er sieht in dem Todten seinen Grossvater, den er beweint und in einem Mausoleum bestatten lässt. Er kündigt nun an, dass die Kriege zu Ende sind und er fortab in Frieden regieren werde. Zuerst aber begiebt er sich nochmals zum Feuer Âdar Gushasp zurück und stattet seinen Dank ab für die ihm geleistete Hülfe. Er macht dem Tempel, sowie den an ihm angestellten Priestern reiche Geschenke und kehrt dann nach der Persis in die Hauptstadt zurück.

Ueberblicken wir zum Schlusse nochmals die Erzählung von dem Rachezug des Kaikhosrav, so lassen sich deutlich

1) Als den Ort, wo dies geschah, nennt Masudi (II, 131 ed. Par.) die Städte Serav und Arrân (ببلاد السرو والران), es dürfte damit die Umgegend der Stadt Serav in Âderbaijân gemeint sein. Dagegen erzählt der Verfasser des Mujmil, Afrâsiâb sei dem Hom an den Gränzen von Jais und Arrân (بر حدود جيس واران) entschlüpft. Letzteres ist wol ursprünglicher. Jais (جيس) ist wol verdorben aus Cécast (چاچست).

vier verschiedene Abschnitte in demselben entdecken, von denen die zwei ersten den Knoten noch mehr verwickeln, die beiden letzten ihn lösen helfen. Der erste Abschnitt ist der Zug des Tûs und Ferîborz, der mit dem Tode des Firûd endigt, dieser Zug beweist einerseits die Unfähigkeit der beiden Führer, andererseits verwickelt er auch den Pîrân und seine Familie in eine Blutfehde mit Erân, da der gefallene Firûd sein Enkel und dessen Mutter Jerîre seine Tochter ist. Der zweite Zug des Tûs giebt nun dem Pîrân und seiner Familie Gelegenheit, Wiedervergeltung an den Erâniern zu üben; dadurch, dass die siebenzig Söhne des Gudarz in der Schlacht von Lâdan fallen, wird auch Gudarz und seine Familie persönlich bei der Sache betheiligt. Eine andere Bedeutung hat dieser Abschnitt nicht, denn die Tapferkeit des Rustem dient zu nichts weiter, als den Gudarz und die érânische Armee wieder glücklich nach Erân zurückzuführen. Der dritte Abschnitt ist nun der Zug des Gudarz gegen Pîrân, in welchem von érânischer Seite den Gesetzen der Blutrache gegen diesen turânischen Helden genügt wird. Als vierter und letzter Abschnitt folgt dann der Zug des Kaikhosrav gegen Afrâsiâb, welcher mit dem Tode dieses Königs endigt und den Schluss des ganzen Trauerspiels bildet. Ob wir die Sage in ihrer ursprünglichsten Gestalt haben, kann man namentlich des Schlusses wegen bezweifeln, wo ein mythologisches Element ganz deutlich hervortritt, das sonst gänzlich fehlt. Nicht bezweifeln lässt sich nach unserer Ansicht, dass der ganze Zug und dessen Gelingen mit der Hülfe des Âdar-gushasp in enge Verbindung gebracht wird und dass die ganze Erzählung mehr darauf bedacht ist, nächst Kaikhosrav den Gudarz und seine Familie zu verherrlichen als den Rustem. — Die Frage, ob wir in diesen Mythen einen altindogermanischen Stoff vor uns haben, wird sich aus Mangel an Material wol niemals sicher ausmachen lassen, aber einige Anhaltspunkte für eine solche Ansicht sind gegeben. Der Rigveda kennt bekanntlich auch einen Suçravas, welcher der Kava Huçrava oder Kaikhosrav sein könnte. Auch Suçravas ist ein Jüngling, wie aus Rgv. 53, 10 hervorgeht. An einer andern Stelle desselben Buches (161, 11) heisst es, dass Indra dem Kâvya Uçanas seinen Enkel zurückgegeben habe. Man braucht nicht gerade anzunehmen,

dass in den Vedas Suçravas als ein Enkel des Kâvya Uçanas betrachtet wurde, um diese Uebereinstimmung merkwürdig zu finden.

3. Kaikhosrav. Nachdem Kaikâus seinen gefallenen Sohn an dessen Mörder gerächt gesehen hat, bleibt ihm auf der Welt nichts mehr zu thun übrig, er stirbt alt und lebenssatt und wird von Kaikhosrav vierzig Tage lang betrauert, worauf dieser dann den Thron besteigt. Mit der Regierung des Kaikhosrav verhält es sich ähnlich wie mit der des Manoshcihr: alle seine wichtigen Thaten sind bereits vollbracht, ehe er den Königsthron besteigt, über seine Regierung ist weiter nichts zu berichten, als dass sie friedlich war, und dass er gleich am Anfang derselben den Jehen, den gefangenen Sohn des Afrâsiâb als dessen Nachfolger zum Könige von Turân einsetzt. Sonst ist nichts mehr zu thun, alle die grossen Helden Turâns sind in den Schlachten gefallen und vom Schauplatze abgetreten, Kaikhosrav und seine Genossen haben keine Beschäftigung mehr, es bleibt ihnen nichts weiter übrig, als gleichfalls abzutreten. Nur das Eine erwähnen Ḥamza und der Verfasser des Mujmil während Kaikhosravs Regierung, dass derselbe einen Drachen getödtet habe, welcher auf dem Berge Kûshîd, der zwischen der Persis und Ispâhân liegen soll, sein Wesen trieb und dass er dort einen Feuertempel errichtete, der unter dem Namen des Feuers von Kûshîd bekannt war[1]. Als Kaikhosrav sechzig Jahre lang in Frieden regiert hatte, da fing er an, der Thatenlosigkeit und der Welt überdrüssig zu werden. Da seine Abstammung ebensowol auf Afrâsiâb wie auf Kaikâus zurückging, so fürchtete er, er möge mit zunehmendem Alter in die Fehler seiner beiden Grossväter verfallen und da er rein zu sterben wünschte, so flehte er zu Gott, dass er ihn von der Welt wegnehmen möge, auf der er ja ohnedies nicht mehr nöthig sei. Nach mehrwöchentlichen Andachtsübungen erhält Kaikhosrav eine himmlische Offenbarung, er

1) Kûshîd nennen den Berg Ḥamza und der Verfasser des Mujmil übereinstimmend, bei Sharastâni (I, 298 nach Haarbrückers Uebersetzung) heisst dieser Feuertempel Kuvîsa. Keine dieser Formen, noch auch die Varianten derselben, finde ich bei den mir bekannten muhammedanischen Geographen wieder erwähnt.

möge sich bereit halten, er werde in kurzer Zeit in den Himmel beschieden werden. Die Grossen des Reiches sind durch die plötzliche Aenderung im Betragen des Kaikhosrav schon lange in ernste Besorgniss versetzt, denn nur selten gewährt er ihnen mehr Zutritt, sondern lebt meist eingeschlossen dem Gebete, wenn er sich zeigt, führt er seltsame nur halb verständliche Reden. Diese Zustände erinnern an den Anfang der Regierung des Naudar und wie damals so suchen auch diesmal die Grossen ihre Hülfe in Segestân. Jetzt ist es der greise Zâl, der entboten wird, um den König an seine Pflichten zu erinnern. Als nun der König den Zâl mit den Grossen empfängt und ihm mittheilt, dass er nächstens in den Himmel steigen werde, da ergreift Alle ein Schrecken, sie glauben nicht anders, als Kaikhosrav habe seine Gedanken vom Pfade des Rechtes abgelenkt und denke, denselben übermüthigen Plan auszuführen, wie früher sein Grossvater Kaikâus und Zâl hält eine ernste dieser Ueberzeugung angemessene Strafrede. Kaikhosrav zeigt aber durch seine fromme demuthsvolle Antwort, dass seine Getreuen im Irrthum sind, sie entschuldigen sich daher bei ihm und legen seinem Beginnen kein Hinderniss mehr in den Weg, obwol sie dieses nur halb verstehen. Er entfernt sich aus dem Palaste und bezieht ein Lager vor der Stadt. In diesem Lager bestätigt er feierlich die Grossen in ihren Aemtern und Würden. Rustem bleibt Reichsfeldherr und erhält das Reich des Südens. Ebenso wird Gudarz und seine Familie in ihren Besitzungen zu Ispâhân und Qomm bestätigt. Tûs bleibt Reichsbannerträger und erhält die Statthalterschaft von Khorâsân. Zu seinem Nachfolger in der Königswürde ernennt aber Kaikhosrav den Lohrasp zum allgemeinen und nicht freudigen Erstaunen. Ein allgemeines Murren geht durch die Reihen der Versammlung, dem endlich Zâl einen Ausdruck verleiht, indem er feierlich gegen diese Wahl protestirt als eine um so grössere Ungerechtigkeit gegen die Mitglieder des königlichen Hauses, da man weder von der Herkunft noch von den Thaten des Lohrasp etwas zu berichten wisse. Doch auch in dieser Angelegenheit muss sich Zâl und die Grossen beruhigen, denn da die Wahl des Lohrasp auf himmlische Eingebung hin erfolgt ist, so kann ihm auch auf Erden die Huldigung nicht verweigert werden, zumal da

sich zeigt, dass er aus königlichem Stamme ist. Nachdem nun die öffentlichen Angelegenheiten geordnet sind, nimmt Kaikhosrav Abschied von seinen vier zurückbleibenden Töchtern [1], die er der Obhut des Lohrasp empfiehlt. Auch Lohrasp selbst muss zurück bleiben, um das Reich zu behüten. Kaikhosrav aber macht sich auf und nimmt seinen Weg ins Gebirg (wir vermuthen gegen Nordosten), um seine Reise in den Himmel anzutreten. Eine Menge Volks begleitet ihn laut klagend eine Strecke weit, acht Helden, Gév, Gustehem, Tûs, Gudarz, Rustem, Zàl, Bézhan und Feriborz entschliessen sich, ihrem Herrn auf seiner weiten Reise zu folgen. Kaikhosrav mahnt ab. Der Weg, den er zu gehen habe, sei sehr weit und gehe über wasser- und baumlose Landstriche, in denen man kaum Moos antreffe. Da es ihm nicht vergönnt ist, seine Helden in den Himmel mitzunehmen, so mögen sich diese wenigstens die Mühe des Rückwegs sparen. Nur drei Helden, Gudarz, Zàl und Rustem, befolgen diesen Rath und kehren um, die übrigen bleiben bei Kaikhosrav und ziehen unter vielen Mühsalen mit ihm weiter. An einer Quelle rasten sie eines Abends, dort eröffnet ihnen Kaikhosrav, dass sie ihn hinfort nicht mehr sehen werden, er räth dringend zur schleunigen Umkehr, denn bald werde ein Schneesturm einbrechen, der es unmöglich mache, den Weg zu finden. Kaikhosrav wäscht sich dann an der Quelle und wird den Augen seiner Getreuen entrückt, wir vermuthen, dass es die Quelle des Lebens sein wird. Die Grossen aber befolgen den Rath des Kaikhosrav nicht, sie suchen ihn noch lange und da sie ihn nicht finden, lagern sie sich schmausend an dem Rande der Quelle und sprechen von ihrem entschwundenen Herrn. Da überkommt sie Müdigkeit, sie fallen in Schlaf. Ein Sturm braust über sie hinweg und begräbt sie in tiefen Schneemassen. Anfangs regt sich noch der eine und der Andere, bald aber entfliehen ihre Lebensgeister und sie folgen ihrem vorangegangenen Herrn. So

1) Nach dem Königsbuche hinterlässt Kaikhosrav nur Töchter und so erklärt sich auch uns der Uebergang der Königswürde auf eine Seitenlinie. Im Avesta (Yt. 13, 137) wird zwar ein Akhrûra als Sohn des Kaikhosrav genannt und da sich der Name Akrûra auch in der indischen Mythologie findet, so wird er wol schon alt sein. Doch kann man annehmen, dass der Sohn vor dem Vater gestorben sei.

endigt die herrliche érânische Heldensage. Auch die grossen érânischen Helden, deren ruhmvolle Thaten wir in den früheren Erzählungen bewundert haben, sind ihren turânischen Gegnern nachgefolgt. Nur die Helden der Vorzeit sind noch übrig, der greise Gudarz nunmehr kinderlos, sein Sohn Gév und sein Enkel Bézhan haben ihren König begleitet, seine anderen Söhne sind in den Schlachten für das Haus des Kaiqobâd gefallen. Für ihn und den noch älteren Zâl bleibt auf der Welt nichts mehr übrig als zu sterben. Nur Rustem, der Grösste von allen, lebt noch in den folgenden Zeitraum hinein, aber um eine von der früheren sehr verschiedene Rolle zu spielen.

6. Die letzten Kaiânier und Zarathustra.

Vorbemerkungen. In den Quellen, denen wir bei der Beschreibung der érânischen Sagengeschichte folgen, liegt durchaus kein Grund vor, die Dynastie der Kaiânier in zwei Theile zu scheiden, wie wir so eben gethan haben. Weder Firdosi noch auch die ihm zur Seite stehenden Historiker deuten irgend wie eine solche Scheidung an, es lässt sich auch erweisen, dass die Berichte der Parsen und selbst des Avesta die nachfolgenden Könige unmittelbar an die vorhergehenden anschliessen, ohne sich irgend eines Unterschiedes bewusst zu sein. Nichts desto weniger sind die inneren Kennzeichen eines ganz verschiedenen Ursprungs des nachfolgenden Theiles der Heldensage so überwiegend, dass wir uns für berechtigt gehalten haben, diesen auch äusserlich von der vorhergehenden Periode abzuscheiden.

Zuerst ist es klar, dass Lohrasp und seine Nachfolger nur als eine Seitenlinie der vorhergehenden Könige aus dem Stamme des Kaiqobâd anzusehen sind. Lohrasp führt seinen Stamm zurück auf Kai Pishîn, den dritten Sohn des Kaiqobâd [1]. Weniger noch als in der Abstammung der Könige von

1) Ueber die Genealogie sind unsere Quellen ziemlich einstimmig. Ḥamza nennt ihn den Sohn des Kaiâvjân, des Sohnes Kaimenish, des Sohnes Kaifishîn, des Sohnes Kaiâfûh (p. 36. ed. Gottw. بن كياوجان بن كيمنش بن كيفشين بن كيا فوه) Ganz ähnlich der Verfasser des Mujmil,

Erân hat Lohrasp seinen Platz in der Heldensage. Wir haben gehört, dass er gegen die Alânen unter Kaikhosrav gekämpft hat, aber dies ist auch Alles, nicht eine einzige seiner Thaten wird uns mitgetheilt. Die Art und Weise aber, wie der neue König auftritt, hat manches Eigenthümliche, von den Sitten der früheren Könige Abweichende. Wir haben gesehen dass Firdosi die Residenz der vorhergehenden Könige auf das Bestimmteste nach der Persis verlegt und Stimmen, welche den ersten Kaiâniden eine andere Residenz geben, vereinzelt blieben. Lohrasp verlegt dieselbe bestimmt nach Balkh, wie auch von Firdosi anerkannt wird, ja er baut diese Stadt eigentlich erst auf, trotzdem dass sie schon in der früheren Geschichte eine Rolle als Durchgangspunkt der Erânier und Turânier gespielt hat. Dort errichtet Lohrasp auch einen Feuertempel (Shâh. 1031, 2 flg.) und dort bleibt auch die Residenz unter seinem Nachfolger, denn die Gesandten, welche Arjasp an Gushtasp sendet, gehen nach Balkh und nicht nach Istakhr (ibid. 1072, 10 v. u.). Diese Verlegung der Residenz nach Balkh ist selbst Orientalen aufgefallen und Mìrkhond hat vermuthet, es möge sich Lohrasp aus Furcht vor dem damals regierenden Bakhten-nazar (Nebucadnezar) so weit nach Osten begeben haben, nach Ḥamza und dem Verfasser des Mujmil wäre freilich Bakhten-nazr ein blosser Satrap des Lohrasp gewesen. In Europa hat man die Nachricht von einer Verlegung des Königssitzes nach Balkh sogar für historisch halten wollen, weil sie zufällig mit einem Mährchen des Ktesias zusammentrifft, nach welchem Ninus und Semiramis einen König von Baktra an der Spitze eines grossen Heeres besiegten. Wir wollen nicht leugnen, dass Balkh seiner Zeit der Sitz eines érânischen Fürsten gewesen sein könne, aber zur Residenz eines érânischen Grosskönigs passt eine Stadt, die im äussersten Nordosten des Reichs gelegen ist, in der That sehr wenig. Selbst die Parther, deren ursprünglicher Wohnsitz nicht so weit östlich gelegen

---

nur lässt er den ersten, den Kaiâvjân, weg und nennt den Lohrasp بن كيمنش بن كى پشين بن كيقباد Aehnlich Masudi (II, 121 ed. P.), dieser Schriftsteller nennt ihn fälschlich Bohrasf, daher بهراسف بن قيو جى بن كيمس بن كيناسين بن قباد Durch Vergleichung dieser drei Namensreihen ist es leicht, die richtige Namensform zu finden.

war, fanden es doch gerathen, mit der Ausdehnung ihres Reiches auch ihren Wohnsitz mehr nach Westen zu verlegen. Was man aber in den historischen Zeiten unter den Dynastien der Achämeniden, Parther und Sâsâniden für nothwendig hielt, ist es gewiss in noch höherem Grade in früheren Zeiten gewesen, als man in Ninive und Babylon lebenskräftige, eroberungssüchtige Reiche zur Seite hatte. Warum aber unsere Berichte nun auf einmal die Residenz nach Balkh verlegen, ist ganz klar: der Mittelpunkt der folgenden Erzählungen ist Zarathustra, der seine Prophetenlaufbahn angeblich in Balkh vollführte, dort musste also auch die Residenz des Königs sein, welcher sein Beschützer war.

Diese Verlegung der Residenz von Westen nach Osten ist übrigens nicht die einzige Veränderung, welche unter der Regierung des Lohrasp ausgeführt wird. Bisher waren die Reichspehlevâne aus der Familie der Könige von Segestân, noch Kaikhosrav hat den Rustem feierlich in dieser Würde bestätigt. Jetzt finden wir den Zarîr mit dieser Würde bekleidet (Shâh. 1073, 2 flg.), einen Bruder des regierenden Königs, und nach dessen Tode geht dieselbe Würde auf Isfendiâr, den Sohn des Gushtasp, über, Rustem dagegen sinkt zu einem blossen König des Mittagslandes herab, zu einem Vasallen, der den Schicksalen des êrânischen Reiches, wo nicht feindlich, doch wenigstens gleichgültig gegenüber steht.

Wichtiger noch als diese politischen Verhältnisse sind die religiösen, die wir nun erst näher ins Auge zu fassen haben. Diese, welche früher nur beiläufig erwähnt wurden, treten nunmehr entschieden in den Vordergrund, nicht blos in Dingen, bei welchen Zarathustra betheiligt ist, sondern überall, unter allen Verhältnissen. Der Gegensatz zwischen Erân und Turân wird ein rein religiöser, was er früher nicht war. Wir sind zwar gewöhnt, in dem Kampfe zwischen Erân und Turân eine Parallele des Kampfes zwischen Ormazd und Ahriman zu sehen, aber diese Parallele ist nur mit grossen Einschränkungen richtig. Es ist vielmehr ein Kampf der Blutrache zwischen dem Herrscherhaus von Erân und dem Herrscherhause von Turân, aber die Herrscher von Turân stammen eben sowol wie die von Erân von Frêdûn ab, sie können also nicht von Natur böse sein wie etwa Dahâk und

seine Nachkommen. Allerdings ist die Sache so dargestellt, dass das unzweifelbare Recht auf Seiten der Erânier ist, auch lassen sich die Turânier verschiedene Schlechtigkeiten zu Schulden kommen, ja sie geben sich selbst mit Zauberei ab, aber dies sind persönliche Schwächen und Laster, wie sie jeden Augenblick auch bei den Erâniern vorkommen können, nicht die Folge einer von Grund aus verderbten Natur. Im Gegentheil, die Heldensage hat unter den turânischen Helden Charaktere, welche den besten érânischen an Redlichkeit nichts nachgeben, wir erinnern nur an die Persönlichkeiten wie Aghrérath, Pîrân, Pîlsem und Shéda. Nicht einmal in der Sprache wird gewöhnlich ein Unterschied gemacht, die érânischen Helden verkehren mit den turânischen so frei, als ob es für sie nur eine Sprache gäbe, erst in den letzten Einzelkämpfen (Shâh. 822, 9 v. u.) werden hier und da Dolmetscher erwähnt, welche zur Verständigung gebraucht werden. So wird denn auch vorausgesetzt, dass die Turânier dieselbe Religion haben wie die Erânier; die Briefe des Afrâsiâb werden in derselben Weise abgefasst, wie die der érânischen Könige und in ihren Eingängen ebenfalls der Schöpfer Himmels und der Erde, Sonne, Mond und Sterne als Gottheiten angerufen. Shéda zeigt dieselbe Abneigung gegen Wortbruch wie Siâvakhsh. Pîrân betet ebensogut wie Rustem. Afrâsiâb hat ebensowol Mobads um sich wie die Könige von Erân (Shâh. 407, 3. 912, 6. 941, 16). Ja Frédûn hat schon in Baikend einen Feuertempel gebaut und daselbst das Avesta mit goldenen Buchstaben geschrieben niedergelegt (Shâh. 910, 5 flg.). Wenn nun auch hie und da auf die schlechte Natur der Turânier hingewiesen wird, so ist auf solche im Unmuthe gesprochene Worte (z. B. Shâh. 852, 3 flg.) kein grosses Gewicht zu legen und mit Recht giebt Afrâsiâb auf diese Vorwürfe die Antwort, dass er von keinem andern Geschlechte sei als Kaikhosrav selbst[1]). Alle diese Verhältnisse ändern sich in der Zeit nach Kaikhosrav gründlich. Die turânischen Kriege haben damit

1) Cf. Shâh. 917, 9 v. u.:

ور ایدون که گوئی که بدتنی   بد اندیش واز تخم آهرمنی
بگوهر نگر تا زتخم منی   نکوهش همی خویشتن را کنی

geendigt, dass Kaikhosrav den Jehen, einen Sohn des Afràsiàb, als tributpflichtigen König in Turàn einsetzt. Von ihm ist unter den nachfolgenden Königen keine Rede mehr; als König von Turàn erscheint unter ihnen Arjasp und dieser zahlt nicht nur keinen Tribut, er erhält sogar einen solchen von Seite der Könige Eràns (cf. Shàh. 1066, 6 v. u. 1068, 7 v. u.), ohne dass irgend welche Verhältnisse erwähnt worden sind, welche diese gänzliche Wandelung der Dinge erklärlich finden liessen. Von nun an wird betont, dass die Turànier Götzendiener sind (Sh. 1068, 9), der turànische König heisst پیغو نژاد, aus Peghu stammend, er schreibt mit Peghuschrift, womit ohne Zweifel seine buddhistische Abstammung angedeutet werden soll. Der Krieg, den Arjasp gegen den Gushtasp unternimmt, ist nicht ein Rachekrieg, sondern ein Religionskrieg, wie wir später sehen werden. Die Stadt, in welcher Arjasp wohnt, ist die Stadt Khullakh, welche früher (Shàh. 806, 9 v. u.) nur als vorübergehender Aufenthaltsort des Afràsiàb erwähnt wurde, dessen eigentlicher Wohnsitz in Kang war. Aber nicht blos zwischen Eràn und Turàn, auch in Eràn selbst zeigen sich religiöse Gegensätze, von denen früher keine Spur zu treffen war. Nicht nur der König von Turàn, auch Rustem ist ungläubig, derselbe Rustem, der so oft in Gottes Namen und Auftrag für Eràn gestritten hat. Dieser Unglaube wird dem Rustem und seiner Familie bestimmt vorgeworfen (Sh. 1185, 6 v. u.) und dagegen Isfendiàr als der Glaubensheld angesehen und in den Vordergrund gestellt (Sh. 1183, 4. 1190, 14 flg.) und die Thaten, welche Isfendiàr vollbracht hat, im Gegensatze gegen die Rustems, als für den Glauben geschehen hervorgehoben (Sh. 1187, 6 v. u. und 1189, 2) und doch werden wir finden, dass diese Thaten des Isfendiàr zumeist nur Nachahmungen der Thaten des Rustem sind. Sîmurgh, der Vogel, welcher den Sàm und seine Familie beschützt, der den Zàl auf himmlische Anweisung ernährt hat, ist zu einem bösen Vogel geworden (Sh. 1135, 7 v. u. flg. 1210, 14 flg.), selbst Rustem treibt ungescheut Zauberei, wenn ihn die Noth dazu treibt. Dagegen haben die Glaubenshelden geistliche Rathgeber zur Seite, Gushtasp den Jàmàsp (Sh. 1072, pen. 1078, 2 flg.), Isfendiàr den Pashutan (Sh. 1125, 8 v. u. 1129, 15 flg. 1197, 16 etc.). Aus allen diesen Zeichen scheint mir unzweifelhaft

hervorzugehen, dass wir es hier mit Gestalten zu thun haben, welche der Priesterstand geschaffen hat und welchen er den Vorrang vor den alten Volkshelden des Kriegerstandes verschaffen möchte. Die alten Helden sind nicht gläubig genug, und namentlich gilt das Herrscherhaus von Segestân für ungläubig, wie wir früher auch den Kereçâçpa nach der Darstellung der Parsenpriester in der Hölle gefunden haben. Es ist auch klar, welches der Götzendienst ist, den diese Priester am meisten hassen: es sind die Buddhisten. Sie werden unter den Namen der Shamanen (شمن) einigemale geradezu genannt (Sh. 1033, 4 v. u. 1160, 2). In früheren Theilen des Königsbuches kommt dieser Name niemals vor. Weitere Anhaltspunkte für unsere Ansicht wird uns die Erzählung von diesen Königen im Einzelnen liefern, zu der wir uns nunmehr wenden wollen.

4. Lohrasp[1]). Die Regierung des Lohrasp ist eine sehr thatenlose. Wenn wir gesagt haben, dass er Balkh ausbaute und verschönerte und dort einen Feuertempel mit Namen Âḍar Burzîn errichtete, ferner dass er zwei Söhne, Gushtasp und Zarîr, hatte und 120 Jahre regierte, so haben wir so ziemlich Alles gesagt, was über seine Regierung zu sagen ist. Alles weitere betrifft den Gushtasp, den älteren Sohn des Lohrasp. Sowol durch seine Geburt als auch durch seine Fähigkeiten hatte dieser Prinz die gegründetsten Ansprüche auf die Thronfolge, dazu steht in den Sternen zu lesen, dass er ein Herrscher wie Kaikhosrav sein werde. Aber Lohrasp bevorzugt die Glieder aus der Familie des Kaikâus, die sich noch in seiner Nähe befinden und er vernachlässigt seinen Erstgeborenen, dem er keinen Antheil an den Regierungsgeschäften einräumt. Ein solches Betragen verdriesst den Gushtasp und er sucht mit seinem Gefolge an den Hof des Königs von Indien zu entfliehen, wohin er eine Einladung erhalten hat. Doch sein Bruder Zarîr setzt ihm im Auftrage des Lohrasp nach, er trifft ihn in Kâbul und stellt ihm vor, dass der König von Indien ein Götzendiener sei, der noch dazu an Rang unter

1) Die altbaktrische Form des Namens lautet Aurvaṭ-açpa, cf. Yt. 5, 105. Daraus ist im Huzvâresh Rurasp, im Pârsi Lahurasp und das neuere Lohrasp entstanden.

den Königen von Erân stehe, folglich könne es sich für einen êrânischen Prinzen nicht ziemen, zu einem solchen König in ein Verhältniss zu treten. Diesen Gründen muss Gushtasp nachgeben und zurückkehren, aber sein Entschluss zu fliehen ist darum doch nicht wankend geworden. Er sieht ein, dass es unmöglich sein werde mit Gefolge zu entkommen, darum flieht er dieses Mal allein und da ihm früher die Flucht gegen Osten nicht gelungen ist, so versucht er sie diesmal gegen Westen. Er versucht dort in verschiedenen Stellungen sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, als Schreiber, als Stallknecht, als Karavanenführer, aber der Adel, der sich in seiner Gestalt offenbart, bewirkt, dass ihn Niemand in so untergeordneter Stellung verwenden will. Er versucht es bei einem Eisenschmiede in die Lehre zu treten, da aber unter seinen wuchtigen Schlägen Eisen und Ambos zerstieben, so muss er auch diese Beschäftigung wieder aufgeben. Zuletzt lebt er bei einem Dorfschulzen, der aus Frêdûns Stamme, also von königlicher Abkunft ist und der auch offenbar durch den Zug der Verwandtschaft für ihn eingenommen ist. Es geschah aber, dass der Kaiser von Rûm damals drei Töchter hatte, die er passend zu verheirathen wünschte. Für Katâyûn, zuweilen auch Nâhîd genannt, die älteste, sollte eine Gattenwahl gehalten werden und sie sich wen sie wolle aussuchen[1]. Vorher

1) Man sieht leicht, dass dies derselbe Mythus ist, den uns in einer etwas verschiedenen Form Chares von Mytilene aufbewahrt hat: „Hystaspes", heisst es dort, „hatte einen jüngeren Bruder Zariadres, beide waren nach der Sage der Landesbewohner Söhne der Aphrodite und des Adonis. Hystaspes beherrschte Medien und das Land darunter, Zariadres das Land über den kaspischen Thoren bis zum Tanais. Der König der Marather jenseits des Tanais aber, Omartes, hatte eine Tochter Namens Odatis. Von dieser wird erzählt, dass sie den Zariadres im Schlaf sah und sich in ihn verliebte, das Gleiche aber widerfuhr ihm mit ihr, und seitdem sehnten sich beide nach einander. Odatis war aber das schönste Weib in Asien und auch Zariadres war schön. Zariadres liess nun bei Omartes um sie werben, dieser aber gab sie als sein einziges Kind nicht einem Fremden. Aber kurz darauf hielt Omartes ein Gastmahl, führte seine Tochter herein und hiess sie einen der Anwesenden zum Gemahl wählen, indem sie ihm eine goldne Schale mit Wein überreichen sollte. Sie hatte jedoch dem Zariadres sagen lassen, dass ihre Hochzeit bevorstände. Dieser kam, als Scythe verkleidet, bei Nacht in den Palast, trat ein und gab sich als Zariadres zu erkennen. Darauf gab sie ihm die Schale, und er ent-

hat das Mädchen einen Traum, in welchem ihr ein fremder Jüngling unter den Freiern erscheint, den sie sich zum Gemahl erwählt. Gushtasp wird durch seinen Gastfreund aufgefordert, an dieser Gattenwahl Theil zu nehmen und steht unerkannt und unbeachtet in einem Winkel bis Katâyûn erscheint und in ihm den Mann erkennt, den sie im Traume gesehen hat, weshalb sie ihn zu ihrem Gemahl erwählt. Der Kaiser ist sehr ungehalten als er hört, die Wahl seiner Tochter sei auf einen gänzlich unbekannten Mann gefallen, aber er wagt sie dem Gushtasp nicht zu verweigern, da er der Tochter irgend einen Vorbehalt nicht gemacht hat. Er genehmigt also die Heirath, verbannt aber seine Tochter und deren Gemahl vom Hofe. Beide ziehen sich in das Dorf zurück, in dem Gushtasp schon früher wohnte, und richten sich mit Hülfe der Kleinodien ein, welche Katâyûn mitgebracht hat, Gushtasp beschäftigt sich meist mit der Jagd. Um diese Zeit hielt ein griechischer Edler, Namens Mîrîn, um die zweite Tochter des Kaisers an; aber dieser ist nunmehr vorsichtig geworden, er will seine Tochter nur einem solchen Manne geben, der sich durch eine besondere That ausgezeichnet habe. Wenn Mîrîn den grossen Wolf erlege, welcher im Walde Fâsqûn sein Wesen treibt, so soll ihm die Tochter seines Herrschers nicht verweigert werden. Mîrîn traut sich selbst diese Heldenthat nicht zu, aber durch Vermittlung eines Schiffers Besoe [1] wird er mit Gushtasp bekannt, diesen versieht er mit einem Pferde und Kriegswaffen und beredet ihn, die geforderte That an seiner Statt zu vollbringen. Gushtasp ist dazu vollkommen willig und erlegt das gefährliche Thier. Sobald der Kaiser von dieser That sichere Kunde hat, lässt er sofort den Bischof kommen und Mîrîn wird mit der zweiten Tochter des Kaisers getraut. Der Bruder Mîrîns heisst Ahren, er wünscht seinem Bruder gleich zu stehen und hält um die jüngste Tochter des Kaisers an. Er erhält dieselbe Bedingung wie sein Bruder: er soll

---

führte sie, ohne dass ihr Vater wusste, wohin". Cf. Rapp in der *Zeitschrift der DMG. XX*, 65. Hystaspes ist wol Gushtasp und Zariadres der Zarir der êrânischen Sage.

1) Ich halte die Form بیشوی, Besoe, für die richtige, nicht هیشوی, Hésui, wie in der mir vorliegenden Ausgabe gelesen wird.

sich erst durch eine tapfere That auszeichnen und zwar wird ihm die Aufgabe gestellt, einen grossen Drachen zu erlegen, der auf dem Berge Seqîlâ seinen Aufenthalt hat. Ahren bezweifelt sehr, dass sein Bruder die genügende Stärke besessen habe, um den gefährlichen Wolf zu erlegen, er fragt ihn also, auf welche Weise es ihm möglich gewesen sei, die ihm vorgeschriebene Bedingung zu erfüllen, und erhält unter dem Siegel des Geheimnisses die Mittheilung, dass Gushtasp es gewesen sei, welcher die kühne That vollbracht habe. An Gushtasp wendet also auch er sich und dieser erlegt auch den Drachen im Namen des Ahren, worauf dieser ohne Schwierigkeit die jüngste Prinzessin erhält. Der Kaiser aber schmeichelt sich, zwei ganz besonders tapfere Schwiegersöhne gewonnen zu haben. Aber eines Tages zeigen sich die Grossen Rûms mit ihren ritterlichen Künsten vor dem Kaiser und Gushtasp, der sich auf Katâyûns Zureden gleichfalls dahin begeben hat, übertrifft alle die Anwesenden so weit, dass der Kaiser sich näher nach ihm erkundigt. Da zeigt sich denn bald nicht nur, dass er der Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers ist, sondern auch dass er die Thaten gethan hat, wegen welcher Mîrîn und Ahren zu kaiserlichen Schwiegersöhnen wurden. Gushtasp wird nun an den Hof berufen und weder der Kaiser noch seine Tochter bezweifeln mehr, dass er von sehr hoher Abkunft sein müsse, doch Gushtasp selbst schweigt über seine Herkunft beharrlich und giebt vor, Farrukh-zâd zu heissen. Gelegenheiten zu neuen Thaten, welche jeden Zweifel über seine Tapferkeit zerstreuen müssen, fehlen nicht. Eliâs, der Fürst der Khazaren, hat sich nie dem Kaiser unterworfen, jetzt fordert dieser Tribut von ihm, da er sich im Besitze eines so ausgezeichneten Helden weiss. Gushtasp widersteht allen Verlockungen zum Abfalle, besiegt den Eliâs und nimmt ihn gefangen. Das Gelingen dieser Unternehmung giebt dem Kaiser den Muth ein, eine noch grössere zu wagen. Er schickt einen Gesandten nach Erân, um von Lohrasp Tribut zu verlangen und im Falle der Weigerung mit Krieg zu drohen. Diese Botschaft setzt den Lohrasp in grosse Verwunderung, denn niemals hat noch ein Kaiser von Rûm Tribut von Erân zu verlangen gewagt. Durch Fragen erfährt denn auch ein Gesandter, dass es das Vertrauen auf die Kraft eines einzigen

Helden ist, welches dem Kaiser den Muth giebt, ein solches Verlangen zu stellen, er erfährt ferner, dass dieser Held dem Zarîr gleicht. Alsbald ahnt Lohrasp, dass dieser Held kein Anderer als Gushtasp sein könne. Wie natürlich schlägt er den begehrten Tribut ab und schickt den Zarîr mit einem Heere ab. An der Gränze Rûms angekommen, begiebt sich Zarîr selbst mit einer Botschaft an den Hof des Kaisers und überzeugt sich, dass der angebliche Farrukh-zâd Niemand als Gushtasp selbst ist. Aber auch in Gushtasp erwacht die Liebe zum Vaterlande, er lässt sich vom Kaiser mit einer Botschaft an den Zarîr schicken und dieser bietet ihm im Namen des alten Vaters die Krone von Erân an. Dies ist es was Gushtasp verlangt hat, er scheidet von dem Kaiser, der ihn mit Ehren entlässt mit dem Versprechen, während seiner Regierung keinen Tribut von Rûm verlangen zu wollen. In Erân wird er mit seiner Gemahlin ehrenvoll empfangen.

Dieser ganzen Erzählung brauchen wir wol nur wenige Worte beizufügen, sie spricht für sich selbst. Dass im Avesta und überhaupt in den älteren Quellen dieselbe nicht vorkommt und Nichts uns zwingt, sie für alt zu halten, ist kaum nöthig, zu sagen. Ein Kaiser von Griechenland, der seine Töchter von Bischöfen trauen lässt, kann unmöglich nur bis in die Zeit der Achämeniden zurückgehen, geschweige in eine frühere Zeit. Was die ganze Erzählung von der frühern ächten Heldensage scheidet, ist einmal der Umstand, dass der Held derselben seine Abenteuer im Osten und Westen sucht, aber nicht im Norden, dann dass alle diese Erlebnisse höchst persönlicher Natur sind und auf das Wohl und Wehe von Erân nicht den geringsten Einfluss haben. Soviel zur Charakteristik dieser Mittheilung.

5. Gushtâsp und Zoroaster. Wir können kaum von Gushtâsp [1]) und seiner Regierung sprechen, ohne vorher von Zoroaster gesprochen zu haben, nicht blos weil die Erscheinung dieses Propheten das wichtigste Ereigniss dieser Regierung ist, sondern auch, weil ein grosser Theil der später er-

---

1) Es ist bekannt, dass dieser Name im Altpersischen und Altbaktrischen Vîstâçpa lautet und mit der griechischen Form Ὑστάσπης identisch ist.

zählten Begebenheiten unverständlich sein würde, wenn man nicht die Annahme der Religion Zoroasters als eine vorausgegangene Thatsache betrachtet. Zum ersten Male begegnet uns in diesen dunklen Zeiten eine Persönlichkeit, bei welcher sich die Frage aufwerfen lässt, ob nicht vielleicht der historische Gehalt den mythischen und legendenhaften überrage. Zoroaster ist ferner eine Persönlichkeit, die nicht blos in morgenländischen, sondern auch in abendländischen Quellen vielfach genannt wird, darum sind wir gezwungen, für seine Lebensperiode uns nicht mit der Angabe derjenigen Quellen zu begnügen, die wir früher als die für êrânische Sagengeschichte vorhandenen bezeichneten, sondern hier zuerst über die Quellen für das Leben Zoroasters einige ergänzende Worte beizufügen.

Der Name Zoroasters ist auch den Griechen und Römern bekannt und wird von ihnen als der des Stifters der magischen Religion öfter genannt. Treten wir aber der Sache näher und fragen wir, was man von ihm gewusst haben möge, so erhalten wir überall nur einzelne Notizen, die nicht entfernt hinreichen, uns ein Bild von dem Leben und Wirken des Mannes zu entwerfen. Noch weniger können wir bei den klassischen Schriftstellern eine Beschreibung jener fernen Zeiten erwarten, in welcher Zoroaster angeblich gelebt haben soll. Es sind überhaupt nur drei Schriftsteller, die für uns in dieser Frage in Betracht kommen, nämlich Herodot, Berosus und Ktesias. Die beiden ersten gelten mit Recht für zuverlässig, aber Herodot nennt den Zoroaster gar nicht, Berosus, von dessen Schriften wir nur wenige Fragmente haben, hat ihn vielleicht genannt, doch lässt sich dies nicht bestimmt behaupten. Was Ktesias betrifft, so gelten seine Nachrichten allgemein für unzuverlässig. Soviel mag hier vorläufig über diese Schriftsteller genügen, auf welche wir später ausführlicher zurückkommen werden. Unsere morgenländischen Quellen sind weit ausführlicher als die abendländischen und auch sie verdienen eine etwas genauere Beschreibnng. In den persischen Keilinschriften wird der Name Zoroasters niemals genannt und wenn es doch wahrscheinlich ist, dass er zur Zeit des Darius schon bekannt war, so wird dies durch innere Gründe nachzuweisen sein. Um so häufiger erwähnt das Avesta den Stifter der mazdayaçnischen Religion und es versteht sich von selbst, dass

die Nachrichten, welche uns dieses Buch über den êrânischen Religionsstifter mittheilt, für uns eine besondere Bedeutung haben. Daran schliessen sich die zum Theil gleichfalls werthvollen Notizen, welche uns spätere Parsenschriften über das Leben Zoroasters geben und die wenigstens theilweise auf älteren Nachrichten beruhen werden. Die Angaben, welche die von uns bisher benützten muhammedanischen Schriftsteller machen, wie Ḥamza und der Verfasser des Mujmil, sind zwar nicht sehr reichhaltig, aber nicht ohne Werth, dasselbe gilt auch von den Berichten Shahristânis, der in seinem Werke über die Religionsparteien und Philosophenschulen auch einige Notizen über Zoroaster gegeben hat. Eine ganz besondere Beachtung verdient aber das êrânische Königsbuch auch in dieser Periode. Es muss bemerkt werden, dass der betreffende Abschnitt, welcher das Wirken Zoroasters und einen Theil der Regierung Gustâsps schildert, nicht von Firdosi herrührt, sondern von dem älteren Dichter Daqîqî, welcher angefangen hatte, diesen Theil des Königsbuches zu bearbeiten, aber durch einen gewaltsamen Tod in seiner Arbeit unterbrochen wurde, als er noch nicht mehr als 1000 Doppelverse vollendet hatte. Firdosi giebt nun zwar vor, es sei ihm Daqîqî im Traume erschienen und habe ihn gebeten, seine unvollendete Arbeit dem Königsbuche einzuverleiben, diesem Wunsche habe er entsprechen wollen. Die ganze Abtheilung des Königsbuches, welche von p. 1065—1103 der Macanschen Ausgabe abgedruckt ist, darf man daher nicht als von Firdosi herrührend betrachten. Da indessen Firdosi im Schlussworte zu dieser Abtheilung sich nicht eben sehr begeistert über Daqîqî ausspricht, so kann es kaum die Verehrung für den verstorbenen Dichter sein, welche ihn zu dieser Einschiebung veranlasste. Die wahren Gründe sind indess nicht schwer zu durchschauen. Die sorgenlose Stellung, welche Mahmûd von Ghazna dem Dichter Firdosi bereitet hatte, damit er ungestört sein grosses Werk bearbeiten könne, war für die Höflinge eine Quelle des Neides geworden. Man suchte den Dichter bei seinem Gönner zu verdächtigen und warf ihm namentlich vor, dass die grosse Begeisterung desselben für den nationalen Sagenschatz ihren Grund hätte in seiner Hinneigung zur alten Landesreligion. Der Verdacht, kein ganz rechtgläubiger Mosleme zu sein, musste in den Augen

eines so fanatischen Herrschers wie Mahmûd war, schwer wiegen und für einen also verdächtigen Dichter war eine Beschreibung des Lebens und der Thaten Zoroasters eine nicht sehr angenehme Aufgabe. Durch die Aufnahme der Arbeit seines Vorgängers, welche gerade dieses Leben des érânischen Propheten behandelte, entging nun Firdosi allen Schwierigkeiten. Indem nun aber Firdosi durch dieses Verfahren ganz gut für sich gesorgt hat, lässt sich nicht verkennen, dass er ebenso trefflich für uns bedacht war. Daqîqî hat sich bekanntlich niemals zum Islâm bekehrt, er gehörte der alten Landesreligion an, und er hatte nicht die geringste Veranlassung, das Leben und die Thaten seines Propheten anders zu beschreiben, als sie ihm geläufig waren. Wir werden mithin den Bericht des Königsbuches über Zoroaster für ein treues Abbild der Ansicht halten dürfen, welche man damals im Osten Erâns von der Thätigkeit des Propheten hatte, jedenfalls für ein treueres, das Firdosi uns hätte geben können und dürfen. Das Eigenthümliche in dieser Beschreibung des Daqîqî sind nun die buddhistischen Elemente, die in die Religion Zoroasters aufgenommen scheinen und dabei doch wieder die feindliche Gereiztheit gegen diese Religion, wie wir dies späterhin ausführlicher entwickeln werden. Das Eine wie das Andere ist leicht zu erklären. Wir wissen, dass in der Zeit nach Alexander die buddhistische Religion im Osten Erâns mächtig wurde, dass sie bis nach Taberistân Bekenner zählte. Namentlich ist es gewiss, dass viele buddhistische Priester in Baktrien sich befanden [1]), dieser Zustand, der etwa mit dem ersten vorchristlichen Jahrhundert anfängt, dauert bis ins siebente Jahrhundert, erst das Auftreten des Islâm machte der Ausbreitung des Buddhismus in Kâbul und Baktrien ein Ende und in diesen Zeitraum werden wir die Entstehung der Zarathustralegende in der Form zu setzen haben, in welcher sie uns Daqîqî giebt. Es ist begreiflich genug, dass die Anhänger der Lehre Zoroasters die erstaunlich raschen Fortschritte, welche die buddhistische Religion in Baktrien und den angränzenden Ländern machte, nicht eben mit günstigen Augen betrachteten, ebenso ist es aber auch erklärlich, dass sie sich trotzdem dazu be-

1) Cf. die Belege bei Lassen, *ind. Alterthumskunde II*, 1075.

quemten, manche Einzelheiten aus der neuen Religion sich anzueignen, wenn ihnen dies passend erschien. Alle diese Umstände zeigen uns (was wir auch schon aus andern Anzeichen schliessen können), dass die orientalische Zoroasterlegende uns durchaus in ihrer baktrischen Form überliefert ist.

Betrachten wir nun den merkwürdigen Mann näher, welcher bestimmt ist, eine so wichtige Rolle im alten érânischen Geistesleben zu spielen[1], so werden wir zuerst über seinen Namen einige Worte zu sagen haben. Bei den Alten erscheint er gewöhnlich unter dem Namen Ζωρόαστρος und aus dieser Form ist die bei uns gebräuchliche Zoroaster entstanden, die wir hier auch der grössern Verständlichkeit wegen beibehalten haben. Nur Diodor nennt ihn, wahrscheinlich auf die Autorität des Ktesias mit dem Namen Ζαθραύστης[2]. Bei späteren Schriftstellern findet man auch die Namensformen Ζάρης, Ζαράδης und Ζάρατος, doch scheint mir Windischmann erwiesen zu haben, dass mit diesen letzteren Namen nicht Zoroaster, sondern ein Assyrer gemeint sei, der angeblich der Lehrer des Pythagoras gewesen sein soll. Die älteste érânische Namensform, die wir kennen, lautet Zarathustra und mit ihr ist das griechische Ζωρόαστρος nicht gut zu vereinigen, man wird annehmen müssen, dass die Westérânier eine etwas abweichende Form des Namens gehabt haben, welche etwa Zaraustra gelautet haben mag, auf sie wird dann die griechische Namensform zurückgehen. Die orientalischen Formen des Namens gehen alle auf das ursprüngliche Zarathustra zurück, daraus erklärt sich das armenische Zardasht, im Huzvâresch sind die Formen Zertust und Zartuhst, im Neupersischen Zardust und Zarduhast die gewöhnlichsten, andere weniger gebräuchliche Formen hat Windischmann (a. a. O.) gesammelt. — Nicht weniger schwierig als die ursprüngliche Form des Namens ist auch die Bedeutung desselben aufzufinden[3]. Die von den Alten überlieferte Erklärung desselben, welche angeblich von Deinon

---

1) Zum Folgenden vergleiche man Windischmann, *zoroastr. Studien p.* 44 flg.

2) Nach Lagarde (*Gesammelte Abhandlungen p.* 47) wäre bei Diodor Ξαθραύστης zu lesen.

3) Vgl. hierzu Fr. Müller, *Zendstudien I*, 3 flg.

herrührt und nach welcher das Wort soviel als ἀστροθύτης bedeutet, wofür Bochart ἀστροθεάτης vermuthete, ist als unhaltbar längst anerkannt. Ueber die Erklärung der einheimischen Form Zaraṭhustra, an welche sich die Erklärungsversuche zunächst anzuschliessen haben, ist man ebenfalls noch zu keinem Resultate gekommen, nicht einmal darüber, aus welcher Sprache der Name zu erklären sei. Noch vor nicht langer Zeit hat Rawlinson denselben aus den semitischen Sprachen zu erklären versucht, und als ursprüngliche Form Ziru-Ishtar angenommen, Ziru wäre das semitische זרוע, Same, Abkömmling, Ishtar der Name des Planeten Venus. Wahrscheinlicher und näher liegend ist es allerdings, wenn man den Namen aus den érânischen Sprachen zu erklären sucht, aber auch von den Erklärungen, welche sich auf die érânischen Sprachen stützen, kann keine auf unbedingte Sicherheit Anspruch machen. Am wahrscheinlichsten scheint mir die Erklärung Fr. Müllers zu sein, wornach Zarathustra bedeuten würde „muthige Kameele besitzend". Das Wort würde dann statt zaraṭ-ustra stehen, die Verwandlung eines ṭ in th ist in den Gâthâs mit einigen andern Beispielen bezeugt, namentlich in solchen Wörtern, wo u auf ṭ folgt. Ferner zeigen uns andere Namen, dass die Erânier das Wort ustra, Kameel, zur Bildung von Eigennamen benütztèn (z. B. Frashaostra). Eine vollkommene Sicherheit bietet aber, wie bereits gesagt ist, auch diese Deutung nicht.

Ueber die Zeit, in der Zoroaster gelebt haben kann, werden wir kaum zu einem sicherern Resultate gelangen können, als über den Namen und die Bedeutung desselben. Welcher Zeit Zoroaster nach Ansicht der morgenländischen Quellen angehört, ist bereits aus unsern frühern Untersuchungen über die Chronologie der Sagengeschichte bekannt. Nach ihnen gehört Zoroaster in die Mitte der Weltdauer seit der Erschaffung des Menschengeschlechts, oder 9000 Jahre nach Erschaffung der Welt. Wir wissen auch, dass nach érânischer Dogmatik seit seinem Tode noch nicht volle 1000 Jahre verflossen sein können, denn sonst müsste ein neuer Prophet bereits erschienen sein[1]). Dass man

1) Vgl. oben p. 505 flg.. Einzelne christliche Schriftsteller, wie Abul Faraj (*Hist. dynast. ed. Pococke p.* 33) und Eutychius (*Annal. ed. Selden p.* 262) lassen den Zoroaster unter Smerdes oder Kambyses leben. Diese

mit solchen Aeusserungen es nicht unternehmen kann, das Leben Zoroasters chronologisch zu bestimmen, bedarf keines weitern Beweises. Sehen wir, ob die Nachrichten unserer abendländischen Quellen zu einem bessern Resultate führen. Die Lebenszeit Zoroasters ist noch in der letzten Zeit Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen [1]). Der älteste abendländische Schriftsteller, welcher den Zoroaster erwähnt, ist Xanthus von Sardes, er soll den Zoroaster 600, nach Andern 6000 Jahre vor dem Feldzug des Xerxes gesetzt haben; wäre die erste dieser Angaben richtig, so würde Zoroaster etwa 1080 v. Chr. zu setzen sein. Wie uns Plinius (H. N. XXX, 1. 2.) berichtet, setzen Eudoxus und Aristoteles den Zoroaster 6000 Jahre vor Platons Tod (6350 v. Chr.), Hermodorus, der wie die beiden oben genannten Männer ein Schüler Platons war, 5000 Jahre vor dem trojanischen Krieg (6100 v. Chr.). Mit der letztern Angabe stimmt auch Plutarch überein (de Isid. c. 46), ebenso, nach dem Zeugnisse des Plinius, Hermippus. Ob Berosus den Zoroaster genannt hat, muss fraglich bleiben, auch im Falle der Name Zoroaster wirklich bei ihm vorkam, hat er damit wol nicht den érânischen Religionsstifter gemeint, sondern einen mit ihm gleichnamigen König. Ueber die Nachricht des Porphyrius, dass Zoroaster der Lehrer des Pythagoras gewesen sei und demnach in das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen wäre, hat schon Windischmann ausführlich gesprochen [2]) und gezeigt, dass der von Porphyrius genannte Ζάβρατος nicht Zoroaster sein könne. Agathias berichtet, es habe Zoroaster unter einem Könige Hystaspes gelebt, es sei aber nicht klar, ob dieser der Vater des Darius sei oder nicht. Natürlich meint Agathias den Vîstâçpa oder Gushtasp, er wird also dieselbe Zoroasterlegende bereits vor sich gehabt haben, wie wir sie jetzt lesen. Suidas unterscheidet sogar zwei verschiedene

---

Ansicht scheint von den Muhammedanern auszugehen, es würden in diesem Falle bis zum Auftreten Muhammeds etwa 1000 Jahre vergangen und dieser also der Prophet sein, den die Erânier um diese Zeit erwarten.

1) Windischmann, *Zor. Studien* p. 270. 274. 279. 285. 291. 302 und Rapp, *Zeitschr. der DMG. XIX*, 22 flg.

2) Windischmann l. c. p. 261 flg.

Zoroaster, der eine davon soll 500 (es ist wol zu lesen 5000) Jahre vor dem trojanischen Kriege gelebt haben, der zweite soll ein Astronom gewesen sein, der zur Zeit des Ninus lebte. Auf diese Angaben ist sehr wenig zu geben, man sieht deutlich, dass Suidas verschiedene Angaben über Zoroaster in seinen Quellen gefunden hat, die er nicht mit einander zu vereinigen vermochte und nun in der Art auszugleichen suchte, dass er zwei Personen dieses Namens unterschied. Wie man sich diesen widerstreitenden Zeugnissen gegenüber zu verhalten habe, ist nicht schwierig anzugeben. Rapp[1]) hat mit Recht bemerkt, dass auf die Angaben, welche den Zoroaster um 6000 Jahre rückwärts versetzen, kein Gewicht zu legen sei, da es nicht glaublich ist, dass man damals Quellen besessen habe, welche die Geschichte sicher 5—6 Jahrtausende rückwärts verfolgten; diese Angaben können also nur beweisen, dass schon damals, als sie gemacht wurden, Zoroaster eine mythische Person war. Was die Angaben des Xanthus betrifft, so ist die Aechtheit derselben angezweifelt worden und wenn nun auch die Gründe, aus welchen dies geschah, nicht stichhaltig sind[2]), so ist doch auch die Zahlenangabe nicht sicher. Setzte Xanthus den Zoroaster 6000 Jahre vor dem Zuge des Xerxes, so brauchen wir über diese Angabe kein Wort zu verlieren, aber auch wenn er ihn nur 600 Jahre vor diesem Zeitpunkt setzt, so ist es doch mehr als zweifelhaft, ob seine geschichtlichen Quellen auch nur so weit zurückreichten. Es bliebe uns nur noch Ktesias übrig, nach dessen Angabe Zoroaster in dieselbe Zeit mit Ninus zu fallen scheint. Aber abgesehen davon, dass auf das Zeugniss des Ktesias überhaupt nicht viel zu geben ist, müssen wir auch noch bezweifeln, ob er unter dem baktrischen König Zoroaster, von dem er gesprochen haben mag, wirklich den êrânischen Religionsstifter verstand, oder nur einen König dieses Namens. Nach dieser Uebersicht der verschiedenen Angaben über die Lebenszeit des Zoroaster wird es Niemand befremden, wenn wir als unsere Ansicht aussprechen, dass weder die abendländischen noch die morgenländischen Berichte uns sichere Anhaltspunkte gewähren, um das Zeitalter des

1) Rapp l. c. p. 25.
2) Windischmann l. c. p. 268 flg.

Zoroaster zu bestimmen. In dieser Ansicht sind uns v. Gutschmid [1]) und Rapp [2]) bereits vorangegangen.

Wichtiger noch als die Frage nach dem Namen und dem Zeitalter des Zoroaster ist die Frage nach dem Geburtslande desselben, wegen der bedeutsamen Folgerungen, die sich aus der Beantwortung dieser Frage ziehen lassen. Es wird indessen auch hier kaum möglich sein, zu einem ganz sichern Resultate zu gelangen. Wir beginnen unsere Uebersicht über die verschiedenen Nachrichten, welche uns über das Geburtsland Zoroasters vorliegen, mit den Abendländern und zwar mit Ktesias, nicht nur weil er einer der ältesten Berichterstatter ist, sondern auch, weil er dadurch eine gewisse Wichtigkeit hat, dass sich eine Reihe anderer Schriftsteller an ihn anschliessen. Nach dem Berichte des Ktesias, den uns Diodor erhalten hat, soll Ninus mit 1,700,000 Fussgängern und 210,000 Reitern in Baktrien eingefallen sein, wo ihn der König dieses Landes, Oxyartes, mit 400,000 Mann erwartete. Anfangs siegreich, muss zuletzt der baktrische König der Uebermacht weichen und sich auf seine Hauptstadt zurückziehen, wo er dann von Ninus unter Beihülfe der Semiramis besiegt wird. In dem Berichte des Diodor kommt, wie man sieht, der Name des Zoroaster gar nicht vor, zwar lautet der Name des baktrischen Königs nicht überall Oxyartes, manche Handschriften geben dafür auch Ἐξαόρτης, andere Χαόρτης und Ζαόρτης, keiner liesst aber Ζωροάστρης. Nichts desto weniger ist es wahrscheinlich, dass der Name ursprünglich so gelautet habe. Wir besitzen noch Bruchstücke eines Geschichtschreiber Kephalion [3]),

1) *Beiträge zur Geschichte des alten Orients p.* 90.

2) l. c. p. 26.

3) Kephalion bei Euseb. *Chron. arm. I,* 43 *ed. Aucher: Incipio scribere de quibus et alii commemorarunt atque inprimis Ellanicus Lesbius Ctesiasque Cnidius, deinde Herodotus Alicarnassus. Primum Asiae imperarunt Assyrii, ex quibus erat Ninus Beli (filius), cujus regni aetate res quam plurimae celeberrimaeque virtutes gestae fuerunt. Postea his adjiciens profert etiam generationes Semiramidis atque (narrat) de Zoroastri Magi Bactrianorum regis debellatione a Semiramide: nec non tempus Nini LII annos fuisse, atque de obitu ejus. Post quem quum regnasset Semiramis, muro Babylonem circumdedit ad eandem formam, qua a plerisque dictum est: Ctesia nimirum*

welcher eingestandener Massen den Ktesias benützt hat, über dieselbe Erzählung und er nennt ausdrücklich, in einer Ueberlieferung wenigstens, den König Zoroaster, welcher bei Diodor Oxyartes genannt wird. Mit ihm stimmen auch Eusebius[1]) und Theo[2]) überein, dann Arnobius[3]) und endlich setzt auch die berosische Sibylle, von der später noch die Rede sein wird, den Zoroaster nach Baktrien. Da alle die eben genannten Berichte den Ninus mit einem König Zoroaster in Verbindung bringen, so scheint es in der That, als ob der Name Oxyartes fälschlich statt dem des Zoroaster in den Text des Diodor gekommen sei. Dass aber Ktesias mit dem von ihm genannten Zoroaster den Stifter der êrânischen Religion gemeint habe, lässt sich um so weniger mit Gewissheit behaupten, als die ganze Erzählung in der Zeit nach Ktesias offenbar Umgestaltungen gefunden hat. Dies erhellt am besten, wenn wir den Text des Diodor mit dem des Arnobius vergleichen: beide beziehen sich auf die nämliche Thatsache, während aber nach der Erzählung des Erstern zwei Könige mit überwältigenden Heeres-

---

et Zenone Herodotoque nec non aliis ipsorum posteris. Deinde etiam apparatum belli Semiramidis adversus Indos ejusdemque cladem et fugam narrat etc. Ganz in ähnlicher Weise äussert sich Syncellus: Ἄρχομαι γράφειν, ἀφ' ὧν ἄλλοι τε ἐμνημόνευσαν καὶ τὰ πρῶτα Ἑλλανικός τε ὁ Λέσβιος καὶ Κτησίης ὁ Κνίδιος, ἔπειτα Ἡρόδοτος ὁ Ἀλικαρνασσεύς. Τὸ παλαιὸν τῆς Ἀσίης ἐβασίλευσαν Ἀσσύριοι, τῶν δὲ ὁ Βήλου Νίνος εἶτ' ἐπάγει γένεσιν Σεμιράμεως καὶ Ζωροάστρου μάγου ἔτει νβ' τῆς Νίνου βασιλείας μεθ' ὃν Βαβυλῶνα, φησίν, ἡ Σεμίραμις ἐτείχισε, τρόπον ὡς πολλοῖς λέλεκται, Κτησίᾳ Ζήνωνι (Müller, Δείνωνι) Ἡροδότῳ καὶ τοῖς μετ' αὐτούς· στρατείην τε αὐτῆς κατὰ τῶν Ἰνδῶν καὶ ἧτταν etc. Die Worte Ζωροάστρου μάγου sind eine Verbesserung Scaligers, die Handschriften lesen Ζωροάστρου βάτου, in βάτου könnte, wie Windischmann meint, auch Βακτριανοῦ stecken. Indessen machen die weiter anzuführenden Zeugnisse doch Scaligers Vermuthung sehr wahrscheinlich.

1) Euseb. *Chron. IV*, 35. *ed. Auch.*: *Zoroastres Magus rex Bactrianorum clarus habetur adversus quem Ninus dimicavit. Praep. Ev. X*, 9.: Καθ' ὃν Ζωροάστρης ὁ Μάγος ἐβασίλευσε.

2) *Progymnast.* περὶ συγκρίσεως: Οὐ γὰρ εἰ Τόμυρις κρείσσων ἐστὶ Κύρου ἢ καὶ μὰ Δία Σεμίραμις Ζωροάστρου τοῦ Βακτρίου ἤδη συγχωρητέον τὸ θῆλυ τοῦ ἄῤῥενος ἀνδρειότερον εἶναι.

3) *Cf. Arnob. adv. gent. I*, 5.: *Ut inter Assyrios et Bactrianos Nino quondam Zoroastreque ductoribus non tantum ferro dimicaretur et viribus, verum etiam magicis et Chaldaeorum ex recondito disciplinis, invidia nostra haec fuit?*

massen gegen einander kämpfen, erscheint nach der zweiten Ninus als Vertreter der chaldäischen, Zoroaster als der der baktrischen Magie. Da nun aber dem Berichte Diodors jedes religiöse Moment abgeht, trotzdem dass sein Bericht gerade der ausführlichste ist, so scheint es mir sehr wahrscheinlich, dass bei Ktesias nur von einem Könige Zoroaster die Rede war und dass derselbe erst später in den Magier verwandelt wurde, zudem liegt bis zu einem gewissen Grade ein Widerspruch darin, Jemand einen Magier und zudem einen Baktrier zu nennen. Es scheint mir demnach zweifelhaft, ob man den Ktesias als einen Gewährsmann anführen könne für die Ansicht, dass Zoroaster in Baktrien zu Hause war, wir gestehen übrigens, dass wir auf die Versicherung dieses Berichterstatters in keinem Falle viel zu geben geneigt sind.

Es giebt nun, ausser den bereits angeführten, noch einige Zeugnisse des Alterthums, welche den Zoroaster für einen Baktrier halten, ohne dass man behaupten könnte, sie hätten diese Nachricht dem Ktesias entlehnt, aber diese Zeugnisse sind spät. Das eine rührt von Agathias her (L. II. 24. ed. Nieb.), das andere von Ammianus Marcellinus (XXIII, 6. 32.) Beide Schriftsteller kennen den Zoroaster nicht als König, sondern als Religionsstifter, beide setzen ihn unter einen König Hystaspes; der erstere sagt, man könne nicht wissen, ob dieser Hystaspes der Vater des Darius gewesen sei oder nicht, der andere aber nennt denselben geradezu den Vater des Darius. Es scheint mir sehr wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiss, dass diese beiden Schriftsteller bereits dieselben Notizen vor sich gehabt haben, welche wir noch jetzt über das Leben Zoroasters besitzen, nämlich dass derselbe unter einem Könige Vîstâçpa oder Gushtâsp aufgetreten sei. Wenn Ammianus in diesem Vîstâçpa den ihm allein bekannten Hystaspes den Vater des Darius sehen wollte, so ist dies sehr natürlich, aber ebenso falsch, als wenn er den Zoroaster zu einem Baktrier macht, weil er hörte, dass derselbe in Baktrien gewirkt habe.

Uebrigens ist es durchaus nicht die allgemeine Ansicht des Alterthums, dass Zoroaster ein Baktrier gewesen sei, eine ganze Reihe von Zeugnissen sieht in ihm einen Meder oder einen Perser. Für die Ansicht, dass Zoroaster ein Meder gewesen sei, lässt sich vielleicht die Autorität des Berosus

anführen. Dieser Schriftsteller hat ein Werk verfasst, welches die Alten unter dem Titel Χαλδαϊκά oder Βαβυλωνιακά anführen. Ueber den Werth der Mittheilungen des Berosus ist das Alterthum des Lobes voll und auch die Neueren schliessen sich ihm an. Es hat aber ein ungünstiges Geschick über dem Buche gewaltet, nicht blos, weil dasselbe verloren gegangen ist, sondern auch darum, weil die wenigen erhaltenen Bruchstücke desselben uns nicht aus erster Hand überliefert sind, sondern durch mehrere Hände gingen, ehe sie zu uns gelangten. Mit Recht sagt daher der neueste Herausgeber[1]) *Fragmenta satis ampla prae ceteris servarunt Josephus, Clemens Alexandrinus, Eusebius, Syncellus. Quorum tamen ne unus quidem ipsos Berosi libros inspexisse videtur*[2]). *Syncellus ex Eusebio, vel sicuti Eusebius sua hausit ex Africano; Africanus ex Alexandro Polyhistore, hic ex Apollodoro ut videtur. Eodem Polyhistore usus fuerit Josephus, etsi mentionem fontis injicere omisit. Clemens Alexandrinus ob oculos habuit Jubam Mauritanium qui Berosi librum in Assyriis historiis excerpsisse videtur. Igitur quum per tot manus migraverint quae ad nos perdurarunt fragmenta, haud miraberis variis modis verba Berosi deformata esse, cavendumque ne Beroso imputemus quae sunt imputanda excerptoribus.* Nicht genug hieran, es hat sich auch noch gezeigt, das von dem eigentlichen Berosus eine Sibylla Berosiana zu unterscheiden ist, welche an Werth tief unter Berosus steht. Ueber diese sagt unser Gewährsmann[3]) Folgendes: *Dubium vix est, quin alium quendam Berosum Sibyllae patrem cum historico Justinus (cf. Justinus Martyr Cohort. c. 39.) confuderit. Quem errorem facile excusaveris, si verum est, quod sane verosimillimum est, ipsum Berosum Sibyllae istius Berosianae in historiis suis meminisse. Nam quae ex Sibylla narrat Alexander Polyhistor de turris Babylonicae aedificio vix aliunde quam ex Nostri libris petita fuerint.* Strenger noch äussert sich M. von Niebuhr[4]) „das Excerpt der Sibylle vom Thurmbau muss streng von denen aus Berosus geschieden werden, wie es ja auch nicht als ein berosisches

1) Cf. C. Müller, *Fragmenta hist. graec. II*, 496.
2) Vgl. M. v. Niebuhr, *Geschichte Assurs p.* 12 flg.
3) C. Müller l. c. p. 495.
4) M. v. Niebuhr l. c. p. 470.

gegeben wird. Man soll sich auch nicht dadurch täuschen lassen, dass Moses Chorenensis bei Anführung einer ähnlichen Stelle sagt, sie stehe in der berosischen Sibylle. Ausser den verwirrten Sagen, welche den Berosus mit einer Sibylle in Verbindung bringen, ist kein Anzeichen, dass die sogenannte chaldäische andern als jüdischen Ursprung gehabt habe." — Unter den Bruchstücken nun, welche aus dem ächten Berosus stammen, ist es besonders eines, das unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen muss. Es ist uns dasselbe in einer doppelten nicht ganz zusammenstimmenden Form erhalten, das eine Mal in der armenischen Uebersetzung des Eusebius, das andere Mal bei Syncellus. Ich setze die betreffende Stelle nach Petermanns Uebersetzung her[1]: „Von Xisuthros und von der Wasserfluth und bis die Maren (d. i. die Meder) Babylonien nahmen, zählt Polyhistor[2]) im Ganzen 86 Könige und erwähnt eines Jeden namentlich aus dem Werke des Berosus und die Zeit aller dieser umfasst er in der Zahl von 33,091 Jahren. Nach diesen sammelten ihnen zufolge (da sie) in solcher Festigkeit (waren) die Maren ein Heer gegen Babylon um es einzunehmen und dort Tyrannen aus sich selbst aufzustellen. Sodann setzt er auch die Namen der marischen Tyrannen, der Zahl nach 8 und ihre Jahre 224. 3) und wiederum 11 Könige und .... Jahre 4) dann auch die der Chaldäer 49 Könige und 458 Jahre." Abweichend davon ist die Angabe des Syncellus[3]) in mehreren wesentlichen Punkten. Während es nach Eusebius 86 chaldäische Könige giebt, führt Syncellus deren nur zwei an und nennt 84 medische, dann den Zoroaster und 7 chaldäische Könige. Daher sagt Müller: *Qui apud Eusebium ponuntur octo tyranni Medi, numero respondent Zoroastro ejusque successoribus septem.* Die Zahl der Jahre stimmt indessen nicht, Syncellus giebt seinen Medern nur 190

1) M. v. Niebuhr a. a. O. p. 491—94.

3) Die durchschossenen Worte rühren nicht von Berosus, sondern von Eusebius her, die in Klammern gesetzten sind Zusätze des Uebersetzers.

3) Cf. Müller, *hist. gr. Fr. II,* 503: Ἀπὸ δὲ τούτου τοῦ χρόνου τῶν πς', δύο μὲν Χαλδαίων βασιλέων, Εὐηχίου καὶ Χωμασβήλου, πδ' δὲ Μήδων, Ζωροάστρην καὶ τοὺς μετ' αὐτὸν ζ', Χαλδαίων βασιλεῖς εἰσάγει, ἔτη κρατήσαντες ἡλιακὰ βζ', ὁ αὐτὸς Πολυΐστωρ οὐκ ἔτι διὰ σάρων καὶ νήρων καὶ σώσσων καὶ τῆς λοιπῆς ἀλόγου μυθικῆς ἱστορίας ἀλλὰ δι' ἡλιακῶν ἔτων.

Jahre, Eusebius seinen acht medischen Königen 224. M. v. Niebuhr sagt darüber Folgendes[1]: „Was aber des Syncellus Angabe betrifft, dass Polyhistor nur die zwei ersten Könige Chaldäer genannt habe, die übrigen 84 Meder, so ist offenbar die Version des Eusebius die ächte. Syncellus hat hier ersichtlich nicht den Eusebius ausgeschrieben, sondern einen andern Chronographen, wahrscheinlich den Africanus. Dieser Autor mag wie Syncellus die zweite Dynastie gestrichen haben — Syncellus lässt in jener Stelle auf die erste Dynastie Zoroaster und eine chaldäische Dynastie folgen — und die Meder in die erste Dynastie hineingebracht haben, an die Stelle der 84 Könige, deren Namen Eusebius nicht genannt hatte. Es kann aber auch dieser Autor des Syncellus unschuldig sein (was wir um so lieber annehmen möchten, als dieser kaum ein anderer als Africanus gewesen sein kann) und die Meder können lediglich aus einem Missverständnisse entsprungen sein.“ Ferner sagt Niebuhr über das gegenseitige Verhältniss der beiden Berichte[2]: „Offenbar also lässt er (Syncellus) an der Stelle der 2. medischen Dynastie des Berosus seine 84 medischen Könige der ersten Dynastie und Zoroaster treten und seine 2. Dynastie von 7 chaldäischen Königen mit 190 Jahren tritt in der obigen Stelle in den Raum der 3. und 4. Dynastie des Berosus.“ Diese Ansicht scheint mir auch die wahrscheinlichste, doch ist kein Zweifel, dass man die Sache auch so fassen kann, wie dies C. Müller in der oben angeführten Stelle und nach ihm Rapp[3]) gethan haben, dass nämlich Zoroaster und die 7 chaldäischen Könige für die 8 Meder des Eusebius stehen. Für uns, die wir uns hier nicht mit babylonischer Geschichte zu befassen haben, ist diese Frage von wenig Gewicht. Was uns hauptsächlich interessirt, ist der Name Zoroaster, mag Berosus damit einen Meder oder einen babylonischen König bezeichnet haben, es wird jedenfalls beweisen, dass der Name Zoroaster schon sehr frühe und zwar in Medien selbst oder westlich von Medien vorkam. Es fragt sich nun aber, ob wir ein Recht haben, anzunehmen,

1) a. a. O. p. 491. not.
2) a. a. O. p. 493. Anm.
3) *Zeitschr. der DMG. XIX*, 28.

dass Berosus den Namen Zoroaster genannt habe. Niebuhr glaubt, Berosus habe den Namen Zoroaster nicht genannt, ich sehe aber gar keinen Grund zu dieser Annahme. Im Gegentheil, es scheint mir recht gut möglich, dass Africanus (oder wer sonst der von Syncellus benützte Chronograph auch sein mag) bei seiner offenbar sehr flüchtigen Durchsicht der Angaben des Berosus den Namen Zoroaster gefunden und in seinen Bericht aufgenommen hat, denn dass Berosus die Namen der medischen Könige angegeben habe, sagt Eusebius ausdrücklich. Dies ist für mich der hauptsächlichste Grund, den hier erwähnten Zoroaster für einen Meder zu halten, denn dass Berosus auch die Namen der chaldäischen Könige angegeben habe, wird nirgends gesagt. Dagegen braucht natürlich dieser von Berosus genannte medische König ebensowenig der êrânische Religionsstifter zu sein, als der von Ktesias angeführte baktrische dieses Namens. Im Gegensatz zu Berosus setzt die berosianische Sibylle, welche Moses von Khorni anführt, den Zoroaster wirklich nach Baktrien, es ist aber schon gesagt worden, dass auf diese Quelle sehr wenig Gewicht zu legen ist.

Die noch übrigen Angaben des Abendlands über das Vaterland des Zoroaster lassen sich kurz angeben. Der griechische Schriftsteller Clemens Alexandrinus nennt Zoroaster bald einen Perser, bald einen Meder, Suidas einen Persomeder. Der Armenier Moses von Khorni, der bei seinem Geschichtswerke hauptsächlich griechische Quellen benützt hat, macht ihn zu einem Zeitgenossen der Semiramis und nennt ihn „den Magier und Fürsten der Meder"[1]. Nach seiner Angabe soll Semiramis ihn zum Statthalter über Ninive und Assyrien gemacht haben, später verfeindeten sich beide und Semiramis musste vor ihm nach Armenien entfliehen, wo sie dann von Ninyas des Reiches beraubt und getödtet wurde. Noch an einer zweiten Stelle berichtigt Moses die berosische Sibylle, nicht ein König der Baktrier, sondern der Meder sei Zoroaster gewesen. Nach den Angaben des ältern Plinius, der aus Hermippus geschöpft haben will, hätten wir die Heimath des Zoroaster noch weiter in Westen zu suchen, nämlich in Prokonnesos. Eine

1) Mos. Khor. I, p. 87 ed. Ven.

Nachricht, welche uns Clemens Alexandrinus mittheilt, lässt Zoroaster in Pamphylien geboren werden und sagt, er sei identisch mit Her, dem Sohne des Armenios.

Soviel wird aus diesen Angaben klar sein, dass wir mit Hülfe der Alten zu einer sicheren Ansicht über das Vaterland Zoroasters nicht gelangen können. Wenden wir uns nun zu den Nachrichten morgenländischer Schriftsteller, so werden wir bei ihnen zwar grössere Uebereinstimmung aber kaum historische Berichte finden. Sie setzen übereinstimmend Zoroasters Geburtsland nach Westérân, die meisten von ihnen geben aber an, dass er, wenigstens eine Zeitlang, in Baktrien gewirkt habe. Aus den eingehenden Untersuchungen, welche schon Windischmann diesem Gegenstande gewidmet hat[1]), geht hervor, dass Zoroaster im Avesta öfter „der Berühmte in Airyana vaeja" genannt wird, nach anderer Fassung hiesse es sogar, dass er in dem berühmten Airyana vaeja war. Die Wohnung des Pôurushaçpa, des Vaters des Zoroaster lag nach Vd. 19, 15. drejya paiti zbarahê (oder zbarahi) und wir werden unten sehen, dass auch diese Bezeichnung sich auf Airyana vaeja deuten lässt. Dass Zoroaster nach Ansicht des Avesta wenigstens eine Zeitlang in Airyana vaeja lebte, kann keinem Zweifel unterliegen, denn nach Yt. 5, 104. 9, 25. 17, 45 opfert er dort verschiedenen Gottheiten. In der Stelle Yç. 19, 51. 52. wird Zoroaster mit der Stadt Ragha (in Medien) in Verbindung gebracht, doch nicht so, dass man daraus folgern müsste, er sei dort geboren gewesen. Unzweideutiger als das Avesta äussert sich der Bundehesh. Er lässt den Zoroaster am Flusse Dâraja geboren werden (51, 3. 79, 9) und dieser Fluss lag (53, 5) in Airyana vaeja. An einer weiteren Stelle (58, 5) ist dieser Fluss der Meister der Bârâflüsse, ich vermuthe, dass unter bârâ dasselbe verstanden sei, wie unter zbara im Vendîdâd. Weiter belehrt uns der Bundehesh (70, 8), dass Airyana vaeja seitwärts von Atropatene liege, also wol die Gegend ist, welche die mittelalterlichen Geographen Arrân nennen, welche, wie wir gesehen haben, sich bis in die Gegend von Tiflis erstreckt. Offenbar mit Rücksicht auf diese Lage will die Huzvâreshglosse zu Vd. 1, 60 Ragha durch Atropatene erklären, giebt aber zu, dass

1) Windischmann, *Zor. Studien* p. 47 flg.

Andere Rai darunter verstehen, woselbst sich Zoraster eine Zeitlang aufgehalten habe. Yàqût giebt an, die Stadt Urumia sei der Geburtsort des Zoroaster, ebenso Abulfedâ. Zwei weniger bekannte muhammedanische Historiker, welche Hyde (hist. vet. Pers. p. 318 flg. ed. 2da.) anführt, behaupten, angeblich auf die Autorität Tabaris, dass Zoroaster in Philistäa gebürtig gewesen sei, der eine nennt ihn einen Schüler des Esra, der zweite des Jeremia, er sei aber von seinem Lehrer verflucht und aussätzig geworden, worauf er sich nach Âdarbaijân und von da nach Balkh begeben habe. Fassen wir das Ergebniss aller dieser so abweichenden Nachrichten zusammen, so wird sich auch hier über das Vaterland des Zoroaster keine Sicherheit gewinnen lassen, die Mehrzahl der Quellen sucht dasselbe aber im Westen, nicht im Osten.

Nach Erledigung dieser Vorfragen wenden wir uns nun zur Lebensgeschichte des Zoroaster selbst. Es wird Niemand befremden, wenn die Erzählung von den Lebensumständen eines Mannes, dessen Zeitalter und Vaterland wir nicht ermitteln können, sehr legendenhaft ist. Aber auch für die Mehrzahl dieser Legenden fehlt die Begründung, die meisten sind nur aus neueren, zum Theil sogar aus sehr neuen Quellen zu belegen. Weder das Avesta, noch die Alten, noch die Zeit der Sâsâniden, noch endlich Firdosi hat uns eine vollständige Beschreibung der Lebensumstände des Zoroaster hinterlassen und wir sind daher genöthigt, die neuere Legende zu Grunde zu legen und auf die einzelnen Züge, welche uns hie und da in älteren Quellen erhalten sind, zur grössern Bestätigung hinzuweisen [1]. Den ganz legendenhaften Charakter der Erzählung

1) Hauptquelle für die Lebensumstände Zoroasters ist das Zartushtnâme, dessen Text in Bombay lithographirt veröffentlicht wurde. Ich benutze die englische Uebersetzung dieses Buches von Eastwick, welche man in dem Buche von J. Wilson, *the Parsi religion unfolded p.* 477 flg. abgedruckt findet. Ein *Vie de Zoroastre* hat Anquetil gegeben (*Zend Avest. I,* 2. *pp.* 1—70), ein anderes J. Ménant: *Zoroastre. Essai sur la philosophie religieuse de la Perse. 2me edition. Paris* 1857. Beide Werke beruhen gleichfalls auf der oben genannten Zoroasterlegende. Einen (nicht vollendeten) Abriss des Lebens von Zoroaster hat Windischmann gegeben (*Zor. Studien p.* 44 flg.) und ich selbst (*Sitzungsberichte der k. bayr. Academie der Wissensch. Jan.* 1867). Ein Leben Zoroasters von Destûr Z. Behrâm (Bombay 1864.

vom Leben Zoroasters kann man schon daraus ersehen, dass seine Lebensgeschichte nicht erst mit seiner Geburt beginnt, sondern schon lange vorher, nicht blos in der neuern Legende, sondern auch im Avesta selbst. Und zwar ist dieser Theil der Lebensgeschichte gar nicht so unwichtig. Für den Bekenner der mazdayaçnischen Religion ist die Geburt und das Wirken Zoroasters ohne Frage die wichtigste Weltbegebenheit. Alle die grossen Heldenthaten der Vorzeit, von denen wir bisher gehört haben, sind zum grossen Theile zu diesem Zwecke geschehen: sie sollten die Summe des Bösen so weit vermindern helfen, dass dieses Ereigniss eintreten könne. Schon nach dem Tode des eingebornen Stiers wird dem Géus-urva oder Goshurun, d. i. der Stierseele (cf. oben p. 510) Zoroaster im Himmel gezeigt und ihm Hoffnung gemacht, dass derselbe künftighin auf der Erde erscheinen werde. Denn nicht zu jeder Zeit ist es möglich gewesen, den Zoroaster auf Erden das Gesetz verkünden zu lassen, erst nachdem das Zeichen der Wage zur Herrschaft gelangt war und die Macht des guten und des bösen Princips sich gleich stand, konnte man daran denken, den Zoroaster in die Welt zu senden. Wie wichtig Zoroaster für den Ahura-Mazda und dessen Pläne war, sieht man auch daraus, dass nach Yt. 5, 17 flg. Ahura-Mazda dargestellt wird, wie er die Ardvî-çûra anruft, sie möge ihm die Gunst gewähren, dass er sich mit Zoroaster einigen möge. Ebensowenig als die Zeit kann auch das Geschlecht gleichgültig sein, aus welchem ein Mann wie Zoroaster stammt. Zoroaster ist von königlichem Geschlecht, wie wir gleich sehen werden, und hat darum alles Recht, in der érânischen Heldensage erwähnt zu werden, denn von Geburt steht er den früher erwähnten königlichen Helden nicht nach und ein Held ist auch er, zwar anderer Art als die früheren, aber darum kein geringerer, weil seine Wirksamkeit eine geistige ist. Dieser Heldeneigenschaft haben wir es zuzuschreiben, wenn nach Yt. 17, 17—20 Agrô-Mainyus bei seiner Geburt davonläuft und gesteht, dass alle Yazatas ihn nicht zu verdrängen vermögen, sondern nur allein Zoroaster, der ihn mit dem Ahuna-vairya als seiner Waffe

---

Svo in Guzerati) ist eine Uebersetzung des Zartusht-nâme mit eigenen Zusätzen.

schlägt. Darum wird nach Yç. 9, 42 sein Vater Pôurushaçpa mit so grossen Helden wie Yima, Âthwya und Kereçâçpa zusammengenannt, denn die genannten und andern Helden haben nur einzelnen Unholden das Leben genommen, Zoroaster aber hat durch die Verkündigung des Gesetzes bewirkt, dass sämmtliche Dämonen sich unter die Erde verbergen mussten, welche früher leibhaftig auf der Welt umhergelaufen waren. „Jeden", sagt die Huzvâreshglosse zu Yç. 9, 46, „der seinen Körper unsichtbar machen konnte, dem zerbrach er diesen Körper, wer dies nicht thun konnte, den zerbrach er selbst. Das Zerbrechen des Körpers ist aber das, dass von jetzt im Körper eines Dämonen keine Sünde mehr gethan werden kann, in dem Körper eines Thieres oder eines Menschen können sie es noch." Was dies heissen soll, wird durch eine Stelle aus den Rivâiets klar, welche folgendermassen lautet: „Ehe Zartusht kam, liefen die Dêvs offenbar auf der Welt herum, nach Art der Männer und die Peris nach Art der Frauen, die Dêvs nahmen von den Menschen Weiber und trieben mit ihnen Schändlichkeiten, als aber Zartusht das Gesetz in die Welt brachte, da zerbrach er die Körper der Dêvs, sie verbargen sich unter der Erde und wenn sie eine böse That verüben wollen, können sie nach Art der Menschen nicht werden, wohl aber in Gestalt eines Esels, Rindes oder dergleichen." Hiernach kann man sagen, dass Zoroaster das Aufhören des mythischen Zeitalters bezeichne. Da seit seiner Erscheinung das Auftreten der Dämonen mit übernatürlichen Körpern und Kräften nicht mehr möglich ist, so hört auch für die himmlischen Mächte die Nöthigung auf, eine besondere Macht zu entfalten, es kann also die Welt ihren regelmässigen Gang gehen. Diese Bemerkungen zeigen zur Genüge, welche wichtige Persönlichkeit Zoroaster ist und dass ein Geschlecht es sich zur hohen Ehre rechnen kann, wenn es ihn unter seine Mitglieder zählen darf. Auch wissen wir, dass sein Vater Pôurushaçpa der Ehre besonders deswegen theilhaftig wurde, der Vater des Zoroaster zu heissen, weil er zu den eifrigsten Verehrern des Haoma gehörte. Ausserdem führt das Zartusht-nâme die Abkunft Zoroasters auf Frêdûn zurück, wir wissen jedoch, dass auf diesen Herrscher nicht blos Eraj, sondern auch Selm und Tûr nebst ihren Geschlechtern zurückgeführt werden, so dass also diese Abstammung nicht

etwas ganz Besonderes sagen würde. Von grosser Wichtigkeit ist aber nun, dass Zoroaster nicht blos auf Frédûn, sondern auch auf Manoshcihr zurückgeführt wird, durch diese Abstammung gehört er unwiderruflich dem êrânischen Königshause an. Den ganzen Stammbaum giebt uns der Bundehesh (79, 5 flg.) und ein neueres Gebet, Dhup-nereng oder Räucherungsgebet, endlich Masudi (T. II, 123. ed. Par.) Hiernach stellt sich der Stammbaum folgendermassen dar:

Bundehesh	Dhup-nereng	Masudi
Manoshcihr	Mînocehr	Menouchehr (منوشهر)
Durâsrûn	Durantchoun	Dourchirin (دورشرين)
Rajani	Rezesné	Iredj (ارج)
Ayazemn	Ezem	Haïzem (هايزم)
Vidast	Vedest	Wandest (واندست)
Spetamân	Sepetaméhé	Espimân (اسبيمان)
Hardâre	Herdaré	Herdar (هردار)
Harsn	Hederesné	Arhadas (ارحدس)
Paitarasp	Petarasp	Batir (باتير)
Casnus	Tschakhschenos	Hakhich (حخيش)
Haecadasp	Hetschedasp	Hedjdasf (هجدسف)
Spitarasp	[Orouedasp]	Arikdasf (اريكدسف)
. . . . . .	Peterasp	Federasf (فذراسف)
Purushasp	Poroschasp	Bourschasf (بورشسف)
Zartusht	Zartusht	Zarâdecht (زرادشت)

Während die erste Reihe von Zoroaster bis Manoshcihr 13 Glieder zählt, zeigt die zweite dafür 14, es ist der Name Orouedasp (i. e. Aurvat-açpa) eingeschoben. Auch bemerken wir, dass die zweite Reihe den Namen Peterasp zweimal hat, einmal an der gewöhnlichen Stelle, übereinstimmend mit dem Bundehesh, das zweite Mal unmittelbar vor Purushasp, an der Stelle, wo der Bundehesh Spitarasp liest, letztere Lesart wird wol die richtige sein, Masudi stimmt zum zweiten Verzeichnisse. Windischmann hat bereits den Beweis geliefert, dass auch das Avesta dieselbe Reihe von Vorfahren für Zoroaster festgesetzt hat, zwar kommen dort nicht die Namen aller, aber

doch mehrerer Vorfahren vor, am häufigsten Çpitama, dann Cảkhshni (Yt. 13, 114), Haecaț-açpa (Yç. 52, 3) und auch Pôurushaçpa als Vater des Zoroaster wird nicht selten genannt. Auch die Seitenverwandtschaft können wir angeben, soweit dies nöthig ist. Der Bundehesh (79, 8) belehrt uns, dass Paitirasp oder Spitarasp zwei Söhne hatte, der eine war Pourushasp, der Vater des Zoroaster, der zweite war Arast, von welchem ein Sohn Maidyômâh abstammte und diese Nachricht wird durch Yt. 13, 95 bestätigt, wo wir einen Maidhyômâo, Sohn des Arâçta, erwähnt finden. Die Mutter des Zoroaster hiess nach dem Bundehesh und Zartusht-nâme Dughdha, ihre Aeltern nach dem zuerst genannten Buche Frahi und Mrava, Namen, die sich im Avesta nicht wiederfinden. Die königliche Abkunft Zoroasters ist durch diesen Stammbaum jedenfalls ausser Frage gestellt.

Nicht blos einen königlichen, sondern gewissermassen einen göttlichen Ursprung giebt dem Zoroaster eine Nachricht, welche wir bei Shahrastâni[1]) finden. Gott, heisst es dort, habe den Geist (den Frohar oder Fravashi) des Zoroaster in einen Baum (Haoma?) gethan, den er im obersten Himmel habe wachsen lassen und dann auf den Gipfel eines Berges in Âḍarbaijân verpflanzte, welcher Ismuvicâr[2]) hiess. Dort habe er die Persönlichkeit (es ist wol wieder der Frohar gemeint) des Zoroaster mit der Milch einer Kuh gemischt, welche der Vater des Zoroaster getrunken habe, daraus sei dann Samen und dann ein Stück Fleisch in dem Leibe von Zoroasters Mutter geworden. Wie dem auch sei, die Legende lässt die Bedeutung des Sohnes der Mutter im Traume voraus verkünden, ein Ereigniss, welches wir schon so oft in der érânischen Sagengeschichte gefunden haben. Als Dughdha im fünften Monate schwanger war, da sah sie im Traume ein entsetzliches Gesicht. Es schien ihr, als ob eine dicke Wolke Tiger, Löwen, Wölfe, Drachen, Schlangen und andere schädliche Thiere auf ihr Haus regne und dass eines dieser Raubthiere, grösser und fürchterlicher als die übrigen, ihr das Kind aus

1) Bd. 1, 281 der Haarbrückerschen Uebersetzung.

2) Ich halte den Namen Ismuvicâr verschrieben aus einem älteren Asnavandgar und glaube, dass hier der Savelân gemeint ist.

dem Leibe risse, um es zu tödten. Während die Mutter voll Entsetzen diesen Vorgang sieht, erhebt ihr Kind selber seine Stimme, um sie zu trösten: Unholde dieser Art vermöchten ihm nichts anzuhaben. In der That ist diese Rede kaum zu Ende, als man einen Lichtberg aus dem Himmel kommen sieht, vor dem ein grosser Theil der Geschöpfe der Finsterniss sofort entflieht. Als das Licht sich näherte, ging ein schöner Jüngling aus demselben hervor, der in der Linken einen Stab, in der Rechten eine Schrift hielt. Beim Anblicke dieser Schrift entfernten sich die noch übrigen höllischen Wesen, mit Ausnahme von dreien, einem Wolfe, einem Löwen und einem Panther, doch auch sie können nicht Stand halten, sobald der Jüngling seinen Stab gegen sie neigt. Als Dughda erwacht, da eilt sie erschreckt zu einem weisen Traumdeuter, der aber den wunderbaren Traum nicht sofort auszulegen vermag und sie in drei Tagen wiederkommen heisst. Als sie ihn nun zur gebotenen Frist wieder aufsucht, da theilt er ihr mit, dass das Kind, mit welchem sie nun 5 Monate und 23 Tage schwanger sei, ein Mann von grosser Bedeutung werden würde. Die finstere Wolke und der Lichtberg, welche ihr im Traume erschienen seien, bedeuteten, dass sie und ihr Sohn zuerst viel Trübsal durch Tyrannen und ähnliche Bösewichter aushalten müssten, dass sie aber zuletzt über alle Gefahren siegen würden. Der Stab, welchen der Jüngling in der Hand gehabt habe, bedeute die Majestät Gottes, die sich gegen die Unterdrücker wende, die Schrift in der andern Hand sei das Symbol des Prophetenthums, welches ihrem Sohne zu Theil werden würde. Die drei Thiere, welche bleiben, seien die drei unversöhnlichsten Feinde Zoroasters, doch auch sie würden endlich weichen müssen.

Auch das Jugendleben des êrânischen Propheten besteht aus einer Reihe von Wundern. Als Zoroaster geboren wurde, wo andere Kinder zu weinen pflegen, da lachte er und zog durch dieses aussergewöhnliche Betragen sofort die Aufmerksamkeit der ganzen Umgegend auf sich. Dies ist das erste Wunder. Die Dämonen, welche natürlich den Zweck der Sendung Zoroasters sehr wohl kannten und diese zu vereiteln, den Urheber ihrer Furcht aber zu verderben suchten, wenden alle Mittel an, um Zoroaster zu vernichten, und mehr als einmal

scheint ihnen die Gelegenheit günstig. Die Gegend, in welcher Zoroaster geboren wird, gehört einem Könige Durânsarûn, von dem wir nicht wissen, ob er mit dem Durâsrûn identisch ist, den wir oben in dem Stammbaume Zoroasters gefunden haben. Dieser König ist ungläubig und das Haupt aller bösen Zauberer (yâtu), wie denn überhaupt nach der Aussage des Zartushtnâme damals Alles mit Zauberei behandelt wurde. Die Mächte der Finsterniss verkehrten offen mit den Menschen und bestärkten sie in ihrem bösen Vorhaben und auch der Vater des Zoroaster hat sich von diesem Treiben nicht ganz fern gehalten [1]). Als nun Durânsarûn von der Geburt des Zoroaster hörte und wol einsah, dass es mit der Macht der Zauberei zu Ende sein würde, wenn dieses Kind zu Kräften käme, da machte er sich schleunig auf nach der Wohnung des Pôurushaçpa und fand dort das Kind in der Wiege liegend. Ergrimmt zog er den Dolch, um dasselbe zu ermorden, aber noch ehe er den tödtlichen Stoss ausführen kann, erlahmt ihm seine Hand und er muss sich unverrichteter Dinge zurückziehen. Dies war das zweite Wunder. Die bösen Geister geben aber ihr Spiel so leicht noch nicht auf, sie hoffen noch lange, dass ihre Auschläge zuletzt doch noch gelingen können. Sie wissen bald darauf der Mutter ihr Kind zu stehlen und bringen den Zoroaster in die Wüste, wo sie eine Menge brennender Stoffe um ihn anhäufen und diese dann anzünden. So glauben sie ihn sicher zu vernichten, aber sie täuschen sich wieder, das Kind schläft ruhig im Feuer, und als die Mutter in die Wüste eilt, um ihr verlorenes Kind zu suchen, findet sie dasselbe wieder. Dies ist das dritte Wunder. — Nicht lange nach diesem vergeblichen Versuche wagen die Zauberer schon wieder einen neuen. Auf den Befehl Durânsarûns nehmen sie das Kind und legen es auf einen schmalen Pfad, über welchen eine Ochsenheerde ziehen muss. Sie hoffen, das Kind werde unter deren Füssen zertreten werden, als aber die Heerde sich näherte, nahm das grösste unter den Rindern das Kind zwischen seine Füsse und verhinderte, dass demselben ein Leid

1) Nämlich nach der vorliegenden Legende, mit Recht aber macht Destûr Behrâmjî darauf aufmerksam, dass das Avesta selbst diese Ansicht nicht unterstütze.

zugefügt werde; erst als alle Rinder vorübergegangen waren, begab es sich zur Heerde zurück. Dies ist das vierte Wunder. — Das fünfte Wunder ist eigentlich blos eine Wiederholung des vorhergehenden. Was die Rinder sich geweigert hatten zu thun, das sollten die Pferde vollbringen. Es wird also das Kind wieder auf den schmalen Weg gelegt und eine Heerde wilder Pferde über denselben getrieben, aber wieder schützt ein Pferd das Kind vor den Hufen der übrigen. — Nachdem die Hausthiere nicht zu bewegen gewesen sind, dem Zoroaster ein Leid zuzufügen, versucht es Durâusarûn mit den wilden Thieren. Er liess einen Platz auskundschaften, wo Wölfe ihr Lager hatten, die jungen Wölfe werden erschlagen, während die alten abwesend waren, und Zoroaster an ihre Stelle gelegt, man hofft, dass die alten Wölfe im ersten Grimme denselben zerreissen würden. Diese Ausgeburten der Finsterniss bezeigten hierzu auch grosse Lust, allein Gott verschloss ihren Rachen, so dass sie dem Kinde kein Leid zufügen konnten. Dagegen kamen zwei himmlische Kühe, welche dem Kinde ihre Euter darreichten und dasselbe trinken liessen. Dies war das sechste Wunder, durch welches Zoroaster am Leben erhalten wurde.

Nach diesen vergeblichen Versuchen muss der Plan, das Leben Zoroasters zu vernichten, als hoffnungslos aufgegeben werden. Dieser wuchs nun allmälig heran und sein Vater fand es nöthig, ihn unterrichten zu lassen. Er wählte zum Lehrer einen Mann, der als Frommer inmitten der Zauberer lebte, sein Name war Barzînkarûs. Als Zoroaster sieben Jahre alt war, versuchten sich die Zauberer aufs Neue an ihm. Sie hofften, dass er wenigstens für Furcht und Schrecken nicht unempfindlich sein werde, und mit höllischen Zauberkünsten brachten sie schreckliche Erscheinungen hervor, vor welchen Alle erschrocken die Flucht ergriffen, nur Zoroaster nicht, welcher im festen Vertrauen auf die ihn beschützende göttliche Vorsehung ganz ruhig blieb. So bestand er auch diese Prüfung, welche gewöhnlich für das siebente Wunder gerechnet wird. — Nicht lange darauf fiel Zoroaster in eine Krankheit, und nun hofften die Zauberer, dass sie ihn vernichten konnten. Unter der Form einer Arznei brachten sie ihm einen aus giftigen Stoffen bereiteten Trank, aber Zoroaster erkennt so-

fort die Schädlichkeit desselben, weist ihn zurück und wird wieder gesund. Dies kann als das achte Wunder gelten. — Etwa im fünfzehnten Lebensjahre Zoroasters mag es gewesen sein, als sein Vater ein grosses Gastmahl in seinem Hause gab, zu dem auch der König Durânsarûn und Burântarûs, damals der grösste Zauberer, geladen waren. Hier nahm Zoroaster die Gelegenheit wahr, offen seinen Hass gegen die Zauberei auszusprechen und derselben den Krieg anzukündigen. Seit dieser Zeit zitterten die Zauberer vor ihm und liessen ihn nicht aus den Augen. Doch werden uns weitere seiner Thaten nicht berichtet, es versteht sich von selbst, dass sein Leben ein völlig tadelloses war. Es heisst blos, dass die Zeit der Prüfung für ihn bis zum dreissigsten Jahre dauerte und von da an seine Frömmigkeit anfing, Früchte zu tragen.

Von allen diesen wunderbaren Begebenheiten, welche uns die Legende aus der Jugendgeschichte Zoroasters erzählt, wüssten wir nur für eine einzige das Zeugniss des höhern Alterthums anzuführen; den Umstand nämlich, dass Zoroaster bei seiner Geburt gelacht habe, erzählen schon Plinius und Solinus [1]. Hierdurch wird natürlich nicht bewiesen, dass auch die sämmtlichen übrigen Wunder schon dem Alterthume bekannt waren, doch ist es wenigstens wahrscheinlich, dass es mit dem einen oder dem andern derselben der Fall gewesen sei: das Avesta äussert sich leider über die Jugendgeschichte Zoroasters sehr wenig. Zwar will Anquetil in Yç. 42, 8 eine Anspielung auf die in der Jugend erduldeten Leiden des Propheten sehen, doch glauben wir, dass die Stelle anders zu fassen sein wird. Auch das 19. Capitel des Vendîdâd, welches man mit vieler Wahrscheinlichkeit hieher ziehen könnte, möchten wir lieber auf eine andere, spätere Begebenheit beziehen. Die späteren Erzählungen der Muhammedaner aber kennen diese Beziehungen theilweise, so der schon erwähnte Shahrastâni, welcher bereits das Wunder von den Pferden und Wölfen

1) *Plin. hist. nat. VII*, 16: *Risisse eodem die, quo genitus esset, unum hominem accepimus Zoroastrem. Eidem cerebrum ita palpitasse ut impositam repelleret manum, futurae praesagio sapientiae.* Ebenso Solin. c. 1: *Itaque unum novimus eadem hora risisse, qua erat natus, scilicet Zoroastrem mox optimarum artium peritissimum.*

erzählt, auch wissen will, Zoroaster habe in Dinâver einen Blinden geheilt mit Hülfe eines Krautes, welches er diesem auf die Augen zu drücken hiess. Das Lachen bei der Geburt kennt Shahrastâni gleichfalls, ebenso der Historiker Mîrkhond, letzterer weiss auch von dem wunderbaren Traume, welchen die Mutter Zoroasters gehabt hat. Endlich eine Stelle in einem Scholion zu Platons Alkibiades [1]) macht es sehr wahrscheinlich, dass man auch im Alterthume bereits die Bedeutung der Zahlen sieben, fünfzehn und dreissig in der Lebensgeschichte Zoroasters erkannt hatte.

Wir wenden uns nun weiter zur Geschichte Zoroasters nach dem dreissigsten Jahre und zu seiner eigentlichen Prophetenlaufbahn. Hier scheint aber unsere Legende etwas unvollständig zu sein, dieselbe hat offenbar nur für das Wirken Zoroasters in Baktrien Interesse und übergeht seine Wirksamkeit an anderen Orten. Der Bundehesh (79, 11) sagt uns nun ausdrücklich, dass Zoroaster seine Religion zuerst in Airyana vaeja verkündigt habe und dadurch wird uns noch wahrscheinlicher, dass wir nach Ansicht der Bekenner des Avesta die Heimath Zoroasters in Airyana-vaeja zu sehen haben, denn wäre er in Urumia oder auch an einem andern Orte geboren, so hätte uns gesagt werden müssen, dass Zoroaster nach Airyana-vaeja gereist sei. Von einer Einwanderung nach Airyana-vaeja weiss nun die Erzählung kein Wort, wohl aber von einer Auswanderung aus diesem Lande. Ferner erzählt uns der Bundehesh, der Erste, welcher Zoroasters Gesetz angenommen habe, sei dessen Oheim Maidhyomâo gewesen und diese Nachricht wird auch durch das Avesta bestätigt (Yt. 13, 95). Sonst können wir jedoch vermuthen, dass seine Lehre in Airyana-vaeja keinen grossen Anklang gefunden habe, denn er beschloss, mit seinen Getreuen auszuwandern. Diesen Auszug beschreibt nun die Legende ausführlicher. Nachdem man bereits eine Zeitlang gewandert ist, kommt man an ein Meer, das überschritten werden soll, aber weit und breit ist kein

1) Die von Windischmann (*Zor. St. p.* 275. *not.*) angeführte Stelle lautet: ἢ. διὰ τὸν Ζωροάστρην ζ' γενόμενον ἐτῶν σιωπῆσαι, εἶτα μετὰ λ' χρόνους ἐξηγήσασθαι τῷ βασιλεῖ τῆς ὅλης φιλοσοφίας, ἢ ὡς τῷ Μίθρᾳ οἰκεῖον τὸν ζ' ἀριθμόν, ὃν διαφερόντως οἱ Πέρσαι σέβουσιν.

Fahrzeug zu sehen und Zoroaster findet es unanständig, dass die Gesellschaft sich entkleide, da Frauen in derselben sind. Ein Wunder hilft über die Schwierigkeit hinweg: als Zoroaster nämlich seine Hände im Gebete ausstreckt, theilt sich das Wasser, und die Gläubigen ziehen trockenen Fusses hindurch. Anquetil und Ménant glauben, das Meer, von welchem hier die Rede ist, sei der Araxes gewesen und dies ist insofern allerdings möglich, als es vorkommt, dass grössere Flüsse im Erânischen als Meere bezeichnet werden; wir ziehen es jedoch vor, hier den Sevansee zu verstehen, falls nämlich dieser Zug der Legende sich als alt erweisen sollte, wozu bis jetzt kein besonderer Grund vorhanden ist. Auch nachdem das genannte Meer überschritten ist, befindet sich Zoroaster und seine Schaar noch nicht innerhalb der Gränzen Erâns, er zieht vielmehr noch den ganzen Monat Spendârmat, den letzten Monat des Jahres, fort und kommt erst am Tage Anérân, dem letzten Tage dieses Monats, an die érânische Gränze. Dort wurde eben ein Fest gefeiert und Zoroaster mischte sich unter die Feiernden. Anquetil glaubt, es sei dies das Fest der Fravardiâns gewesen, aber dieses Fest ist erst eine Einrichtung Zoroasters und es lässt sich nicht annehmen, dass es von den Erâniern schon begangen worden sei, ehe sie sich zur mazdayaçnischen Religion bekannten. Ich glaube daher mit Ménant, dass hier das Neujahrsfest gemeint sei.

In der Nacht nach diesem Feste hatte nun Zoroaster einen Traum, der ihm eine glückliche Vorbedeutung für seine Erfolge in Erân giebt. Es schien ihm, als sehe er im Osten eine unzählbare Armee, die sich gegen ihn bewegte, und zwar in feindlicher Absicht. Sie umschloss ihn von allen Seiten und liess keinen Ausweg offen, um ihr zu entkommen. Da erschien plötzlich von Süden her eine andere Armee, welche die östliche in die Flucht trieb. Die Erklärung des Traumes ist ziemlich einfach: die Zauberer und Anhänger des Açrômainyus werden sich alle Mühe geben, um die Verbreitung der Lehre Zoroasters zu verhindern, diese wird aber zuletzt siegreich alle Hindernisse überwinden. Auffallend ist nur, dass die rettende Armee vom Süden her erscheint, denn der Süden ist nach der gewöhnlichen Ansicht der Erânier eine Gegend, welche den bösen Wesen angehört. Sollte dieser Zug der Legende alt

sein, so dürfte die befreundete Armee früher als von Westen kommend gedacht worden sein. Nach Beendigung des Festes zog Zoroaster weiter und kam am Tage Dai pa-mihr (15) nach dem Jahresanfang wiederum an ein grosses Wasser, die Dâitya. Dieser Name bezeichnet keinenfalls das kaspische Meer wie Anquetil angenommen hatte, sondern den Araxes oder Kur[1]). Man wird also annehmen müssen, dass ein Theil des Landes am linken Ufer des Flusses früher noch zu Erân gerechnet wurde, da Zoroaster sich bereits innerhalb der Gränzen Erâns befand, als er sich dem Ufer der Dâitya näherte. Vielleicht aber ist die Ueberschreitung der Dâitya an unserer Stelle ganz zu streichen und ist dieser Fluss identisch mit jenem Meere, von dessen wunderbarer Ueberschreitung wir früher gehört haben. Nun, auf dem Boden Erâns, beginnt die eigentliche prophetische Thätigkeit Zoroasters, sein Verkehr mit dem Himmel und der Empfang von Offenbaruugen. Es erscheint ihm der Amshaspand Vôhu-manô und führt ihn zu Ormazd, von dem er die Erlaubniss erhält, Fragen vorzulegen. Die erste Frage, welche Zoroaster thut, ist die: welches von Gottes Geschöpfen auf Erden das beste sei? Darauf erhält er die Antwort, dies sei der beste aller Menschen, derjenige, welcher reinen Herzens sei. Er fragt dann nach dem Namen und der Thätigkeit der Engel, nach der Beschaffenheit des Agrô-mainyus, es wird ihm dieser böse Geist in der Hölle gezeigt und derselbe soll (wenigstens nach neuerer Ansicht) bei dieser Gelegenheit die Worte Vd. 19, 21 flg. gesprochen haben. Darauf empfängt Zoroaster von Gott noch verschiedene Zeichen. Er sieht einen feurigen Berg und es wird ihm der Befehl gegeben, durch dieses Feuer zu schreiten. Er thut dies und fühlt dadurch nicht die geringste Beschwerde, kein Haar seines Körpers wurde verseugt. Dann öffnete man ihm den Leib und nahm die Eingeweide heraus, legte diese dann wieder an ihre Stelle und schloss den Leib wieder und er war wie vorher. Endlich wurde ihm geschmolzenes Erz auf die Brust geträufelt, ohne dass er Beschwerde davon fühlte. Ueber die sinnbildliche Bedeutung dieser Handlungen wurde Zoroaster alsbald belehrt. Er soll die Menschen darüber aufklären, dass diejenigen, welche sich dem Ahriman zuwenden,

1) Cf. Justi, *Beiträge* 1, 12. 18. 2, 22 und oben p. 200.

in ein Feuer wandern müssen, so gross wie dasjenige, durch welches er selbst gegangen sei, dass, wie man ihm den Leib geöffnet habe, so auch aus ihrem Leibe Ströme von Blut fliessen würden. Dass man dem Zoroaster geschmolzenes Erz auf die Brust goss, ohne dass er dadurch versehrt wurde, soll eine Prophezeiung sein auf Âḍerbâṭ Mahresfand, dem man dasselbe thun würde, ohne dass er davon Schaden litte. Hierauf empfängt Zoroaster von Gott das Avesta mit dem Auftrage, an den Hof des Königs Vîstâçpa (Gushtasp) zu gehen und es dort zu verkünden. Nachdem Zoroaster von Ormazd entlassen ist, kommen die verschiedenen Amshaspands zu ihm, um ihm ihrerseits Aufträge zu geben. Es sind dies dieselben Gebote und Verbote, die auch in den Rivâiets und Patets gegeben werden. Vôhu-manô gebietet ihm, den Menschen zu sagen, dass sie die nützlichen Thiere gut in Obacht nehmen und namentlich keine jungen Lämmer u. dgl. ohne Noth tödten sollen. Asha-vahista empfiehlt ihm die Pflege des Feuers und der Feuertempel, Khshathra-vairya die Fürsorge für die Metalle, dass sie nicht rostig werden. Çpenta-ârmaiti verbietet, die Erde zu besudeln mit Blut und anderen unreinen Stoffen und räth dagegen, dieselbe zu bebauen. Haurvatâṭ vertraut dem Zoroaster und dessen Anhängern die Pflege des Wassers, Ameretâṭ die der Pflanzen und Bäume.

Kein Punkt der Zoroasterlegende lässt sich aus den alten Quellen besser beglaubigen als gerade diese Unterredungen zwischen Zoroaster und Ahura Mazda. Eine Hauptstelle ist Yç. 13, 20 flg., wo geradezu von diesen Zusammenkünften die Rede ist, an andern Stellen wird darauf angespielt, dass Ahura Mazda gewisse Lehren dem Zoroaster, dieser den übrigen Menschen verkündigt habe, cf. Vsp. 2, 3. 13, 2. Yç. 70, 65. Eigentlich ist das ganze Avesta ein Beweis für diesen Satz, denn bei jedem nur einigermassen wichtigen Gegenstande heisst es dort, wie Zoroaster den Ahura Mazda darüber befragt und welche bestimmte Antwort er auf seine Antwort erhalten habe. Aus den Gâthâs möchte ich Yç. 42. 43 hieher ziehen, wo Zoroaster mit Ahura Mazda als im Gespräche begriffen dargestellt wird[1]. Nach dem Zartusht-nâme finden diese Unter-

1) Auch der Destûr Behrâmjî bezieht die Stelle Yç. 42, 7. auf die Unterredung Zoroasters mit Vôhu-manô vor seiner Unterredung mit Ahura.

redungen im Himmel — also im Garo-nemàna — statt, Anquetil hat aber bereits auf Vd. 22, 53 hingewiesen, wonach es scheint, als sei die Unterhaltung auf einem Berge vor sich gegangen. So berichten auch spätere Quellen, unter andern Mìrkhond[1], welcher sagt, dass sich Zoroaster auf einen Berg in der Nähe von Ardebîl zurückgezogen habe und von da mit dem Avesta zurückgekommen sei; dieser Berg scheint der Savelàn zu sein[2]. Von dem Zurückziehen des Zoroaster in die Einsamkeit wissen auch die Alten zu berichten, auch sie lassen ihn auf einem Berge verweilen[3]; dieser Berg sei dann in Flammen gerathen, da sei der König der Perser mit den auserlesensten Persern herangezogen, Zoroaster aber sei unversehrt aus dem Feuer herausgekommen und habe freundlich mit den Leuten gesprochen und sie aufgefordert, guten Muthes zu sein und gewisse Opfer darzubringen. Dann habe er nicht mehr mit allen Leuten verkehrt, sondern nur mit denen, welche für die Wahrheit am empfänglichsten waren und den Gott verstehen konnten. Aehnliches berichten auch andere der Alten[4]. Hier nun scheint die Legende von Zoroaster eine grosse Lücke zu haben; wahrscheinlich wurden früher eine Menge Thaten erzählt, welche Zoroaster in Medien ausgeführt haben sollte. Die Zoroasterlegende, wie wir sie besitzen, auch in ihrer ältesten Form, legt aber ihr ganzes Gewicht auf die Erscheinung Zoroasters in Balkh am Hofe Gushtàsps und übergeht diese für sie nicht wichtigen Erzählungen.

Nachdem nun Zoroaster von seiner Berathung mit Ahura Mazda zurückgekehrt ist und das heilige Buch in seiner Hand

---

1) p. 286 in Sheas Uebersetzung.

2) Cf. Lagarde, *ges. Abhandlungen p.* 171.

3) *Chrysost. Orat. Boryst. p.* 448. ὃν Πέρσαι λέγουσι ἔρωτι σοφίας καὶ δικαιοσύνης, ἀποχωρήσαντα τῶν ἄλλων, καθ' αὑτὸν ἐν ὄρει τινὶ ζῆν. Die ganze Erzählung erinnert übrigens an die israelitische Gesetzgebung. Ex. 19, 3 flg.

4) *Plin. Hist. N. XI,* 42. 97. *Tradunt Zoroastrem in desertis caseo vixisse annis XXX ita temperato ut vetustatem non sentiret — Plutarch. Quaest. Symp. IV,* 1. *p.* 660: Οὐ γὰρ ἐμεμνήμην, εἶπεν ὁ Φίλων, ὅτι Σωσάστρον ἡμῖν ὑποστρέφει ὁ Φιλῖνος, ὃν φασι μήτε πότῳ χρησάμενον ἄλλῳ μητ' ἐδέσματι πλὴν ἢ γάλακτος διαβιῶσαι πάντα τὸν βίον.

hat, wagen die bösen Geister und Zauberer noch einen letzten Versuch auf ihn, um ihn, wo möglich, noch vom rechten Pfade abzubringen. Er ist nun zu mächtig, als dass sie ihm offen etwas anhaben könnten, aber sie bitten ihn, dem Avesta zu entsagen. Zoroaster hört sie voll Verachtung an und fängt an das Avesta herzusagen, worauf die bösen Geister entfliehen müssen, zum Theil sterben sie sogar. Dies ist meiner Ansicht nach die Begebenheit, auf welche das 19. Capitel des Vendidâd anspielt. Nach dem Zartusht-nâme hat Zoroaster schon im Himmel den Auftrag erhalten, sich an den Hof Gushtâsps zu begeben, dorthin bricht er nach der Niederlage der Dämonen und Zauberer auch sofort auf. Mit dem Auftrage an den Hof Gushtâsps zu gehen, hat es auch nach dem Avesta seine Richtigkeit, wie wir aus Yç. 45, 14 sehen können, aber nach c. 44. 45 desselben Buches scheint es, als ob Zoroaster früher sein Heil schon in einigen anderen Provinzen des érânischen Reiches versucht haben müsste. Mit dem Avesta müssen wir auch glauben, dass Zoroaster schon in Airyana-vaeja den Entschluss gefasst habe, an den Hof des Königs Vîstâçpa zu gehen, denn wie Yt. 5, 104. 105 zeigt, so hat er bereits in Airyana vaeja der Ardviçûra Opfer dargebracht, damit diese ihm zu seiner Verbindung mit Vîstâçpa behülflich sei. Auch sonst ist Vîstâçpa und seine ganze Familie dem Avesta gut bekannt, wie dies Windischmann [1] genügend nachgewiesen hat. Hieraus folgt nun aber noch nicht ohne Weiteres, dass die Legende jederzeit den Gushtâsp in Balkh wohnend dachte; Ḥamza und Qazvîni setzen vielmehr die Begegnung nach Atropatene [2], Khondemir lässt den Gushtâsp in Istakhr wohnen. Die gewöhnliche Ansicht ist aber allerdings, dass sich Zoroaster nach Balkh begeben habe und dort von Gushtâsp in feierlicher Versammlung empfangen wurde [3]. Die weisen Männer, die sich am Hofe des Königs befanden, suchten ihn

1) *Zor. Studien p.* 55.

2) Ḥamza p. 36. ed. Gottw. أتاه زردشت اذربيجان Qazvîni II, 267 ed. Wüstenf.

3) Dass Zoroaster durch die Decke auf übernatürliche Weise in den Versammlungssaal Gushtasps gekommen sei, sagt das Zertusht-nâme nicht, wohl aber bereits Qazvîni l. c. Vgl. auch Hyde, *historia vet. Pers. p.* 320 *ed.* 2da.

zu bekämpfen, dreissig zu seiner Rechten, dreissig zu seiner Linken, alle mussten sich beschämt zurückziehen und eingestehen, dass ein Fremder sie besiegt habe. Diese geistige Ueberlegenheit nahm den König von allem Anfange an zu des Propheten Gunsten ein, um so grösser war die Eifersucht aller Derer, welche früher an seinem Hofe durch Weisheit geglänzt hatten, den früheren Rang auch ferner zu behaupten. Allein auch in den Gesprächen des zweiten und dritten Tages blieb Zoroaster stets der Sieger. Als nun keiner der weisen Männer das Feld gegen Zoroaster behaupten konnte, gab sich dieser als Prophet zu erkennen, begann dem Könige das Avesta vorzulesen und verlangte dessen Annahme. Der König aber war, als er Theile des Buches gehört hatte, von der Wahrheit seines Inhaltes noch nicht überzeugt, aber er wollte die Sache noch reiflicher überlegen und verlangte daher, dass Zoroaster bis auf Weiteres an seinem Hofe bleiben solle und mit diesem vorläufigen Erfolge war auch Zoroaster zufrieden. Aber auch an diesem Hofe sollten die Verfolgungen nicht ausbleiben, die weisen Männer, die bisher so viel gegolten hatte, konnten ihre Niederlage nicht verschmerzen und suchten den Propheten beim Könige zu verdächtigen. Sie bestachen den Pförtner seines Hauses und schleppten in seiner Abwesenheit unreine Dinge wie die Köpfe von Hunden und Katzen u. dgl. dorthin und verbargen sie in seinen Kleidern. Dann behaupteten sie beim Könige, Zoroaster sei nichts weiter als ein unreiner Zauberer. Der König war sehr böse, als sich bei genauerer Untersuchung diese unreinen Dinge in der Wohnung Zoroasters vorfanden, und befahl denselben ins Gefängniss zu werfen. Nun war die Zeit für den Propheten gekommen, seine göttliche Sendung durch ein Wunder zu bethätigen. Der König hatte ein schwarzes Pferd, auf welchem er fast immer zu reiten pflegte und das er sehr liebte. Als nun der Wärter nach diesen Vorfällen in den Stall kam, bemerkte er mit Schrecken, dass dem Pferde die vier Füsse fehlten, sie waren in den Leib zurückgegangen. Sofort meldet er den Vorfall dem Könige, der sich selbst von der Wahrheit des Berichtes überzeugt und alle weisen Männer kommen lässt, die aber weder zu rathen noch zu helfen wissen. Unterdessen sitzt Zoroaster im Kerker und weiss nichts von allen diesen Vorfällen, aber an diesem Tage der allgemeinen

Betrübniss vergisst der Gefangenwärter dem Gefangenen sein Esseu zu bringeu, dadurch wird dieser am Abend veranlasst zu fragen, wass denn vorgefallen sei. Sobald er nun Kunde von dem Vorfalle erhalten hat, dringt er in den Wärter, er solle gleich am nächsten Morgen zum Könige gehen und ihm melden, dass Zoroaster unter gewissen Bedingungen bereit sei zu helfen. Der König, welcher rathlos ist, lässt den Zoroaster rufen und erkundigt sich nach seineu Bedingungeu. Der Prophet stellt deren vier, so dass immer an die Erfüllung einer dieser Bedingungen das Herauskommen eines Fusses des Pferdes gebunden ist. Die erste Bedingung ist, dass Gushtâsp fest an das Prophetenthum Zoroasters und die Göttlichkeit seiner Lehre glauben müsse, sobald dies geschehen ist, tritt der erste Fuss des Pferdes wieder aus dem Leibe heraus. Die zweite Bedingung ist, dass Isfendiâr[1]), der Sohn Gushtâsps, sich ganz der Vertheidigung des zoroastrischen Glaubens widmen müsse; sobald Isfendiâr die nöthigen Zusicherungen gegeben hat, tritt auch der zweite Fuss des Pferdes wieder hervor. Die dritte Bedingung ist, dass auch die Gemahlin des Gushtâsp das Gesetz annehmen müsse; dieses wird sofort in den Frauengemächern verkündigt und auch sie erweist sich als gläubig[2]), worauf der dritte Fuss zum Vorschein kommt. Endlich die vierte Bedingung stellt Zoroaster für sich selbst, es sollen die Vorgänge näher untersucht werden, welche ihn ins Gefängniss gebracht haben. Diese Untersuchung fällt natürlich zu Gunsten Zoroasters aus, denn der Thürhüter gesteht, dass er von den Feinden Zoroasters angestiftet worden sei, die unreinen Dinge in dessen Wohnung zu bringen, welche man dort gefunden hatte. Es wird ihm verziehen, die An-

1) Der Name Isfendiâr ist auch dem Avesta nicht unbekannt, kommt dort aber in der stark veränderten Form Çpeñtôdâta (Yt. 13, 103) vor.

2) Auch im Avesta erscheint die Gemahlin des Vîstâçpa als eine Gönnerin Zoroasters. Sie wird dort Hutaoça genannt, ein Name, der vielleicht mit gr. Ἄτοσσα zu vergleichen ist. Wir finden, dass Yt. 9, 26 Zarathustra bittet, dass sie sich mit ihm zum Bedenken des Gesetzes einigen möge. Yt. 15, 35 erscheint sie selbst als um die Liebe Vîstâçpas flehend. Sie muss mit der Katâyûn des Königsbuches identisch sein, da aber jene ganze Erzählung auf schwachen Füssen steht, so ist es nicht unmöglich, dass ihr die Verfasser des Avesta eine andere Herkunft zuschreiben als die früher erwähnte.

stifter aber werden bestraft. Nun erscheint auch der vierte Fuss des Pferdes wieder und Zoroaster gelangt zu verdientem Ansehen. Das mazdayaçnische Gesetz ist jetzt in den Augen Gushtâsps zu grossen Ehren gelangt und der König thut Nichts ohne den Propheten zu fragen. Das Wunder mit dem Pferde erzählen auch schon Shahrastâni und Mìrkhond[1] ganz in derselben Weise, nur kürzer. Eines Tages erklärt Gushtâsp seinem Propheten, dass er beabsichtige vier Dinge von Gott zu erbitten: erstens dass man ihm den Platz zeigen möge, den er im Paradiese einnehmen werde, zweitens dass sein Körper im Kriege unverwundbar sein möge, drittens dass ihm die Kenntniss aller Dinge zu Theil werden möge, die in der Welt schon vorgegangen sind oder noch vorgehen werden, endlich viertens dass seine Seele bis zur Auferstehung nicht vom Leib getrennt werden solle. Zoroaster erwidert, dass diese vier Bitten wol gewährt werden können, aber nicht für einen und denselben Menschen, der König möge also wählen, welchen der vier Wünsche er für seine eigene Person erhalten wolle, die drei übrigen würden dann unter drei andere Personen vertheilt werden. Gushtâsp wählt darauf den ersten dieser Wünsche für sich selbst, es erscheinen ihm vier Wesen der Geisterwelt, Âḍar Khordâd, Âḍar Gushasp und die beiden Amshaspand, Bahman und Ardibihisht. Sie ermahnen den König zum Ausharren, aber dieser wird durch die Erscheinung der himmlischen Wesen so erschreckt, dass er vom Throne fällt und sich lange Zeit nicht fassen kann. Dann verrichtet Zoroaster das Darûnsopfer mit Wein, Wohlgeruch, Milch und Granatäpfeln. Vom Weine giebt er dem Gushtâsp zu trinken, der alsbald einschläft und im Traume das Paradies und den Ort sieht, der ihm darin bestimmt ist. Die Milch erhielt Pashutan, welcher davon unsterblich wurde. Jâmâsp erhielt von den Wohlgerüchen und nun wurde ihm die Weisheit zu Theil, wie sie Gushtâsp früher für sich gewünscht hatte. Endlich gab Zoroaster einige Kerne des Granatapfels dem Isfendiâr und

---

1) Sharastâni I, 283 der deutschen Uebersetzung spricht nur von den Vorderfüssen des Pferdes, die wieder frei wurden als Zoroaster freigelassen wurde. Mìrkhond (p. 287 bei Shea) erzählt das Wunder wie oben, nur kürzer.

er wurde dadurch an seinem Körper unverwundbar. Durch diese fortgesetzten Wunder wurde der Glaube des Gushtâsp immer mehr befestigt und nun soll eingetreten sein, was Yç. 9, 46 erzählt wird, dass nämlich die Dämonen unter der Erde verschwanden. Damals soll Gushtâsp auch die ersten Feuertempel errichtet haben. — So absurd diese Legenden auf den ersten Blick auch erscheinen, so ist doch alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass sie in der Hauptsache alt sind. Pashutan haben wir schon oben als den geistlichen Führer des Isfendiâr zu erwähnen Gelegenheit gehabt, als Sohn des Vîstâçpa, und als unsterblich kennt ihn auch der Bundehesh (p. 68, pen.). Auch das Königsbuch weiss, dass Isfendiâr durch Zoroaster unverwundbar geworden ist, wenn auch in etwas anderer Art, durch eine Kette, welche er erhalten hat (Shâh. 1134, 4 v. u. 1203 flg.). Jâmâçp wird auch im Avesta als sehr weise geschildert, in dem freilich späten Jâmâsp-nâme erscheint er ganz wie hier im Besitze der Wissenschaft des Vergangenen und des Zukünftigen. Die Erzählung von der Einrichtung der Feuertempel scheint sich an den Bericht im 17. Capitel des Bundehesh anzuschliessen, aber auch im Königsbuche berichtet Daqîqî, dass Gushtasp dem Feuer Mihr burzîn oder Burzîn mihr [1]) einen Tempel errichtet und dass dieses Feuer ohne Rauch gebrannt habe. Es ist dies, wie wir aus dem Bundehesh wissen, das dritte der heiligen Feuer, das Feuer der Ackerbauer, und es soll sich unter Gushtâsps Regierung auf dem Berge Raevañta in Khorâsân niedergelassen haben, nachdem es vorher ohne bestimmten Aufenthalt in der Welt herumgewandelt war. Aber nach derselben Quelle soll auch das Feuer Frobâ, das Feuer der Priester, welches bis dahin auf einem Berge in Khuârizm seinen Wohnsitz hatte, von dort nach Kâbulistân gebracht worden sein. Anders freilich Shahrastâni [2]), der dieses Feuer von Khuârizm nach Dârâbgerd in der Persis bringen lässt, Diese Uebertragung des Priesterfeuers von Westen nach dem

1) Nicht zu verwechseln mit dem oben schon genannten Feuer Burzîn, welches Lohrasp verehrt hatte.

2) I, 299. Dagegen sagt Ḥamza, es habe Gushtâsp im Bezirk Dârâbgerd eine Stadt gebaut, die er رام وشنسفان (wol رام وشتاسپان zu lesen) genannt habe, es sei das jetzige Fasâ (Ḥamza p. 37 ed. Gottw.)

Osten mag vielleicht nicht allgemein in Erân geglaubt worden sein, sondern nur mit der baktrischen Fassung der Zoroasterlegende im Zusammenhange stehen, welche wir vor uns haben. Wie Zoroaster aus seinem Geburtslande auswanderte und bei Gushtâsp eine gastliche Aufnahme fand, so muss auch das Feuer der ihm angehörenden und von ihm ausgehenden Priester mit ihm nach Osten wandern.

Unsere Hauptquelle für die Geschichte Zoroasters, das Zartusht-nâme, erzählt nicht die Lebensgeschichte Zoroasters, sondern die Geschichte der Bekehrung Gushtâsps, sie bricht daher hier ab, die wenigen Capitel, welche noch folgen, werden wir später zu behandeln haben. Von den Wundergeschichten, die wir berichtet haben, glauben wir gezeigt zu haben, dass sie, wenigstens in ihren Hauptzügen ziemlich alt sein müssen. Doch sehen wir aus verschiedenen Aeusserungen muhammedanischer Schriftsteller, dass man früher noch eine Anzahl anderer Wunder von Zoroaster berichtete, von welchen wir jetzt nichts mehr wissen. So erzählt Mirkhond[1], Zoroaster habe ein Feuer besessen, welches er in die Hand nehmen konnte, ohne dass es ihn verletzte, das Feuer der Magier (das oben genannte Âḍar Frâ) stamme von diesem Feuer ab. Ferner erzählt derselbe Schriftsteller, dass sich Zoroaster glühendes Metall auf die Brust giessen liess, ohne das dieses ihn verbrannte. Wichtiger ist was Firdosi berichtet, dass Gushtâsp im Kishmer eine Cypresse gepflanzt habe, die im Verlaufe der Jahre zu so ungeheurer Grösse herangewachsen sei, dass keine Fangschnur um sie herumreichte, über ihr habe er einen schönen Tempel errichten lassen und alle seine Unterthanen aufgefordert, zu diesem Tempel zu kommen und dem Baume ihre Verehrung darzubringen, was diese auch thaten. Spätere Nachrichten wollen wissen, dass, als der Khalife Mutawakkel diesen Wunderbaum umhauen liess, nicht weniger als 2000 Schafe und Rinder unter demselben Platz finden konnten und dass man 300 Kameele bedurfte, um den Baum fortzuschaffen[2]. Es leuchtet ein, dass dieser grosse Baum keine Cypresse gewesen sein kann, denn wenn es auch grosse Cypressen geben

1) Mirkhond p. 286 flg. bei Shea.

2) Vullers, *Fragmente über die Religion Zoroasters* p. 71. 113.

mag, so können sie doch nicht annähernd zu dem Umfange gedeihen, den diese Nachricht voraussetzt. Dazu kommt, dass sich nicht nachweisen lässt, dass die Cypresse in der Religion Zoroasters als ein heiliger Baum gilt, wenn auch Spuren vorkommen, welche zeigen, dass dies weiter westlich von Erân der Fall gewesen sei. Alles aber löst sich einfach, wenn wir annehmen, dass hier eine Verwechslung mit dem Buddhismus vorliegt. Der indische Feigenbaum, die Ficus religiosa, die bekanntlich von ihren Zweigen aus neue Wurzeln in die Erde senkt, dehnt sich wirklich zu einem ähnlichen Umfange aus, wie ihn die Legende beschreibt. Der Baum gilt namentlich bei den Buddhisten für heilig, weil sie glauben, dass unter seinem Schatten der Stifter ihrer Religion die Buddhawürde erhalten habe. Sie haben auch die Sitte, Ableger dieses heiligen Baumes in die bekehrten Länder zu schicken und an ihrer Seite Tempel zu bauen [1]). Wir haben eine ausführliche Beschreibung von der Ueberführung von Zweigen des heiligen Baumes nach Ceylon und wir dürfen wol annehmen, dass mit der Ausdehnung des Buddhismus nach Baktra auch dorthin solche Ableger gesendet wurden. Wo wir übrigens Kishmer und diese angebliche Cypresse zu suchen haben, ist schon oben (p. 54. not. 2) gesagt worden. Weit später als die eben angeführte Legende ist eine andere von dem Kampfe Zoroasters mit dem weisen Cengrenghaca, einem indischen Brahmanen, der mit dem Vorhaben nach Erân kommt, den Zoroaster zu besiegen, aber, sobald er das Avesta gehört hat, aus einem Gegner Zoroasters zu einem eifrigen Anhänger desselben wird. Man hat früher diesen Zug in die Zoroasterlegende aufgenommen, weil man glaubte, denselben im Avesta bezeugt zu finden, dies ist aber irrig, und Bréal hat schlagend nachgewiesen [2]), dass Cengrenghaca Niemand anders sei als der in Indien berühmte Çankara âcârya, dem ein Digvijaya d. i. eine Besiegung der einzelnen Gegenden zugeschrieben wurde. Diese brahmanische Grösse lebte übrigens erst im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, sie kann mithin nicht mit Zoroaster zusammengekommen sein.

---

1) Vgl. Lassen, *Ind. Alterthumsk. I*, 257 flg.
2) Cf. *Journal asiatique* 1862. *p.* 497 flg.

Es bleibt uns nur noch übrig, etwas über die persönlichen Verhältnisse Zoroasters am Hofe zu Balkh zu sagen. Schon Anquetil hat hierüber das Nöthige gesammelt und später Windischmann den Gegenstand weitläufiger ausgeführt, so dass ich nur an Bekanntes zu erinnern brauche. Ausser mit der königlichen Familie, dem oft genannten König Vîstâçpa oder Gushtâsp und mit dessen Gemahlin Hutaoça stand Zoroaster auch noch in freundschaftlichem Verkehr mit dem Minister des Königs, Jâmâçpa, aus der Familie des Hvôgva oder Hvôva. Ihn finden wir Yç. 13, 24. 45, 17. 48, 9. 50, 18 und Yt. 5, 68 flg. genannt. An letzterer Stelle wird sein Sieg über die Dämonen geschildert. In einem ebenso freundlichen Verhältnisse steht er zu Frashaostra, dem Bruder des Jâmâçpa, cf. Yç. 13, 24. 28, 8. 45, 16. 48, 8. 50, 17. 52, 2, und dieser wurde sogar sein Schwiegervater. Aus dem Bundehesh (p. 80, 1 flg.) erfahren wir, dass Zoroaster nach einander drei Frauen hatte, von der ersten, deren Name nicht genannt wird, hatte er einen Sohn, Içaṭvâçtra, und drei Töchter: Fréni, Thriti und Pouruciçta, auf eine Nebenfrau gehen zwei weitere Söhne, Hvare-cithra und Urvataṭ-narô, zurück, von diesen drei Söhnen sollen die drei Stände Priester, Krieger und Ackerbauer abstammen [1]. Alle diese Namen kennt auch das Avesta, cf. Yç. 23, 4. 26, 17. Yt. 13, 98. 139. Die dritte Frau Zoroasters ist die Tochter Frashaostras, sie wird, da sie aus der Familie der Hvôvas stammt, gewöhnlich mit Hvôvi bezeichnet (cf. Yt. 13, 139), Kinder derselben werden nicht genannt. Im Bundehesh (80, 7 flg.) heisst es, dass sich Zoroaster dreimal der Hvôvi nahte, dreimal fiel sein Same auf die Erde, der Yazata Nairyôçagha bewahrte und vertraute ihn der Obhut der Anâhita, bis die Zeit gekommen sein wird, dass aus diesen Samen die drei künftigen Helfer Oshéder, Oshédarmâh und Soshios hervorgehen, die Mutter der letzteren heisst nach Yt. 19, 92 Viçpa-taurvi. Auch diese nachgeborenen Söhne sind

1) So viele Mühe man sich auch gegeben hat, die Zoroasterlegende mit der Heldensage in Einklang zu setzen, so scheint mir doch dieser Zug, der den früher von uns mitgetheilten Nachrichten gänzlich widerspricht, zu beweisen, dass diese Legende ursprünglich eine andere Entwicklung der Welt annehme, als die érânische Heldensage thut und folglich mit dieser keinen Zusammenhang hatte.

dem Avesta schon bekannt, wie aus Yt. 13, 62. 128. 129 deutlich hervorgeht[1]).

Die Nachrichten über den Tod Zoroasters sind wenig übereinstimmend: wir müssen hier wieder zwischen abendländischen und morgenländischen Berichten unterscheiden. Die abendländischen Nachrichten sind ziemlich spät, nur Suidas und das Chronicon Alexandrinum berichten über dieses Ereigniss und nehmen an, dass Zoroaster durch ein übernatürliches Feuer aufgezehrt und in den Himmel zurückgenommen worden sei[2]). Unter den Morgenländern äussert sich nur Masudi und Destûr Behrâmjî über den Tod des Zoroaster. Der erstere (T. II, 127 ed. Paris) sagt einfach: er sei im sieben und siebenzigsten Jahre seines Lebens gestorben. Dazu stimmt auch der Destûr, nur sagt er auch noch, dass dieses Ereigniss am 11. Tage (Khorshéd) des zehnten Monats (Dai) vor sich gegangen sei und zwar sei Zoroaster den Märtyrertod gestorben bei der Einnahme Balkhs durch Arjasp (von der wir unten hören werden), bei derselben Gelegenheit, wo auch Lohrasp umkam. Ein Krieger aus dem Heere des Arjasp, Tûrberâtûrus genannt, sei in den Tempel gedrungen, durch sein Schwert sei Zoroaster gefallen. Woher der Destûr diese Nachricht hat, kann ich ebenso wenig nachweisen wie die Versicherung Malcolms (I, 62. not.), Zoroaster sei einige Jahre vor diesem Einfalle gestorben. Alt scheint diese Nachricht nicht zu sein, vielmehr behauptet der Sad-der Bundehesh, dem wir schon so manche wichtige Nachricht verdanken, dass Zoroaster wenigstens nicht in Balkh gestorben, sondern nach der Bekehrung Gushtâsps nach Airyana

---

1) Der (freilich) apokryphe Vajarkart (p. 21. 22 ed. Bomb.) stimmt den obigen Angaben bei, mit dem Bemerken, dass die Mutter des Içaṭvâçtra und deren 3 Töchter Urvij geheissen habe, die zweite Frau sei eine Wittwe Namens Arnij Baredâ gewesen, deren erster Mann Matann ayâbâr (Mihryâr) geheissen habe.

2) *Quod Zoroastres precatus est, ut moriturus fulmine ictus interiret: et Persis denuntiavit, ubi me ignis caelestis consumserit, ossium meorum crematorum cineres servate, et quamdiu hoc facitis, regnum a vobis non aufertur: quod fecerunt. Ille autem, invocato Orione, a caelesti flamma depastus interiit.* So auch Suidas, nur dass er den Zoroaster zu einem Assyrer macht.

vaeja zurückgekehrt sei [1]. Dasselbe Buch wirft auch die Frage auf, warum eine so ausgezeichnete Persönlichkeit wie Zoroaster überhaupt gestorben sei. Es habe, so werden wir belehrt, Zoroaster allerdings die Unsterblichkeit von Gott gefordert, dieser aber habe ihm erwidert, wenn Zoroaster unsterblich bleibe, so werde dann auch der böse Tûrberâtûrus unsterblich bleiben, die Auferstehung wäre dann unmöglich und die Menschen hoffnungslos. Darauf habe Ahura dem Zoroaster einen Augenblick Allwissenheit gewährt, dieser habe die Freuden des Paradieses und die Leiden der Hölle überschaut und sei dann mit der Einrichtung, welche Ahura getroffen hatte, zufrieden gewesen.

Nunmehr, nachdem wir die Lebensumstände des Zoroaster kennen gelernt haben, so wie sie erzählt werden, muss sich uns eine Frage aufdrängen, für die es bei der Wichtigkeit des Mannes nöthig ist, wo nicht eine bestimmte, so doch wenigstens eine bedingte Antwort zu finden. Wir meinen die Frage, ob Zoroaster eine mythische oder eine historische Persönlichkeit war. Für historisch wird nun wol Niemand die Berichte halten, die wir eben mitgetheilt haben. Wir konnten weder über die Deutung des Namens, noch über das Zeitalter, noch endlich über das Vaterland des Zoroaster ins Reine kommen und zwar am wenigsten nach den abendländischen Berichten, welche doch der Zeit nach die älteren sind. Die morgenländischen Berichte stimmen zwar besser zusammen, aber auch sie enthalten des Unwahrscheinlichen und Unmöglichen so viel, dass wenigstens ein grosser Theil dieser Berichte gestrichen werden muss; als fester Kern dürfte etwa

1) Die Stelle (auf welche schon Anquetil aufmerksam gemacht hat) steht im Sad-der Bundehesh fol. 140. rcto. واکنون بباید دانستن که آنگاه که زرتشت اسفنتمان انوشه روان باد دین در جهان روا بکرد وشاه گشتاسب دین بپذیرفت ودر جهان روا بکرد وآشکاره ودیگر بهفت کشور زمین برسید ومردمان بر دین استوان بیگمان شدند وزراتشت انوشیروان باد بر خاست که به ایران ویج شود. „Nun muss man wissen, dass damals, als Zartusht, der Sohn Spitamas, dessen Seele selig sein möge, das Gesetz in der Welt verbreitete und offenbar machte und es weiter in die 7 Kishvars der Welt kam und die Menschen an das Gesetz fest und gläubig wurden — da erhob sich Zartusht und ging nach Erân-vêj.

übrig bleiben, dass Zoroaster aus königlichem Geschlechte geboren worden sei, schon im fünfzehnten Jahre Proben seines hervorragenden Geistes gegeben, endlich mit dem dreissigsten Jahre die Verkündigung seiner Religion begonnen habe, in verschiedenen Theilen Erâns, namentlich auch in Arrân und Âdarbaijân, vor Allem aber am Hofe des Königs Gushtâsp in Baktrien. So besonders die morgenländischen Quellen, mit welchen auch die abendländischen nicht unvereinbar sind. Es fragt sich nun, ob wir alle diese Begebenheiten für mythisch halten sollen, so dass also gar kein historischer Kern in allen diesen Erzählungen zu suchen wäre, oder ob Zoroaster eine historische Person ist, dessen Leben nur durch Legenden zu einer Sage entstellt wurde. Die eine wie die andere Ansicht hat Vertreter gefunden. Die mythische Ansicht ist neuerdings durch Kern [1]) vertreten worden, welcher sich dabei namentlich auf die Etymologie stützt, den Namen Zarathustra nach einer Vermuthung Windischmanns mit „Goldstern" übersetzt und auch in den Namen Pôurushaçpa (viele Rosse, d. i. Strahlen besitzend) und Maidhyômâo (mittlerer Mond), eine Hinweisung auf die ursprüngliche siderische Potenz sieht und zu dem Ergebnisse kommt, es sei Zarathustra ursprünglich mit Mithra identisch, bezeichne aber nicht den Morgenstern, sondern den Abendstern. Auf jeden Fall müsste die Bedeutung Zoroasters zu der Zeit, als die Alten über Zoroaster schrieben und in der Zeit, da das Avesta verfasst wurde, bereits gänzlich in Vergessenheit gewesen sein, weil dort die Stellung des Zoroaster offenbar eine andere ist. Wir können uns aber ebensowenig wie Justi und Tiele dieser Ansicht anschliessen, nicht weil wir principiell gegen eine mythische Auffassung Zoroasters wären, sondern weil wir nicht glauben, dass hinlänglich Mittel geboten seien, eine solche Auffassung zu begründen. Uebrigens würden wir, nach unserer ganzen Auffassung der êrânischen Heldensage, einen Mythus von Zoroaster nur zu den späteren, reflectirten Mythen rechnen können, nicht zu den ursprüng-

1) Cf. J. H. C. Kern: *over het woord Zarathustra en den mythischen Persoon van dien Naam* (*Mededeelingen der K. Akademie van Wetenschappen. Afd. Letterkunde. Deel XI,* 1867) und dazu Tiele: *Is Zarathustra een mythisch Persoon* und F. Justi im *Göttinger gel. Anzeigen* 1867. *nr.* 51 und meine Anzeige *Heidelb. Jahrbücher* 1867. *nr.* 43.

lichen. Denn, wie wir gezeigt haben, ist Zoroaster zwar möglichst gut in die êrânische Heldensage eingefügt und zwar schon in einer verhältnissmässig frühern Zeit, gehört aber dieser doch nicht ursprünglich an. Wir finden es daher für besser, mit den meisten Forschern den Zoroaster eher mit den semitischen Propheten oder mit Çâkyamuni zu vergleichen, als mit den indischen Ṛishis und die Berichte über sein Leben für legendenhaft entstellt zu halten. Aber, so wird man nun fragen, was ist Legende und was ist Wahrheit? Entkleiden wir die Berichte von Zoroaster aller mythischen Zugaben, nehmen wir an, dass er aus königlichem Geschlechte geboren, in seinem dreissigsten Jahre in seinem Geburtslande mit seiner Lehre hervorgetreten sei, dass ihn der geringe Anklang, den seine Lehren fanden, bewogen habe, nach Baktrien auszuwandern, und dass es ihm dort mit Hülfe eines Königs Gushtâsp gelungen sei, sich Geltung zu verschaffen, so liegt in diesem Allen gar Nichts, was nicht glaublich wäre, unglücklicher Weise können wir aber auch nicht beweisen, dass es so gewesen sein müsse. Es ist möglich, dass Zoroaster seine Lehre in Baktrien verkündigte, es ist aber auch möglich, dass die baktrischen Magier aus irgend einem Grunde die alten Berührungen Zoroasters mit Baktrien blos vorgeben, ganz in derselben Weise, wie die Buddhisten ihren Çâkyamuni in Ceylon etc. erscheinen lassen, wo er wirklich niemals gewesen ist. Ueberhaupt, wenn wir die oben erwähnten einfachen Lebensumstände Zoroasters mit denen anderer ähnlicher Personen vergleichen, so werden wir geneigt, selbst an diesen zu zweifeln. Namentlich mit der Geschichte Çâkyamunis scheint mir Aehnlichkeit zu bestehen, mit diesem hat Zoroaster die königliche Geburt gemein, das Hervortreten übernatürlicher Fähigkeiten in seiner Jugend, endlich den Umstand, dass er seinen Beruf als Lehrer mit dem dreissigsten Jahre antritt. Dagegen erinnert die Uebernahme des Prophetenamtes, sein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit mehr an Moses und die semitische Gesetzgebung, namentlich in der Form, wie Chrysostomus uns die Erzählung überliefert hat. Ja selbst zwischen dem 19. Capitel des Vendîdâd und der Versuchungsgeschichte bei Matthäus hat man schon Aehnlichkeit entdeckt, hier lässt sich allerdings auch noch eine buddhistische Parallele finden,

nämlich in den Versuchungen, denen Çâkyamuni durch den Mâra ausgesetzt ist, doch scheint hier der Buddhismus der entlehnende Theil zu sein. Wir können natürlich hier auf diese Berührungspunkte blos hinweisen, sie würden aber nach unserer Ansicht eine eingehendere Betrachtung wohl verdienen. Nach diesem Allem werden wir von der ganzen Lebensgeschichte Zoroasters nur das als sicher übrig behalten, dass Zoroaster einmal wirklich lebte. Der Beweis für diese Annahme liegt in inneren Gründen, welche erst später vollständig erörtert werden können, nämlich in der strengen und durchdachten Methode, welche sich in der ganzen Religion zeigt und die mit Nothwendigkeit darauf hinweist, dass ein einzelner Mann wenigstens die letzte Hand an sie gelegt habe, mag er nun geheissen haben wie er will.

Dass Zoroaster Schriften hinterlassen habe, ist die Ansicht des gesammten Alterthums. Bekannt ist die Angabe des Hermippus über die Schriften Zoroasters, wodurch das Vorhandensein solcher ihm zugeschriebener Schriften im dritten vorchristlichen Jahrhundert erwiesen ist[1]. Auch die morgenländischen Schriftsteller nehmen an, dass Zoroaster seine Offenbarungen schriftlich hinterlassen habe und zwar heisst nach Masudi (T. II, 126 ed. P.) der ursprüngliche Text Bestâ (Avesta); zur Erleichterung des Verständnisses verfasste er später einen Commentar unter dem Namen Zend, später einen zweiten Commentar mit dem Namen Pâzend. Nach seinem Tode schrieben die Theologen der zoroastrischen Religion eine neue Auslegung dieser früheren Commentare unter dem Namen Bârida. Es ist nicht unsere Absicht, auf diesen Gegenstand hier schon einzugehen, der späterhin weitläufiger erörtert werden muss, nur soviel wollen wir hier bemerken, dass auch das Königsbuch dieses Avestâ und Zend kennt und öfter erwähnt. Aber obwol gerade das Königsbuch lehrt, dass Zoroaster das Avesta und Zend unter der Regierung des Gushtâsp zuerst gelehrt habe und diese Bücher mithin früher nicht vorhanden gewesen sein können, so begeht es doch wieder die Inconsequenz, die Existenz dieser Bücher schon in früherer Zeit anzunehmen. Namentlich wird Kaikhosrav öfter als das Avesta und Zend

1) Vgl. Windischmann, *zor. Studien* p. 288 flg.

recitirend dargestellt (Shah 964, 11 v. u. 981, ult. 985, 3. v. u.), nach einer Stelle (910, 5) hat sogar schon Frêdûn das Avesta in Baikend mit vergoldeten Buchstaben geschrieben niedergelegt. Diese Ungenauigkeiten scheinen mir zu beweisen, dass die künstliche Anordnung, nach welcher Zoroaster an das Ende der mythischen Periode gesetzt wird, noch nicht ganz durchgedrungen war.

Jetzt endlich, nachdem wir über die Person des Zoroaster das Nöthige bemerkt haben, können wir uns zur Regierung des Gushtâsp und mithin zur Verbreitung der Religion dieses Propheten wenden. Lohrasp hat seinem Sohne noch bei seinen Lebzeiten das Reich übergeben und sich als Einsiedler in einen Feuertempel zu Balkh zurückgezogen. Die nächste Folge der Annahme des zoroastrischen Gesetzes durch Gushtâsp ist nach Firdosi ein Religionskrieg. Die Dämonen sorgen dafür, dass die Nachricht von den grossen Veränderungen, welche in Erân vor sich gegangen sind, bald zu den Ohren des Arjasp, Königs von Turân, kommen. Dieser beschliesst alsbald, die Neuerung nicht zu dulden. Er sendet eine Botschaft mit einem Briefe an Gushtâsp, in welchem er diesen ermahnt, den Verlockungen des Zoroaster kein Gehör zu geben, sondern auf den Weg des Rechtes zurückzukehren. In diesem Falle verheisst er ihm reiche Geschenke, wofern aber Gushtâsp diese Ermahnungen nicht beherzigt, droht er in einigen Monaten mit einem Heere zu kommen und Erân zu verwüsten. Gushtâsp theilt die empfangene Nachricht seinen Vertrauten mit: dem Zarir, Isfendiâr und Jâmâsp und diese übernehmen es, dem Könige von Turân die gebührende Antwort zu geben, worin sie ihm besonders rathen, mit keinem Heere nach Erân zu gehen, da sie selbst die Absicht hätten, mit Heeresmacht nach Turân zu kommen. Nun wird von beiden Seiten gerüstet und die feindlichen Heere begegnen sich in der Nähe des Oxus. Ein grosser Unterschied gegen die früheren Kämpfe ist aber der, dass Gushtâsp den Ausgang des Kampfes voraus weiss, denn er hat ja den weisen Jâmâsp an seiner Seite, welcher, wie uns bereits bekannt ist, sowol das Vergangene wie das Zukünftige kennt und dieser hat ihm gesagt, dass der Kampf zwar zum Vortheil des Gushtâsp endigen, aber sehr blutig sein werde. Was Jâmâsp vorausgesagt hat, trifft natürlich ein. In den Ein-

zelkämpfen, welche auch hier wieder stattfinden, fallen Ardashér, Shérû und Shédasp, drei Söhne des Königs Gushtâsp. Dann stürzt sich Kerâmi, der Sohn des Jâmâsp, in den Kampf. Im allgemeinen Getümmel hatten die Erânier das Reichsbanner hingeworfen, Kérâmi eroberte es zurück und als ihm die Turânier den Arm abhieben, hielt er dasselbe mit den Zähnen fest, während er mit der andern Hand kämpfte. Zuletzt aber fiel auch er unter den Streichen der übermächtigen Turânier. Noch mehrere von den tapferen Erâniern fallen, zuletzt aber kommt Zarîr, der Heerführer und Bruder des Königs und richtet unter den Helden der Turânier grosse Verwüstungen an. So bleiben die Sachen zwei Wochen lang, Arjasp verspricht Dem unter seinen Helden grosse Belohnung, der den Zarîr bezwinge, aber Niemand getraut sich an diese Aufgabe. Zuletzt unternimmt es Biderefsh, doch auch er wagt dem Zerîr nicht im offenen Kampfe zu begegnen und erschiesst ihn mit einem Pfeile aus einem Verstecke. Bei den Erâniern erregt dieser Tod grossen Schrecken und da König Gushtâsp vergeblich seine Helden anfeuert, den Tod Zarîrs zu rächen, so gelobt er, falls er glücklich diesen Kampf mit Arjasp bestehe, dem Isfendiâr seine Krone und dem Pashutan sein Heer zu übergeben, sich selbst aber nach dem Beispiele seines Vaters Lohrasp in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dieses Gelübde war natürlich ein Sporn für Isfendiâr, um sich auszuzeichnen. Er stürzt sich in das dichteste Schlachtgetümmel, tödtet den Biderefsh und bringt die Waffen und das Pferd des Zerîr ins Lager der Erânier zurück. Bald getraut sich Niemand mehr, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Da endlich giebt Arjasp die Schlacht für verloren und entflieht. Das zurückgelassene Heer erbietet sich, den wahren Glauben anzunehmen und wird von Gushtâsp begnadigt.

Dieser Kampf zwischen Gushtâsp und Arjasp, den wir eben erzählt haben, ist in der Hauptsache auch dem Avesta geläufig. Auch dort finden wir den Vîstâçpa mehrfach bittend, dass er den Arejaṭ-açpa besiegen möge (Yt. 5, 109. 9, 30. 17, 50. 19, 87.) Einmal (Yt. 5, 116) erscheint auch Arejaṭ-açpa selbst bittend, dass es ihm gelingen möge, den Vîstâçpa zu besiegen.

Gushtâsp beauftragt nun den Nestûr, den Sohn des gefallenen Zarîr, in das Reich des Arjasp einzufallen und den

Sieg weiter zu verfolgen. Er selbst begiebt sich in sein Land zurück und sendet seinen Sohn Isfendiâr in der Welt umher, um das Gesetz Zoroasters auszubreiten. Dieser findet nirgends Widerstand, der Kaiser von Rûm und alle Fürsten zeigen sich willig, dem neuen Glauben zu huldigen und bitten um Zusendung der Religionsbücher. Isfendiâr kann denn auch bald seinem Vater berichten, dass der Glaube Zoroasters in der ganzen Welt angenommen sei, Gushtâsp aber scheint an sein früheres Gelübde, nach seiner glücklichen Rückkunft dem Isfendiâr den Thron abtreten zu wollen, mit keiner Silbe mehr zu gedenken. Die Verhältnisse gestalten sich im Gegentheil bald ganz anders und zeigen den frommen Gushtâsp in einem ganz eigenthümlichen Lichte. Kerzem, ein Verwandter des königlichen Hauses, der den Isfendiâr hasst, verleumdet diesen bei seinem Vater und behauptet, derselbe sammle sich ein Heer, um den Gushtâsp zu entthronen, und dieser glaubt willig dem Verläumder und sendet den Jâmâsp mit einem Briefe ab, um den Isfendiâr augenblicklich an den Hof zu bescheiden. Sowol Jâmâsp als auch Isfendiâr selbst weiss, dass schlimme Tage des Prinzen warten, wenn er dieser Aufforderung Folge leistet, dennoch sind beide in der Ansicht einig, dass den Befehlen des Vaters gehorcht werden müsse. Sie betrachten offenbar die ganze Sache als eine Prüfung, die über den Glaubenshelden verhängt wird und in welcher dieser sich bewähren muss. In der That lässt Gushtâsp den Isfendiâr unter dem Vorgeben des Hochverraths mit schweren Fesseln beladen, nach der Feste Kenbedân [1]) bringen und dort an vier eisernen Pfosten festbinden. Wie thöricht ein solches Verfahren sei, sollte Gushtâsp bald einsehen lernen. Einige Zeit nach diesem Vorfalle begab sich der König nach Zâbul, um den Rustem zu besuchen. Der Besuch währte sehr lange, volle zwei Jahre. Unterdessen verbreitete sich die Nachricht von der Gefangennehmung des Isfendiâr, und die Könige, welche diesen Helden nicht mehr zu fürchten brauchten, fielen zum grossen Theile wieder von der Lehre Zoroasters ab. Auch Arjasp hörte mit

1) Nach dem Verfasser des Mujmil ist die Feste Kenbedân identisch mit Girdkôh, die in Mâzenderân liegen soll. In der That nennt Melgunof (*das nördliche Ufer etc. p.* 134) einen Berggipfel Girdekûh in der Nähe des Weges von Asterâbâd nach Shâhrûd.

Freuden diese Nachrichten, welche ihm Aussicht auf Rache boten; denn auch das Heer, welches Isfendiâr unter dem Befehle seines Sohnes Behmen gelassen hat, hat sich theils zerstreut, theils ist es in die Nähe von Kenbedân gegangen, um nicht entfernt von dem geliebten Führer zu sein. Sobald Arjasp von allen diesen Vorgängen sichere Kunde erhalten und namentlich auch erfahren hatte, dass in Balkh gar keine Truppen ständen [1]), sammelte er alsbald ein Heer und gab seinem Sohne Kehrem den Befehl, gegen Balkh selbst vorzurücken, er selbst werde mit einem zweiten Heere bald folgen. Der Anschlag gelingt, Balkh wird unvermuthet überfallen, keine Heeresabtheilung befindet sich dort, nur Lohrasp und andere fromme Männer, welche in Zurückgezogenheit das Feuer verehren [2]). Der alte Lohrasp nimmt zwar sofort die Waffen wieder zur Hand und stellt sich an die Spitze der kampffähigen Bürger, aber wenn er auch sein Leben theuer verkauft, so kann er doch die Einnahme der Stadt nicht aufhalten. Nach seinem Tode dringt man in den Feuertempel und tödtet die übrigen frommen Priester, mit ihrem Blute wird das heilige Feuer ausgelöscht, die beiden Töchter des Gushtâsp, Humâi und Beh-âferid, werden gefangen fortgeführt. Ein Glück ist es noch, dass eine der Gemahlinnen des Gushtâsp auf den Gedanken kommt, sich in türkischer Kleidung aus der Stadt zu schleichen und nach Segestân zu reisen, um dem Gushtâsp diese wichtigen Nachrichten mitzutheilen, worauf derselbe schleunigst ein Heer sammelt. Bis aber Gushtâsp mit seinem Heere gegen Balkh heranzieht, ist auch Arjasp mit einem zweiten Heere dem Kehrem zu Hülfe gekommen. Merkwürdig genug ist, dass Rustem in dieser gefährlichen Lage seinen Gastfreund ruhig ziehen lässt, ohne ihm irgend welche Hülfe

1) Hier endigen die von Daqîqî verfassten Theile des Königsbuches.

2) Es ist sonst nicht bekannt, dass es in Erân Sitte war, in der Nähe der Feuertempel dem beschaulichen Leben nachzuhängen, vielmehr scheint dies höchstens eine spätere, aus dem Buddhismus herübergenommene Gewohnheit. Diese Vermuthung wird noch dadurch bestärkt, dass der Tempel, in dem Lohrâsp sich aufhielt, gewöhnlich Naubehâr genannt wird. Naubehâr heisst im Neupersischen „neuer Frühling" und dieser Name passt nicht, vielmehr muss es eine Verstümmelung aus nava-vihâra, d. i. neues Kloster, sein und wirklich gab es in Balkh ein berühmtes buddhistisches Kloster dieses Namens. Vergl. meine Uebersetzung des Avesta II, p. XII.

zu leisten. Die Schlacht zwischen Gushtâsp und Arjasp wird eine sehr erbitterte, in welcher von beiden Seiten viele Helden fallen. Achtunddreissig Söhne[1]) des Gushtâsp betheiligen sich an dem Kampfe und sie fallen sämmtlich. Da erfasst Kleinmuth den Gushtâsp, er wendet sich zur Flucht, dicht hinter ihm folgen die Turânier nach und suchen ihn zu fangen. Zum Glück kamen die fliehenden Erânier an einen steil abfallenden Berg, zu welchem nur Gushtâsp der Zugang bekannt ist, dahin bringt er sein Heer in Sicherheit[2]). Als nun die Turânier nachrücken und keinen Weg zu dem Berge finden, müssen sie sich begnügen, das érânische Heer von allen Seiten einzuschliessen. In dieser bedrängten Lage ist nun Gushtâsp vollständig rathlos und wendet sich an Jâmâsp, ob er vielleicht ein rettendes Mittel anzugeben wisse. Jâmâsp erwiedert ihm, dass Niemand als Isfendiâr aus dieser Bedrängniss zu retten vermöge. An Isfendiâr, den schwer beleidigten, beschliesst Gushtâsp sich zu wenden und der Träger dieser Botschaft ist wieder Jâmâsp. Von Neuem erklärt sich Gushtâsp entschlossen, dem Thron zu entsagen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, wenn er aus seinen gegenwärtigen Nöthen erlöst sei, und bietet dem Isfendiâr an, sein Nachfolger zu werden. Willigt dieser nicht ein, so ist es um den Thron von Erân geschehen. Als Türke verkleidet, stiehlt sich Jâmâsp durch die feindlichen Reihen und gelangt glücklich nach Kenbedân, wo er dem Isfendiâr die Vorschläge des Gushtâsp mittheilt, diesen aber sehr wenig geneigt findet, auf dieselben einzugehen. Zuletzt jedoch gelingt es dem Zureden des Jâmâsp, ihn zu bewegen, seine persönlichen Kränkungen zu vergessen und seinem Vater die gewünschte Hülfe zu leisten. Es bahnt sich dieser seinen Weg durch das türkische Heer, indem er viele Türken tödtet, und belebt den Muth der Erânier, wogegen Arjasp muthlos wird, denn dieser hat geglaubt, den Kampf mit Gush-

1) Die Namen dieser Söhne scheinen zum Theil Yt. 13, 101 flg. genannt zu sein.

2) Ich zweifle nicht, dass dies der Berg ist, von welchem der Bundehesh (24, 19) spricht und Maṭ ô friyâd (er kam zur Hülfe) nennt. Nach der Ansicht des Bundehesh scheint nämlich sich dieser Berg zur Zeit von Gushtasp's Flucht von einem grösseren Ganzen losgelösst und sich dem gläubigen König als Rettungsmittel dargeboten zu haben.

tâsp ohne die Beihülfe des Isfendiâr beendigen zu können. Und in der That, in der nachfolgenden Schlacht verrichtet Isfendiâr grosse Heldenthaten, er nimmt den Kergesâr lebendig gefangen, welcher allein mit ihm zu kämpfen wagt, ausserdem erlegt er so viele Turânier, dass Arjasp wieder, wie früher, sein Heer im Stiche lässt und darauf bedacht ist, seine Person nach Turân in Sicherheit zu bringen.

Der Wunsch des Gushtâsp ist in Erfüllung gegangen, er sieht sich von all den Bedrängnissen befreit, denen zu entrinnen noch vor wenig Tagen unmöglich schien, und man sollte denken, dass er es nun an der Zeit gefunden haben würde, sein so oft gegebenes Versprechen wahr zu machen und den Isfendiâr auf den Thron von Erân zu erheben. Hierzu zeigt er aber jetzt ebensowenig Lust, wie früher, und er belehrt den Isfendiâr, dass er dessen Aufgabe so lange nicht für beendigt betrachten könne, als die beiden aus Balkh entführten Prinzessinnen noch in turânischer Gefangenschaft schmachten. Daher möge sich Isfendiâr aufmachen nach Ruyin dizh (d. i. der ehernen Feste) und diese Prinzessinnen zu befreien suchen. Isfendiâr begiebt sich auf den Weg nach dieser Feste. Ehe sich die verschiedenen Wege scheiden, lässt er den gefangenen Kergesâr vor sich kommen und verspricht ihm die Krone von Turân, wenn er ihn zu der ehernen Feste geleiten und überhaupt treu dienen wolle, im entgegengesetzten Falle droht ihm der sichere Tod. Kergesâr erklärt sich zu Allem bereit und wird zuerst über den Weg befragt. Er sagt, dass drei Wege zu der ehernen Feste führen, von diesen sei der gangbare und gewöhnliche der weiteste, man braucht auf ihm drei Monate, der zweite erfordert nur zwei Monate, aber er ist wüste und unfruchtbar. Der kürzeste ist der dritte, er dauert nur sieben Tage, aber Kergesâr wagt ihn nicht zu empfehlen wegen der fast unüberwindlichen Gefahren, die auf ihm dem Wanderer drohen. Trotz dieser Warnung wählt Isfendiâr ungescheut den dritten Weg und um schneller und ungehinderter vorwärts zu kommen, übergiebt er dem Pashutan das Heer, während er allein vorauszieht, um den Weg zu bahnen. Als erstes Abenteuer begegnet es ihm, dass ihm zwei Wölfe entgegen kommen, mit Hörnern versehen, aber sie erliegen sofort unter seinen Streichen. Nicht schwerer wird

es ihm, das zweite Abenteuer auf diesem Wege zu bestehen, ein Löwe und eine Löwin stellen sich ihm in den Weg, aber sie theilen bald das Schicksal der beiden Wölfe. Gefährlicher noch ist das dritte Abenteuer. Ein gefährlicher Drache will den Helden an der Weiterreise verhindern, dieser lässt sich einen Wagen machen mit Schwertern an den Seiten, diese letztern dringen dem Drachen in den Gaumen und Isfendiâr erlegt den bereits Verwundeten vollends mit seinem Schwerte. Das vierte Abenteuer ist etwas anderer Art. Beim Weiterziehen kommt Isfendiâr in ein liebliches Thal, in dem er sich an einer Quelle niedersetzt, um die Laute zu spielen und Wein zu geniessen. Eine Zauberin hofft ihn zu berücken und tritt herrlich aufgeputzt an seine Seite. Der Held weiss ihr eine Kette, die er von Zoroaster erhalten hat, um den Hals zu werfen, alsbald erscheint sie in ihrer wahren Gestalt schwarz und hässlich und Isfendiâr spaltet ihr den Kopf. Von noch ganz anderer Bedeutung ist das fünfte Abenteuer. Isfendiâr nähert sich nunmehr dem Gebirge, in welchem Sîmurgh mit seinen Jungen wohnt. Auch dieser Vogel will den Isfendiâr in seinem Zuge hindern, doch vergebens, der Wagen mit den Schwertern zerschneidet ihm den Leib und die Federn, zuletzt ist die ganze Ebene vom Blute und den Federn des Sîmurgh bedeckt und dieser muss von seinem Beginnen abstehen. Das sechste Abenteuer kann durch Isfendiâr allein nicht bestanden werden. Das Heer ist seinen gewöhnlichen Tagesmarsch gezogen und gedenkt es sich in einem lieblichen Thale bequem zu machen. Da bricht ein furchtbarer Orkan los, mehrere Tage schneit es ununterbrochen und hüllt die Krieger in tiefen Schnee. Gegen die Elemente vermag die Tapferkeit Isfendiârs nichts, hier frommt nur ein inbrünstiges Gebet; zu diesem vereinigen sich alle Männer des Heeres, Pashutan voran und bald klärt sich der Himmel auf und erlaubt dem Kriegsvolke weiter zu ziehen. Bis hieher hat sich Kergesâr als treuer Führer bewährt. Er hat dem Isfendiâr alle Schrecken, welche ihn bedrohen, vorausgesagt und immer gehofft, derselbe werde vor den wiederholten Gefahren unverrichteter Dinge den Rückzug antreten. Mit steigendem Ingrimme sieht er, dass er sich getäuscht hat. Als letzte Schreckniss hat er den Erâniern auf diesem Wege eine grauenvolle Wüste verheissen, aber bei

näherem Zusehen erweist sich dies als unrichtig. Morastige Wege und grosse Ströme bilden das siebente Abenteuer, welches Isfendiâr zu überwinden hat. Vergebens wird Kergesâr wiederholt aufgefordert, richtig und wahrheitsgetreu zu rathen, ebenso wird ihm wiederholt die Uebergabe der ehernen Festung und des turânischen Reiches als Belohnung versprochen, wenn Arjasp getödtet sein würde, der Hass gegen die Erânier ist bei Kergesâr zu gross, er will nicht verschulden, dass sie an das Ziel gelangen. So wird er denn von Isfendiâr in Stücke gehauen, zwei unversehens gefangene Türken müssen die noch nöthigen Aufklärungen geben.

Unter solchen Wagnissen ist Isfendiâr endlich bis in die Nähe der ehernen Festung vorgerückt, aber ihre ehernen Wälle belehren ihn bald, dass auch für ihn dieselbe uneinnehmbar ist und dass er zu einer List seine Zuflucht nehmen muss, um in ihren Besitz zu gelangen. Er verkleidet sich daher als Kaufmann, verbirgt eine Anzahl seiner besten Kriegshelden in seinen Kisten und erlangt in dieser Verkleidung und durch seine reichen Geschenke von Arjasp die Erlaubniss, in die Feste einzutreten und Handel zu treiben. Dort sieht er seine Schwestern, welche Sklavendienste verrichten müssen, er wird befragt, ob er auf seiner Reise nichts von Isfendiâr gehört habe, er giebt vor, weiter Nichts zu wissen, als dass derselbe den Weg der sieben Abenteuer eingeschlagen habe. Diese Nachricht stimmt den Arjasp sehr fröhlich, denn er zweifelt nun gar nicht, dass Isfendiâr verloren sei. Nach einigen Tagen bittet der angebliche Kaufmann um die Erlaubniss, den Vornehmsten der Festung auf der Zinne des Schlosses ein Fest geben zu dürfen. Sie erscheinen und schmausen reichlich, bei dieser Gelegenheit lässt Isfendiâr, wie zur bessern Erleuchtung, grosse Holzstösse in Brand setzen. Auf dieses Zeichen hin bewegt sich Pashutan mit dem Heere gegen die Festung. Als die Türken das Heer ansichtig werden, ordnet sich der grösste Theil ihrer Truppen unter dem Befehle Kehrems und zieht aus, um den Erâniern eine Schlacht zu liefern. Dies ist der Augenblick, auf den Isfendiâr gewartet hat. Sobald das türkische Heer die Festung verlassen hat, stürzt er sich mit seinen Getreuen auf den Rest der Besatzung und überwältigt denselben; mit dem Arjasp kämpft er persönlich und haut ihm den

Kopf ab. Einmal Herr der Festung, begiebt er sich mit seinen Schwestern auf die Reise und befiehlt der ihm gefolgten érânischen Besatzung, durch einen Herold feierlich den Gushtâsp als Herrn und König ausrufen zu lassen[1]). Der Ruf wird von dem Türkenheere vernommen, dasselbe eilt zur Festung zurück und befindet sich nun zwischen zwei feindlichen Heeren. Der vollkommene Sieg des Isfendiâr bleibt nun nicht mehr lange zweifelhaft, wie Arjasp selbst, so sterben auch seine zwei Söhne zur Sühne für die ermordeten Erânier. Im Triumphe führt Isfendiâr seine beiden Schwestern nach Erân zurück.

Ich kann nicht leugnen, dass dieser ganze zweite Krieg des Gushtâsp gegen Arjasp und der damit verbundene Zug des Isfendiâr gegen die eherne Feste in meinen Augen etwas Unselbständiges und Gemachtes hat. Die Charaktere der Helden treten nicht so hervor, wie in der alten Heldensage und auf beiden Seiten des Kampfes hat die Tapferkeit eigentlich keinen würdigen Gegenstand. Dazu ist die ganze Erzählung fast nur aus Motiven zusammengesetzt, die wir schon kennen. Gleich am Anfange der Erzählung muss uns auffallen, dass ein so treuer Vasall, wie doch Rustem sein Leben hindurch gewesen ist, seinen Landesherrn in seiner grossen Noth, da die Hauptstadt seines Reichs gefallen ist, so ruhig ziehen lässt, ohne auch nur die geringste Anstalt zu treffen, ihm mit einem Hülfsheere zur Seite zu stehen. Allerdings haben wir gesehen, dass Rustem sich ebenso betrug, als Kaikâus aus Segestân aufbrach, um gegen den König von Hâmâverân zu ziehen. Allein damals bedurfte Kaikâus der Hülfe des Rustem nicht, er fühlte sich seinen Gegnern vollkommen gewachsen und er fällt nicht durch Tapferkeit, sondern durch seine Unbesonnenheit und die List der Gegner. Der Grund der Unthätigkeit des Rustem ist wol, dass man seine Hülfe nicht brauchen konnte, weil die ganze Noth der Erânier nur erfunden ist, um sie von dem Glaubenshelden Isfendiâr beseitigen zu lassen. Die verlorene Schlacht der Erânier und ihre Einschliessung auf einem Berge, erinnern deutlich an die Vorgänge am Berge Hamâven zur Zeit des Kaikhosrav, die 38

1) Nach Shâhn. 1164, 11 heisst es sogar, Rustem habe sich — seines Unglaubens wegen — geradezu geweigert, dem Könige beizustehen.

gefallenen Söhne des Gushtâsp, an die siebzig Söhne des Gudarz, die in der Schlacht bei Lâden fielen. Kurz, die Kämpfer für die Religion sollen ähnliche Thaten vollführen und ähnliche Opfer bringen wie dies die Kämpfer für die érânische Waffenehre und Blutrache gethan haben. Endlich die Erzählung von den sieben Abenteuern des Isfendiâr ist eine so treue in manchen Stücken selbst sklavische Nachbildung der sieben Abenteuer des Rustem auf seinem Zuge nach Mâzenderân, dass wir hierüber wol kein Wort weiter zu verlieren brauchen.

Ohne alle Frage hat nun Isfendiâr Alles gethan, was er zu thun gelobte und man könnte erwarten, dass nun Gushtâsp endlich einmal sein feierliches Gelübde ausführen und die Krone dem Isfendiâr übergeben würde. Dazu hat aber Gushtâsp jetzt ebensowenig Lust, als früher; Isfendiâr ist aber nun in der Lage,. seinen Vater geradezu an sein feierliches Versprechen mahnen zu können. Doch Gushtâsp hat eine neue Ausflucht in Bereitschaft. Rustem ist wenig besser als ein Aufrührer, vom Avesta mag er nichts wissen und während er dem Kaikâus und Kaikhosrav wichtige Dienste geleistet hat, hält er sich seit der Regierung des Lohrasp vom Hofe zurück. An den wichtigen Religionskriegen hat er nicht theilnehmen wollen, ebensowenig findet er sich auch bei Festlichkeiten mit den andern Grossen am Hofe ein. Wenn diesen Rustem Isfendiâr gebunden in die Hände Gushtâsps liefern will, so wird er ihm die Krone nicht länger mehr weigern. Isfendiâr merkt sehr wohl, dass es seinem Vater nicht sowol um Rustem zu thun ist, als vielmehr ihm eine unlösbare Aufgabe zu stellen, gleichwol entschliesst er sich, den Zug nach Segestân anzutreten. Er lässt sich auch in diesem Vorhaben durch üble Vorbedeutungen nicht irre machen und sendet erst seinen Sohn Behmen an Rustem mit dem unerfüllbaren Verlangen, dass dieser sich gebunden und gefesselt von ihm an den Hof Gushtâsps führen lassen solle, später wiederholt er ihm dies Verlangen in Person. Es versteht sich von selbst, dass der alte Held sich dieser Forderung nicht fügen kann, ohne sich für alle Zeit mit Schmach zu bedecken. Indem er aber diese Forderung ablehnt, wie sichs gebührt, sucht er zugleich jede denkbare Möglichkeit, um sich mit Gushtâsp und seinem Gesandten

gütlich abzufinden und dem Kampfe mit Isfendiâr auszuweichen. Aber alle Vorschläge, alle Vorstellungen scheitern an dem harten Sinne des Isfendiâr, der auf seiner Forderung beharrt und entschlossen ist, dieselbe mit Waffengewalt zu erzwingen, wenn er auf gütlichem Wege ihre Gewährung nicht erhalten kann. Auf diese Weise wird denn nun freilich der Kampf unvermeidlich und zum ersten Male erweisen sich die Tapferkeit und die Waffen des Rustem als unzulänglich. Der Leib des Isfendiâr ist durch Zoroaster unverwundbar gemacht worden, wie wir wissen, und so ist denn alle Waffenkunst des Rustem vergebens, während die Streiche des Isfendiâr auf den Rustem selbst nicht ohne Wirkung bleiben. Fliehend und schwer verwundet muss er sich zuletzt dem Schwerte Isfendiârs entziehen, auch Rakhsh ist verwundet und es lässt sich mit Sicherheit voraussehen, dass Rustem beim nächsten Waffengange unterliegen wird. In dieser grossen Noth ruft er zu dem Vogel Sîmurgh, dem alten Beschützer seines Hauses. Dieser kommt und heilt zunächst die Wunden des Rustem und des Rakhsh, darauf lässt er sich von dem Ersteren seine Befürchtungen und Wünsche vortragen. Auch Sîmurgh findet, dass eine gütliche Ausgleichung mit Isfendiâr das Beste wäre, selbst wenn sie dem Rustem das Leben kosten sollte. Will er dies nicht, so giebt es für ihn allerdings ein Mittel, um Sieger zu bleiben, aber freilich, wer dem Isfendiâr das Leben raubt, hat weder in dieser noch in jener Welt Glück zu erwarten. Aber auch dieser Preis ist dem Rustem nicht zu hoch, um der drohenden Schande zu entgehen. Da führt ihn Sîmurgh in einer Nacht an das Meer von China zu einer Tamarinde [1]) und heisst ihm von dieser einen Zweig abreissen, an diesen sei das Leben des Isfendiâr gebunden. Dieser Zweig wird eiligst in Pfeile umgeformt, mit einem derselben trifft Rustem im Kampfe des nächsten Tages den Isfendiâr an seiner verwundbaren Stelle am Auge und er stirbt, nachdem er dem Rustem noch die Erziehung seines Sohnes Behmen übertragen hat, nicht am wenigsten von Rustem selbst betrauert. Der Glaubensheld unterliegt, aber nicht dem Rustem,

1) Der im Texte (Shâhn. p. 1212, pen.) vorkommende Name ist گز, nach Vullers die Tamarinde.

sondern den höllischen Mächten, die sich mit diesem verbunden und ihn für den Preis der Beihülfe in ihre Gewalt gebracht haben.

Wir müssen zugeben, diese eben vorgetragene Erzählung hat ihre ergreifenden Züge, namentlich wenn wir uns an die Stelle des Rustem setzen. Wir fühlen mit dem alten Helden in seiner schwierigen Lage entweder seinen wohlerworbenen Ruhm zu verlieren, weil er sich einer unverdienten, schmachvollen Behandlung unterwirft, oder mit einem Königssohne zu kämpfen, dem er am liebsten seine Huldigungen darbringen würde. Wir finden selbst die äussersten Mittel, zu denen er greift, entschuldbar und ihn nicht der ewigen Strafe würdig, welche ihm verheissen wird. Um so weniger Sympathien haben wir mit der Gegenpartei. Isfendiâr gewinnt in unserer Achtung nicht, dass er blos aus Verlangen nach der Herrscherwürde eine Aufgabe übernimmt, deren Ungerechtigkeit er selbst einsieht. Zudem braucht sich Isfendiâr diesem Auftrage gar nicht zu unterziehen, denn die Versprechungen seines Vaters sind schon bei früheren Gelegenheiten so häufig und so feierlich gewesen, dass sie derselbe als Mann von Ehre auch ohne weitere Thaten erfüllen muss; thut er dies nicht, so hat Isfendiâr auch nicht die geringste Gewähr, durch neue Thaten seinem Ziele näher zu kommen. Im schlechtesten Lichte erscheint aber der alte Gushtâsp. Dieser angebliche Verehrer und Beschützer des Zoroaster sündigt hier gegen eines der wichtigsten Gesetze seiner Religion: er ist ein Lügner, und als solcher wol ebensosehr der Strafe würdig wie Jem. Die Art und Weise, wie er seinen Sohn Isfendiâr während seines Lebens behandelt und wie er ihn zuletzt wissentlich dem Tode überliefert, lässt Alles eher vermuthen, als einen religiös gesinnten König. Die ganze Erzählung scheint mir erfunden, einmal, um zu zeigen, dass die Tapferkeit des Isfendiâr derjenigen des Rustem eigentlich überlegen war, dann aber auch, um diesen letzteren grossen Helden in die Hölle zu stossen, wo wir schon einen seiner Vorfahren gefunden haben (cf. oben p. 562).

Wir eilen zum Schlusse. Rustem hat seine letzte That vollbracht, welche zu thun man ihn so lange aufgespart hat, er kann nun sterben. Ueber sein Ende wird Folgendes be-

richtet. Sein Mörder wird Sheghâd genannt, der Halbbruder Rustems von einer andern Mutter und Eidam des Königs von Kâbul. Aus dem niedrigen Grunde seinen Schwiegervater von dem jährlichen Tribut zu befreien, der auf Kâbul lastet, lockt er den Rustem nach Kâbul und sorgt dafür, dass dieser sammt seinem Rakhsh auf der Jagd in eine mit Spiessen und Schwertern gefüllte Grube stürzt. Der sterbende Held hat aber noch Zeit, seinen Mörder mit einem Pfeile zu tödten; derselbe hat sich in einem hohlen Baumstamme verborgen, aber Rustems Pfeil dringt durch den Baum und durch den Mann. Rustems Bruder Zewâre kommt auf dieselbe Weise in einer andern Grube um. Die Leichenfeierlichkeit bleibt dem Sohne Rustems, dem Ferâmorz, aufbehalten. Nachdem Rustem und Zewâre in einem Mausoleum feierlich bestattet worden sind, unternimmt Ferâmorz einen Rachezug nach Kâbul, der König von Kâbul wird besiegt und gefangen genommen, er findet in einer ähnlichen Grube seinen Tod, vierzig seiner Verwandten werden zur Sühne im Feuer getödtet, es wird hervorgehoben, dass sie Götzenanbeter waren. Um diese Zeit verlässt auch Gushtâsp nach 120jähriger Regierung diese Welt und übergiebt die Herrschaft dem Behmen.

6. Behmen. Wie bereits gesagt wurde, ist Behmen der Sohn des Isfendiâr und von Rustem erzogen worden. Dies hindert ihn jedoch nicht, sobald er die Regierung angetreten hat, die Blutrache für den ermordeten Isfendiâr zu übernehmen. Rustem zwar, der eigentliche Schuldige, ist nicht mehr am Leben, wol aber sein Vater Zâl und sein Sohn Ferâmorz. Der letztere fällt im Treffen, aber Zâl wird trotz seiner demüthigen Unterwerfung gefangen gehalten und würde hingerichtet worden sein, wenn nicht Pashutan für sein Leben gebeten hätte. Er wurde jedoch eine Zeitlang in einem eisernen Käfig gefangen gehalten und sammt seiner Familie von der Herrschaft in Segestân entfernt. Ausserdem ist von Behmen nur noch zu berichten, dass er den Beinamen Dirâz-dast (Langhand) hatte und ihm zwei Kinder zugeschrieben werden: ein Sohn Sâsân und eine Tochter Humâi, letztere sollte zur Regierung kommen, aus Verdruss über diese Anordnung begab sich Sâsân nach Nisâpûr und lebte dort in der Verborgenheit. Die Fabel ist offenbar erfunden, um die Familie der Sâsâniden mit dem

alten Königsgeschlechte in Verbindung setzen zu können. Behmen regierte 32 Jahre.

7. Humâi. Ueber diese Königin schwanken die Angaben. Nach Einigen war sie eine ägyptische Königstochter und folgte ihrem Gemahl Behmen in der Regierung. Nach Andern hat Behmen seine eigene Tochter Humâi geheirathet und diese hat eine Tochter Namens Shemîrân (Semiramis) geboren, die den Beinamen Humâi erhielt. Das Wichtigste ist, dass sie als Mutter des Dârâb gedacht wurde. Mit diesem Herrscher stehen wir aber nicht mehr auf dem Boden der érânischen Heldensage, sondern der Alexandersage. Von ihr wird später die Rede sein. Die Herrschaft der Humâi dauerte angeblich 30 Jahre.

7. Schlussbetrachtungen über die érânische Heldensage.

Wir kennen nun die érânische Heldensage in ihrem ganzen Umfange und können uns ein allgemeines Urtheil über sie bilden. Trotzdem dass ihr ganzes Fortschreiten eine einheitliche Entwicklung darstellt, erkennt man doch leicht, dass diese Einheit eine künstliche und später hervorgebrachte ist, dass sie vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt wurde. Den Anfang machen Figuren, welche lediglich der Speculation angehören und die allmälige Entwicklung der Menschheit zur Gesittung erklären sollen. Locale Erinnerungen zeigt zuerst die Dahâkssage, doch ist es immerhin möglich, dass auch diese localen Beziehungen blos der Speculation ihren Ursprung verdanken, da man in diesem angeblichen Könige nicht blos einen tyrannischen Herrscher, sondern speciell die von Babylon ausgehenden Bedrückungen versinnlichen wollte. Die localen Beziehungen der Sagen von Frédûn und Manoshcihr weisen nach Taberistân, ein Theil der Sagen von Kaikâus nach Mâzenderân. In allen Kämpfen von Frédûn bis zu Kaikhosrav nimmt der Nordrand Erâns, soweit derselbe den Einfällen der Turânier ausgesetzt ist, eine hervorragende Stelle ein, daneben haben wir in den Sagen von Kaikhosrav auch Beziehungen auf Atropatene, namentlich auf den dortigen Feuertempel Âdar Gushasp

gefunden. Parallel mit diesen verschiedenartigen Localitäten sehen wir auch verschiedene Geschlechter hervortreten, neben der königlichen Familie namentlich das Geschlecht der Unterkönige von Segestàn und die Nachkommen des Kâve: Gudarz mit seinen Söhnen und Enkeln. Dagegen haben wir geglaubt, die letzten Kaiànier ganz von den früheren abtrennen zu müssen, als Gebilde der Priestersage. Diese verfolgt Zwecke und Ziele, welche von denen der älteren Sage ganz und gar verschieden sind. Der Mittelpunkt dieser Sage ist Zarathustra und die Ausbreitung seiner Religion. Um ihn gruppiren sich verschiedene Herrscher und Helden, die in ihren Thaten eben die Ausbreitung dieser Religion als einzigen Zweck verfolgen und welche man bestrebt ist, den frühern Helden nicht nachstehen zu lassen, ja sie stehen den alten Helden und alten Verhältnissen nicht selten feindlich gegenüber. Die letzten Ausläufer sind schwache Versuche, die folgenden Herrscher und Dynastien der historischen Zeit mit denen der mythischen Zeit zu verknüpfen.

Man sieht, die éránische Heldensage ist aus verschiedenen Elementen gemischt. Wie alt die Zusammensetzung dieser Elemente in ihrer jetzigen Form ist, wissen wir nicht, sie ist aber jedenfalls älter als das Avesta, welches dieselbe in ihrer jetzigen Gestalt offenbar schon gekannt hat. Verschiedene Provinzen haben zu dieser Gestaltung der Heldensage beigesteuert, nur die südlichen und westlichen Provinzen nicht, man kann daher diese Heldensage als eine ostéránische mit Recht bezeichnen. Dass wir nicht alle éránischen Sagen in dem uns erhaltenen Sagenkreise besitzen, wird kaum einer besondern Bemerkung bedürfen. Wir besitzen nicht einmal alle ostéránischen. Das Avesta spielt deutlich genug noch auf verschiedene Mythenkreise an, von denen wir nichts wissen. Dahin gehört vor Allem die Familie des Pôurudàkhsti, welche ziemlich zahlreich gewesen zu sein scheint (cf. Yt. 13, 111. 112), ein Mitglied desselben, Ashavazdâo, wird zugleich mit einem andern Ashavazdâo und Thrita, den Abkömmlingen des Çayuzhdri genannt (Yt. 13, 113), die als Widersacher des Kara Açabana und Vara Açabana genannt werden (Yt. 5, 72). Ferner Vistaurusha, der Abkömmling des Naotairya (Yt. 5, 76 flg.), der vielleicht identisch ist mit dem Yt. 13, 102 ge-

nannten Viçtavaru, der so viele Verehrer der Dämonen erschlagen hat, als er Haare auf dem Kopfe trägt und zum Lohne dafür von der Ardvî-çûra über den Fluss Vitaghaiti gesetzt wird. Dann Yastô Fryananaûm oder nach anderer Lesart Yôistô Fryananaûm (Yt. 5, 81; 13, 120), der den schlechten Akhtya überwindet, welcher die Menschen mit Fragen quält. Ebenso beweisen die oben (p. 490) schon genannten Werke über einzelne Heldensagen, welche die Erânier noch ausser dem Königsbuche besitzen, wie gross der Schatz der érânischen Heldensage gewesen sein muss. Diese letztere Classe von Werken wird zwar mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen sein, da Manches, was in dieser Dichtung steht, als freie Phantasie der Dichter zu betrachten sein dürfte, im Ganzen aber wird nicht zu leugnen sein, dass sie auch einen Schatz ächten Materials enthalte. Am schwächsten ist unsere Kenntniss der westérânischen Sage beschaffen. Zwar glaube auch ich wie Duncker[1]), dass dort ein reiches Epos ehemals bestanden habe, auch halte ich es für sehr möglich, dass in dem was Ktesias als Geschichte zu geben beliebt, Theile eines westpersischen Epos enthalten seien. Da aber Ktesias Dinge, die er als streng geschichtlich geben musste, verdreht, so kann ich kaum glauben, dass er auch in andern Perioden das Material so überliefert hat, wie er es erhielt, und nehme Anstand, seinen Bericht für den treuen Ausdruck eines westérânischen Epos zu halten. Einige andere Spuren westérânischer Mythen werden wir später Gelegenheit finden zu erwähnen.

Selbstverständlich kommt es uns nicht in den Sinn, die Personen der Heldensage irgendwie für historische Personen zu halten. Die érânische Heldensage kommt für die érânische Geschichte nur insofern in Betracht, als dieselbe lange Zeit hindurch von den Erâniern selbst als wirkliche érânische Urgeschichte angesehen worden ist. Wollte man die Vorgänge der Heldensage historisch auffassen, so liegt wenigstens soviel auf der Hand, dass der grösste Theil derselben, die Regierung der Könige von Jem bis Kaikhosrav, nicht als érânische Geschichte aufgefasst werden dürfte, sondern als Vorgänge, die in der arischen Periode stattgefunden haben. Die

1) Cf. *Geschichte des Alterthums II, 600 flg. 3. Aufl.*

farblosen Gestalten der ersten Pêshdâdier wird ohnehin Niemand für historisch halten wollen. Aber auch denjenigen Königen, welche mit der Zoroasterlegende in Verbindung stehen, können wir eine historische Bedeutung nach unserer ganzen Auffassung nicht zugestehen. Möglich, dass sich eine sehr kleine Quantität Wahrheit in diesen legendenhaften Berichten erhalten hat, ebenso möglich und eigentlich weit wahrscheinlicher ist, dass dieses nicht der Fall sei. Durch den Umstand nun, dass sich die Persönlichkeiten der érânischen Heldensage als rein mythische Personen herausstellen, löst sich von selbst eine Frage, welche früher die gelehrte Welt viel beschäftigt hat, die Frage nämlich nach dem Verhältnisse der érânischen Heldensage zur érânischen Geschichte, namentlich zu den Dynastien der medischen Könige und der Achämeniden, über welche uns die Griechen berichten. Solange die altpersischen Keilinschriften noch nicht entziffert waren, konnte man sehr wohl in Zweifel sein, ob man den abendländischen Berichten den Vorzug geben solle, oder den morgenländischen. Sprach für die ersteren die bekannte Treue mancher der griechischen Berichterstatter, wie Herodot, so liess sich dagegen einwenden, dass doch die Erânier ihre eigene Geschichte besser kennen mussten, als Herodot und andere auswärtige Berichterstatter. Während also ein Theil der älteren Gelehrten die érânische Geschichte des Alterthums nach griechischen Berichten schrieb, ohne auf die morgenländischen Rücksicht zu nehmen, gab es Andere, welche nur die morgenländischen Berichte zu Grunde legten. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn sich zwischen diesen zwei entgegengesetzten Richtungen eine vermittelnde bildete, welche die beiden Arten von Berichten mit einander zu vermitteln suchte. Da die Erânier weder die Meder noch die Achämeniden überhaupt erwähnen, so schloss man, dass die Könige der érânischen Heldensage mit denen der Dynastien der Meder und Perser identisch seien und dass es sich eben darum handle, herauszufinden, welche Personen der Heldenzeit den von den Griechen angegebenen Herrschern entsprächen. Seitdem die altpersischen Keilinschriften entziffert sind, kann eigentlich über diese Fragen gar kein Streit mehr entstehen. Es ist durch gleichzeitige Berichte erwiesen, dass Herodot wenigstens für die Zeit der Achämeniden voll-

kommen wahr berichtet hat und die Erânier die Verhältnisse ebenso ansahen, wie dies die Griechen auch thaten. Andererseits wissen wir auch, dass die Erânier selbst die Personen ihrer Sagengeschichte in eine weit frühere Zeit versetzen als in die der Achämeniden. Nach Ḥamza lebte Moses zur Zeit des Manoshcihr, unter der Regierung dieses Königs zog Josua in Palästina ein. Zur Żeit des Lohrasp eroberte nach derselben Quelle Nebukadnezar Palästina, Homâi soll mit der Semiramis identisch sein.[1] Nach keiner Seite hin hat also die Annahme, dass die Achämeniden mit den alten Sagenkönigen identisch sind, irgend einen Anhaltspunkt und wir würden weiter nicht über diese Sache sprechen, wenn sich nicht die Versuche, die alten Mythen und die Geschichte der Achämeniden auszugleichen, bis in die neueste Zeit fortsetzten. Unter diesen Umständen halten wir es für nöthig, noch einige Worte beizufügen. Unter diesen Ausgleichsversuchen ist einer der verbreitetsten der scharfsinnige von Malcolm, der in seiner auch bei uns bekannten Geschichte Persiens das siebente Capitel diesem Gegenstande gewidmet hat. Für seinen Zweck schienen ihm die Berichte des Ktesias die wichtigsten und tauglichsten. Nach einigen kurzen Bemerkungen über die ersten der angeblichen Könige Firdosis: Gayomard, Ḥusheng, Tahmurath und Jem, welche nach seiner Meinung den Gang der Civilisation in der Urzeit in nicht unwahrscheinlicher Weise darstellen, wendet er sich zu Dahâk, in dem er ähnlich wie wir den Repräsentanten eines semitischen Reiches anerkennt, aber des Reiches von Ninive. Nicht als einzelnen König, so meint Malcolm, müssen wir den Dahâk auffassen, was schon seiner langen Regierung wegen unmöglich sei, sondern als die gesammte Dynastie der ninivitischen Könige. Giebt man dieses zu, so muss Frêdûn, der dem Reiche des Dahâk ein Ende macht, der Arbakes des Ktesias sein.[2] Demnach ist dann Manoshcihr identisch mit dem Mandauces der Griechen, Naudar mit Sosarmus. Zâl wäre derselbe, den die Griechen Artia nennen, Kershasp wurde von ihnen Arbianes genannt. Die Kriege, welche diese Herrscher mit Afrâsiâb, König von Turân führen und die zwölfjährige Herrschaft dieses turânischen Königs in Erân stimmen trefflich zu dem Einfall der Skythen, von welchem die Abendländer reden und wenn

die beiderseitigen Berichte diese Kämpfe an verschiedenen Localitäten vor sich gehen lassen, so ist dabei der Einfluss der Sagenbildung in Rechnung zu bringen. Selbst in der Rustemsage glaubt Malcolm wenigstens Spuren geschichtlicher Ereignisse zu finden. Für die neue Dynastie der Kaiânier bedarf er gleichfalls einer neuen Dynastie bei den Abendländern und darum hält er den ersten derselben, den Kaiqobâd, für den Dejokes der Griechen, Phraortes scheint übergangen, aber Kaikâus dem Kyaxares und Astyages zu entsprechen. Zur Unterstützung dieser Ansicht wird angeführt, dass nach dem Verfasser des Mujmil einige Quellen den Kaikâus nicht zum Sohne, sondern zum Enkel des Kaiqobâd machen. Höchst merkwürdig findet Malcolm den Zug des Kaikâus nach Mâzenderân und die Nachricht, dass er dort mit Blindheit geschlagen wurde, ihm scheint darin dieselbe Begebenheit enthalten zu sein, welche Herodot als einen Krieg des Kyaxares gegen die Lyder darstellt, in welchem die Entscheidungsschlacht durch eine Sonnenfinsterniss unterbrochen wurde. Der Zug gegen Hâmâverân soll der Zug desselben Kyaxares gegen Ninive sein, die Verheirathung des Astyages mit einer lydischen Fürstentochter entspricht der Heirath von Kaikâus und Sudâbe. Kaikhosrav ist Kyros und namentlich in der Jugendgeschichte dieser beiden Persönlichkeiten finden sich manche Aehnlichkeiten. Lohrasp soll sowol dem Kambyses, als dem falschen Smerdes entsprechen und die Thatenlosigkeit des Lohrasp findet ihre Erklärung darin, dass die Herrschaft desselben oder vielmehr der ihm entsprechenden Herrscher für Erân keine glückliche war und die nationale Eitelkeit sich über die Unfälle nicht so zu verbreiten liebte, wie über die glücklichen Ereignisse. Die Regierung des Gushtâsp entspricht den vereinigten Regierungen des Darius und Xerxes. Auf diese Art erhalten wir für Behmen eine Gleichheit mit Artaxerxes Longimanus, welche durch den Beinamen des ersteren diràz dest, Langhand[1]), eine besondere Bestätigung zu erhalten schien. So sind wir denn denjenigen Königen ziemlich nahe gekommen, welche die spätere Alexandersage

1) Uebrigens erklären die Erânier den Namen Langhand für Behmen dadurch, dass dieser König so lange Arme gehabt hat, dass ihm die Hände bis an die Knie reichten.

Dârâb nennt, in welchen dann Malcolm natürlich die spätern Achämenidenkönige sieht, welche den Namen Darius führen. Es lässt sich nicht leugnen, dass Malcolm sein System sehr gut ausgedacht hat und manche auffallende Aehnlichkeit für dasselbe zu benutzen verstand, demungeachtet werden Niemandem die schweren Bedenken entgehen, welche sich erheben, sobald man sich ernstlicher mit der Sache beschäftigt. Auf denselben Grundlagen beruhen auch die neueren Versuche von Kruger[1] und Graf Gobineau[2], auch sie nehmen die einzelnen Herrscher des Königsbuches theilweise für ganze Dynastien und suchen auf diese Weise eine Vereinigung zwischen morgenländischen und abendländischen Berichten zu erzielen.

8. Die Urgeschichte nach den Armeniern.

Die armenische Erzählung von den ältesten Zeiten wird nur wenig von den mythischen Berichten und Dichtungen beeinflusst, welche Moses von Khorni für einen etwas späteren Theil seines Werkes öfter benutzt hat, vielmehr zeigt sich sowol im Stoffe selbst als auch in der Anordnung desselben das Walten biblischer Vorbilder, und zwar dürfen wir dieses Anlehnen an die Bibel nicht blos dem Moses zuschreiben, sondern auch schon seinen Quellen. Wollten wir aber darum behaupten, Alles was sich in diesem ältesten Theile der armenischen Geschichte findet, sei reine Legende, eine Erfindung späterer Zeit ohne allen volksthümlichen Gehalt, so wäre dies wahrscheinlich zu weit gegangen. In der Erzählung dieser angeblichen Begebenheiten werden wir am besten dem Moses von Khorni Schritt für Schritt folgen. Es ist begreiflich, dass dieser christliche Schriftsteller die älteste Geschichte Armeniens mit den Begebenheiten zu verknüpfen sucht, welche die Genesis meldet. Gleich am Anfange spricht er von den drei

1) *Geschichte der Assyrier und Iranier vom 13. bis zum 5. Jahrhundert vor Christus von J. Kruger. Frankfurt a. M.* 1856.

2) *Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins et particulièrement d'après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés, les medailles, les pierres gravées etc. par le Comte de Gobineau. 2 vol. Paris* 1869

Söhnen Noahs, Sem, Ham und Japhet, und führt die Stammbäume dieser drei Männer durch 10 Generationen herab. Nach seiner Stammtafel ist Qenan der dritte Nachkomme des Sem (so nach der Septuaginta), Tiras der dritte Nachkomme des Japhet, endlich Nimrod der dritte Nachkomme des Cham. Aus diesem Umstande nun schliesst Moses, dass diese drei Personen gleichzeitig gewesen sein mögen. Er wendet nun ein eignes Capitel (1, 7) auf den Beweis, dass der Nimrod der Bibel kein Anderer sei als der Bel der Profanschriftsteller und legt auf diese Art den Grundstein zu seiner nachfolgenden Geschichtserzählung, denn bereits der vierte Nachkomme des Japhet ist Torgom und mit Torgom fängt die speciell armenische Geschichte insofern an, als dieser der Vater des Haik ist[1]. Dieser Haik wird nun als der eigentliche Stammvater der Armenier genannt. Als sein ursprünglicher Wohnsitz wird Babylon angegeben, denn obwol die Arche Noahs auch nach der Vorstellung des Moses auf dem Ararat stehen geblieben ist, so muss doch angenommen werden, dass die Mehrzahl der Nachkommen Noahs nach Babylon gewandert sei, und wenn auch einige derselben zurückblieben (wie in der That hie und da von einer Bevölkerung Armeniens die Rede ist, welche schon vor Haiks Ankunft dort wohnte), so kann doch von einem armenischen Volke nicht eher die Rede sein, als bis nach dem Misslingen des babylonischen Thurmbaues die Völker sich nach allen Richtungen zerstreuten. Es wird nun weiter erzählt, dass die Riesengeschlechter jener Zeit in wilden Schlachten gegen einander kämpften, bis es zuletzt dem Bel gelang, durch günstige Umstände zum Herren aller übrigen sich aufzuwerfen. Dieses Verhältniss der Abhängigkeit war dem Haik drückend, und um frei und unabhängig leben zu können, beschloss er, mit allen seinen Angehörigen auszuwandern. In Begleitung seines Sohnes Armenak[2] zieht er nord-

1) Lagarde (*Gesammelte Abhandlungen p.* 255) hat bereits gezeigt, dass dieser Name einen späteren Ursprung der Legende verräth, denn die Genesis liest den Namen Togarma und erst die LXX hat Θοργαμὰ daraus gemacht.

2) Mit Recht betont Kiepert (*über die älteste Landes- und Volksgeschichte Armeniens, in Sitzungsberichten der berliner Academie* 1869, *p.* 223 *flg.*) den Namen Armenak als für die Benennung des Landes von

wärts und lässt sich in der Nähe des Masis (Ararat) nieder. Aber dort ist nicht seines Bleibens, er übergiebt den Landstrich seinem Enkel Kadmos[1]), er selbst zieht weiter in die Landschaft Hark' (d. h. Väter) im Norden des Vânsees, dort baut er Haikashéu (d. i. Wohnung Haiks) in der Nähe des jetzigen Melazgerd. Doch Bel wollte über Haik ebensogut herrschen wie über alles übrige Land und die Ferne sollte den Ungehorsamen nicht unterstützen. Bel liess daher den Haik durch einen Gesandten zur Unterwerfung auffordern und überzog denselben mit Krieg, als dieser die Aufforderung schroff zurückgewiesen hatte. Der Babylonier nahm seinen Weg zuerst nach der Araratebene und stiess daher zuerst auf Kadmos, der seinem Angriffe nicht zu widerstehen vermochte, sondern zu seinem Grossvater flüchtete, den er vorher durch Eilboten von der nahenden Gefahr unterrichtet hatte. Haik hatte zwar an Kadmos und Armenak zwei erfahrene Heerführer, aber verhältnissmässig nur wenig Mannschaft, gegenüber dem ungezählten Heere des Bel, jedoch seine Genossen wussten, dass sie ihr Leben für die Freiheit einsetzten oder Bels Untergebene werden müssten und sie zogen den Tod der Knechtschaft vor. In dieser Stimmung kämpften sie mit aussergewöhnlicher Tapferkeit und zu seinem Erstaunen sah Bel den Sieg über Haik in Frage gestellt. Während er nun von einem Hügel aus sein Heer zu einem neuen Angriffe zu ordnen sucht, wird er von einem Pfeile Haiks tödtlich verwundet und das Heer des Bel floh eiligst, nachdem der Führer gefallen war. Die Armenier blieben nun frei in ihren Bergen und nannten sich seitdem nach dem Namen ihres Stammvaters Haik, ihr Land aber Hajastan[2]). Haik selbst aber ging nach seinem Siege wieder in seine Landschaft Hark' zurück und liess die-

---

Wichtigkeit, wiewol Moses den Namen Armeniens gezwungen an einen späteren Herrscher Aram anknüpfen will.

1) Die ganze Form dieses Namens zeugt für die Jugend dieser Tradition, die einen griechischen Ursprung verräth.

2) Der Name Haik ist mit Fr. Müller und Kiepert als aus Hai (= skr. pati, Herr) mit dem Diminutivsuffix k gebildet anzusehen. Etwas Mythologisches und Volksthümliches vermag ich in diesen Erzählungen nicht zu entdecken, doch ist zu beachten, dass Joh. 38, 31. Jes. 13, 10 die armenische Bibelübersetzung den Namen Orion durch Haik wiedergiebt.

selbe bei seinem Tode seinem ältesten in Babylon geborenen Sohn Armenak. Aber Armenak bleibt nicht in Hark', er zieht weiter und lässt in dem Stammlande seine jüngeren Brüder Manavaz und Kouŗ nebst Baz, dem Sohne des ersteren, zurück. Dieser letztere siedelte sich am Vânsee an, welcher von ihm den Namen Beznuni erhielt; auf Manavaz und seinen Sohn werden Baz werden drei edle armenische Familien zurückgeführt: die Manavazean, Beznouni und Ordouni, auf Kouŗ aber die Khoŗkhoŗouni, welche gleichfalls in der späteren armenischen Geschichte eine Rolle spielen[1]. Armenak aber zog nordwärts und fand seinen Bedürfnissen die Ebene angemessen, welche sich am Fusse des Alagez ausbreitet. Dort also nahm er seinen Wohnsitz und nannte den Namen des Berges mit Beziehung auf seinen eigenen Namen Aragaţ, seine Besitzungen aber: Fuss des Aragaţ[2]. Armenaks Sohn hiess Armajis, er blieb in den Besitzungen seines Vaters wohnen und baute die Stadt Armavir, die er nach seinem Namen benannte, den Fluss, an welchem die Stadt lag, benannte er mit Beziehung auf den Namen seines Enkels Arast mit Eraskh[3] (Araxes). Seinem Enkel Shar aber, der durch vieles Essen bekannt war, schenkte er eine Ebene, die durch den nördlich davon gelegenen Alagez reichlich bewässert war und die von ihm den Namen Shirak empfing[4]. Sohn des Armajis ist Amasia, welcher gleichfalls in Armavir seinen Sitz hatte; von ihm

---

1) Diese Etymologien sind vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus zum Theil ganz unmöglich und sie zeigen den geringen Werth, den man auf diese Berichte legen darf.

2) Das Gezwungene dieser und der folgenden Etymologien leuchtet ohne jede weitere Bemerkung ein.

3) Auch auf diese Etymologie gebe ich Nichts, überhaupt scheint es mir, dass wir für den Namen Eraskh ebensowenig wie für Efrat in dem Zeugnisse des Moses von Khorni eine Garantie haben, derselbe gehöre schon einer Zeit an, ehe die Armenier Bekanntschaft mit griechischen Schriften gemacht hatten. Merkwürdig ist der Name Arast, der an den Araçta der Zoroasterlegende erinnert, welcher der Vater des Maidhyômâo sein soll. Kiepert denkt an Urasta oder Urarta, was in den Keilinschriften von Ninive als Name Armeniens gebraucht wird.

4) Dieser Name hat sich bis heute in der Form Shoregel an derselben Stelle erhalten und auch Ptolemäus setzt ein Σιρακηνή an dieselbe Stelle. Die Etymologie ist dunkel. Vgl. Kiepert l. c. p. 226.

stammen drei Söhne, Gegham der älteste und zwei jüngere, Farokh (ruhmvoll) und Tolak (glänzend). Der Vater Amasia soll dem Berge, den wir Ararat nennen, seinen armenischen Namen Masis gegeben haben, von den jüngeren Söhnen aber die Orte Farokhot und Tolakerd am Fusse dieser Berge stammen. Aber auch hier ist wieder der älteste der Söhne der bedeutendste und unter der Anführung des Gegham breitet sich die armenische Ansiedelung wieder weiter aus. Gegham hatte einen Sohn Harmaj, diesen liess er mit seinen Angehörigen in Armavir zurück, er selbst zog weiter gegen Nordosten und gründete eine neue Ansiedelung an den Ufern eines Sees. Den Berg in jener Gegend nannte er Gegh, seine Ansiedelung aber Geghakouni, diesen letzteren Namen führte auch der See, welcher kein anderer als der jetzige Sevansee ist. Dort wurde ihm ein zweiter Sohn geboren, welchem er die Herrschaft gab über alle Lande im Osten des Sees bis zu der Stelle, wo der Araxes das Gebirge durchbricht und in die Ebene eintritt. Die Armenier nennen diesen Landstrich Siunik', die Perser angeblich genauer Sisakan. Gegham selbst kehrte von diesem neuen Wohnplatze wieder in die Nähe seines alten zurück und gründete einen Ort, den er Geghami nannte, der aber in der Folge den Namen seines Enkels Garni empfing. Der älteste Sohn Geghams war Harmaj und er folgte denselben in der Regierung und blieb in Armavir wohnen, weitere Traditionen scheinen sich aber nicht an ihn angeschlossen zu haben, denn es wird Nichts von ihm erzählt als dass er einen Sohn Aram hatte, der sich durch grosse Eroberungen einen Namen machte. Unter der Regierung des Aram werden zuerst gleichzeitige Fürsten in den benachbarten Landen genannt und Moses giebt an, Aram sei nur wenige Jahre vor dem Regierungsantritte des Ninus zur Regierung gekommen. Arams erste That war die Befreiung seines Landes von dem Joche der Meder. Ein medischer Häuptling Mades, auch Niukar genannt, hatte sich Armenien unterthänig gemacht, durch einen Ueberfall gelang es dem Aram, das Heer zu zerstreuen und den Heerführer gefangen zu nehmen. Die Macht des Aram bewog auch den Ninos, die Besitzungen desselben nicht weiter zu belästigen, denn eigentlich war Ninos den Armeniern abgeneigt und betrachtete die

Blutrache für seinen Ahnherrn Bel als eine ihm obliegende Pflichterfüllung. Die Erwägung jedoch, dass ein Krieg mit Aram im gegenwärtigen Augenblicke grosse Gefahren für ihn selbst mit sich führen würde, bewegt denselben, seine Rachepläne vor der Hand zu vertagen und die Person des Aram als die nächste nach ihm selbst anzuerkennen und zu erlauben, dass der armenische König eine Krone aus Perlen tragen dürfe. Auch nach anderen Seiten hin wird Aram als ein thätiger Fürst geschildert. Er besiegte einen gewissen Barsham, welcher Armenien verwüstete, und trieb seine Heerschaaren in die Ebene Assyriens zurück, während Barsham selbst an der Spitze seiner Krieger kämpfend fiel und wegen seiner Tapferkeit von den Assyrern göttlich verehrt wurde [1]. Durch diese Waffenthat blieb der Norden Assyriens eine Zeitlang in den Händen der Armenier. Weiter kämpfte Aram im Westen gegen einen gewissen Pajapis K'agheaj, welcher die Herrschaft zwischen zwei Meeren, dem Pontus und dem Oceane, besass; er besiegte auch diesen und vertrieb ihn auf eine Insel. Ueber diese neue Eroberungen setzte Aram einen Statthalter Mshak, nach welchem die Hauptstadt des Landes, das spätere Cäsarea, mit dem Namen Mashak' benannt wurde. Aram befahl auch den Bewohnern dieser eroberten Landstriche, dass sie die armenische Sprache annehmen sollten, dies soll der Grund gewesen sein, aus welchem der eroberte Landstrich den Namen des ersten Armeniens erhielt; andere bis dahin nur wenig bevölkerte Districte füllte Aram mit Einwohnern an und nannte sie das zweite, dritte und vierte Armenien. Dieser Versuch, eine ziemlich späte Eintheilung in die älteste Zeit zurückzuverlegen, steht auf ungemein schwachen Füssen. Arams Sohn ist Ara, berühmt durch seine Schönheit, wesshalb die assyrische Königin Semiramis, die seine Zeitgenossin war, in Liebe für ihn entbrannte und, da sie seine Gegenliebe nicht erhalten konnte, ihn mit Krieg überzog, um ihn auf diese Weise in ihre Gewalt zu bekommen. Aber Ara fiel in einer

1) Ohne Zweifel ist dies wol derselbe wie Barsamin, der nach Agathangelos früher in Thordan verehrt wurde und der mit dem Herrn des Himmels (בעל שמים) der Semiten identisch sein dürfte. Cf. Kiepert l. c. p. 240).

grossen Schlacht, die sich auf der Araxesebene entspann, und diese trägt nach ihm den Namen Ayrarat[1], d. i. angeblich soviel als arayi-arat (Arae maculae) erhielt. Semiramis liess den entseelten Leichnam aufsuchen und auf dem Dache ihres Palastes niederlegen, das Heer der Armenier, welches Rache für den erschlagenen König nehmen wollte, beschwichtigte sie, indem sie versicherte, sie werde die Wunden des verstorbenen Königs von den Göttern lecken lassen, wodurch derselbe wieder zum Leben gelangen werde. Als nun der Leichnam Aras anfing in Fäulniss überzugehen, liess sie ihn in eine tiefe Grube werfen und verkleidete einen ihrer Liebhaber als die Person des Ara, behauptend, dieser sei von den Göttern wieder ins Leben gerufen worden. Auf diese Weise beruhigte sie die Armenier, für deren Land sie eine solche Zuneigung fasste, dass sie hinfort einen Theil des Jahres dort zuzubringen gedachte und aus diesem Grunde die Burg und Stadt Vân erbaute. Später wurde sie von Zoroaster zur Flucht genöthigt, als sie denselben zu ihrem Statthalter in Ninive eingesetzt hatte, und musste sich ganz nach Armenien zurückziehen. So äussert sich Moses über die armenische Urgeschichte.

Bei Beurtheilung dieser Nachrichten wäre es vor allen Dingen nöthig zu wissen, was Moses von Khorni aus seiner syrischen Quelle des Mâr Ibas Catina geschöpft und was er aus eigenen Mitteln, vorzüglich aus dem Sagenschatz des Landes beigegeben hat. Ganz genau wird sich dies kaum mehr angeben lassen, doch dürfte feststehen, dass die selbstständigen Zugaben in diesem Theile nicht zahlreich waren. Ein solcher Zusatz ist (1, 12) die Sage von der viel essenden Shar, für die sich Moses ausdrücklich auf Volksgesänge beruft. Vornehmlich aber enthält, wie Dulaurier recht schön nachgewiesen hat[2], die Erzählung von Ara und Semiramis mythische Elemente, die in Armenien volksthümlich gewesen sein müssen. Es lässt sich nachweisen, dass es armenischer Volksglaube war, dass es eine Klasse von göttlichen Wesen gebe,

1) Ich gestehe, dass ich auf diese Mittheilung des Moses von Khorni nicht viel gebe und dass ich die Form Ararat, die durch die weit älteren biblischen Nachrichten bezeugt ist, der hier gegebenen vorziehe.

2) Cf. Dulaurier, *Etudes sur les chants historiques et les traditions populaires de l'ancienne Arménie* im *Journal asiatique* 1852. *p.* 29 flg.

deren Geschäft es sei, die Wunden der in der Schlacht gefallenen Krieger zu lecken und dieselben auf diese Weise wieder ins Leben zurückzurufen. Man nannte diese Wesen Aralez (immer leckend) und nach einer Aeusserung Ezniks (p. 98 u. 100. ed. Ven.) scheinen dieselben von einem Hunde abstammend gedacht worden zu sein. Noch in späterer Zeit erzählt Faustus [1]), dass die Armenier an den Tod eines gefallenen Häuptlings nicht glauben wollten und hofften, die Aralez würden ihn wieder ins Leben zurückrufen. Auch der Tod der Semiramis ist nach des Moses ausdrücklichem Zeugnisse in Armenien Gegenstand der Volkssage gewesen, doch wird uns die Sage näher nicht mitgetheilt. Was nicht aus der armenischen Volkssage, sondern aus der syrischen Quelle des Moses stammt, werden wir mit Kiepert wenigstens als die Ansicht der benachbarten Syrer über die Urgeschichte des armenischen Volkes ansehen dürfen. Mit demselben Gelehrten nehmen wir auch als unzweifelhaft an [2]), dass diese Traditionen zeigen, es sei ursprünglich nicht ganz Armenien von der armenischen, also indogermanischen Bevölkerung eingenommen gewesen, sondern dass diese sich auf das mittlere Stromgebiet des Araxes beschränkte, und die Landschaften, welche die Araxesebene im Osten, Norden und Westen umgeben. Daneben wird auch die Landschaft Harkʿ am obern Laufe des östlichen Euphrat als alte armenische Ansiedelung angeführt, deren Begründung sogar dem Stammvater des armenischen Volks zugeschrieben wird. Die übrigen Theile des Landes, namentlich die südlichen Abhänge Armeniens dürften früher grossentheils mit Semiten ausgefüllt gewesen sein, die nur nach und nach den andringenden Armeniern weichen mussten.

1) *Faustus Byzant.* V, 14. 15 (p. 235—37 *ed. Ven.*).
2) Kiepert l. c. p. 235.

BEILAGEN.

I. Verzeichniss der Belûcenstämme nach Pottinger.

(*Travels p. 56 flg. mit Beibehaltung der Orthographie.*)

Nharooé Belooche Tribes.

1.	Rukhshanees	700	5.	Meengs or Minds	300
2.	Sajadees	450	6.	Urbabees	6000
3.	Khasogees	150	7.	Mulikas	250
4.	Koords or Shuhedees	4500			

Rind Belooche Tribes.

1.	Rindanees	8000	14.	Kosas	150
2.	Goolum boolks	700	15.	Changyas	100
3.	Poghs	300	16.	Nousherwanees	700
4.	Jullumbaneés	800	17.	Bugothees	. . .
5.	Deenareés	700	18.	Mureés	. . .
6.	Poozhes	600	19.	Goorchanees	3000
7.	Kulooés	700	20.	Muzarees	2500
8.	Jutooés	75	21.	Direeshks	500
9.	Doohukeés	. . .	22.	Lugharees	5000
10.	Booledés	900	23.	Loords	1000
11.	Doankeés	80	24.	Chachreés	1500
12.	Kharaneés	1000	25.	Moundustreés	1500
13.	Omranees	4000			

Mughsee Belooche Tribes.

1.	Mughsees	8000	9.	Kullundaranees	700
2.	Ubruhs	3000	10.	Moosaneés	6000
3.	Lasharees	20,000	11.	Kukraneés	. . .
4.	Matyheés	1000	12.	Jukraneés	. . .
5.	Boordeés	200	13.	Eesobaneés	. . .
6.	Oonurs	. . .	14.	Jukrahs	. . .
7.	Nareés	500	15.	Jullaneés	. . .
8.	Jutkees	4000	16.	Toorbundzyes	. . .

II. Verzeichniss der Brahuistämme.

(Nach Pottinger.)

		Kriegsleute.			Kriegsleute.
1.	Kurnburanees	1000	38.	Muhmood Shaheés	3500
2.	Zuhreé	8000	39.	Debukeé	4000
3.	Mingull	10,500	40.	Rysaneé	800
4.	Soomlareé	4000	41.	Kysareé	1000
5.	Goorgunanee	300	42.	Mooreé	300
6.	Imam Hoosseinee	2000	43.	Gudjagay	200
7.	Koolche Bhugwa	500	44.	Jyaneé	60
8.	Muhmoodaneé	500	45.	Moosoowaneé	1000
9.	Mooruha	1000	46.	Sarawaneé	10,000
10.	Kooreé	150	47.	Surfuraneé	2500
11.	Burjaeé	1000	48.	Poorjuhaeé	200
12.	Rikeé	700	49.	Koochka	300
13.	Punduraneé	3000	50.	Bhooldra	300
14.	Rysutko	100	51.	Bhooka	300
15.	Sherwareé	8000	52.	Rideé	1700
16.	Rysanee	1500	53.	Eeseeraneé	
17.	Nechareé	2000	54.	Mibranee	
18.	Bezunja	1000	55.	Jumalzyeé	
19.	Shööjaöödeeneé	1000	56.	Gwaraneé	
20.	Momasineé	1500	57.	Samozyeé	
21.	Harooneé	200	58.	Poatyeé	
22.	Rodaneé	600	59.	Chungozyeé	
23.	Sasoolee	200	60.	Dodyeé	
24.	Kuroo Chukoo	500	61.	Jaikho	
25.	Bujaeé	700	62.	Rodenzyeé	
26.	Koorda	200	63.	Hussuneé	
27.	Nagrée	2000	64.	Chumrozyeé	
28.	Kejun Booladee	7000	65.	Möörööeé	
29.	Nusseer Rodaneé	3000	66.	Bumbukzyeé	
30.	Chotwa	700	67.	Rahzyeé	
31.	Khidraneé	5000	68.	Shadunzyeé	
32.	Meerwareé	7000	69.	Shahozyeé	
33.	Kuladaeé	300	70.	Kuntinzyeé	
34.	Guloosooreé	700	71.	Rumuzanzyeé	
35.	Kolatcheé	250	72.	Sherzyeé	
36.	Laugeé	3000	73.	Goolzyeé	
37.	Kuree	1500	74.	Bungoolzyeé etc. etc.	

Pottinger fügt bei, dass man doppelt so viele Abtheilungen aufzählen könne, das vorstehende Verzeichniss umfasse bloss die wichtigsten und umfangreichsten Abtheilungen.

III. Hazâras.

(*Nach Wood.*)

a) östliche Stämme.

	Familien.		Familien.
Da Murda	2000	Zhalek	200
Durbi Ali	1000	Tejuk	180
Ism Timur	1000	Die Murza	300
Dia Zingi	5500	Deh Zingi	5000
Dowlat Pai	2000	Sheikh Ali	2000
Marak	1000	Tatar	1000
Kuptseom	3600	Jurghai Burjeghai	1000
Yarkhana	500	Dia Pollah	2000

b) westliche.

Da Murda	Naur
Dal Timur	Badaos
Deh Kundi	Syud Dau
Durghan	Tazak
Jakuri	Sugh Pah

IV. Die Turkmanen am Nordrande Erâns.

(*Nach Häntzsche.*)

1. Die Tekkes.

A. Tekke Aachalnishin zerfallen in zwei Stämme (Tâife): 1) Ottemisch und 2) Tugtemish, welche unter einander in folgenden 34 hefestigten Plätzen[1]) von Osten nach Westen zu wohnen:

1. Kalahi Ishkâhâd	800	Zelte.		18. Kelateh Ischahaschi	80	Zelte.
2. - Guschi	400	-		19. Kelateh	60	-
3. - Goktsche	500	-		20. Jengikalah	250	-
4. - Gawtschag	300	-		21. Kalah Aachal	500	-
5. - Bakr	70	-		22. Ak Tepe	400	-
6. - Baba Arab	400	-		23. Gok Tepe	400	-
7. - Karis	50	-		24. Kalahi Jaradschi	350	-
8. - Paris	40	-		25. - Karagan	250	-
9. - Allahwerdi	50	-		26. - Derun	350	-
10. - Chermen	400	-		27. - Bersenu	300	-
11. Nurkalah	150	-		28. - Muntscheh	80	-
12. Herikalah	200	-		29. - Suntscheh	80	-
13. Kalah Dschar	100	-		30. - Nuchur	300	-
14. - Jusmehin	400	-		31. - Artscheman	400	-
15. - Nawe	40	-		32. - Bam	350	-
16. - Mehin	400	-		33. - Burmeh	350	-
17. - Murtschehli	60	-		34. - Kisilruhad	600	-
				Im Ganzen	9460	Zelte.

1) Erdmauern um die Zelte, nahe an Wässern.

B. Tekke Gumnishîn, diese haben keine festen Weideplätze und gehen nicht in die Berge, sie ziehen überall in der Steppe herum, indem sie Brunnen graben, die sie beliebig wieder verlassen. Sie wurden im Jahre 1855 auf 1250 Zelte geschätzt.

2. Goklans.

Die Goklans zerfallen in zwei grosse nnd viele kleine Abtheilungen:

A. Halbe Dudurke.

I. Kerek. Gränzen im Osten Mischkamber, im Westen der Gurganfluss.

1. Gunklik	100 Hütten	476 Hütten.
2. Sufian	100 -	
3. Guktsche	100 -	
4. Dehene	100 -	
5. Tschekke	76 -	

II. Beïander, wohnen nahe den vorigen.

1. Ferke Akkilidschchani	123 Hütten	230 Hütten.
2. Ferke Nefeschani	107 Hütten	

III. Jenkak. Im Westen Gumbede Kawus, im Osten Senkebuni, zum Theil unter russischer Herrschaft.

1. Kuti Medschmen	116 Hütten	226 Hütten.
2. Uetschkojunli	110 -	

IV. Senkerik. Wohnen im Gurganlande. Gränzen im Westen Dereges, im Osten Gawerkalah.

1. Guschtschi und Karaschur	139 Hütten	295 Hütten.
2. Char und Schur	156 -	

V. Kerges auf dem linken Ufer des Gurgan, im J. 1855 auf 150 Hütten geschätzt.

Ganze Zahl der halben Dudurke: 1377 Hütten.

B. Halbe Daghli.

I. Tschagir Bekdeli in Haiderâbâd und Dughïelum. Die Südgränze ist Sendschibune . . . . 331 Hütten.

II. Arab, wohnen in Karaschich . . . . 66 -

III. Aaiderwisch, wohnen in Karaschich . . . . 150 -

IV. Karabelchan in Karnâbâd und Sarisu, nahe bei der Quelle des Gurganflusses, an der Gränze von Budschnurd und Chorasan.

1. Jokari Boïli	150 Hütten	315 Hütten.
2. Aschage Boïli	165 -	

V. Erkekli, wohnen nahe bei den Vorigen . . . . . 112 Hütten.

IV. Ghaï. Gränze: im Westen Mischkamber, im Osten Merghesar.

1. Temek	56 Hütten	199 Hütten.
2. Dari	56 -	
3. Gernas	47 -	
4. Buggedsche	40 -	

Im Ganzen 1173 Hütten der Daghli.

Zusammen wurden die Goklans im J. 1855 auf 2250 Häuser geschätzt.

3. Die Yamuds.

Sie zerfallen in 17 Stämme, diese wiederum in mehrere Unterabtheilungen, Tîr, i. e. Bogen, zwischen welchen sich überall Tschumur und Tschorwa befinden.

I. Dschaferbai. Sie wohnen vom Rande des kaspischen Meeres an zwischen dem Buluk von Sendenrustak und der persischen Festung Daulet-âbâd und wurden 1855 auf 2215 Familien geschätzt.

a) Jarali:

1.	Anluktumadsch	250	Familien	
2.	Iritumadsch	140	-	
3.	Tschokan	85	-	
4.	Purchas	110	-	
5.	Arek	100	-	955 Familien.
6.	Kel	45	-	
7.	Kuseli	45	-	
8.	Kesil	90	-	
9.	Sakkali	90	-	

b) Nurali:

1.	Kem	220	Familien	
2.	Ker	60	-	
3.	Kurd	60	-	
4.	Karandschik	200	-	910 Familien.
5.	Pank	150	-	
6.	Ikder	50	-	
7.	Kelte	170	-	

c) Okurdschali Huseinkulinischin — 350 Familien.

2215 Familien.

II. Ak und Atabaï, wohnen in Dowletâbâd, Aksin und Akkalah bis Darradschik.

a) Atabaï:

1.	Sehne	100	Häuser	
2.	Suki	75	-	
3.	Janpi	40	-	
4.	Muhammed Anluk	170	-	
5.	Saridscheli	40	-	
6.	Kese	45	-	
7.	Kesehalke	150	-	1020 Haushaltungen.
8.	Dukuntschi	80	-	
9.	Tane	200	-	
10.	Kangerme	80	-	
11.	Kulter	20	-	
12.	Karadaschlu	20	-	

b) Ak:

1.	Usinak	320	Häuser	600 Haushaltungen.
2.	Geskeak	280	-	

Sa. 1620 Haushaltungen.

III. Jelke, haben ihre Sukna oder Owa im Buluk Asterâbâd Rustak und wohnen von Darradschik bis Sultandwin.

1. Sagar	65	Zelte.
2. Wekilli	195	-
3. Geïr	40	-
4. Mirsa Ali	65	-
5. Arasli	25	-
6. Anluk	140	-
	530	Zelte.

IV. Das, haben ihre Wohnsitze im Buluk Fachremadeddin und wohnen von Sultandwin bis Akmeschhed. Sie waren 650 Familien.

V. Dewedschi, wohnen ebenfalls im vorgenannten asterâbâder Buluk Fachremadeddin und zwar von Akmeschhed bis zum Flusse Nehrgurdschi. Gegen den Gurgan zu ist Salian, welches Mekan (d. i. Ort, Quartier) ist, die Gränze.

1. Udek	140	Zelte.
2. Saridschemëud	70	-
3. Cheïweki	105	-
4. Kere	100	-
5. Abdal & Itschmek	120	-
6. Bage	20	-
7. Karadschedaghi	550	-
	1105	Zelte.

VI. Bedrak, imGebiete von Ketul (Fachremadeddin) vom Nehrgurdschi bis zu Tepe (Hügel) Kaferdwin. Im Norden ist die Gränze Diktsche Gurgan, eine Furth im Gurgan. Sie waren 200 Familien.

VII. Aïmer, von Kaferdwin bis Daschilum in Fenderisk und Kenisek. Nordgränze Senkersewade Gurgan. 1855 waren sie 375 Familien.

VIII. Taïfeh Kutschek, im Buluk von Fenderisk, von Daschilum bis Karatigan. Nordgränze Senkersewade Gurgan.

1. Ustaddschik	190	Zelte.
2. Churte	185	-
	375	Zelte.

IX. Ikder, wohnen zwischen den vorigen, 1855 waren sie 200 Familien.

X. Kanjokmes, wohnen in Bibischirwan, einige auch zwischen Taïfe Das (IV). 300 Familien.

XI. Selach, wohnen zwischen den übrigen Yamut Turkmanen. 1855 waren sie 255 Familien.

XII. Karroï, wohnen auf dem rechten Ufer des Atrek und in Belchan. Sie waren 250 Familien.

XIII. Behleken, wohnen am Atrek. 1855 schätzte man sie auf 260 Familien.

XIV. Tatar, wohnen nahe bei den Goklan Turkmanen. Sie waren 220 Familien.

XV. Kutschuk Tatar, wohnen mit den vorigen zusammen nahe bei den Goklan Turkmanen.

1. Kehke	150	Hütten.
2. Cheïwetschi	210	-
3. Churde	90	-
	450	Hütten.

XVI. Aata, wohnen bei den vorigen. Man schätzte sie 1855 auf 90 Familien.

XVII. Machdum, wohnen bei den vorigen. Man schätzte sie 1855 auf 120 Familien.

(Eine etwas verschiedene Aufzählung der Turkmanen findet man bei Melgunof, *das südliche Ufer des kaspischen Meeres p.* 81 flg.)

V. Zerstreute türkische Stämme in Erân.

(*Nach Ritter, Asien VIII,* 400—405.)

1. Der Kajartribus, aus dem die jetzt regierende Dynastie stammt. Er zerfällt in 7 Unterabtheilungen, davon in Mâzenderân und Teherân 1800 Individuen, zu Merv in Khorâsân 500, zu Eriwan 500, zu Genje 1000, in Allem nur 3800. Ein Theil hat sich in die Afscharen aufnehmen lassen. Sie sollen ursprünglich aus Turkestân mit Oguz-khân, einem Enkel Jingizkhâns, gekommen sein. Ihre Hauptresidenzen sind Teherân und Asterâbâd; sie sind alle sesshaft, kommen aber aus alter Gewohnheit jeden Frühling in eine wandernde Bewegung.

2. Die Afshar, zwei grosse Abtheilungen, Kasemlu und Erechlu (Schamlu und Kirklu nach Morier), mit 88,000 Familien, jeder Stamm zerfällt in Unterabtheilungen, von denen 15 angeführt werden. Nach Jouannin gehören zu ihnen am Urumiasee in Âḍerbaijân 25,000 Familien, im Khamsilande im Gebiete Zenghân am Kizil-ozen bis Sultanie und Sain-Qala an 10,000, um Qazvin 5000, um Hamadân 7000, um Rai und Teherân 7000, in Khuzistân 10,000, in Kirmân 6000, in Khorâsân 8000, in Fârsistân 5000, in Mâzenderân 5000.

3. Die Lak oder Lek in verschiedenen Provinzen, im Jihân-numâ werden sie zu den Kurden gezählt. Sie leben in ganz Erân zerstreut, ihre Hauptsitze sind um Qazvin, Fârs und Mâzenderân.

4. Die Khodabendehlu, wohnen in der Umgegend von Teherân und wollen érânischer Abstammung sein.

5. und 6. Schekagi und Schahseven. Die ersteren sind ein grosser Tribus von 50,000 Häusern und bewohnen meist das nördliche Âḍerbaijân und über die Distrikte Hashtrud, Germrud, Miâne und Ardebîl verbreitet. Von den Schahseven sollen in Ardebîl 8000, um Rai und in Fârsistân 6000, im Ganzen also 14,000 leben.

7. Die Muqaddam, um Marâgha am Urumiasee 5000 Individuen.

8. Dumbalu, im Westen derselben Provinz, um Khoi und Selmâs 12,000 Familien.

9. Turkmen, in alte (qadîm) und neue (jedîd) getheilt. Von den alten leben in Âḍerbaijân 8000, bei Hamadân 3000, im westlichen Fârsistân bis Kâzerûn 2000. Die neuen um Teherân und in Mâzenderân 3000, in den Wüsten zerstreut 25,000.

10. Kenguerlu, in Persisch Armenien, am Araxes 4—5000, um Qom etwa 1000, ein kleiner Stamm.

11. Talish, in Mâzenderân und Talish 15,000 (?).

12. Kara Tscharlu, in Âḍerbaijân und Qarâbâgh, am Zusammenfluss vom Kur und Araxes, an 12,000, auch viele durch Khorâsân zerstreut.

13. Schah Dullu, um Erivan an 8000.

14. Kara Geuzlu, um Hamadân 12,000.

15. Einallu, in Ispâhân im Quartier Fereïden, an 5000 bis 6000 Einwohner.

16. Bekdillu, in Âḍerbaijân, 3000, in Qum und Sawa 2000.

17. Abdul Meleki, in Ghilân und Mâzenderân 5—6000.

18. Rehimlu, in Yezdikhast 3000.

19. Far Modanlu, in Farsistân 11,000.

20. Mughanlu, im Nordosten von Tabriz, am Südufer des Araxes, von der Stadt Moghan benannt.

21. Hadjilar, in Mâzenderân 4000.

22. Emranlu, in Asterâbâd und Mâzenderân 4000.

23. Kara Hamzelu, in Westen von Ispâhân und Kezzaz 2—3000.

24. Emwarlu, um Qazvîn 5000.

25. Ustedjarlu, 26. Saridjelu, 27. Khan Chobanlu, alle drei in Âḍerbaijân, etwa 3000, 4—5000 und 10,000 Individuen.

28. Djivanchir, in Âḍerbaijân, sehr tapfer, 6—8000 Individuen.

29. Kouïounli, theilen sich in Qarâ (schwarze) und Aq (weisse), 7 bis 8000, in Âḍerbaijân, Khoi, Erivan.

30. Djelair, in Kelaat, der Zahl nach unbekannt.

31. Khaledj, in Qom, Sawa, Âḍerbaijân 8000.

32. Seidlu, in Khalkhal, Ghilân 5000.

33. Bulverdi, 34. Kachkaï, beide in Fârsistân, 5000 und 12—15,000.

35. Adjerlu, im Nordwesten von Ispâhân, im Canton Serawend, circa 6000.

Ausser diesen soll es noch viele andere türkische Ilats in Persien geben, von welchen specielle Nachrichten fehlen.

VI. Bakhtiaris.

(Nach Layard.)

Great Divisions	Tribes	Subdivisions	Families of tribes	Families of great Divisions	Summer Residence	Winter Residence	Assessement of great Divisions
Haft Leng	Durkaï	Seråswand 'Åsivand Båwådi (Båbi Hådi) Ålivar Gallah Gåshah Salliåk Bå Hamedi Råki Mårí Kandålí Malmali Berjuwi Salachin Sheïni	4000	. . .	Cahår Mahall and part of Båzuft	Serdasht and Diz-Shâhî	20 mules, at the present rate 2400 tomåns.
. . . . .	Bakhtiyåriwand or Beïdårwand	Åli Lådiwand Beliwand Mashmerdôsí Takki Ushnåyi Gandåyi Makomrayi Kiyürzi Åli Jemåli Lerûzeni	3000	. . .	Cahår Mahall and part of Båzuft	Sûsan-Sorkhâb, Andakû, Shimbår and Lôlí	20 mules or 2400 tomåns.

		Akilî Jiverân Sohrâb Monjezî Sheïkh					
Haft Leng (continued)	Bakhtiyâriwand (continued)	Dinôshî Gashtul (Kashtîl) Brâmâlî (Ibrahîm 'Alî)	. . .	. . .	. . . .	. . . .	. . . .
. . . . .	Ûlakî Mâl Ahmedî	. . . .	1200	. . .	Mountains near Telât and Semîrân	Near the seacoast to the N. of Bûshehr	. . . .
. . . . .	Salâk	. . . .	2000	. . .	Near Gilpâigân and Khânsâr	Jâpalâk and Sîlâkhûr	. . . .
Cahâr Leng	Kiyunûrzî	Mohammed Jâaferî Pâpâ Jâaferî Pûsînah-kûl Âriwand Arkûl Berûn Burburûn Âsîsafdî Sheïkh Tembî Kârîwand Istagî	1000	10200	Ferîdûn, part of Jâlapâk and Bâzuft, Zardahkûh and mountains of Mungasht	Hallagân and plain of Tul	6 mules or 720 tomâns.
. . . . .	Suhûnî	Vermahamîd Bowersât or Bersâk Kojah (Khwâjah) Shûngi Talbawand Matark Hamulah Keyâsh Zumstern Joberiz Ganj Âliwand	1500	. . .	Bâzuft and Zardah-kûh	Gulgir, Asmârî Shimbâr and Andakû	10 mules or 1200 tomâns.

Great Divisions	Tribes	Subdivisions	Families of tribes	Families of great Divisions	Summer Residence	Winter Residence	Assessement of great Divisions
Cahâr Leng	Mahmûd Sâliḥ	Mûsâwî Hurûni Bazâras Jangâyî Mûsâwand etc.	1000	. . .	Chehel Cheshmeh and Ferîdûn	Mendesân and hills above the plain between Shuster and Dizful	6 mules or 720 tomâns.
. . . .	Môguwi	Bâjûl Bâwahshemshîrî or Bahmehshîrî Shîrazi 'Imârî Duwîsî Salâkchîwah Âlbûshî Ghazâ Borogûnî Madîwar Mûrî Charm Tâl Madevân Madevânî Keïmas Shiyâzî Sowâdkû Gholâm Îvesî Âsâ Khalîl Husâmî Terdenî	1000	. . .	Ferîdûn and near Burûjird	Part Kal'ahi Tul and part Burûjird	6 mules or 720 tomâns.

. . . .	Memiwand and Zâlakî	Abdâlwand Zarcheguni Zâlekî Bûsâk Bôsî 'Isâwand Bû Isbâk; Sharafwand Minjâwî Basnâyî Sâkî	7000	. . .	Generally encamp with the tribe of Mahmûd Ṣâliḥ		12 mules or 2400 tomâns (? sic).
. . . .	Jamâlî	. . . . . .	500	. . .	. . . . . .	. . . . . .	. . . . . .
Dependencies	Dînârûnî	Âli Mohammedî (2) Aûrek Lejmi-aurek Shâlû (Shâmlû) Serkulû (Serkalî) Sehîd (Shehîd?) Goruwî Sheïkh 'Alîwand Nôrûzî Bûwâyî Kurkur.	6000	. . .	Towah Doverah and other mountains above Sûsan and somtimes Bâzuft	Sûsan and Mâl Amîr	20 mules or 2400 tomâns.
. . . .	Jânniki Garmesîr	Large tribes Zangenah Mombenî Makiyâwand Korzangenah Bûlawâsî (Abû-l-Abbâsi)	5000	. . .	These tribes are chiefly Deh-Nishîns and do not migrate: a few encamp, during the summer, in the mountains of Munghasht.		2500 tomâns.
		Small tribes Servistânî Kujûpî Malâgâyî Telârî			They (reside in Bâghi Malek, Meï Dâwud Malâgâ and near Kal'ahi Tul		

Great Divisions	Tribes	Subdivisions	Families of tribes	Families of great Divisions	Summer Residence	Winter Residence	Assessement of great Divisions.
		Karah-bâghi Meï Dâwudî Gareserî Tembî Gurgerî Beïg-delî					
. . . .	Jânnikî Sardesîr	Jalilî Aurek Yâr-ahmedî Monjî Bârsî Rîgî Mângarmûwî Ârmandî Bûjerî Bûnî Shiyâzî Referî Mesennî (Mamesennî?) Hellusadî Sherûnî Sâtehî Dûderâyî Melâsî 'Asherî	3000	. . .	Gandemân and Lurdagan, and the neighbouring mountains.	Bors and near the southern branch of the Karûn and Lurdagân	800 tomâns.
. . . .	Gunduzlu	Sârawân Âli Yeshalî Âli Kalû (2) Feïlî 'Arab Oghlî	15000	. . .	Banks of Âbi Gargar, and plain of Mosibenâ	Village of Boleïtî, Beïtâwand, Turkîdiz, Mosibenâ etc.	1574 tomâns.

		Moseyyerî Agâjânî Cham-konâr Khalaj Amîrjânî Afshâr Lak				
. . . .	Râhdâr Korrahî Beïtâwand	. . . .	. . .	. . .	These tribes are Rayats of the Gunduzlu and included in that tribe.	. . . .
. . . . .	Bindûnî	. . . .	. . .	. . .	A tribe scattered among the Bakhtiyâris, said to contain 600 or 700 families.	. . . .
. . . .	Shîrâzî Tareïfî Sandalî	. . . .	. . .	300	Three small semi-Arab tribes, mixing with the Suhûni and Jânniki Garmesîr: employed in keeping buffaloes.	. . , . . .

VII. Feïlîs (*nach Layard*).

Great Divisions	Tribes	Subdivisions	Families in tribe	Families in Divisions	Summer Residence	Winter Residence	Assessement of Divisions
Pîsh-kûh	Dilfân	Kâkâwand Yiwetîwand Mûmînâwand Reïsâwand Bijinâwand Chuwârî	15000	5000	Khâwah Hârâsim Khâwah	Hulîlân Hulilân dujâli and Kûh Dasht Rudbâr Chârdawes Terhân	40000 tomâns.
. . . .	Sîlah-sîlah	Hasanâwand Kûlîwand Yûsufâwand	10000	. . .	Alishter and Khâwah	Jâïdâr Seimarrah Pushti kûh	. . . .
. . . .	Bâlâ Gîriwâ	Reshnû or Reshnuwî Sâkî Pâpî Dirikawand	6000	35000	Tâf near Khorramâbâd, Abistân and Sar Hurû Kûhi Haftâd Pahlû	Kîr Âband and plain of Lur Kerki Mângerrah and plain of Rezâ	. . . . . .

Great Divisions	Tribes	Subdivisions	Families of tribes	Families in Divisions	Summer Residence	Winter Residence	Assessement of Divisions.
. . . .	'Amalah	Kûshkî Zîwahdâr Umrâï Mîr âkhûr Ḳâṭirjî Gholâm Mo'timad Rukhrukh Zûlah Chigonî	2000	. . .	Khorramâbâd Ṭerhân	Seïmarrah Kûhdasht	. . . .
Pushti-kûh	Kurd	Zargusht Mâstpî (2) Mamûs (2) Bâpîrâwand (2) Kotb-ed-dîn Nôrûzahwand Ibrahîm Huseïn Aḥmed Jâshnî Garekî Musâferâwand Dashtî (2) Yûsufwand (2) Laṭifâwand Khalîl-Ibrahîm Nazir 'Alî Gowâlû Bedevî Cham-Kabûd Mâlmulakî Meïmâhî Shahriyârwand Dûst-'Alîwand	4000	. . .	Kebîr kûh and sometimes Seïmarrah	Abdânû Deh Lurân Hills above Bâdrâï and at the foot of Kebîr Kûh	15000 tomâns.

		Bâldwî					
		Bâtûlî					
		Haverî					
		Sandâl					
		Murâd 'Alîwand					
		Haïderwand					
		Bozgir					
		Kharbuzânî					
		Hâk-'Alî					
		Noker-Omarân					
		Âbdânân					
		Deh-Lurân					
		Bayât					
....	Mehakî	Arkiyâsî	5000	10000	The mountains of the N. W. of Kebîr Kûh, and sometimes near Khorramâbâd	The plains at the foot of these mountains	15000 tomâns.
		Zarandûshî					
		Khazîl					
		Risâwend					
		Bâdrâï					
		Bâlî					
		Deh Bâlâï					
		Gumâr					
		Mâl-Kitâbî					
		Mishkâs					
		'Alî Beïkî etc. etc.					
	Shahân	.....	400		id.	id.	
	Panj Sitûn	.....	200				
	Dînârwand	.....	200				
	Lort	.....	150				
	Handemenî	.....	150				
Dependencies	Bâjilân	Dâlwand	900	...	Hurû	Dasht Abbâs, banks of the Kerkhah, in the low hills and near the sources of the Duwârij	2000 tomâns.
		Sagwand	1100				
	Beïrânwand	'Alîwand	1500				
		Dûshîwand	1000				
....	Hulîlânî	'Osmânawand	500	6000	Hills near Hulîlân	Plain of Hulîlân.	3500 tomâns.
		Jalâlawand	500				
		Dâjîwand	200				
		Bâlâwand	100				
		Sarkhâmeri	200				

VIII. Kurden.

(*Nach Rawlinson.*)

1. Mikri.

Die Mikri zerfallen in folgende kleinere Stämme (Tîreh), von denen manche wieder Unterabtheilungen haben:

Bâbâ Amîreh	Sekir	Beyî
Deh Bokrî	Gûrik	'Omerbil
Khelkî	Fekiyesi	Merzink
Sheïkh Shereft	Ables	Letâû
Selekeï	Bârik	Mâwet
Hasan Khâlî	Soleimânî	Shiwezâï
Kârish		
Şilkî.		

2. Bilbâs.

Pîrân	Mengûr	Mâmish
Mokhâneh	Kâdir Weisi	Hemzeh Âghâï
Berehem	Zûdî	Merbûk
Morik	Rasgei	Jokhûr
Yûsuf Khelikah	Babresû	Belâwend
Sebremâ	Mernekenâ	Merbabekrâ
Setâ		Fekeh Wetmânah
Westâpirâ		Sinn
Wermeziâr		Rânik.
Nânâkeli		
Hessen Âghâï		
Mâmandesinâ		
Pêwa		

3. Revendis.

bestehen aus 12 Zweigen (Mâm):

Mâmgîrd	Mâmbâl	Mâmles	Mâmui
Mâmâsâm	Mâmkekâl	Mâmseki	Pîrbâl
Mâmsâl	Mâmsîl	Mâmikhâl	Kelû.

An die Revendis angeschlossen haben sich folgende kleine Stämme: die Sheikah, Mâlibas, Nârik, Henârâni, Kheilâni, Kâsân, Sheik Mehmâdi, Bâmâni, Derijhki, Sekûi, Hirbûi, Shikûli, Mendik, Pirâjhi und Baimâr.

Die kurdischen Stämme unter türkischer Oberhoheit.

(*Nach Blau's Mittheilungen aus dem Sâl-nâme, Zeitschrift der DMG. XVI,* 607 *flg.*

Seite des Sâl-nâme	Provinz	Regierungs-Bezirk	Kreis	Name des Stammes.
140	Adana	Adana	bei Sis	حاجيلو Ḥâg'ilû
,,	,,	,,	bei Masis	منماجى Menemenlû
141	,,	Ozeir	bei Alûs	قيالو Qajâlû
,,	,,	Maras	eigener	نادرلو Nâdirlû
,,	,,	,,	desgl.	آفشار Afs'âr
,,	,,	,,	desgl.	چقاللو C'aqâllû
,,	,,	,,	desgl.	چليكانلو C'elikânlû
,,	,,	,,	desgl.	سينامنلو Sînamenlû
,,	,,	,,	desgl.	قليجلو Qilig'lû
,,	,,	,,	desgl.	آطمەلو Atmalû
150	Siwâs	Siwâs	eigener	ميللو Millû
,,	,,	,,	eigener	كاويللو Kâwillû
,,	,,	,,		باركلو Bâriklû
,,	,,	,,	desgl.	ساغجى Sagg'î
,,	,,	,,		بادلو Bâdlû
145	Charput	Malâṭia	desgl.	ايزولو Îzôlû
,,	,,	,,	desgl.	بليان Baljân
,,	,,	Bihisni	Bihisni	چقاللو C'aqâllû
,,	,,	,,	Bihisni	آطمەلو Aṭmalû
,,	,,	,,	eigener	بيروش Bîrus'
,,	,,	,,		الياطلو رشوانى Aljâṭlû Ris'-wânî
,,	,,	Dersim	eigener	قوچكوپرى Qoc'köprû
147	Erzerûm	Mûs'	Chanûs	زريقى Zärîqî
,,	,,	,,	Bulânyq	ممكى Memkî
,,	,,	,,	Warto	جيرانلو G'eirânlû
,,	,,	Bâjezid	Diâdîn	جلالى G'elâlî
,,	,,	,,	desgl.	حيدرانلو Ḥeiderânlû
,,	,,	,,	desgl.	زيلانلو Zîlânlû
154	Bagdâd	Revandûz	eigener	سرچه Serc'e
,,	,,	Suleimânije	Suleimânije	مندمى Mendûmî

Seite des Sâl-nâme	Provinz	Regierungs-Bezirk	Kreis	Name des Stammes.	
154	Bagdâd	Suleimânije	Baziân	همَوَند	Hamavend
,,	,,	,,	Sujûke	اسمعيل عزيزى	Ismâîl 'Azîzî
,,	,,	,,	Märga	منكور	Menkûr
,,	,,	,,	,,	مامش	Mâmis'
,,	,,	,,	,,	چاقر	C'âqyr
155	,,	Kerkuk	eigener	سِن	Sin
,,	,,	,,	bei	آكُو	Âgû
,,	,,	,,	Chalkân	خوشناو	Chos'nau
,,	,,	,,	Zärdi	بَلْباس	Belbâs
148	Wân	Mosul		جبور	G'abûr
,,	,,	,,	Hammâm	ابو سليمان	Abû Suleimân
,,	,,	,,	'Alî	حديدى	Hadîdî
,,	,,	,,		گرگرى	Gärgäri
,,	,,	,,	Sing'ar	هركيان	Herekiân
,,	,,	,,	'Aqra	ژرگرى	Järgärî
,,	,,	,,		زيبار	Zibâr
,,	,,	,,		سوريجى	Sûrig'î
,,	,,	,,	Zibârî	بَرادوست	Berâdost
,,	,,	,,		شروان	S'irwân
,,	,,	,,		كردى	Kürdî
,,	,,	,,	Imâdia	نيروه	Nîrûh
,,	,,	,,	,,	بروارى ژورى	Berwârî-jûrî
,,	,,	,,	,,	بروارى ژيرى	Berwârî-jîrî
,,	,,	,,	Dâûdije	دوشكى	Dûs'ikî
150	Haleb	Raqqa		برازى	Berâzî
,,	,,	,,		كتكانلو	Ketkânlü
,,	,,	,,	Sarûg'	بنى قيس	Benî Qeis
,,	,,	,,		ميللو	Millü
,,	,,	,,		شيخانلو	S'eichânlü
,,	,,	,,	eigener	براق	Barâq
,,	,,	Kilis	Seichler	شقاقى	S'iqâqî
,,	,,	,,	eigener	اوقجى عِزّالدينلو	Oqgî-'Izziddinlü
,,	,,	Haleb	bei Hârim	دليكانلو	Delikânlü

Anmerkung 1. An der Westgränze des Kurdengebietes bei Adana und Siwâs kann nicht dafür eingestanden werden, ob alle rein kurdische sind und nicht auch hie und da turkmanische, welche das mittlere und südliche Kleinasien bevölkern, mit unterlaufen. Auch auf der Gränzscheide des arabischen und kurdischen Gebietes mögen manchfache Mischungen beider Nationalitäten stattfinden. In den meisten Fällen bildet jeder einzelne Stamm einen besonderen Steuerverband, in einigen Fällen bat die türkische Behörde aber einen Stamm verschiedenen Steuerbezirken zugetheilt, diese erscheinen dann in obiger Liste doppelt aufgezählt, wie die Millû, C'aqâllû, Atmalû. Zuweilen sind mehrere Stämme zu einem Kreise zusammengelegt, was aber durch Klammerzeichen angegeben wurde.

Anmerkung 2. Viele Kurdenstämme innerhalb des türkischen Reiches haben ihre alte Stammverfassung ganz aufgegeben und werden daher im türkischen Staatskalender nicht mehr als solche aufgeführt, sie haben höchstens den Kreisen, in denen sie wohnen, den Namen gelassen. Diess ist namentlich der Fall im eigentlichen Kurdistân, d. h. in dem Eyyalat, welches die Benennung Kurdistân führt, sowie in dem der überwiegenden Mehrheit nach von Kurden bewohnten Regierungsbezirke Ḥekârî. Der betreffende Abschnitt des Sâl-nâme lautet:

S. 148. Provinz Kurdistân: 49 Kreise.

Regierungsbezirk Mârdîn, 11 Kreise.

1. Mârdîn mit Qoc'hisâr. 2. Zâchô. 3. G'ezîre 'Omârîje. 4. Niṣibîn. 5. Die Landschaften 'Alijât und Aznâvor. 6. Bohtân. 7. Ḥâg'î. Behrâm. 8. Midjaṭ. 9. Ṣavor. 10. Sûrkicî. 11. 'Amarkan.

Regierungsbezirk Sä'îrd, 12 Kreise:

1. Sä'îrd (Is'ird). 2. Ridwân. 3. Gerzân mit Ḥiṣn-keif. 4. S'irwân. 5. Qara-kecî. 6. Gördîlên. 7. Landschaft Dîragol. 8. Landschaft Ârûg'. 9. Landschaft Ṣâsûn. 10. Landschaft Aq-Nîsî. 11. Landschaft Ḥezân. 12. Landschaft Res'negân.

Regierungsbezirk Diârbekr, 26 Kreise:

1. Diârbekr (Âmid) mit den Landschaften östlich und westlich und Gikî nebst Türkmân. 2. Mahal. 3. Metnân. 4. Direk-Des'tikur. 5. Behrâmkî. 6. Besîrî. 7. Selwân (Mêfâriqîn). 8. Qulb. 9. Pâdigân. 10. Chyjân. 11. Göinükler. 12. G'äbaqc'ûr. 13. Menis'kûr. 14. Kicb. 15. Jachtek. 16. Ziktî. 17. Landschaft Herta. 18. Neg'âr. 19. Landschaft Tâos. 20. Hovidân. 21. Mihrânî. 22. Chadru (Terg'il). 23. Lig'â mit Âtaq und Telsemeh. 24. Hânî (Paly Ma'den). 25. C'isqa. 26. Âbkûr.

unḍ S. 147. Provinz Wân.

Regierungsbezirk Ḥekârî, 9 Kreise:

1. G'ülamerk. 2. Maḥmûdî (Chos'âb). 3. Albâq. 4. Gûr-S'emdinân. 5 Beit es'-s'ebâb. 6. C'âl. 7. Qotûr. 8. Derî. 9. Ober- und Unter-Ṭajârî.

Regierungsbezirk Wân, 13 Kreise:

1. Wân. 2. Pargîrî. 3. Âgañs. 4. Arg'is'. 5. 'Adilg'uwâz. 6. Achlâṭ. 7. Gäwas' mit den Landschaften Karkâr, Qarg'ikân und Tatowân (Gawâr). 8. Mäkäs. 9. Landschaft S'ätâq. 10. S'yrwy. 11. Chuwâsûr. 12. Landschaft Wosṭân. 13. Nûrdûz.

IX. Stämme der Dûshik-Kurden.

(*Blau, Zeitschrift der DMG. XVI*, 624. 625.)

Tscharikli (Scheich Hussein Oghlu)	Abbas Uschaghi
Bozon Oghlu (Scheich Hassan)	Gülab ,,
Schemikli	Ferhad-Uschaghi
Gureschli (Balabam)	Rîske ,,
Lolangli	Karabalu ,,
Aschuranli	Kerim Oghlu Uschaghi
Demanli	Róthani Uschaghi
Basgheranli	Letschin ,,
Galanli	Topuz ,,
Mewali	Baet ,,
Bagistiarli	Sür Oghlu ,,

X. Stämme der Kûghelû.

(*Nach Layard.*)

Large Tribes.

Cahârbânichah divided into { Bôher Aḥmed, Nuwî, Dushmanziyôrî, Cherûmî.

Teïbi

Bahmehi divided into { Aḥmedî, Moḥammedî, Kâla Kel.

Bâwî
Yûsofî
Agâjeri
Kûhmarrah
Shîr Alî
Shahrunvî.

Small Tribes.

Tekâjerî	Telah-Kurî (oder Tekah-Kûri)
Geghatine (Jaghataï?)	Jûmah bozurgî
Magdelî	Afshâr.

Stamm Ali Kethîr.

(*Nach Layard.*)

Benî Mo'alla	Ebû Ṭerâïf
Benî Ma'âmah	Ṭarbûsh
Mo'âwîyeh	Râshid
'Ali Lowweh	Madeyyeh
El Mu'âneh	Delfîyeh
Zehiriyah	Deïlim
Benî Akbah	Rawâshid
Cha'b	Ḥanakûyeh
Melâ'în	Ebû Seyyid.
Zabbah	

XI. Die Shâb-Âraber *(nach Layard).*

Great Tribes	Division	Subdivisions	Name of Sheikhs	Residence.
Cha'b (Ka'b)	Âli Bû Nâsir Idris	El Sakhereh Âti Bû Alî Âli Bu Madehî Âli Bû Badî El Ghanam Âli Bû Dalleh Âli Bû Suf El Haffa delleh Thawâme Shileishât Rûbahât Soweïlât Rawâjileh Toweïjât El Feyyâl El Koweïseb Âli Bû Mahmûd Âli Bû 'Alâfî	Thâmer Salmân	Fellâhîyah. Left bank of the lower part of the Kârûn and of the Bahmeh-shîr.
	Naṣârâ	. . . . . .	Ḥâji Mash'al and Kerreyid	Right hank of the Bahmeh-shîr and southern part of Moḥammerah.
	Mohaïsen	Mejd-ed-dîn Khanâfirah El Mâtesh asfer Motuwwar Buweïsher El Hallâlât Derârijeh El Mahâmîd Beit Mosâhil or Ebn 'Alî Bâshâ Morâzijeh Mo'âwiyah	Ḥâji Jâber	Right bank of the lower part of the Kârûn and the northern part of Moḥammerah.
	Bâwî	Motaridheh Newâser El Wasseyîn El Wurûmî El Ajâjât El Jebbârât El Mossabbeh Âli Bû Hâji El 'Awûd El Zerkân Benî Khâled El Omûr El Erkither El Shamâkhîyeh El Berâshideh El Hardân	'Ajîl	Right and left banks of the Kârûn above and below Ismaïlîyah and that village.
	Branch of the Benî Temîm	Sherifât (BeniErshed Soleyyeh, El Farûd etc.)	Mîr Madhkûr	Hindiyân, Deh Mullâ right hank of the river of Hindiyâu and Zeïtûn hills.
	Haiderî	. . . . . .	Ahmed	Banks of the Jerrâhî.
	Hiyâder (i. e. Haideris)	. . . . . .	. . . .	Near Fellâhîyeh.

Unterabtheilungen der Benî Lâm.

(*Nach Layard.*)

Cbenanâh (Kenânab)
Mayyah
Gheleïmî
Keserâyi - Abbâs-Turkî
Keserâyi-Shâmkî
Keserâyî-'Ali-Ḥuseïn
Cha'b
Seyyid Ḥasan
Derbelû
Zihrij
Hamel el Ḥamûd
Habûbah
El Tâïf
Ben Khomeïs
Abû Cbâmel (Kâmil)
Harefîyeh
Moḳâsîs.

Hiyyîyeh
Luweimî
Zehôdah
Sheïtat
Ebn 'Abd-el-Khân
Beshâshîyeb
Tukiyâl
Benî 'Aḳûbab
Soweïd
Âl Bû Kabûd
Beït Herân
Sa'dah
Sheïkh Na'mah
Beït Mohannâ
'Arḳân
Otreïf
Seyyid Abûl.

Belasim
Daheïmî
Dhehebât
Yûrânîyah
Surkah
Kersân
'Allânî
Murîrah
El Tureyyad
'Ashîrat Kelâti
Beït Zohrah
Benî Seyyid
Ben Dahân
Al Rahmah
Menâyil
Ferâsah
Seyyid Moḥammed.

Taurah
Gereïzat
Zehrîyah
Sekur
Attab
Benî Temîm
Saâd
Betûyeh
Âl Bû Moḥammed
Bû Kamar
Âl Bû Darîyeh
Burrah
Ardishâh
Ben Mo'alla
Râdhî or Râzi
Hewâr
Sheikh Ahmed.

XII. Salar.

(*Nach Vámbéry, Reise p.* 245.)

Taife	Tîre
1. Jevaladsch	Jas, Jisi, Sakar, Orduchodscha.
2. Karaman	Atam, Gördschikli, Beybölegi.
3. Anabölegi	Jadscbi, Bochara, Bakascbtöre-timur.

XIII. Sarik.

(*Vámbéry, Reise p.* 245.)

1. Chorasanli	Bedeng, Chodschali, Kisil, Huseinali.
2. Biradsch	Kanlibasch, Kultscha, Sudschan.
3. Sochti	Japyr, Mumatay, Kurd, Kadyr.
4. Alascha	Kodschak, Bogadscba, Huseinkara. Saad Okensis.
5. Hersegi	Jerki, Dschanibeg, Kurama, Jatan, Japagy.

XIV. Stämme der Oezbeg.

(*Vámbéry l. c. p.* 276 *flg.*)

1. Kungrad. 2. Kiptschak. 3. Chitai. 4. Mangit. 5. Nöks. 6. Nayman. 7. Kulan. 8. Kiet. 9. As. 10. Tas. 11. Sajat. 12. Dschagatay. 13. Üjgur. 14. Akbet. 15. Dörmen. 16. Öschün. 17. Kandschigali. 18. Nogai. 19. Balgali. 20. Miten. 21. Dschelair. 22. Kenegös. 23. Kanli. 24. Ischkili. 25. Böjürlü. 26. Altschin. 27. Atschmayli. 28. Karakursak. 29. Birkulak. 30. Tyrkysch. 31. Kellekeser. 32. Ming. — Eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung findet sich bei Khanikof, *Bokhara p.* 73 flg.

XV. Qarâkalpak.

(*Vámbéry l. c. p.* 279.)

1. Bajmakli. 2. Chandekli. 3. Terstamgali. 4. Atschamayli. 5. Kaytschili Chitai. 6. Ingakli. 7. Keneges. 8. Tembojan. 9. Saku. 10. Ontörturuk.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.